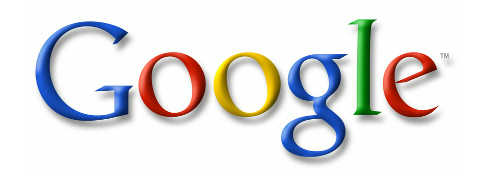
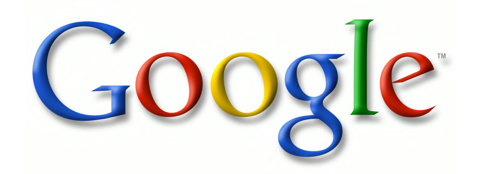
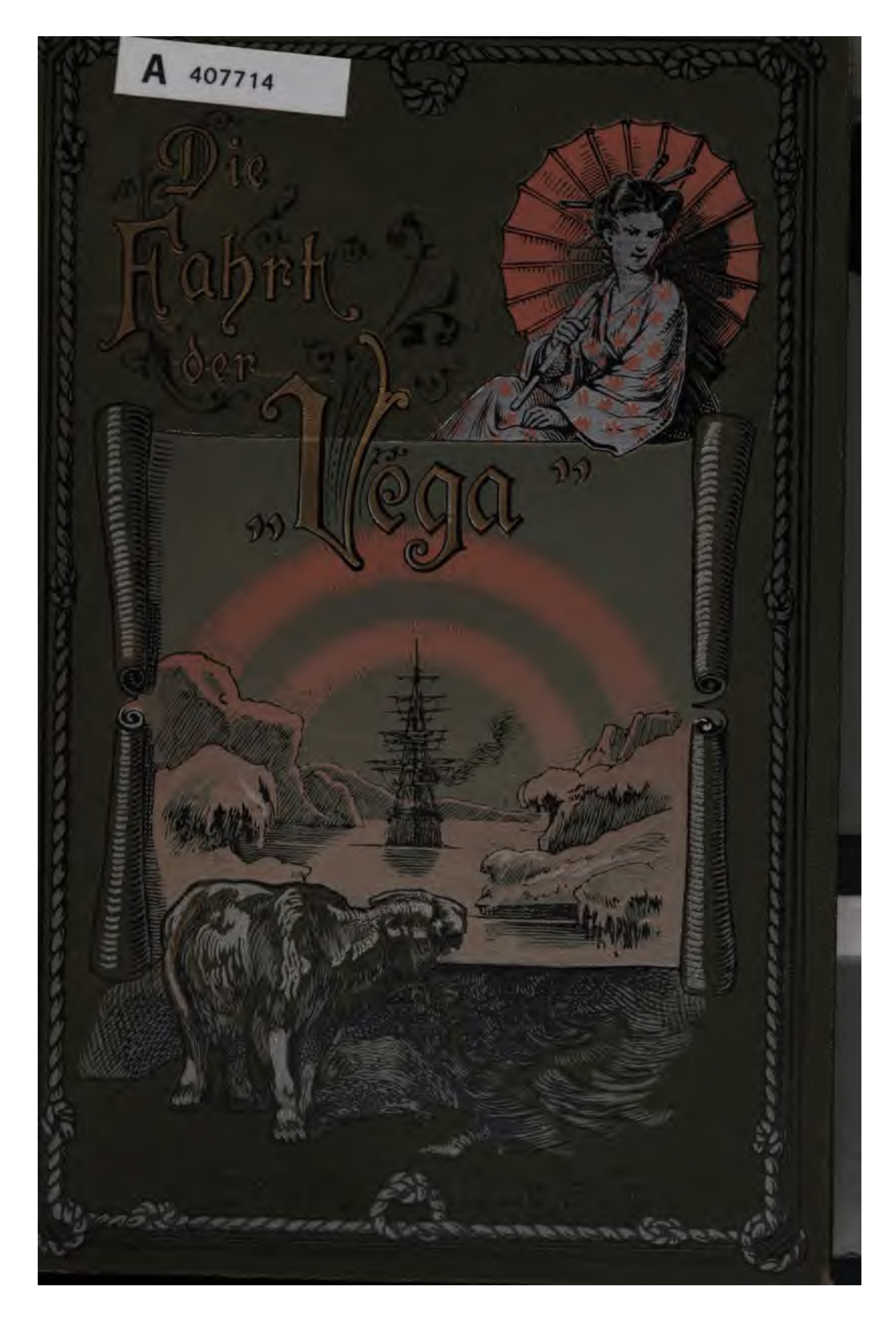






A 407714
Die Fahrt der „Vega"



A. E. Nordenskiöld.



A. L. PALANDER.

Nordenskiöld, Nils Adolf Erik

Die
Fahrt der „Vega“
um Asien und Europa;

nach Nordenskiöld's schwedischem Werke

frei bearbeitet

und mit Anmerkungen begleitet

von

Dr. A. E. Wollheim, Chev. da Fonseca,

früherem Docenten an der Kgl. Universität zu Berlin, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften ꝛc.

Mit 66 Illustrationen, zwei Reisekarten und den Portraits Nordenskiölds und Palanders.



Berlin 1883.

Verlag von Otto Janke.

Nordenskiöld, Nils Adolf Erik

Die

Fahrt der „Vega“

um Asien und Europa;

nach Nordenskiöld's schwedischem Werke

frei bearbeitet

und mit Anmerkungen begleitet

von

Dr. A. E. Wollheim, Chev. da Fonseca,

früherem Docenten an der Kgl. Universität zu Berlin, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften 2c.

Mit 66 Illustrationen, zwei Reisekarten und den Portraits Nordenskiölds und Palanders.



Berlin 1883.

Verlag von Otto Janke.

Vorwort.

Der Herr Verleger dieses Buches, von dem, in jeder Beziehung gerechtfertigten Wunsche beseelt, die in der Geschichte der Entdeckungen epochemachende Auffindung der Nordostpassage durch die vom Professor Nordenskiöld geleitete Expedition der „Vega“ auch dem größeren und unbemittelteren Publikum in Deutschland zugänglich zu machen, übertrug mir eine, nicht etwa wörtliche Uebersetzung, sondern die freie Bearbeitung des hochinteressanten, wichtigen, schwedischen Werkes. Ich kam dieser ehrenvollen Aufforderung mit Freuden nach. Um also diese Nordenskiöldische Schrift auch in weiteren Kreisen der deutschen Lesewelt bekannt zu machen, habe ich die Untersuchungen über speziell für Männer vom Fach bestimmte Gegenstände, wie z. B. über botanische, mineralogische, geologische, zoologische, entomologische, meteorologische u. a. Forschungen gekürzt oder nur in ihren resp. Resultaten wiedergegeben. Dagegen schien es mir nothwendig, Alles was Geschichte, Geographie, Rückblicke auf die Abenteuer früherer Polarfahrer u. dergl. betrifft, wenigstens in der Hauptsache mitzutheilen. Besonders aber und ausführlich sind es: die Fahrt der „Vega“ selbst, die Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren aller Art, welche der berühmte Verfasser und seine wackern Begleiter zu bestehen hatten, die Beschreibung der von ihnen besuchten Länder und Städte — kurz alle interessanten und merkwürdigen Erlebnisse der kühnen See-

fahrer, welche der Bearbeiter, soweit es der Raum und die oben erwähnte Tendenz: das Wichtigste, Belehrendste und Interessanteste des großen, zwölf Hefte starken Originalwerkes auch dem Gros des deutschen Publikums mitzutheilen, zuließen, in den Hauptzügen fast vollständig nacherzählt und mit erläuternden geographischen, historischen, ethnologischen und mythologischen Anmerkungen versehen hat.

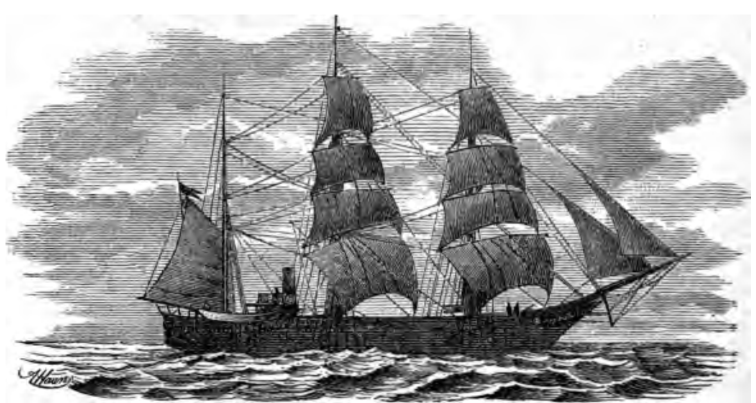
Indem ich um Nachsicht für die mühevolle Arbeit, statt eine einfache Uebersetzung zu geben, aus dem vielen Merkwürdigen das Merkwürdigste auszuwählen bitte, spreche ich hiermit öffentlich dem gelehrten Verfasser des schwedischen Werkes meine von Jedermann getheilte Bewunderung für seine und seiner Gefährten Kühnheit und Ausdauer aus, und statte ihm zugleich meinen Dank für den hohen Genuß, den er mir persönlich durch die für so viele Wissenschaften hochwichtige Arbeit bereitete, ab. Möge er denselben so freundlich empfangen, wie er aufrichtig gemeint ist.

Berlin, 1881.

W. v. L.

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung.



Die Vega.

Der Seereise, die ich in diesem Buche schildern werde, gingen zwei andere, dieselbe veranlassende, von Schweden aus unternommene Seefahrten nach dem westlichen Theile des sibirischen Eismeers voran, bei denen ich das erste Mal im Jahre 1875 mit einer Fangschute*) Namens „Pröven“ und das zweite Mal mit einem Dampfer, Namens „Ymer“ an der Mündung des Jenisei anlangte.

Nach der Rückkehr von letzterer Fahrt glaubte ich im Stande zu sein, auf Grund der dadurch erlangten Erfahrungen, so wie auf Grund der Kenntnisse, die man bei kritischer Erläuterung dieser Erfahrungen, aus älteren, besonders russischen Untersuchungen der Nord-

*) Ein kleines zum Robben- und Walfischfang dienendes Schiff. — Anmk. des Bearbeiters.

küste Asiens gewinnen kann, zu erklären, daß das offene Fahrwasser, welches mich zwei Jahre nacheinander über das vorher so schlecht beleumundete Kara-Meer*) nach der Mündung des Jenisei trug, aller Wahrscheinlichkeit nach sich noch bis an den Beringssund, (die Beringsstraße) erstrecke, und daß auf solche Art eine Umschiffung der alten Welt möglich sei.

Es war ganz natürlich, daß ich der Anmahnung zu neuen, wichtigen Entdeckungen, die sich hier zeigten, nachzukommen suchen würde. Es galt ja die Lösung einer geographischen Aufgabe, nämlich des Vordringens auf dem Nordostwege nach China und Japan, einer Aufgabe, die seit länger als dreihundert Jahren das Ziel eines Wetteifers zwischen den ersten Handelsstaaten und tüchtigsten Seefahrern der Welt war, und deren Ausführung, wenn man sie als eine Umsegelung der alten Welt auffaßt, schon vor Jahrtausenden den Geographen als höchstes Ziel ihrer Wünsche galt. Ich beschloß daher, zum Beginn für diesen Endzweck die Geldmittel, die mir Herr Sibiriakow, nach meiner Rückkehr von der Fahrt im Jahre 1876, zur Fortsetzung der Untersuchungen im sibirischen Eismeer zur Disposition gestellt hatte, zu benutzen. Für eine Fahrt von der Ausdehnung wie die war, um welche es sich jetzt handelte, reichte jene Summe aber durchaus nicht hin. Aus diesem Grunde wendete ich mich an Se. Majestät den König mit der Anfrage, in wie weit die geplante Seefahrt hinsichtlich ihrer Ausrüstung auf eine Unterstützung aus öffentlichen Mitteln rechnen könne. König Oscar, der schon als Erbprinz einen reichen Beitrag zu der Torellschen Expedition vom Jahre 1861 gesteuert hatte, nahm sich meines Vorschlags besonders warm an, und versprach, binnen Kurzem, behufs einer Berathschlagung über die Angelegenheit, die schwedischen Jeniseifahrer und andere an unseren Erforschungsreisen im Norden ein Interesse habende Leute zu sich zu berufen; zugleich forderte er mich auf, bis dahin bereit zu sein, die Gründe vollständig vorzulegen, mit denen ich meine, von der allgemeinen Ansicht so sehr abweichende Meinung über die Eiszustände des Meeres an der sibirischen Nordküste stützte.

Diese Zusammenkunft, welche als der Geburtstag der Vega-Expedition betrachtet werden kann, fand am 26. Januar 1877 im Schlosse von Stockholm statt.

---

*) Das Karische Meer, östlich von Nowaja Semlja. — Anmk. d. Bearb.

Ich hatte die Genugthuung, bei unserer neuen Eismeerfahrt meine alten erprobten Freunde von früheren Reisen, die in der arktischen Literatur so sehr bewanderten Forscher, die Docenten Dr. Kjellman und Dr. Stuxberg, als Vorstände für die botanischen und zoologischen Arbeiten der Expedition anstellen zu können. Im weiteren Verlaufe des Jahres erbot sich noch ein anderer Theilnehmer an der im Jahre 1872 u. 73 stattgehabten Ueberwinterung auf Spitzbergen, der Lieutenant (nunmehriger Kapitän) auf der schwedischen Flotte: L. Palander die neue Expedition als Commandant des Schiffs zu begleiten. Ferner schlossen sich der italiänische Marine-Lieutenant Giacomo Bove, der Lieutenant A. Hovgaard von der dänischen Flotte, der Arzt E. Almqvist, Candidat der Medizin, der russische Gardelieutenant O. Nordqvist, und E. Brusewitz, Lieutenant auf der schwedischen Flotte, der Expedition an. Zu diesen kamen noch 21 Personen, Unteroffiziere und Mannschaft.

Das für die Expedition angekaufte Dampfschiff „die Vega", war, wie aus der weiter unten gelieferten Beschreibung hervorgeht, ein ziemlich großes Fahrzeug, welches zu Anfang der Reise mit Lebensmitteln und Kohlen befrachtet werden sollte. Sie konnte also, wenn sie die Küste entlang, in einem neuen ihr unbekannten Fahrwasser segelnd, unvermuthet auf eine Lehm- oder Sandbank laufen sollte, ziemlich schwer vom Grund losgearbeitet werden. Ich nahm daher mit Begierde das Anerbieten des Herrn Sibiriakow an, mir während der ersten Hälfte der Reise zur größeren Sicherheit für die Expedition Mittel zum Bau eines anderen kleinen Dampfers „Lena" zur Verfügung zu stellen. Dieser Dampfer sollte den Lena-Fluß zum Haupt-Reiseziel haben, aber zu Anfang der Fahrt ein Lichterfahrzeug für die Vega vorstellen, welches, wenn es sich als nützlich erwies, vorausgeschickt werden konnte, um den Eiszustand und das Fahrwasser zu untersuchen. Ich ließ die Lena in Motala aus schwedischem Bessemerstahl, hauptsächlich nach einer Zeichnung des Ingenieurs R. Runeberg in Finland, bauen. Das Boot entsprach dem damit beabsichtigten Zwecke ganz vollkommen.

Eine unerwartete Gelegenheit, die Dampfschiffe unterweges mit Kohlen zu versehen, bot sich mir außerdem dadurch dar, daß ich zur nämlichen Zeit mit den Vorbereitungen zur Fahrt der Vega, den Auftrag erhielt, gleichfalls für Herrn Sibiriakows Rechnung, zwei

andere Fahrzeuge auszurüsten, nämlich das Dampfboot „Fraser" und das Segelschiff „Expreß", welche ein an der Jenisei-Mündung lagernde Ladung Getreide nach Europa abholen und eine Partie europäischer Waaren dorthin bringen sollten. Letztere füllten jedoch den weiten Ladungsraum des Expreß ganz und gar nicht, welcher nun statt dessen zum Einnehmen von Kohlen für Rechnung der drei Dampfschiffe verwendet werden konnte. Es war dieses um so vortheilhafter, als dem Reiseplane nach die Vega und Lena sich erst an der Mündung des Jenisei von Expreß und Fraser trennen sollten. Die erstgenannten Fahrzeuge wurden so in Stand gesetzt, noch an dieser Stelle so viele Kohlen als der Raum gestattete, an Bord zu nehmen.

Ich werde weiterhin Bericht über die Fahrten der übrigen drei Schiffe, von denen jedes einzelne einen Platz in der Geschichte der Seefahrt verdient, erstatten. Zu leichterer Uebersicht will ich hier nur sagen, daß am Anfange der Reise, welche hier beschrieben werden soll, die folgenden 4 Fahrzeuge zu meiner Disposition standen:

1, Vega von L. Palander, k. schwedischem Marinelieutenant geführt; umschiffte Asien und Europa.
2, Lena vom Grönlandsfahrerkapitän*) Christian Johannessen geführt; das erste Fahrzeug, welches vom Atlantischen Ocean bis zum Lenafluß gelangte.
3, Fraser vom Kauffahrteikapitän Emil Nilsson und
4, Expreß vom Kauffahrteikapitän Gundersen geführt; die ersten, (Fahrzeuge) welche Getreideladungen vom Jenisei nach Europa heimbrachten.**)

---

*) Ich habe die schwedischen Ausdrücke fångstfärd, fångstman (wörtlich Fangfahrt, Fangmann) durch Walfisch- oder Walfangsfahrt resp. Walfänger oder Grönlandsfahrer übersetzt, da die Jagd nicht nur auf Walfische, sondern auch auf Robben und andere Cetaceen gemacht wird, und die Leute, welche sich damit beschäftigen, mit dem Namen „Grönlandsfahrer (im Englischen whaler, whalefisher)" bezeichnet zu werden pflegen; die Wörter: „Fangfahrt" und „Fangmann" aber den richtigen Begriff nicht immer klar ausdrücken und auch im Deutschen nicht gebräuchlich sind. — Anmkg. d. Bearb.

**) Die erste Waarenladung von Europa nach dem Jenisei brachte ich im Jahre 1876 mit dem Ymer hin. Das erste Fahrzeug, welches vom Jenisei nach dem atlantischen Ocean segelte, war die in Jenisseisk gebaute, im Jahre 1871 vom russischen Kauffahrteikapitän Schwanenberg geführte Sloop: „Morgonrodanden (die Morgenröthe).

Als die Vega für Rechnung der Expedition erstanden ward, wurde sie von den Verkäufern wie folgt beschrieben: „Der Dampfer Vega ist 1872—73 in Bremerhaven für Rechnung der Eismeer-Aktiengesellschaft und unter specieller Aufsicht, vom besten Eichenholz gebaut. Sie hat auf 12 Jahre die erste Klasse $^3/_3$ I. I. Veritas, mißt Brutto 357 oder Netto 299 Registertonnen. Sie ist gebaut und verwendet zur Walfangsfahrt im nördlichen Eismeer und mit allen dazu nöthigen und gebräuchlichen Verstärkungs-Hilfsmitteln versehen. Außer der gewöhnlichen Eichenholz-Schiffsverkleidung hat das Fahrzeug noch überall, wo Eis an dasselbe stoßen kann, eine Eisverschalung*) von frischem Kernholz. Diese Eisspiekerhaut erstreckt sich von unweit der unteren Mastsparrbolzen bis auf 1, 2 à 1,5 Meter vom Kiel.

Die Dimensionen sind:

Länge im Kiel	37,6	Meter.
„ über Deck	43,4	„
Höchste Breite	8,4	„
Raumtiefe	4,6	„

Die Dampfmaschine von 60 Pferdekraft ist nach dem Wolf'schen System mit Nebencondensator von ausgezeichneter Beschaffenheit. Sie erfordert stündlich ungefähr 10 Kubikfuß Kohlen. Das Schiff hat vollständige Barkschiffstakelage mit Harztannenmasten, Eisendrathtakelwerk und Marssegel mit Patentreffern. Es segelt und manövrirt ungewöhnlich gut, und macht unter bloßen Segeln 9 bis 10 Knoten. Bei der Probefahrt legte der Dampfer $7^1/_2$ Knoten zurück, aber 6—7 Knoten können als Normalfahrt, welche die Maschine zuwegebringt, angesehen werden. Ferner finden sich eine mächtige Dampfwinde, Reservesteuer und Reservepropeller vor. Das Fahrzeug ist außerdem im gesamten unteren Raum mit eisernen Cisternen versehen, die so eingerichtet sind, daß sie genau zum Boden und zu den Seitenwänden des Fahrzeugs passen, wodurch diese Cisternen bei etwaigem Eisdruck eine nicht geringe Widerstandskraft bilden. Sie sind gleichfalls ganz besonders zum Aufbewahren von Proviant, Wasser und Steinkohlen dienlich."

*) Verspiekerung oder Wegern, d. i. Beschlagen der äußeren Schiffsplanken mit Brettern oder Kupfer gegen den Andrang des Eises. — Anmkg. d. Bearb.

Wir hatten keinen Grund obige Beschreibung zu verwerfen*); doch war es jedenfalls nothwendig bei einem Eismeerfeldzug wie dem in Aussicht genommenen, eines Weiteren zu inspiciren, sich zu überzeugen, ob alle seine verschiedenen Theile in völlig guter Ordnung waren, die Veränderungen im Takelwerk u. s. w., welche die veränderten Ansprüche erforderlich machten, zu treffen, und schließlich das Fahrzeug so herzurichten, daß es einen wissenschaftlichen Stab, der sich mit den Offizieren auf neun Personen belief, beherbergen konnte. Diese Arbeiten wurden auf den Werften von Karlskrona unter Aufsicht des Kapitäns Palander ausgeführt. Zu gleicher Zeit wurde die wissenschaftliche Ausrüstung hauptsächlich in Stockholm besorgt, wobei eine Menge Geräthschaften zu physikalischen, astronomischen und geologischen Untersuchungen von der Königlichen Akademie der Wissenschaften hergeliehen wurde.

Die Speiseordnung während der Fahrt wurde theils auf Grund unserer Erfahrungen von der Ueberwinterung des Jahres 1872 bis 73 her, theils nach Angabe eines speciellen Gutachtens über den Gegenstand, von dem ausgezeichneten Arzt bei obengenannter Eismeerreise Dr. A. Envall, festgesetzt, Konserven, Butter, Mehl u. s. w. wurden zum Theil in Karlskrona, zum Theil in Stockholm und Kopenhagen gekauft. Eine Quantität Preßfleisch wurde in Stockholm (von J. Wikström) bereitet, eine andere in England erstanden; frische reife Kartoffeln wurden vom mittelländischen Meer her, eine größere Menge Moosbeerensaft von Finland, eingemachte Bergbrombeeren, Kleider von Rennthierfellen u. s. w. aus Norwegen, (durch den Advokaten Ebeltoft) herbeigeschafft, und mit einem Worte, nichts wurde verabsäumt, das Fahrzeug so gut wie möglich ausgerüstet herzustellen, um seiner großen Aufgabe gerecht zu werden.

Dies geht aus dem, S. Majestät dem Könige im Juli 1877 unterbreiteten Reiseplan hervor.

Die Entdeckungsfahrten, welche während der letzten Jahrzehnte von Schweden nach dem Norden unternommen wurden, haben durch das lebhafte Interesse, welches sie überall, im In- wie im Auslande erregten, durch die bedeutenden Summen, welche vom Staat und

---

*) Kapitän Palander berechnete jedoch den Kohlenbedarf bei einer Fahrt von 7 Knoten auf 12 Kubikfuß oder 0,3 Kubikmeter stündlich.

vor Allem von Privatpersonen dafür geopfert wurden, durch die praktische Schule, welche sie für mehr als dreizig schwedische Naturforscher bildeten, durch die wichtigen wissenschaftlichen und geographischen Resultate, die sie lieferten, sowie durch das Material für scientifische Forschung, das sie dem schwedischen Reichsmuseum zubrachten und so dasselbe, was arktische Naturprodukte betrifft, zum reichsten Institute der Art in der Welt machten, schon seit langer Zeit eine wahrhaft nationale Bedeutung gewonnen. Hierzu kamen Entdeckungen und Untersuchungen, die bereits von praktischer Bedeutung geworden sind oder in Zukunft zu werden verheißen, z. B. die meteorologischen und hydrographischen Arbeiten der Expeditionen, ihre umfassenden Untersuchungen über den Seehunds- und Walroßfang im Polarmeer, die Nachweisung des vordem ungeahnten Fischreichthums an den Küsten von Spitzbergen, die Entdeckungen von reichen, in Zukunft für benachbarte Länder von großer, ökonomischer Bedeutung werdenden Kohlen- und Phosphatlager, und vor Allem das glückliche Vordringen der zwei letzten Expeditionen bis an die Mündung der beiden großen, bis an die chinesischen Gränzen schiffbaren, sibirischen Flüsse Obi und Jenisei, wodurch denn ein, viele hundert Jahre altes Seefahrtsproblem endlich gelöst wurde.

Aber grade die bereits erzielten Resultate laden zu einer Fortsetzung ein, besonders da die beiden letzten Expeditionen ein neues, in wissenschaftlicher und, ich erdreiste mich es zu sagen, sogar in praktischer Beziehung außerordentlich vielverheißendes Gebiet der Forschung, nämlich: den östlich von der Mündung des Jenisei belegenen Theil des Eismeers eröffnet haben. Noch in unseren Tagen, im Jahrhunderte der Telegraphie und des Dampfes, findet man hier ein in wissenschaftlicher Hinsicht neues, bisher unberührtes Feld für die Forschung, ja, der ganze ungeheure, sich über 90 Längengrade von der Mündung des Jenisei, dem Kap Tscheljuskin — dem promontorium Tabin der Alten — vorbei, bis zum Wrangelland hin ausbreitende Ocean war, wenn man die Küstenfahrten auf größeren oder kleineren Böten ausnimmt, bisher nie von einem Schiffskiel durchschnitten worden, und hatte noch niemals die Rauchsäule eines Dampfers gesehen.

Diese Zustände sind es, welche mich zu dem Versuche veranlaßten, Mittel zu einer, in wissenschaftlicher und nautischer Beziehung so vollkommen wie möglich ausgerüsteten Expedition anzu-

schaffen, deren Aufgabe es sein sollte, das nördliche Eismeer jenseits der Mündung des Jenisei, wenn möglich bis zur Beringstraße in geographischer, hydrographischer und naturhistorischer Beziehung zu untersuchen. Man kann, ohne Besorgniß zu viel zu sagen, behaupten, daß kein verheißungsreicheres Gebiet für die Forschung, seit Cook's berühmten Reisen im stillen Ocean, irgend einer Entdeckungsexpedition vorlag, falls es die Eisverhältnisse gestatten, mit einem dazupassenden Dampfer auf diesem Meere vorzudringen. Um darüber urteilen zu können, dürfte es nothwendig sein, einen kurzen Rückblick auf die bereits gemachten Versuche zu werfen: auf dem Wege, den die beregte Expedition einzuschlagen als ihre Aufgabe zu betrachten hat, vorwärts zu dringen.

Der schwedische Hafen, von dem die Expedition auslaufen wird, dürfte wahrscheinlich Gothenburg sein. Die Abfahrtszeit ist auf den Anfang des Juli 1878 festgesetzt. Der Weg wird zuerst die norwegische Westküste entlang gehen, dem Nordkap und der Mündung des Weißen Meeres vorbei zum Matotschkinsund*) bei Nowaja Semlja.

Die Eröffnung einer Verbindung zur See zwischen dem übrigen Europa und diesen Gegenden durch Sir Hugh Willoughby und Richard Chancelor im Jahre 1553 war das Ergebniß der ersten, von England auf Entdeckungen ausgesandten See-Expedition. Ihre Fahrt macht dabei den ersten Versuch aus, eine nordöstliche Verbindung mit China zu finden. Der Zweck wurde allerdings nicht erreicht, dagegen eröffnete die erwähnte Reise die Verbindung zu Wasser zwischen England und dem Weißen Meer, und bildete so einen Wendepunkt nicht allein in der Schifffahrt Englands und Rußlands, sondern auch im Welthandel. Diese Reise forderte jedoch ihre Opfer, indem Sir Hugh Willoughby selbst mit der ganzen Mannschaft des von ihm befehligten Fahrzeugs, während der Ueberwinterung auf der Halbinsel Kola umkam. Heutigen Tages wird diese Straße sicher und gefahrlos von Tausenden von Schiffen befahren.

Bei der Kenntniß, welche man jetzt von den Eisverhältnissen im Murmanskischen Meer — so heißt auf älteren Karten das Meer zwischen Kola und Nowaja Semlja — hat, kann man in der letzten

---

*) Also nördlich von der Halbinsel Kanin bis zu dem Sund (oder der Straße), welcher Nowaja Semlja theilt, und ins Karische Meer führt. — Anmerk. des Bearbeiters.

Hälfte des Sommers vom Weißen Meer nach dem Matotschkinsund fahren, ohne das geringste Hemmniß vom Eise befürchten zu müssen.

Vom Murmanskischen Meer kann man auf vier verschiedenen Wegen in das Karische gelangen, nämlich: a) durch die Jugorstraße, das fretum Nassovicum der alten Holländer, zwischen der Waigatsch-Insel und dem Festlande, b) durch die karische Enge zwischen Nowaja Semlja und der Waigatsch-Insel*); c) durch die Matotschkinstraße, die zwischen dem 73. und 74. Grad nördlicher Breite Nowaja Semlja in zwei Theile theilt und d) auf dem Wege nördlich um diese Doppelinsel. Der Weg um die nördliche Spitze von Nowaja Semlja**) wird gewöhnlich erst zu Anfang September frei vom Eise, und dürfte daher nicht für eine Expedition, die die Aufgabe hat, weit ostwärts in dieses Meer einzudringen, gewählt werden. Der Jugor-Sund und die Karische Enge werden früh frei von stehendem Eis, dagegen sind sie lange Zeit von bedeutenden Massen Treibeis belästigt, welche von den, mit Ebbe und Fluth wechselnden Meeresströmungen hierher und mitunter an die Buchten zu beiden Seiten des Sundes getrieben werden. Außerdem mangelt es, wenigstens im Jugor-Sund, an guten Häfen, wodurch denn die umhertreibenden Eismassen den Schiffen, welche auf diesen Wegen ins Karische Meer zu gelangen versuchen, großes Ungemach bereiten können. Die Matotschkin-Straße dagegen bildet einen beinahe hundert Kilometer langen, engen aber tiefen und, mit Ausnahme einiger ihrer Lage nach bekannten Untiefen, reinen Kanal, der allerdings erst in der letzteren Hälfte des Juli von feststehendem Eise frei zu werden pflegt, der aber andererseits in Folge der Gestalt der Küste, weniger vom Treibeis beschwert wird als die südlichen Straßen. Gute Häfen finden sich an der östlichen Mündung des Sundes.

Das reichste Thierleben trifft man in der obengenannten tiefen Rinne an der Ostküste, von wo aus auch unsere beiden vorigen Expeditionen mehre, in systematischer Beziehung besonders eigenthümliche und interessante Thierexemplare mitgebracht haben. Ebenso ist

*) Auf dem Kiepert'schen Atlas befindet sich die Jugorstraße zwischen der südlichen Spitze von Nowaja Semlja und der Waigatschinsel, die Karische Enge (Kariska porten) an der Südspitze der Waigatschinsel beim Eingang in die Karische Bucht. — Anmerk. d. Bearb.

**) d. h. um die drei Landspitzen: Kap Nassau, das Eiskap und Kap Mauritius. — A. d. Bearb.

auch das Algenleben dicht an der Küste reich und üppig. Die Expedition des nächsten Jahres muß also suchen so zeitig nach Matotschkin zu gelangen, daß wenigstens einige Tage zu wissenschaftlichen Arbeiten in diesen Gegenden benutzt werden können.

Die Fahrt selbst aus dem Karischen Meere nach Dicksonshafen stößt, nach den jetzt gewonnenen Erfahrungen, auf keine Schwierigkeiten, doch kann man nicht darauf rechnen, vor dem 10. oder 15. August den genannten Hafen zu erreichen. Im Jahre 1875 gelangte ich auf einer Segelschute am 15. August zu diesem Hafen, nachdem ich im Karischen Meer von einer Windstille lange aufgehalten worden war. Mit einem Dampfschiffe hätte man den Hafen in obigem Jahre schon in den ersten Tagen des Monats erreichen können. Im Jahre 1876 waren die Eisverhältnisse in Folge eines kalten Sommers und anhaltender Nordostwinde minder günstig; aber selbst in diesem Jahre kam ich am 15. August zur Mündung des Jenisei.

Wirkliche Beobachtungen über die hydrographischen Verhältnisse zwischen der Mündung des Jenisei und dem Kap Tscheljuskin fehlen bis jetzt ganz und gar, da, wie ich bereits oben bemerkte, noch nie ein größeres Fahrzeug von hier ausgelaufen ist. Selbst von russischen Küstenfahrten weiß man nur sehr wenig, und von deren mißglückten Versuchen, dorthin vorzudringen, kann man durchaus keinen ungünstigen Schluß auf die Schiffbarkeit des Meeres zu gewissen Zeiten des Jahres ziehen.

Uebrigens sind nur drei Seereisen, oder vielleicht besser gesagt: Küstenfahrten (in den Jahren 1738, 1739 und 1740) in diesem Theile des Karischen Meeres versucht und zwar sämtlich unter Anführung der Steuermänner Minin und Sterlegow.

Ferner sind noch ein paar, auf thatsächliche Beobachtungen gegründete Mittheilungen über die Eisverhältnisse vorhanden. Der Akademiker Middendorff gelangte nämlich am 25. August 1843 auf seiner berühmten Entdeckungsreise in Nordsibirien vom Land aus zur Seeküste bei der Taimurbai*) (75° 40′ nördl. Br.) und fand das Meer, so weit das Auge von dem Höhenzuge an der Küste aus reichen konnte, frei von Eis**). Außerdem berichtet

*) Die Taimurbai westlich vom Kap Tscheljuskin. — A. d. B.

**) Th. von Middendorff, Reise in dem äußersten Norden und Osten Sibiriens. Bd. IV. S. 21 u. 508 (1867).

Middendorff, daß der Jakute Fomin, der Einzige, welcher einen Winter an der Taimurbucht zugebracht hatte, erklärt habe, das Eis in dem draußen befindlichen Meere gehe in der ersten Hälfte des August auf, und werde durch den Südwind vom Strande, aber nicht weiter, als daß die Ecken des Treibeises von den Strandanhöhen noch gesehen werden könnten, abgetrieben.

Das Land zwischen Taimur und Kap Tscheljuskin ist vermittelst Fahrten zu Schlitten vom Steuermann Tscheljuskin im Jahre 1742 kartographirt worden. Es ist nunmehr eine vollkommen ausgemachte Sache, daß die nördlichste Spitze Asiens im Maimonat des oben genannten Jahres entdeckt wurde, wo dann natürlich das Meer draußen mit Eis belegt war. Eine Beobachtung der Eisverhältnisse während des Sommers und Herbstes in nächster Nähe westlich vom Kap Tscheljuskin existirt dagegen nicht; da es sich aber um die Befahrbarkeit dieses Meeres handelt, so ist es am Platze, schon hier hervorzuheben, daß Prontschischew am 1. September 1736 auf offener See von Osten her mit Küstenfahrzeugen in nächste Nähe der nördlichen Spitze Asiens, die, wie man annimmt, 77° 34′ nördlicher Breite und 105° östlicher Länge liegt, kam, und daß norwegische Walfänger während des Spätherbstes zu wiederholten Malen weit östlich hin von Nowaja-Semlja's Nordspitze (77° nördl. Breite und 68° östl. Länge) fuhren, ohne Eis anzutreffen.

Aus dem oben Angeführten ist deutlich zu ersehen, daß man bis jetzt keine vollständige, auf wirkliche Beobachtungen gegründete Kunde von den hydrographischen Zuständen an der Küstenstreck zwischen dem Jenisei und dem Kap Tscheljuskin hat. Ich bin jedoch der Ansicht, daß man während des Septembers, und möglicherweise während der zweiten Hälfte des August, mit voller Sicherheit darauf rechnen kann, hier eisfreies Wasser oder wenigstens eine breite eislose Rinne zu finden, und zwar vermöge der ungeheuren Massen warmen Wassers, welche die in den hochasiatischen Steppen entspringenden Flüsse Obi, Irtysch und Jenisei hier in das Meer ergießen, nachdem sie Wasser aus einem, während des Augustmonats überall stark erwärmten Flußgebiete aufgenommen haben, das größer ist, als das aller ins Mittelländische und Schwarze Meer fallenden Flüsse zusammengenommen.

Zwischen Dicksons-Hafen und der Beli-Insel*) läuft daher ein

*) bjelii ostrow, die weiße Insel. — A. d. B.

gewaltiger, anfangs seine Richtung nach Norden nehmender Süßwasserstrom. Der Einfluß, den die Drehung der Erde in diesen hohen Breitegraden auf die, ungefähr in der Richtung des Meridians laufenden Ströme übt, ist jedoch sehr bedeutend und gibt den von Süden her kommenden Strömen eine östliche Abweichung. In Folge dessen mußte das Flußwasser von Obi-Jenisei Anfangs gleichsam in eine eigene Stromrille längs der Küste des Taimurlandes eingezwängt werden, bis der Strom jenseits des Kaps Tscheljuskin unbehindert nach Nordost oder Ost weiter fließen kann.

Um die Entfernung, auf welche der vom Obi-Jenisei kommende Strom das Treibeis fortschieben kann, zu bemessen, muß man bedenken, daß selbst eine sehr schwache Strömung einen Einfluß auf die Lage des Eises übt, und daß z. B. die Strömung des Plata-Flusses, dessen Wassermenge doch die des Obi-Jenisei nicht erreichen dürfte, noch auf einen Abstand von 1500 Kilometern von der Mündung des Flusses d. h. auf eine dreimal so weite Entfernung wie die vom Dicksons-Hafen bis Cap Tscheljuskin, deutlich bemerkbar ist. Der einzige Meerbusen der in Hinsicht auf die Größe des Gebiets, welches von den in die Bucht mündenden Flüssen durchschnitten wird, mit dem Karischen Meer verglichen werden kann, ist der mexikanische, dessen Flußströmungen gewaltig stark zum Golfstrom beitragen sollen!*)

Selbst die Winde, welche während der Herbstmonate in diesen Gegenden oftmals von Nordost wehen, dürften verhältnißmäßig dazu beitragen, eine breite, beinahe eisfreie Rinne längs der Küstenstrecke, von der hier die Rede ist, zu unterhalten.

Die Reisen an der Küste östlich von Kap Tscheljuskin gingen von der, an den Ufern der Lena bei 62° nördlicher Breite, 140 schwedische Meilen (ungefähr 1500 Kilometer) von der Mündung des Flusses liegenden Stadt Jakutsk aus, woselbst auch die zu diesen Fahrten benutzten Schiffe gebaut wurden.

Die erste dieser Reisen fand im Jahre 1735 unter dem Befehle des Marinelieutenarts Prontschischew statt; die zweite im nächsten

*) Vergl. v. Middendorffs Reise im Norden und Osten Sibiriens. (1848 Th. I. S. 59); ein Aufsatz von v. Bär über das Klima des Taimurlandes.

Jahre, wobei man am ersten September in der unmittelbaren Nachbarschaft des Kap Tscheljuskin anlangte. Dichte Eismassen zwangen ihn, hier umzuwenden, und man fuhr wieder zur Mündung des Olonek, welche am 15. September erreicht wurde, zurück. Kurz vorher war der ausgezeichnete Kommandant des Fahrzeuges am Skorbut gestorben, und einige Tage darauf starb auch seine junge Gattin, die ihn auf der mühevollen Fahrt begleitet hatte. Da diese Skorbutfälle sich nicht während des Winters, sondern gleich Ende Sommers ereignet hatten, so liefern sie einen wichtigen Beitrag zur Beurteilung der Art und Weise, wie die damaligen arktischen Expeditionen ausgerüstet waren.

Eine neue Expedition ging, die nämlichen Küsten entlang, Anfang August 1739 unter Leitung des Marinelieutenants Chariton Laptew ab, kehrte aber nach etwa einem Monat, 8 bis 9 schwedische Meilen vom Kap Tscheljuskin, theils der Massen Treibeises wegen, welche die Weiterfahrt hinderten, theils der späten Jahreszeit wegen, um, und überwinterte innerhalb der Chatanga-Bai, welche am 8. September erreicht wurde. Im folgenden Jahre versuchte Laptew längs der Küste nach der Lena zurückzukehren, aber das Schiff wurde vor der Lena-Mündung vom Treibeis zerschlagen. Nach vielen Beschwerden und Gefahren glückte es der ganzen Mannschaft, sich nach dem Winterquartier des vorigen Jahres zu retten. Theils von da, theils vom Jenisei aus, unternahmen Laptew selbst und sein Nächstkommandirender, der Steuermann Tscheljuskin, so wie der Geodät Tschekin in den folgenden Jahren eine Menge Schlittenfahrten zu geographischen Aufnahmen der Halbinsel, welche im Nordwesten am weitesten vom asiatischen Festlande hervorragt.

Damit wurden die Seereisen westlich von der Lena geschlossen. Der nordwestlichsten Spitze von Asien, die 1742 vom Lande aus von Tscheljuskin, einem der energischsten Theilnehmer an den großentheils oben erwähnten Reisen, erreicht wurde, konnte man aber von der Seeseite her nicht nahen, und noch weniger war es, wie oben erwähnt, geglückt, zu Schiffe von der Lena bis zum Jenisei vorzubringen.

Ueber die See zwischen der Lena und der Beringstraße hat man viel zahlreichere und vollständigere Beobachtungen als über die

vorige Strecke. Die Hoffnung, Abgaben*) und Handelsvortheile von den küstenbewohnenden wilden Völkerschaften zu erhalten, verlockte abenteuerlüsterne russische Grönlandsfahrer (Promyschlenis)**) schon vor der Mitte des 17. Jahrhunderts zahlreiche Seefahrten längs der Küsten zu unternehmen.

Zu beklagen ist es, daß die näheren Details des größten Theils dieser Fahrten ganz und gar in Vergessenheit gerathen sind, und daß wir von der einen oder anderen einzelne dürftige Berichte erhalten haben, beruhte fast jederzeit auf irgend einem bemerkenswerthen Unfall, auf Rechtsstreitigkeiten oder anderen Verhältnissen, welche das Einschreiten der Behörden veranlaßten. Dies ist sogar der Fall bei der berühmtesten dieser Fahrten, der des Kosaken Deschnews, worüber einige Nachrichten nur dadurch gerettet wurden, daß sich zwischen Deschnew und einem seiner Kameraden ein Zwist wegen des Entdeckungsrechts auf eine Walroßbank an der Ostküste von Kamtschatka erhob. Diese Fahrt war aber doch eine wirkliche Entdeckungsreise, die unter Zustimmung der Regierung unternommen wurde, theils um einige große Inseln im Eismeer, über die eine Menge Erzählungen unter den Grönlandsfahrern und Eingeborenen umliefen, aufzusuchen, theils um das russische Steuergebiet in den noch unbekannten nordöstlichen Gegenden zu vergrößern.

Deschnew reiste am ersten Juli 1648 als Befehlshaber einer der sieben Kotschas***), deren Schiffsvolk aus dreizehn Mann bestand, ab. Ueber vier dieser Fahrzeuge fehlt jede Nachricht. Anzunehmen ist, daß sie bald wieder umkehrten, nicht aber daß sie, wie verschiedene Autoren vermutheten, verunglückten. Drei von den sieben kamen unter Befehl der Kosaken Deschnew und Ankudinow so wie

*) skatt sind die Abgaben, welche die von Rußland abhängigen Nomaden jener Gegenden der Regierung in Naturalerzeugnissen zu entrichten haben; skatt könnte hier auch: Schätze bedeuten, dann müßte es aber richtiger skatter heißen. — Anm. d. Bearb.

**) Promyschlennik heißt eigentlich jeder Gewerbtreibende, vorzüglich aber Jäger und Fischer. — Anmerk. d. Bearb.

***) Ziemlich breite, 12 Klafter lange, platte Fahrzeuge ohne Kiel, gewöhnlich wurden sie gerudert, nur bei günstigem Winde bediente man sich der Segel. (Wrangels Reise. S. 4.) — Das Kotsch oder Kotscha ist ein Einmaster. — Anmerk. d. Bearb.

des Pelzjägers Kolmogorsow glücklich nach Tschuktskoinos,*) und zwar, wie es scheint, bei eisfreiem Wasser. Hier litt Ankudinows Fahrzeug Schiffbruch, wobei jedoch die Mannschaft gerettet und auf die beiden anderen, welche sich bald darauf trennten, vertheilt wurde. Deschnew setzte die Fahrt längs der tschuktschischen Halbinsel bis Anadir**), wo er im Oktober anlangte, fort. Ankudinow soll die Mündung des Kamtschatka-Flusses erreicht haben, wo er sich bei den Eingeborenen niederließ, aber schließlich am Skorbut starb.

Eine größere Anzahl Reisen von den sibirischen Flüssen nordwärts wurde ferner unternommen nach der Erbauung von Nischni-Kolymsk***) durch Michael Stadudhin 1644, in Folge der unter den Eingeborenen an den Küsten umlaufenden Gerüchte von dem Vorhandensein großer, bewohnter, an Waldungen, Pelzwaaren, Walroßzähnen und Mammuthknochen reicher Inseln im sibirischen Eismeer. Oft bestritten, aber doch immer wieder vom Volks- oder Jägerglauben hartnäckig wiederaufgenommen, sind diese Gerüchte schließlich in der Hauptsache bestätigt worden durch die Entdeckung der neusibirischen Inseln, des Wrangellandes und des, östlich von der Beringstraße gelegenen Theils von Nordamerika, dessen Naturgestaltung Anlaß zu dem goldenen Sagenschimmer gab, mit dem der Volksglaube die kahlen, unbewaldeten Inseln im Eismeer mit Unrecht ausschmückte.

Sämtliche Versuche, von der sibirischen Küste in die hohe See nordwärts vorzudringen, mißlangen aus dem einfachen Grunde, daß ein offenes Meer schon bei frischer Segelbrise den Fahrzeugen, welche den kühnen, aber schlecht ausgerüsteten sibirischen Polarfahrern zu Gebote standen, eben so verderblich, ja noch gefährlicher waren als ein eisvolles Meer; denn im letzteren Falle konnte man sich wenn das Fahrzeug zerschellte, meistentheils auf das Eis retten, und hatte dann nur mit Hunger, Schnee, Kälte und anderen Mühseligkeiten zu kämpfen, an welche die Meisten von Jugend auf gewöhnt waren; aber auf offenem Meer legte sich das schlecht gebaute, schwache,

*) Ein Vorgebirge in südöstlicher Richtung unterhalb der Beringstraße.
**) Ein Meerbusen südlich unter Tschuktskoinos. — Anmerk. d. Bearb.
***) Nieder-Kolymsk, so genannt zum Unterschiede von Ssrednii-Kolymsk, (Mittel-Kolymsk) und Werchnii-Kolymsk (Ober-Kolymsk) die gleichfalls an der Kolyma liegen. — Anm. d. Bearb.

mit lehmgemischtem Moos dichtgemachte und mit Weidenruthen zusammengebundene Fahrzeug bei geringem Wellenschlag leck auf die Seite, und war bei höherer See, wenn man nicht bald einen Nothhafen erreichen konnte, verloren.

Man zog es bald darauf vor, vermittelst Schlittenfahrten auf dem Eise zu den Inseln zu gelangen, und entdeckte auf diese Art schließlich die ganze, bedeutende „Neusibirien“ benannte Inselgruppe. Die Inseln wurden oft von Grönlandfahrern und hauptsächlich behufs Sammelns von Mammuthgebissen, von denen große Massen eben so wie von Mammuthsknochen, Rhinocerossen, Schafen, Ochsen, Pferden u. s. w. in dortigen Thon- oder Sandlagern aufgeschichtet, gefunden werden.

Eine ganz besonders merkwürdige Entdeckung wurde im Jahre 1811 von Hedenströms Begleiter, dem jakutischen Bürger Sannikow gemacht. Dieser fand nämlich an der Westküste der Insel Kotelnoj*) Rudera einer rohgezimmerten Winterwohnung in der Nähe des Wracks eines, von der in Sibirien gebräuchlichen Bauart ganz verschiedenen Schiffs. Theils hieraus, theils aus einer Menge der am Strande ringsumher zerstreut liegenden Geräthschaften folgerte Sannikow, daß ein Grönlandfahrer von Spitzbergen oder Nowaja Semlja vom Winde hierher verschlagen worden sei und sich mit seiner Mannschaft eine Zeitlang hierselbst aufgehalten habe. Die Inschrift auf einem in der Nähe des Hofs befindlichen Grabkreuze konnte leider nicht erklärt werden.

Es erübrigt schließlich, die wenigen Versuche zu besprechen, die gemacht wurden, von der Beringstraße westlich vorzudringen.

Deschnews Fahrt von der Lena durch die Beringstraße nach der Mündung des Anadyr im Jahre 1648 blieb etwa ein Jahrhundert lang unbekannt, bis Müller Einzelheiten über dieselbe, sowie über verschiedene andere längs der Nordküste von Sibirien, aus den sibirischen Archiven hervorsuchte.

Alle diese und noch mehre andere Reisen wurden jedoch wenig beachtet, und noch 81 Jahre nach Deschnews Fahrt war das Vorhandensein eines Sundes zwischen der Spitze des nordöstlichen Asiens und der des nordwestlichen Amerikas durchaus unbekannt oder wenigstens angezweifelt. Endlich durchschiffte Bering im Jahre

---

*) Eine der Inseln im Neusibirischen Archipelagus. — Anm. d. Bearb.

1729 von Neuem diesen Sund, und gab demselben seinen Namen. Er fuhr dennoch nicht weit (bis 172 Grad westlicher Länge) die Nordküste Asiens entlang, obgleich er keine Hindernisse durch Eis angetroffen zu haben scheint. Fast fünfzig Jahre später beschloß Cook in diesen Gewässern die Reihe der glänzenden Entdeckungen, mit welchen er die geographische Wissenschaft bereichert hat. Nachdem er 1778 ein gutes Stück Weges östlich längs der amerikanischen Nordküste gefahren war, wandte er sich gegen Westen und kam dort am 29. August bis zum 180. Längengrade. Der Zusammenstoß mit Eis schreckte ihn ab, von hier aus weiter nach Westen vorzudringen, und zu einer eigentlichen Fahrt zwischen Eis dürfte auch sein Schiff kaum eingerichtet oder passend gewesen sein.

Seit Cooks Zeiten kennt man drei Expeditionen, die vom Beringssund westwärts gefahren sind.

Durch Herrn Sibiriakow sind Aufschlüsse vom nördlichen Sibirien betreffs der Eisverhältnisse in dem äußeren Meer eingefordert.

Der Umstand, daß im Sommer das Eis von südlichen Winden von der Küste abgetrieben wird, aber nicht weiter als daß es beim Nordwind in größeren oder geringeren Massen wiederkommt, wird von mehren Correspondenten bekräftigt, und scheint mir zu beweisen, daß die Neusibirischen Inseln und Wrangelsland nur Glieder einer weitgedehnten, mit der sibirischen Nordküste parallel laufenden Inselgruppe sind, die von einer Seite das Eis des dazwischen befindlichen Meeres hindert, ganz und gar fortzutreiben, und die Eisbildung im Winter begünstigt, aber die Küste vor dem eigentlichen, nördlich von den Inseln sich bildenden Polareise schützt. Eben so wie in dem früher noch ärger berüchtigten Karischen Meere dürfte das Eis auch hier größtentheils im Herbste schmelzen, so daß man in dieser Jahreszeit auf ziemlich offene See wird rechnen können.

Die größte Anzahl der Berichterstatter, welche Mittheilungen von den Eisverhältnissen im sibirischen Polarmeer gemacht haben, beschäftigt sich eines Weiteren mit den in Sibirien verbreiteten Gerüchten, daß amerikanische Walfischfänger von der Küste weit westlich hin bemerkt worden wären. Die Richtigkeit dieser, doch wenigstens theilweise wirklich begründeten Gerüchte wird stets auf das allerbestimmteste bestritten. Ich meinestheils habe einen Walfischjäger angetroffen, der während dreier Jahre auf einem Walfischfängerschiffe mit den Küstenbewohnern zwischen Kap Jakan und der Beringstraße

Handel getrieben hatte, und vollkommen davon überzeugt war, daß man wenigstens während gewisser Jahre vom Beringssund aus in den atlantischen Ocean fahren könne. Einmal war er erst am 17. Oktober durch den Beringssund zurückgekehrt.

Aus dem, was ich solchergestalt angeführt habe, geht hervor:

daß der, nördlich von der Nordküste belegene Ocean, zwischen der Mündung des Jenisei und der Tschaun-Bai niemals von einem wirklich seetüchtigen Schiffe und noch weniger von einem eigens zur Fahrt durch Eis ausgestatteten Dampfer befahren worden ist;

daß die kleineren Fahrzeuge, mit denen man diesen Theil des Weltmeeres zu befahren suchte, sich nie sonderlich weit von der Küste zu entfernen gewagt haben;

daß ein offenes Meer für dieselben bei frischem Winde eben so schädlich, ja noch schädlicher war, als ein mit Treibeis bedecktes;

daß sie fast immer gerade zu der Jahreszeit, in der das Meer größtentheils eisfrei ist, nämlich während des Spätsommers oder des Herbstes, einen passenden Winterhafen aufsuchten;

daß trotzdem das Meer vom Cap Tscheljuskin bis zur Beringstraße zu wiederholten Malen befahren wurde, wenn es auch nicht gelang, die ganze Strecke auf einmal zurückzulegen;

daß die längs der Küste, aber wahrscheinlich nicht auf hoher See sich im Winter gebildet habende Eisdecke im Sommer zerbröckelt und weithin sich ausbreitende Eisfelder hervorbringt, die bald vom Seewind an die Küste, bald von Südwinden ins Meer hinaus getrieben werden, doch nie weiter, als daß das Eis nach den, einige Tage lang wehenden Nordwinden zurückkommt, weshalb es wahrscheinlich sein dürfte, daß das sibirische Meer vom eigentlichen Polarmeer so zu sagen durch eine Reihe Inseln, von welchen man heut zu Tage nur Wrangelsland und die, Neu-Sibirien bildenden Inseln kennt, abgeschlossen ist.

Ich bin vollkommen davon überzeugt, daß ein Segeln längs der Nordküste Asiens, falls keine gar zu ungünstigen Umstände zusammentreffen, nicht nur ausführbar ist, sondern auch von unberechenbarer praktischer Bedeutung werden wird, — allerdings durchaus nicht unmittelbar als neuer Handelsweg, wohl aber mittelbar durch die Bekräftigung, welche dadurch der praktischen Anwendbarkeit einer maritimen Verbindung zwischen den Häfen Nordskandinaviens und Obi-

Jenisei einer-, und zwischen dem Stillen Ocean und der Lena andererseits verliehen wird.

Sollte wider Vermuthen die Expedition das festgesetzte Programm nicht in seiner Vollständigkeit auszuführen vermögen, so wird sie doch immerhin keineswegs verfehlt sein. In solchem Falle muß die Expedition längere Zeit an etwaigen, zu wissenschaftlichen Untersuchungen geeigneten Plätzen der Nordküste Sibiriens verweilen. Jede Meile jenseits der Jeniseimündung ist ein Schritt zu einer vollständigen Kenntniß unseres Erdballs, ein Ziel, das mit größeren oder geringeren Opfern einmal erreicht werden muß, und wozu nach ihren Mitteln beizutragen eine Ehrensache für jede gebildete Nation ist.

Nimmt man den Theil des Karischen Meeres aus, den die beiden letzten schwedischen Expeditionen durchforscht haben, so vermisst man für jetzt noch jede Kunde des Algen- und Thierlebens in dem Meere, welches die sibirische Nordküste bespült. Sicherlich treffen wir hier, entgegen dem was man bisher angenommen hat, denselben Reichthum an Thieren und Gewächsen an, wie in dem, Spitzbergen umgebenden Meere. In Sibiriens Eismeer müssen, so weit man vorläufig darüber urteilen kann, die Pflanzen- und Thierformen ausschließlich aus Ueberresten der, der heutigen Zeit vorangegangenen Eiszeit bestehen; etwas das in den Polarmeeren, wo der Golfstrom sein Wasser ausbreitet, und dergestalt Formationen aus südlichen Gegenden dorthin führt, nicht der Fall ist. Eine vollständige und sichere Kunde, welche Thierformen aus der Eiszeit herstammen und welche atlantischen Ursprungs sind, ist jedoch von durchgreifender Bedeutung, nicht allein für die Zoologie und Thiergeographie, sondern auch für die Geologie Skandinaviens und speciell für die Kenntniß unserer lockeren Erdschichten.

Wenige wissenschaftliche Funde und Entdeckungen haben das Interesse sowol der Gelehrten wie der Laien so gewaltig gefesselt, wie die Entdeckung kolossaler, mitunter mit Haut und Haaren wohlerhaltener Elephantenüberreste in Sibiriens gefrorenem Boden. Auffindungen solcher Art sind mehr als einmal Gegenstand wissenschaftlicher Expeditionen und genauer Untersuchungen abseiten hervorragender Gelehrter gewesen, und dennoch ist Vieles bezüglich einer Menge, mit der, unserer Eisperiode vielleicht gleichzeitigen, sibirischen Mammuthsperiode in Zusammenhang stehender Umstände räthselhaft ge-

blieben. Ganz besonders ist unsere Kenntniß von den, mit dem Mammuth zu gleicher Zeit existirenden Thier- und Pflanzenformen höchst unvollständig, wiewol man weiß, daß in den nördlichsten, vom festen Land aus schwer zugänglichen Gegenden Sibiriens kleinere, mit den Knochen des Mammuth und anderer gleichzeitiger Thiergattungen bedeckte Berghöhen vorhanden sind, und daß man dort überall sogenanntes „Noahholz“ d. h. halbversteinerte oder verkohlte Pflanzenüberreste aus verschiedenen geologischen Epochen antrifft.

Ueberhaupt ist eine möglichst vollständige Erörterung der Geologie der schwer zugänglichen Polargegenden eine nothwendige Vorbedingung zur Kenntniß der Vorzeitgeschichte unseres Erdballs. Um dieses zu beweisen, brauche ich nur an den epochemachenden Einfluß zu erinnern, welchen die Entdeckungen prachtvoller Pflanzenüberreste aus weit von einander entfernten geologischen Perioden in den Bergen und Erdlagern der Polarländer, auf die Lehren der Geologie ausübten. Auch auf diesem Gebiete darf eine Expedition nach der Nordküste von Sibirien reicher Ernte gewärtig sein. Außerdem stößt man im nördlichen Sibirien auf Lager, welche ungefähr gleichzeitig mit den kohlenenthaltenden Formationen des südlichen Schweden abgesenkt wurden, und daher Thier- und Pflanzenversteinerungen enthalten, die gerade jetzt von ganz besonderem Interesse für die geologische Wissenschaft in unserem eigenen Lande sind, und zwar wegen der, während der letzten Jahre an mehren Orten bei uns gefundenen prachtvollen Phytolithen, (Pflanzenversteinerungen) die uns ein lebendiges Bild von der subtropischen, vormals die skandinavische Halbinsel bedeckenden Vegetation geben.

Wenige Wissenschaften dürften dereinst so wichtige praktische Resultate ergeben, wie die Meteorologie — eine Aussicht oder vielmehr eine schon zum Theil in Erfüllung gegangene Hoffnung, welche die allgemeine Anerkennung durch die bedeutenden, von allen gebildeten Nationen zur Errichtung meteorologischer Institute und zur Aufmunterung für meteorologische Forschungen bestimmten Hilfsmittel gewonnen hat. Jenseits der Stellen aber, an denen man jährlich Beobachtungsregister erhalten kann, finden sich Landstriche von Tausenden von Quadratmeilen im Umfange, aus welchen man noch keine oder doch nur einzelne Beobachtungen erhalten hat, und dennoch hat man eben da den Schlüssel zu vielen sonst schwer erklärlichen Witterungsverhältnissen in den europäischen Kulturstaaten.

Ein solches meteorologisches Gebiet, das unbekannt aber von außerordentlicher Wichtigkeit ist, bildet das nördlich von Sibirien belegene Eismeer nebst den dort befindlichen Ländern und Inseln. Es ist für Europa's und Schwedens Meteorologie äußerst wichtig zuverlässige Angaben über Landvertheilung, Eisverhältnisse, Luftdruck und Temperatur in jenem, in dieser Beziehung noch wenig bekannten Theile des Erdballs zu erhalten, und die schwedische Expedition wird hier einen Forschungszweck von directer Bedeutung für unser eigenes Land haben.

Gewissermaßen kann man dasselbe von den Beiträgen sagen, die aus diesen Gegenden für Kenntniß des Erdmagnetismus, des Nordlichts u. s. w. zu erlangen sind. Hierzu kommt noch die Untersuchung der Thier- und Pflanzenwelt der, in dieser Hinsicht vorher unbekannten Länder, ferner ethnographische Forschungen, hydrographische Arbeiten u. dgl. m.

Ich habe natürlich hier nur eine kurze Andeutung der wissenschaftlichen Fragen, welche sich der Expedition während eines längeren Aufenthaltes an der Nordküste von Sibirien darbieten, geben können; das Gesagte dürfte aber genügen, um zu zeigen, daß die Expedition, selbst wenn sie ihre geographischen Zwecke nicht erreichen sollte, sich ähnlichen, vorher von Schweden ausgegangenen, und der Wissenschaft zum Nutzen, dem schwedischen Namen aber zur Ehre gereichenden Unternehmungen würdig anschließen kann.

Diese Betrachtungen sind es, die der Entwerfung des Planes zu der Expedition um die es sich hier handelt, zu Grunde lagen.

Erstes Kapitel.

Die Abfahrt v. Tromsö. — Die Theilnehmer an der Fahrt. — Aufenthalt vor Måsö. — Die Waldgränze. — Das Klima. — Der Skorbut und Arzneimittel dagegen. — Die erste Umschiffung des Nordkaps. — Othere's Reisebericht. — Begriffe von der Geographie Skandinaviens in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. — Die ältesten Karten vom Norden. — Herberstein's Bericht über Istoma's Reise. — Willoughby's und Chancelors Reisen.

Die Vega verließ den Hafen von Karlskrona am 22. Juni 1878. Die Lieutenants Palander und Brusewitz miteingerechnet, bestand die Mannschaft derzeitig aus 19 Leuten von der schwedischen Flotte, zu denen die beiden fremden Marineoffiziere, welche an der Fahrt theilnehmen sollten: die Lieutenants Hovgaard und Bove kamen. Diese hatten sich eine Zeit lang in Karlskrona aufgehalten, um bei der Ausrüstung des Fahrzeugs und dessen in seetüchtige Ordnung Bringen gegenwärtig zu sein.

Kopenhagen wurde am 24. Juni angelaufen, um die Masse der dort eingekauften Lebensmittel an Bord zu nehmen. Am 26. wurde die Fahrt nach Gothenburg fortgesetzt, wo man am 27. vor Anker ging. Auf der Ueberfahrt begleitete uns der berühmte italiänische Geograph, Commendatore Christoforo Negri, der vor mehren Jahren allen Eismeerexpeditionen mit besonderem Interesse gefolgt war, und jetzt von seinem Gouvernement den Auftrag erhalten hatte, bei der Abfahrt der Vega von Schweden zugegen zu sein, von ihrer Ausrüstung Kenntniß zu nehmen u. s. w. In Gothenburg gingen der Docent Kjellman, Dr. Almqvist, Dr. Stuxberg, Lieutenant Nordqvist und ein in Stockholm gemietheter Amanuensis für die Naturforscher an Bord, und hier wurde der größere Theil der wissenschaftlichen Ausrüstungsgegenstände der Expedition, sowie verschiedene in Schweden aufgekaufte Vorräthe von Lebensmitteln, Kleidungsstücken u. a. m. eingenommen.

Am 4. Juli verließ die Vega den Gothenburger Hafen. Während der Fahrt die norwegische Westküste entlang blies ein scharfer Gegenwind, durch welchen die Ankunft in Tromsö bis zum 17. Juli verzögert wurde. Hier ging ich an Bord. Kohlen, Wasser, Renn-

thierpelze*) für Alle, so wie eine Quantität anderer in Finmarken für Rechnung der Expedition gekaufter Ausrüstungsobjecte wurden hier eingenommen und drei für die Fahrt geheuerte Wal-Jäger (fångstmän)**) eingemustert. Am 21. Juli war die gesamte Ausrüstung der Vega an Bord genommen, die Schiffsequipage vollzählig, Alles klar zur Abfahrt, und am nämlichen Tage um zwei Uhr fünfzehn Minuten Nachmittags, lichteten wir, unter lebhaftem Hurrahrufen einer am Ufer zahlreich versammelten Volksmenge, den Anker, um unsere Eismeerfahrt vollen Ernstes anzutreten.

Außerdem begleitete uns auf der Vega, während der Fahrt zwischen Tromsö und Dicksonshafen, als Bevollmächtigter des Herrn Sibiriakow, der Herr S. J. Serebrenikow, welcher den Auftrag hatte, das Ein- und Ausladen der Waaren, die mit den Schiffen „Fraser" und „Expreß" nach Sibirien importirt und von da ausgeführt werden sollten, zu überwachen. Diese Fahrzeuge waren bereits einige Tage vorher von Vardö nach Chabarowa im Jugorischen Sund abgegangen, wo sie Ordre hatten, die Vega zu erwarten. Die „Lena", das vierte der mir zur Verfügung gestellten Fahrzeuge, hatte aber, in Gemäßheit seines Auftrags, die Vega im Hafen von Tromsö

*) Bei mehren Polarexpeditionen hat man Seehundsfelle statt der Rennthierfelle zur Bekleidung gebraucht. Das Rennthierfell ist aber doch leichter und wärmer, und verdient deshalb als Schutz gegen starke Kälte unbedingt den Vorzug. Bei weichem Wetter haben allerdings die auf gewöhnliche Art zubereiteten Kleider aus Rennthierfellen den Fehler, daß sie vom Wasser durchnässt und dadurch unbrauchbar werden; bei solchem Wetter bedarf man aber überhaupt keines Pelzwerks. Die Tschuktschen von den Küsten, die selbst reichlich Seehunde fangen, Rennthierfelle aber nur käuflich erstehen können, halten dennoch Kleider letzterer Art für unentbehrlich zur Winterzeit, während welcher sie einen Ueberrock in der nämlichen Form wie das Päsk der Lappländer anlegen, dessen Schnitt hinsichtlich seiner Zweckmäßigkeit wohl erprobt zu sein scheint. Deshalb ziehe ich die Polartracht der Alten Welt der der Neuen vor, welche in enger sich an den Körper schließenden Kleidern besteht. Das lappländische Schuhzeug (renskallar, komager — wörtlich Rennthierschädel, Kuhbäuche) dagegen ist, wenn man keine Gelegenheit, es oft zu wechseln, und keine Zeit hat danach zu sehen, vollständig unbrauchbar für arktische Fahrten.

**) Damit sind, eben so wie mit „Grönlandsfahrer" die Leute gemeint, welche auf den Fang von Walfischen, Walrossen, Robben ausgehen (s. oben S. 4 Anmk. *). — Anmerk. d. Bearb.



Polartracht der alten Welt.
Ein Lappländer, nach einem Original des nordischen Museums in Stockholm.

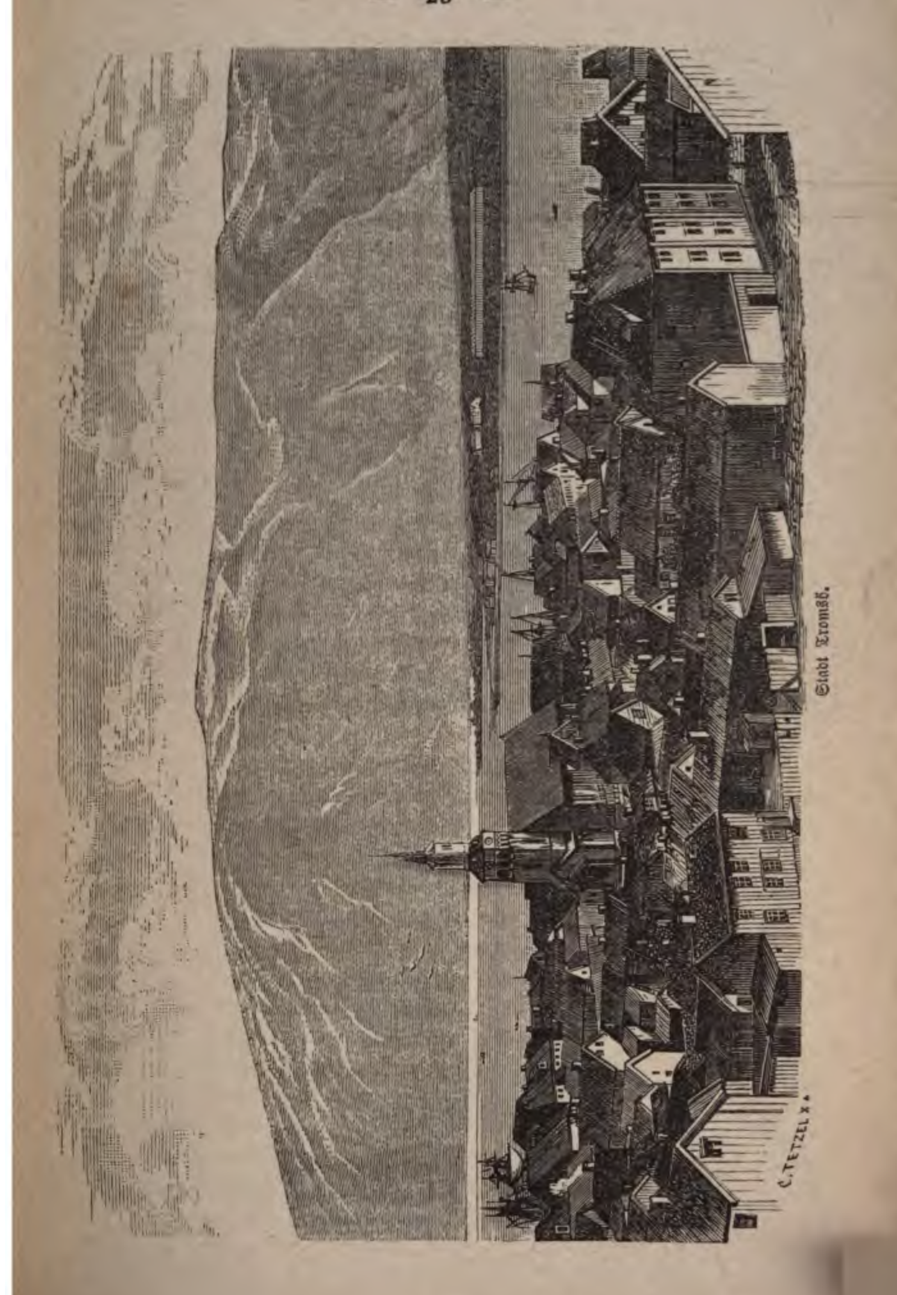
Polartracht der Neuen Welt.
Grönländer, nach einem alten Gemälde im ethnographischen Museum zu Kopenhagen.*)

erwartet, von wo aus diese beiden Dampfer die Fahrt gemeinschaftlich weiter nach Osten hin machen sollten.

Nachdem wir Tromsö verlassen hatten, wurde der Kurs anfäng-

*) Das Original zu diesem Bilde, das von Herrn Justizrath H. Rink in Kopenhagen mitgetheilt wurde, ist im J. 1654 von einem deutschen Maler in Bergen angefertigt. Die Platte enthält folgende Inschrift:

Mit Ledern Schifflein auff dem Meer
De grönleinder sein hein undt her
Von Thieren undt Vögelen haben see Jre Tracht
Das kalte Landt von Winter nacht.



Stadt Tromsö.

lich innerhalb der Schären nach Måsö genommen, wo die Vega sich im dortigen Hafen einige Stunden aufhalten sollte,[1] um Briefe bei der dortigen Postanstalt, wol der nördlichsten der Welt, abzuliefern. Inzwischen begann aber ein so heftiger Nordwestwind zu wehen, daß wir dort drei Tage lang aufgehalten wurden.

Måsö ist eine kleine Felseninsel, am 71° nördl. Breite, 32 Kilometer südwestlich vom Nordkap. Die Fischerei und der Hafen haben dem Ort eine gewisse Bedeutung gegeben und ihn zu einem der äußersten Vorposten der Civilisation gegen Norden gemacht. Ackerbau ist hier ganz unmöglich. Die Kartoffel hat allerdings mitunter auf dem nahegelegenen Ingö (71° 5′ nördl. Breite) eine günstige Ernte gegeben, gewöhnlich aber mißglückt ihr Anbau in Folge der kurzen Dauer des Sommers; Radieschen und etliche Küchengewächse kommen dagegen in den Gartengehägen gut fort. Von wildwachsenden Beeren trifft man Preißelbeeren in so geringer Menge an, daß man nur selten ein halbes oder ein ganzes Maß sammeln kann; Heidelbeeren (Blaubeeren) kommen etwas besser fort, aber ganz besonders reichlich die Traube des Nordens: die Sumpfbrombeere (Multebeere), von der man in einem Umkreise von wenigen Quadratklaftern oft ein ganzes Kannenmaß pflücken kann. Waldungen finden sich hier nicht, sondern nur Gebüsche.

In der Nachbarschaft des Nordkaps reicht der Wald gegenwärtig nicht bis zur Eismeerküste selbst; aber an geschützten, in unbedeutender Entfernung von den am unmittelbaren Strande gelegenen Plätzen stößt man schon auf vier bis fünf Meter hohe Birken*). Vordem jedoch war sogar die ganze äußere Schärengegend waldbewachsen, wie durch die in den Mooren auf den Außenschären von Finmarken (z. B. auf Renö) enthaltenen Baumstämme zu erweisen ist.

Das Klima auf Måsö zeichnet sich durch nicht allzu strenge Winterkälte aus, aber die Luft ist fast das ganze Jahr über feucht und rauh. Die Gegend soll, bis auf die Heimsuchung der Bevölkerung durch den Skorbut, besonders im feuchten Winter, trotzdem recht gesund sein. Nach Angabe eines dort ansässigen Frauenzimmers wird sehr schlimmer Skorbut unfehlbar durch eingemachte Bergbrombeeren mit Rum kurirt. Der Kranke erhält täglich einige Löffel dieser Arznei, und eine Kanne davon wäre, wie man sagt, genügend,

*) Hiermit ist die Glasbirke (Betula odorata) gemeint.

Rinder, die durch die Krankheit schon ganz zusammengefallen waren, vollkommen wiederherzustellen.

Es liegt im Plane dieser Schrift, nach und nach bei der Weiterfahrt der Vega, einen kurzen Bericht über die Reisen der Männer zu erstatten, welche die Pfade eröffneten, die sie (die Vega) nimmt, und so, jeder seinestheils, zur Vorbereitung der Fahrt beigetragen haben, durch welche der Weg um Asien und Europa nun endlich zurückgelegt ist. Aus diesem Grunde ist es meine Schuldigkeit, zuerst von der Entdeckungsreise, auf welcher die Nordspitze Europas zum erstenmal umschifft wurde, Rechenschaft abzulegen, besonders da außerdem ein darauf bezüglicher, ja so viele merkwürdige Aufschlüsse über die Verhältnisse der ältesten Bevölkerung des nördlichsten Skandinaviens gebender Bericht von großem Interesse ist.

Diese Reise wurde vor ungefähr tausend Jahren von dem Norweger Othere aus Halogaland (oder Helgeland)*) unternommen, der weit umhergezogen sein soll, und auf seinen Irrfahrten auch an den Hof des berühmten englischen Königs, Alfreds des Großen, kam. Vor diesem König erstattete er eine, in einfachen, angemessen schildernden Worten abgefaßte Darstellung einer Seereise, die er von seiner Heimat aus nach Norden und Osten gemacht hatte. Nach Porthans meisterhafter Uebersetzung**) lautet Othere's Reisebeschreibung wie folgt:

„Othere sagte seinem Herrn und Könige Alfred, daß er von allen Norwegern am weitesten nördlich wohne. Er berichtete, daß er in jenem Lande nördlich am atlantischen Meere lebe; doch sagte er, daß dasselbe sich von dort noch weit nordwärts hin erstrecke, aber ganz und gar unbewohnt sei, nur daß man an einigen Plätzen Finnen fände, die sich daselbst zeitweilig aufhielten, welche dort im Winter

*) Die zwischen 65° und 60° nördl. Breite liegende Küstenstrecke von Norwegen. — In diesem District, so wie in den weiter nördlich gelegenen Theilen Norwegens herrschte, noch lange nach Einführung des Christenthums im übrigen Norwegen, der Götzendienst bis zu den Zeiten des Königs Olaf Helge Haraldson, der die Abgötterei gewaltsam ausrottete und die Bewohner durch den Bischof Sigurd taufen ließ, wie in der Heimskringla ausführlich erzählt wird. — Anmerk. d. Bearb.

**) Abhandlungen der Akademie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Alterthumskunde; Theil 6 Seite 37, Stockholm 1800.

auf die Jagd gehen, und im Sommer in ihren Meeren Fischfang treiben. Er sagte, daß er einmal untersuchen wollte, wie weit dieses Land sich nach Norden erstrecke oder ob irgend ein Mensch nördlich von dieser Einöde wohne. Er zog deshalb nördlich das Land entlang, ließ während der ganzen Reise das wüste Land auf Steuerbord, und hatte die hohe See auf Backbord. Nach drei Tagen war er so weit nördlich gekommen, wie die Walfischfänger, die am weitesten zu fahren pflegen. Darauf fuhr er noch immer weiter nordwärts, so weit er



Die Baumgränze in Norwegen,
beim Präsievand auf Tromsö: nach einer Photographie.

in drei ferneren Tagen zu segeln vermochte. Nachdem bog sich das Land nach Osten oder das Meer (bog sich, dehnte sich hinein) ins Land. Er wußte nicht, ob Dieses oder Jenes der Fall war, das wußte er aber, daß er dort auf einen westlichen oder etwas nördlichen Wind wartete, und dann gen Osten längs des Landes hin segelte, so weit er dies in vier Tagen konnte. Dann mußte er wieder auf vollen Nordwind warten, indem das Land sich dort südlich wendet,

oder das Meer ins Land hinein tritt — was von Beidem eigentlich das Richtige war, wußte er nicht. Darauf schiffte er das Land entlang nach Süden, so weit er in fünf Tagen zu segeln im Stande war. Da kam er hoch im Lande an einen großen Fluß; worauf sie in demselben umwendeten, indem sie aus Furcht vor irgend einer Feindseligkeit nicht weiter hinaufsegeln mochten; so weit war das Land jenseits des Flusses reich bevölkert. Er hatte aber kein bewohntes Land angetroffen, seitdem er seine Heimat verlassen hatte; sondern hatte überall zur Rechten ödes Land, nur daß dort einige Fischer, Vogelfänger und Jäger hausten, die sämtlich Finnen waren. Zur Linken aber hatte er das weite Meer.

Die Bjarmer*) hatten ihr Land recht gut bebaut; allein sie (Othere und seine Begleiter) wagten es nicht, dort ans Land zu gehen. Das Terfinnen-Land**) dagegen war überall, ausgenommen wo Jäger, Fischer oder Vogelfänger hausten, öde.

Mehre Berichte gaben ihm die Bjarmer theils über ihr Land, theils über die angränzenden Länder. Er wußte aber nicht, was daran wahr sein mochte, da er es niemals selbst gesehen hatte. Es schien ihm, als ob die Finnen und Bjarmer beinahe dieselbe Sprache redeten. Er fuhr, neben dem Trieb, die Gestaltung des Landes kennen zu lernen, hauptsächlich der Walrosse wegen dorthin***), deren Zähne,

---

*) Die Bjarmer (Permier), im westlichen Rußland heimisch, kamen unter König Hakon Hakonson, als sie von den Tataren verfolgt wurden, nach Norwegen und ließen sich daselbst taufen, worauf der König ihnen eine Strecke Landes am Malángr-Fjord schenkte (s. die Hakon Hakonsons Saga Kap. 333) — Anmerk. d. Bearb.

**) Unter Finnen werden hier die Lappländer verstanden, unter Terfinnen die Bewohner der Terischen Küste in Russisch-Lappland.

***) Walrosse werden noch jetzt alle Jahre auf dem Eise an der Küste des Weißen Meeres nicht weit vom Strande gefangen (vgl. A. E. Nordenskiöld, Bericht über eine Expedition nach der Mündung des Jenisei im J. 1875 S. 23; Anhang zu den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften Band 4 Nr. 1.). Jetzt kommen sie freilich dort nur selten und, wie es scheint nicht in unmittelbarer Nähe des Landes vor, aber es leidet kaum einen Zweifel, daß sie in alten Zeiten an den nördlichsten Küsten von Norwegen allgemein waren. Sie sind offenbar in derselben Weise vertrieben worden, wie man jetzt dazu thut, sie von Spitzbergen zu verjagen. Wie schnell an letzterem Platze ihre Anzahl von Jahr zu Jahr abnimmt, geht daraus hervor, daß ich auf meinen vielfachen Reisen, die ich im J. 1858 begann, niemals Walrosse

von welchen die Reisenden mehre für den König mitbrachten, aus sehr kostbarem Bein bestehen, und deren Haut sehr brauchbar zu Schiffstauen ist. Diese Wale sind viel kleiner als andere Wale und nicht länger als sieben Ellen. In seinem Vaterlande ist der beste Walfischfang. Es giebt dort Wale von achtundvierzig Ellen Länge, und die größten messen sogar fünfzig. Von diesen habe er selbst mit fünf Anderen, so sagte er, in zwei Tagen sechszig erlegt*).

Er war ein ganz vermögender Mann an jenen Besitzthümern, die ihren (der Bjarmer) Reichthum ausmachen, nämlich an Wildthieren. Er besaß um jene Zeit, da er den König besuchte, sechshundert zahme, nicht gekaufte Thiere; diese Thiere nennen sie Rennthiere; von ihnen waren sechs Lockrennthiere, die bei den Finnen hoch im Preise stehen, denn mit ihnen fangen sie die wilden Rennthiere.

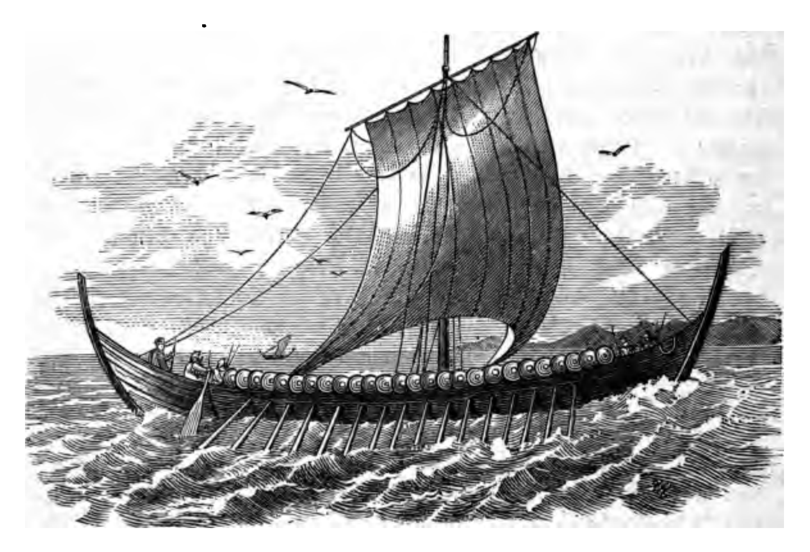
Er war einer der vornehmsten Männer im Lande, obgleich er nicht mehr als zwanzig Kühe, zwanzig Schafe und eben so viele Schweine besaß, und das Wenige, das er an Ackerland bebaute, pflügte er mit Pferden. Ihr Vermögen besteht aber meist in den Abgaben, welche ihnen die Finnen entrichten. Diese Abgaben sind: Thierfelle und Vogelfedern, Walfischknochen und Robbenfelle

---

bei Beeren-Eiland (der Verf. meint hier eine der Häreninseln, Medwjéshie ostrowii — Anmerk. d. Bearb.) und an der Westküste von Spitzbergen gewahrte, wohl aber mit Grönlandsfahrern sprach, die vor zehn Jahren sie dort in Schaaren von Hunderten und Tausenden gesehen hatten. Ich selbst habe derlei Heerden im Hinloopen-Strait im Juli 1866 gesehen; als ich aber auf meinen Reisen 1868 und 1872—73 die nämlichen Gegenden wiederum besuchte, bemerkte ich daselbst nicht ein einziges Walroß.

*) Da es nicht möglich scheint, daß fünf Mann in zwei Tagen sechszig große Walfische erlegen können, hat diese Stelle den Auslegern von Otheres Bericht viele Schwierigkeiten gemacht, was nicht zu verwundern ist, falls es sich hier um große Walfische (balaena mysticetus) handelte. Wenn sich der Bericht aber auf kleinere Arten bezieht, so ist ein derartiger Fang noch heutzutage an den Küsten der am Eismeer liegenden Länder zu machen. Verschiedene kleine Walfischarten gehen nämlich in großen Schaaren zusammen und können, da sie zuweilen in so seichtes Wasser kommen, daß sie bei der Ebbe stranden, mit Leichtigkeit getödtet werden. Mitunter gelingt es auch sogar, sie auf den Grund zu treiben. Daß die Walfische zur Frühlingszeit die norwegischen Küsten in großen, für Schiffer gefährlichen Haufen besuchen, giebt auch Jakob Ziegler in seiner Schrift: quae intus continentur Syria, Palestina, Arabia, Aegyptus, Schondia etc. (Argentorati 1532 S. 97) an.

und aus Walen-*) und Seehundsfellen verfertigte Schiffstaue. Jeder zahlt nach seinen Kräften; der Wohlhabendste hat fünfzehn Marderfelle, fünf Rennthierhäute, ein Bärenfell, zehn Körbe Federn, eine Jacke von Bären- oder Otterfell und zwei Schiffstaue, von denen jedes, das eine aus Walfischhaut, das andere aus Robbenfell verfertigt, sechszig Ellen lang sein muß, zu entrichten.



Ein norwegisches Schiff aus dem zehnten Jahrhundert, nach dem Muster des 1880 am Sandefjord gefundenen Fahrzeugs, unter Aufsicht von Ingwald Undset, Assistenten bei der Sammlung nordischer Alterthümer an der Universität zu Christiania, gezeichnet.

Die Fortsetzung des Othere'schen Berichtes bildet eine Schilderung der Skandinavischen Halbinsel und der Reise, welche er von seiner Heimat aus nach Süden unternahm. Hierauf liefert König Alfred eine Darstellung der Reise des Dänen Wulfstan in der Ost-

*) In obigem Fall ist unter „Wal" offenbar das Walroß zu verstehen, dessen Haut noch heutigen Tags von den norwegischen Grönlandsfahrern, den Eskimos und Tschuktschen zu Fangseilen verwendet wird. Auch die Haut der wirklichen Walfische würde vermuthlich für diesen Zweck zubereitet werden können, obgleich wegen ihrer Dicke schwerlich mit Nutzen, außer mit Anwendung besonderer Werkzeuge zum Zerschneiden der Haut.

see. Dieser Theil der Einleitung zum Orosius liegt jedoch meinem Stoffe gar zu fern, als daß ich ihn in dieser Reisebeschreibung anführen sollte.

Aus Othere's einfachem und leichtverständlichem Bericht geht hervor, daß er eine wirkliche Entdeckungsreise unternommen hatte, um die nordöstlichen, unbekannten Länder und Meere zu erforschen. Diese Fahrt erzielte auch dadurch ein bedeutendes Resultat, daß der nördlichste Theil Europa's auf derselben zum ersten Male umschifft wurde. Auch dürfte es wol keinem Zweifel unterliegen, daß Othere auf dieser Fahrt selbst bis zur Mündung der Dwina oder wenigstens des Mesenflusses im Bjarmerlande vordrang. Der Bericht belehrt uns außerdem auch darüber, daß das nördlichste Skandinavien schon damals, wenn auch nur sparsam, von Lappländern bevölkert war, die eine, von der noch bis auf den heutigen Tag von ihnen an der Küste geführten, nicht sonderlich verschiedene Lebensweise beobachteten.

Die skandinavische Bevölkerung ist erst gegen das Jahr 1200 in Finmarken eingewandert und hat sich dort niedergelassen, und von der Zeit an hat sich natürlich in den Nordlanden eine größere Kenntniß dieser Gegenden verbreitet; doch war dieselbe lange Zeit höchst unvollständig, wie man aus zwei Karten vom Norden, die eine vom Jahre 1482, die andere vom Jahre 1532 ersieht. Noch auf der letzteren von beiden wird Grönland als mit Norwegen in der Nähe von Vardöhus zusammenhangend angegeben. Diese Karte basirt jedoch unter Anderem auf der Angabe zweier Erzbischöfe aus dem Stift Nidaros*), zu dem auch Grönland und Finmarken gehörten, und von dessen angebautem Theil oft Handels- und Plünderungszüge sowol zu Land wie zur See bis hin zum Bjarmerlande unternommen wurden. Man könnte schwer begreifen, wie mit solchen Karten von Ländereintheilung im Norden der Gedanke an eine Nordostpassage entstehen konnte, wenn sich nicht auch schon damals Stimmen für eine ganz entgegengesetzte Ansicht erhoben hätten, die theils auf einem Rest der alten Vorstellung (man kann sagen der alten Ueberzeugung) beruhten, daß Asien, Europa und Afrika rings von Wasser

*) Es waren dies der Däne Erich Walkendorff und der Norweger Olaf Engelbrechtsson. Auch die Schweden Johannes Magnus Erzbischof von Upsala und Peder Månsson, Bischof von Westers lieferten Ziegler wichtige Aufklärungen betreffs der nordischen Länder. — (Nidaros auch Kaupang genannt, lag im Drontheim'schen am Abhang eines Hügels, an der Mündung (ós) des Flusses Nid, woher denn der Name Nidarós stammt. Anmerkg. d. Bearb.)

umgeben seien, theils auf Berichten, daß Indier längs der asiatischen Küste vom Wind nach Europa verschlagen wurden*) Hierzu kommt im Jahre 1539 des schwedischen Bischofs Olaus Magnus Karte vom Norden, welche zuerst eine beinahe zutreffend Nordgränze Skandinaviens angab.

Sigismund von Herberstein**) spricht in seinem berühmten

*) Von den viel erwähnten Berichten über Indier — vielleicht eher Leute von Nordskandinavien, Rußland oder Nordamerika, sicherlich aber keine Japanesen, Chinesen oder Inder — welche vom Sturm an die deutschen Küsten verschlagen wurden, rührt der erste schon von der Zeit vor Christi Geburt her. Im Jahr 62 vor Chr. Geb. empfing nämlich Quintus Metellus Celer, während er als Proconsul Gallien verwaltete, vom König der Bojer (Plinius sagt: der Sueven) einige Indier geschenkt. und als er fragte, wie sie in diese Gegenden kämen, erfuhr er, daß sie aus den indischen Meeren an die germanischen Küsten vom Sturm verschlagen worden wären." (Pomponius Mela, Buch 3 Kap. 5, nach einer verloren gegangenen Schrift des Cornelius Nepos. Plinius hist. nat. lib. II. cap. 67).

Von einer ähnlichen Begebenheit während des Mittelalters berichtet der gelehrte Aeneas Sylvius, späterhin Papst unter dem Namen Pius II. in seiner Kosmographie. „Ich selbst habe bei Otto (Bischof Otto von Freising) gelesen, daß zur Zeit der deutschen Kaiser ein indisches Fahrzeug und indische Handelsleute an den germanischen Strand verschlagen wurden. Sicher war es, daß sie, von widrigen Winden umhergeworfen, von Osten herkamen, was keinesfalls möglich gewesen wäre, wenn, wie Manche annehmen, das Nordmeer unfahrbar und zugefroren war. (Pius II. Cosmographia in Asiae et Europae eleganti descriptione etc. Parisiis 1509 Blatt 2). Wahrscheinlich ist es das nämliche Ereigniß, das der spanische Geschichtsschreiber Gomara (historia general de las Indias, Saragoça 1552—53) bespricht, und zwar fügt er hinzu, daß die Inder zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa (1152—1190) bei Lübeck Schiffbruch gelitten hätten. Gomara berichtet auch, daß er mit dem landflüchtigen schwedischen Bischof Olaus Magnus zusammengetroffen sei, der ihm mit Bestimmtheit erklärt hätte, daß man von Norwegen, nordwärts hin die Küsten entlang, nach China zu Schiffe fahren könne (französische Uebersetzung der genannten Schrift. Paris 1587. Blatt 12). Ein besonders lehrreicher Aufsatz über diesen Gegenstand findet sich in den Jahrbüchern für nordische Alterthumskunde und Geschichte, Kopenhagen 1880; er ist von F. Schiern verfaßt, und „über ein ethnologisches Räthsel aus dem Alterthum" betitelt.

**) Herberstein besuchte Rußland zweimal als Gesandter des römischen Kaisers; das erste Mal 1517 und das zweite Mal 1525, und hat bei Ge-

Buche über Rußland, von der Fahrt Gregory Istoma's und des Abgesandten Davids vom Weißen Meer aus nach Drontheim im Jahre 1496 wie folgt:

„Nachdem sie in der Mündung des Dwinaflusses an Bord von vier Böten gegangen waren, hielten sie sich zuerst längs des rechten Strandes des Oceans, wo man sehr hohe und spitze Berge*) sah, und nachdem sie auf diese Weise sechszehn Meilen zurückgelegt hatten, und über einen Meeresarm gefahren waren, segelten sie den linken Strand entlang, indem sie das offene Meer, welches eben so wie die in der Nähe befindlichen Berge, seinen Namen vom Flusse Petschora führt, rechts liegen ließen. Man trifft hier auf ein, Finlappen genanntes Volk, das, obgleich in niedrigen und häßlichen Hütten wohnend, und ein den wilden Thieren beinahe gleiches Leben führend, doch gesitteter sein soll, als das „Wildlappen" genannte. Nachdem sie darauf Lappland vorüber gekommen und 80 Meilen weiter gesegelt waren, gelangten sie zu dem, Nortpoden genannten und dem Könige von Schweden gehörenden Lande. Diesen Landestheil nennen die Ruthenen: Kajenska Selma, und das Volk heißt bei ihnen: die Kayeni. Nachdem sie von dort weiter, eine mit zahlreichen Einschnitten versehene, rechts hervor ragende Küste entlang gesegelt waren, kamen sie zu einer Halbinsel, welche die „Heilige Nase**) genannt wird und aus einer großen Klippe besteht, die wie eine Nase aus dem Meere hervorragt. Darinnen aber befindet sich eine Grotte oder Höhle, welche zur Zeit sechs Stunden lang das Wasser einschlürft und es dann

legenheit dieser Reisen eine Schilderung des Landes veröffentlicht, durch welche dasselbe den Westeuropäern zuerst bekannt wurde, und für die Russen selbst eine wichtige Quelle zum Studium des Vorzeit-Kulturzustandes im Zarenreich ist. v. Adelung zählt in der „kritisch-literarischen Uebersicht der Reisenden in Rußland bis 1700, St. Petersburg u. Leipzig 1846" elf lateinische, zwei italiänische, neun deutsche und eine böhmische Uebersetzung auf. Eine englische wurde später in Hakluyt Society's Schriften veröffentlicht.

*) Eine Verwechselung mit den Bergen, die man in Norwegen sah, da der nordöstliche Strand des Weißen Meeres niedriges Land ist.

**) Eine in älteren Schriften öfter vorkommende, aber nicht gelungene Uebersetzung des russischen swjatoi Nos, die heilige Spitze, d. i. das heilige Vorgebirge. — Zu bemerken ist, daß es von diesen Halbinseln oder Landzungen zwei gleichen Namens giebt, von denen die eine westlich an der Murmanischen, gegen über der andern, östlicheren an der Timanischen Küste liegt. — Anmerkg. d. Bearb.

mit großem Gepolter und Getöse in Wirbeln wieder ausspeit. Einige nennen sie des Meeres Nabel, Andere die Charybdis. Man erzählte, dieser Wirbel besitze eine solche Gewalt, daß er Schiffe und andere in seiner Nähe befindliche Gegenstände an sich zieht und verschlingt. Istoma sagte, er habe niemals in so großer Gefahr geschwebt wie an dieser Stelle, indem der Strudel das Schiff, auf welchem sie fuhren, mit solcher Macht anzog, daß sie nur mit äußerster Anstrengung und unter Zuhilfenehmen der Ruder entkommen konnten. Nachdem sie an dieser heiligen Nase vorbei waren, kamen sie an einem Vorgebirge vorüber, das man umschiffen mußte. Nachdem man einige Tage conträren Windes wegen hatte still liegen müssen, sagte der Schiffer: „Diese Klippe, die Ihr seht, heißt Semes, und wir kommen so leicht nicht vorbei, wenn sie nicht durch irgend ein Geschenk versöhnt wird.“ Istoma erzählt, er habe dem Schiffer seines unvernünftigen Aberglaubens wegen Vorwürfe gemacht, worauf denn der so Ausgescholtene kein Wort weiter sagte. So blieben sie auch am vierten Tage des tobenden Meeres wegen an der Stelle; da aber legte sich der Sturm und man lichtete die Anker. Als die Fahrt nun mit günstigem Winde fortgesetzt wurde, sagte der Schiffer: „Ihr lachtet über meine Mahnung, die Semes-Klippe zu versöhnen, und hieltet dies für einen lächerlichen Aberglauben, aber ganz sicher wäre es uns unmöglich gewesen, ihr vorbei zu kommen, wenn ich nicht in der Nacht die Klippe hinaufgestiegen wäre und geopfert hätte.“ Auf die Frage, was er geopfert hätte, sagte er: „Hafermehl mit Butter habe ich auf die vorspringende Klippe, die wir sahen, gestreut.“ Als sie weiter fuhren, kamen sie an ein anderes großes, Motka genanntes, halbinselähnliches Vorgebirge, auf dessen Spitze sich ein Kastell Barthus*) befand, welches Wachthaus bedeutet, denn der König von Norwegen unterhält dort eine Wache zur Vertheidigung seiner Gränzen. Der Dolmetscher sagte, dies Vorgebirge dehne sich so weit aus, daß es kaum in acht Tagen umschifft werden könne, weshalb sie, um nicht auf diese Weise aufgehalten zu werden, mit vieler Mühe ihre Böte und Effekten auf den Schultern eine halbe Meile Weges zu Lande forttragen mußten. Darauf segelten sie längs des Landes der Dikilappen oder Wildlappen bis zu einem Ort der Dront (Drontheim) genannt wird und 200 Meilen

---

*) Soll wohl vårdhus heißen — Anmerkg. d. Bearb.

nördlich von der Dwina liegt.*) Und sie sagten, daß der Fürst von Moskau sogar bis dorthin Steuern zu erheben pflegte.“ —

Englands Seeschifffahrt ist heute unvergleichlich größer als die irgend eines anderen Landes, aber sie ist nicht alt. Noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts war sie höchst unbedeutend und hauptsächlich auf die Küstenfahrt in Europa und eine oder die andere Fischereifahrt nach Irland oder Neufundland beschränkt.**) Spaniens und Portugals große Seemacht und Eifersucht auf andere Reiche gestatteten auch um jene Zeit fremden Seefahrern nicht, Handel mit den asiatischen Ländern zu treiben, die von Marco Polo mit so lockenden Berichten von unerhörten Reichthümern an Gold und edlen Steinen, an kostbaren Stoffen, Gewürzen und wohlriechenden Spezereien geschildert wurden. Damit die nordeuropäischen Kaufleute an dem Gewinne theilnehmen konnten, der hier zu erzielen war, schien es nothwendig, neue, den Flotten der pyrenäischen Halbinsel unzugängliche Wege zu suchen. Daraus läßt sich der Eifer erklären, mit welchem Engländer und Holländer zu wiederholten Malen kostbar ausgerüstete Fahrzeuge aussandten, um entweder über den Pol oder auf dem nordwestlichen Wege längs der Neuen Welt oder der nordöstlichen längs der Nordküste der alten Welt einen neuen Weg nach Indien und China aufzusuchen. Diese Fahrten hörten erst auf, nachdem Spaniens und Portugals ausschließliche Oberherrschaft zur See gebrochen war. Keine dieser Fahrten führte jedoch zu dem gesteckten Ziele; von Wichtigkeit ist es aber, daß sie jedenfalls den Hebel zum Emporkommen der englischen Seeschifffahrt bildeten.

Sir Hugh Willoughby's Reise 1553 war also die erste in großem Maßstabe unternommene Seefahrt, die England in weitentfernte Meere machte. Man war von der Möglichkeit, auf diesem Wege nach Indien vorzudringen, so fest überzeugt, daß man zum ersten Male in England den unter Wasser liegenden Theil der zu Sir Hugh's Verfügung stehenden Schiffe, zum Schutze gegen Bohrwürmer mit dünnen Bleiplatten überkleidete. Diese Schiffe waren:

---

*) Statt „nördlich“ soll es wahrscheinlich „jenseits“ der Dwina heißen.

**) Im Jahre 1540 hatte London, die königliche Flotte nicht eingerechnet nicht mehr als vier Schiffe, deren Trächtigkeit 120 Tonnen überstieg (Anderson Origin of Commerce, London 1787 vol. II. S. 67.) Die meisten skandinavischen Küstenstädte dürften also in der Jetztzeit eine größere Seefahrtflotte besitzen als London damals hatte.

1, Bona Esperanza, Admiralschiff von hundert und zwanzig Tonnen, auf welchem sich Sir Hugh Willoughby als Generalkapitän der Flotte, selbst befand. Die Bemannung bestand, den Schiffskapitän William Gefferson und sechs Handelsleute mitgerechnet, aus fünfunddreizig Mann.

2, Edward Bonaventure, von einhundert sechszig Tonnen, auf welchem sich Richard Chancelor, Flottenkapitän und Oberlootse befand. Im Ganzen war das Fahrzeug mit fünfzig Mann, zwei Handelsleute mit eingerechnet, besetzt. Unter der Schiffsbemannung, die bei Hakluyt aufgezählt wird, findet man auch die später in der Geschichte der Nordostfahrt berühmten Namen Stephen Burrough, Kapitän des Fahrzeuges und Arthur Pet.

3, Bona Confidentia, von neunzig Tonnen, unter Befehl von Cornelius Durfoorth, mit achtundzwanzig Mann, unter denen drei Handelsleute.

Die Ausrüstung der Fahrzeuge kostete sechstausend Pfund Sterling in Antheilquoten zu fünfundzwanzig Pfund. Sir Hugh Willoughby wurde wegen seines stattlichen Aeußeren und seiner Erfahrung im Kriegswesen zum Befehlshaber gewählt.*) Zur Erforschung der Beschaffenheit des Morgenlandes wurden zwei im königlichen Marstall angestellte Tataren zu Rath gezogen, aber ohne daß man von ihnen irgend welche Auskunft hätte erhalten können.

Die Schiffe verließen Ratcliffe am 20/10, Mai 1553**) und wurden mit günstigem Winde Greenwich vorüber, wo sich der Hof

*) Cum ob corporis formam (erat enim procerae staturae) tum ob singularem in re bellica industriam (Clemens Adams Bericht. Hakluyt S. 271.)

Sowol wegen seiner Körpergestalt (er war nämlich hohen schlanken Wuchses) wie auch wegen der ausgezeichneten Kenntniß des Kriegswesens. — Anmerkg. d. Bearb.

**) Zehn Tage früher oder später spielen in Hinsicht auf die Eisverhältnisse während des Sommers im hochnordischen Meer eine sehr bedeutende Rolle. Ich habe daher immer, wenn ich die Reisen meiner Vorgänger citirte, den alten Styl anf den neuen reducirt. — Dann hätte aber der Verfasser statt: am 20/10. Mai, am 20/8. u. s. w. setzen müssen, da der Unterschied zwischen dem julianischen und gregorianischen Kalender sich nicht auf zehn, sondern auf zwölf Tage beläuft. — Anmkg. d. Bearb.

damals aufhielt, von Böten fortbugsirt. Der König konnte Krankheitshalber nicht zugegen sein, aber der Staatsrath, der Hof und eine zahlreiche Volksmenge eilten an die Fenster, auf die Dächer und an den Strand, um die vorbeifahrenden, mit Seeleuten, in neuen dunkelblauen Festtagskleidern, bemannten Fahrzeuge zu sehen, und von diesen mit Kanonensalutschüssen begrüßt zu werden. Berge, Thäler und Wasser gaben das Echo zurück und die Matrosen jauchzten, daß es bis zu den Sternen gehört wurde*). Alles war Triumph und Freude: es war fast, als ahnte man, daß die größte Seemacht, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat, an diesem Tage geboren worden sei.

Die Reise selbst lief jedoch für Sir Hugh Willoughby und die Mehrzahl seiner Begleiter, so wie der auf dem Schiffe Bona Confidentia Befindlichen höchst unglücklich ab. Im Jahre 1554 stießen russische Fischer an der Ueberwinterungsstelle in der Nähe von Kegor, am Auslauf des Arsinaflusses, auf die Schiffe und menschliche Leichen nebst dem Tagebuche Willoughby's und einem von ihm unterschriebenen Testament, welches beweist, daß er selbst und ein Theil der Mannschaft noch im Januar 1554 am Leben waren. Die beiden Fahrzeuge nebst Willoughby's Leiche wurden 1555 vom Kaufmann George Killingworth**) nach England geschickt.

---

*) Vibrantur bombardarum fulmina, Tartariae volvuntur nubes, Martem sonant crepitacula, reboant summa montium juga, reboant valles, reboant undae, claraque Nautarum percellit sydera clamor Clemens Adams Bericht. Hakluyt. S. 272.) —

(Die Blitze der Bombarden zucken, die Wolken des Tartarus wirbeln, die Glocken klingen den Kriegston, es widerhallen die Joche der Berge, die Thäler, die Wellen: das Rufen der Schiffer dringt zu den hellen Sternen. — Anmerkg. d. Bearb.

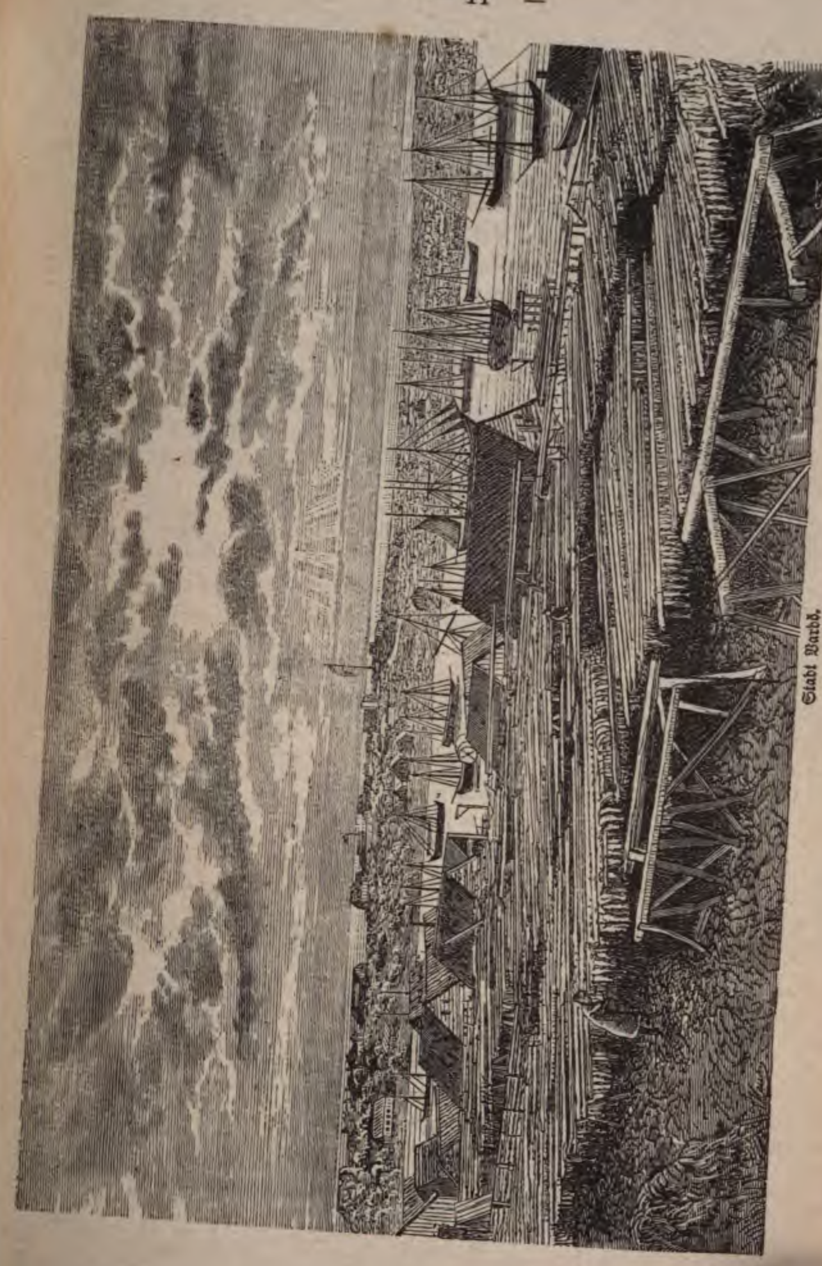
**) Dieser Mann ist es, von dem in einem aus Moskau von Henrie Lane geschriebenen Briefe erzählt wird, daß der Zar bei einem Gastmahl „called them to his table, to receave each one a cuppe from his hand to drinke, and tooke into his hand Master George Killingworths beard, which reached over the table and pleasantly delivered it the Metropolitane who seeming to blesse it, sad in Russe, this is Gods gift.“ (Hakluyt S. 500.) —

(Lud sie an seinen Tisch, um jeder von ihnen einen Becher zum Trinken aus seiner Hand zu empfangen, und nahm den Bart des Herrn G. Killingworth, der über den Tisch hinüberreichte, in die Hand, und gab denselben scherzend dem Metropolitan, der, wie um ihn zu segnen, auf Russisch sagte: Das ist eine Gabe Gottes. — Anmerkg. d. Bearb.)

Das dritte, von Chancelor geführte Schiff: Edward Bonaventure, hatte dagegen eine glückliche und für den Welthandel bedeutungsvolle Fahrt. Chancelor wurde im August, während eines Sturms von seinen Reisebegleitern getrennt. Er segelte dann auf seine eigene Hand nach Vardöhus. Nachdem er daselbst sieben Tage auf Sir Hugh Willoughby gewartet hatte, „setzte er, fest entschlossen, seinen Zweck zu erreichen oder zu sterben, und trotzdem ihn einige Schotten zur Umkehr zu bewegen suchten, seine Fahrt zu dem unbekannten Welttheile so weit fort, daß die Sonne Tag und Nacht über der unermeßlichen See schien.“ Auf diese Weise kam er schließlich an dem Ausflusse der Dwina in das Weiße Meer an, wo damals ein kleines Kloster an der Stelle, auf welcher jetzt Archangel liegt, erbaut war. Bald gewann er durch freundliches Benehmen das Vertrauen der Einwohner, die ihn sehr gastfrei aufnahmen. Dennoch schickten sie sogleich einen Eilboten ab, um den Zar Iwan Wasiljewitsch von dem merkwürdigen Ereignisse zu benachrichtigen. Dieses hatte zur Folge, daß Chancelor eine Einladung an den Hof nach Moskau erhielt, wo er und seine Begleiter vom Zaren außerordentlich gefeiert wurden und einen Theil des Winters zubrachten. Im folgenden Sommer kehrte er mit seinem Fahrzeuge nach England zurück. So wurde eine Handelsverbindung angeknüpft, welche bald für beide Länder von ungeheurer Wichtigkeit wurde, und schon während der nächsten Jahre den Anlaß zu einer Menge Seereisen gab, über die ich jedoch hier keine nähere Nachweisung liefern kann, da ein Bericht über dieselben nicht zur Geschichte der Nordostfahrten gehört.*)

Aus dem Kloster an der Mündung der Dwina ist, wie oben gesagt, eine große, blühende Handelsstadt geworden, und eine zahlreiche Bevölkerung hat sich an der vormals so öden Küste des Eismeeres niedergelassen. Schon sind Telegraphen und regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindungen, selbst bis zu der russischen Gränze vorhanden. Die Einwohner von Vardö können also in einigen

*) Die Schriften über diese Reisen sind recht zahlreich. Für den, welcher weitere Rechenschaft über die hierher schlagende Literatur wünscht, kann ich auf „Fr. v. Adelungs“ Kritisch-literarische Uebersicht der Reisenden in Rußland, (St. Petersburg u. Leipzig 1846) S. 200, und J. Hamels „Tradescant der Aeltere 1618 in Rußland“; (St. Petersburg u. Leipzig 1847“) hinweisen.



Stadt Vardö.

Stunden Berichte von den Ereignissen in Paris oder London, ja selbst von denen in New-York, Indien, dem Kap, Australien, Brasilien u. s. w. erhalten, während vor hundert Jahren die Post nur einmal jährlich dort hinkam. Zu jener Zeit war es, daß ein Zeitungen liebender Kommandant das von großer Selbstbeherrschung zeugende Verfahren beobachtete, die Post nicht auf einmal zu „verschlingen", sondern die Zeitungen Tag auf Tag, ein Jahr nachdem sie herausgekommen waren, zu lesen. Aber dieses ist jetzt anders, und doch ist man nicht zufrieden. Die Interessen des Handels und der Fischerei beanspruchen Eisenbahnverbindungen mit dem übrigen Europa. Diese wird man auch sicherlich in einigen Jahren erhalten, und lange dürfte es nicht dauern, bis der Telegraph sein Netz ausgesponnen haben, und eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung längs der Küste des Eismeers bis weit hinter dem Meer, welches durch Chancelor dem Welthandel eröffnet wurde, angebahnt sein wird.

Zweites Kapitel.

Abfahrt von Måsö. — Das Hansland. — Die Eisverhältnisse. — Die Schiffe der Expedition versammeln sich bei Chabarowa. — Das dortige Samojedendorf. — Die Kirche. — Russen und Samojeden. — Besuch in Chabarowa 1875. — Einkauf samojedischer Götzen. — Kleidung und Wohnungen der Samojeden. — Vergleichung der Polarvölker. — Opferstätten und Samojedengräber auf der Insel Waigatsch werden besucht. — Aeltere Nachrichten von den Samojeden. — Ihre Stellung in der Ethnographie.

Die Vega wurde durch andauernde Gegenwinde, Regen, Nebel und außerordentlich grobe See bis zum fünfundzwanzigsten Juli Abends vor Måsö aufgehalten. Obgleich das Wetter beständig sehr ungünstig war, lichteten wir dennoch, in unserer Ungeduld weiterzukommen, die Anker und dampften durch den Magerö-Sund hinaus in die See. Gleichzeitig lichtete auch die Lena Anker; sie hatte Ordre, der Vega so viel wie möglich zu folgen, und wenn eine Trennung unvermeidlich wäre, den Kurs alsbald nach Chabarowa in Jugor-Schar zu steuern, das ich zum Sammelplatz für die vier Fahrzeuge der Expedition bestimmt hatte. In der ersten Nacht verloren wir auch

bei dem herrschenden Nebel die Lena aus dem Gesicht, und wir sahen sie erst am Sammelplatz wieder.

Die Vega nahm nun ihren Kurs nach dem südlichen Gänse-Kap.*) Obgleich ich schon früher in Tromsö beschlossen hatte, ins Karische Meer durch die Jugorische Straße als den südlichst dahin führenden Sund einzulaufen, wurde der Kurs dennoch so nördlich genommen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß zu Anfang Sommers oft so viel Eis in der Bucht zwischen der Westküste der Insel Waigatsch und dem Festlande umhertreibt, daß die Schifffahrt in diesem Fahrwasser bedeutend erschwert wird. Diesen Uebelstand vermeidet man, wenn man Nowaja Semlja ungefähr beim Gänseland anläuft, und von da den westlichen Strand dieser Insel und Waigatsch bis zum Jugor Schar (Jugorische Straße) entlang fährt. Diese Vorsicht war indeß jetzt unnöthig. Die Eisverhältnisse waren nämlich besonders günstig, und Jugor Schar wurde erreicht, ohne daß wir eine Spur von Eis sahen.

Die Ueberfahrt von Norwegen nach dem Gansland wurde anfänglich von gutem Winde begünstigt, der aber doch, als wir uns Nowaja Semlja näherten, flau und knapp ward. Trotzdem ging die Fahrt mit Zuhilfenehmen des Dampfes rasch und ohne Abenteuer von Statten, nur daß durch das starke Schlingern des Schiffs ein Durcheinanderpoltern verschiedener Instrumenten- und Bücherkisten bewirkt wurde, glücklicherweise jedoch ohne irgend einen erheblicheren Schaden zu verursachen.

Am achtundzwanzigsten Juli 10 Uhr 30 Minuten kam Land in Sicht; es war die Spitze, welche südlich vom Gansland, bei 70°, 33′ nördlicher Breite und 51° 54′ östlicher Länge von Greenwich hinausragt. Das Gansland ist eine flache, von Grasflächen und zahllosen kleinen Seen bedeckte Küstenstrecke, die von Nowaja Semlja's Hauptland zwischen 72° 10′ u. 71° 30′ ausläuft. Die Benennung ist eine Uebersetzung des Russischen: Gussinnaja Semlja und schreibt sich von den vielen Gänsen und Schwänen (der kleine Singschwan, Cygnus Bewickii, Yarr.), die in diesen Gegenden hecken, her.

Obgleich das Gansland, von Weitem gesehen, ganz eben und niedrig erscheint, erhebt es sich dennoch an der Küste landeinwärts bei Kleinem und wellenförmig zu einer, mit zahllosen seichten Seen

*) Das Vorgebirge Gussinüi nos, das Ganskap oder Gänsekap.

übersäten Grasfläche von ungefähr sechszig Metern Höhe. Diese Ebene fällt fast überall mit einem abschüssigen, drei bis fünfzehn Meter hohen Abhang zur See ab, unter welchem im Verlaufe des Winters sich eine gewaltige Schneedrift (oder sogenannter Schneefuß, snöfot) bildet, die erst spät schmilzt. Wirkliche Gletscher finden sich hier nicht vor, eben so wenig umhertreibende große Eisschollen, welche andeuten würden, daß die Zustände vormals anderer Art gewesen waren. Auch waren keine schneebedeckte Berggipfel von der See aus zu erblicken. Man kann also eine gewisse Zeit im Jahre (während des ganzen Monats August) von Norwegen nach Nowaja Semlja segeln, Jagdausflüge dorthin unternehmen und wieder zurückkehren, ohne eine Spur von Eis oder Schnee gesehen zu haben. Schon gegen Ende Juni oder Anfang Juli wird der größte Theil des Ganslands beinahe schneefrei, und bald darauf entwickelt die arktische Blumenwelt auf einige Wochen ihre ganze Farbenpracht. Trockene, günstig gelegene Stellen werden dann von einem niedrigen, aber sehr reichen, durch kein hohes Gras und keine Sträucher versteckten Blumenteppich bedeckt. An fruchtbaren Orten trifft man wirkliche Rasenmatten, welche, wenigstens von der Ferne aus gesehen, grünen lachenden Wiesen gleichen.

In Folge des Zeitverlustes, der durch den Verzug in der Fahrt unter der norwegischen Küste und den Aufenthalt bei Måsö verursacht wurde, konnten wir diesmal nicht ans Land gehen, sondern setzten unsere Fahrt sogleich längs der Westküste von Nowaja Semlja beim herrlichsten stillen Wetter nach Jugor-Schar fort. Das Meer war vollständig eisfrei und das Land unbedeckt bis auf einige in kleineren Thälern noch liegen gebliebene Schneefelder; hier und da sah man sogar an den steilen Küstenabhängen Ueberbleibsel von den Winterschneedriften, die öfter, wenn die niederen Luftschichten stärker von der Sonne erwärmt wurden, bedeutend kimmten*), so daß sie von Weitem wie gewaltige, gegen das Meer steil abgeschlossene Gletscher aussahen. Als wir weiter südlich gekommen waren, hatten wir bei hellem Wetter eine gute Aussicht über die Insel Waigatsch, Dieselbe schien, von der See draußen an der Westküste, eine ebene Grasfläche zu bilden, wenn man sich aber der Jugorischen Straße

---

*) kimmen (hägra) ist: sich in der Luft abspiegeln wie die Fata morgana, schwedisch: hägring. — Anmerkg. d. Bearb.

näherte, sah man, daß niedrige Anhöhenzüge, wahrscheinlich die äußersten Abzweigungen des unter dem Namen Paichoi bekannten nördlichen Vorsprungs vom Ural, auf der Ostseite der Insel emporstiegen.

Als wir außerhalb des Eingangs der Jugorstraße waren, gewahrten wir ein Dampfboot. Nach mancherlei Vermuthungen erkannten wir den „Fraser" und fuhren nun zusammen zum Hafen von Chabarowa, wo am 30. Juli Abends Anker auf vierzehn Meter Tiefe und Lehmboden geworfen wurde. Die Lena fehlte noch. Wir fürchteten, daß es dem kleineren Dampfboote schwer geworden sei, sich aus der, von der anderen Seite des Nordkaps herüberkommenden See herauszufinden. Eine Sturzsee war sogar über den Dahlbord der doch größeren Vega gegangen und hatte eine der auf dem Verdeck hinaufgesurrten Kisten zerschlagen. Unsere Furcht war jedoch unbegründet.

Chabarowa ist ein kleiner, auf dem festen Lande südlich von der Jugorischen Straße, westlich von der Mündung eines kleineren, zu gewissen Zeiten fischereichen Flusses gelegener Ort. Im Sommer wird der Platz von einer Schaar Samojeden, die ihre Rennthierheerden auf der Insel Waigatsch und den ringsumher liegenden Steppen weiden lassen, bewohnt, so wie auch von einigen Russen oder russificirten Finnen, die von Pustosersk hierherkommen, um mit den Samojeden Tauschhandel zu treiben, und mit deren Beihilfe in dem benachbarten Meere zu fischen und zu jagen. Im Winter treiben die Samojeden ihre Heerden nach südlicher gelegenen Gegenden, und die Handelsleute bringen ihre Waaren nach Pustosersk, Mesen, Archangel und anderen Orten. So ist es wahrscheinlich seit Jahrhunderten zugegangen, doch sind die festen Wohnsitze erst in späteren Zeiten errichtet worden; es ist nämlich in den Beschreibungen von den Reisen der Holländer nach diesen Gegenden davon keine Rede.

Jetzt besteht das Dorf oder „die Samojedenstadt", wie die Walfänger es großprahlerisch nennen, aus zwei Stadttheilen: der vornehmen Stadt, einigen hölzernen, mit platten Rasendächern gedeckten Hütten, und dem Volksquartier, einem Haufen schmutziger Samojedenzelte. Außerdem findet man daselbst eine kleine aus Holz gebaute Kirche.

Gleich oberhalb der Stelle, wo wir ans Land gingen, stand eine Anzahl Schlitten mit Waaren, welche die Händler hier eingetauscht

hatten und die im nächsten Herbst nach Pustosersk abgehen sollten, beladen. Die Waaren bestanden größtentheils aus Thran, so wie aus Pelzen von Gebirgsfüchsen, gewöhnlichen Füchsen, weißen Bären Vielfraßen, Rennthieren und Robben. Die Bärenpelze hatten oft ein dichtes, weißes Winterfell, waren aber dadurch verderbt, daß Kopf und Tatzen abgeschnitten worden waren. Einige Wolfspelze die man uns zeigte, waren gleichfalls ganz besonders dick und schön. Ferner hatten die Handelsleute einen bedeutenden Vorrath von Gänsekielen, Federn, Daunen und Flügeln von Schneehühnern gesammelt. Wozu diese letzteren gebraucht werden sollten, konnte ich nicht erfahren. Man sagte mir nur, daß sie in Archangel verkauft werden sollten. Vielleicht gehen sie von dort an die Modehändler im westlichen Europa, um nachher zu Schmuck für Damenhüte verwendet zu werden. Schneehühnerflügel wurden übrigens schon im Jahre 1611 bei Pustosersk von Engländern eingekauft. Daneben sah ich unter ihren Vorräthen Walroßzähne und Taue von Robbenhaut. Bemerkenswerth ist, daß diese Waaren bereits in Othere's Bericht erwähnt werden.

Da ich selbst der russischen Sprache nicht hinreichend mächtig war, ersuchte ich Herrn Serebrenikow, von den anwesenden Russen Nachrichten über die Lebensweise und das Hauswesen an dem Platze einzuziehen. Er hat mir darüber Folgendes mitgetheilt:

„Der Ort besteht aus einigen Hütten und Zelten. In den Hütten wohnen neun russische Hausherren mit ihren, aus Samojeden bestehenden Arbeitern. Die Russen nehmen weder ihre Weiber noch ihre Kinder mit dahin. In den Zelten wohnen die Samojeden mit ihren Familien. Die genannten Russen sind in Pustosersk am Fluß Petschora zu Hause, welches sie gleich nach Ostern verlassen und gegen Ende des Mai in Chabarowa eintreffen, nachdem sie einen Weg von sechshundert bis siebenhundert Werst zurückgelegt haben. Während des Aufenthaltes in Chabarowa beschäftigen sie sich mit Rennthierzucht, Walfang und Tauschhandel mit den Samojeden. Sämtliches Hausgeräth und alle Handelswaaren führen sie auf von Rennthieren gezogenen Schlitten mit sich, und da sich in Chabarowa eine elende und verfallene Kapelle befindet, so nehmen sie auch sogar Bilder vom heiligen Nikolaus*)

*) Bekanntlich der Schutzpatron der Schiffer und Fischer. — Anmerk. d. Bearb.

und anderen Heiligen mit. Der heilige Nikolaus figurirte sogar als Compagnon in einer Actiengesellschaft für den Walfischfang. Ein Theil ihrer Rennthiere wird Sommers über auf Waigatsch gelassen und noch nach der Ankunft in Chabarowa werden die Rennthiere über's Eis nach dieser Insel gebracht. Gegen Ende August aber, wenn das kühle Wetter eintritt, werden die Rennthiere schwimmend über den Jugor-Sund von Waigatsch nach dem



Die Kirche von Chabarowa,
nach der Photographie von L. Palander.

Festlande getrieben. Gegen den ersten Oktober (alten Styles) kehren die Russen mit ihren Rennthieren nach Pustosersk zurück. Die Insel wird von ihnen als ein besonders guter Weideplatz für Rennthiere angesehen, deshalb lassen sie einen Theil derselben unter Aufsicht einiger Samojedischen Familien, auf der Insel überwintern, die auch dafür gerühmt wird, daß dort keine Rennthier-Diebstähle vorkommen. Dagegen werden solche Diebstähle oft von den Samojeden auf dem Festlande begangen. Vor dreißig Jahren

hat die sibirische Pest auf furchtbare Art unter den Rennthieren gewüthet. Ein Russe erzählte, daß er jetzt nur zweihundert Rennthiere besäße, während er noch vor einigen Jahren tausend hatte, und dieses wurde von anderen Russen bestätigt. Sogar Menschen werden von dieser Krankheit befallen; so hatten zwei oder drei Tage vor unserer Ankunft ein Samojede und seine Frau Fleisch von einem kranken Thiere gegessen, wonach die Frau am nächsten



Lappländischer Schlitten,
nach einem Original im nordischen Museum zu Stockholm.

Tage starb, der Mann aber noch krank daniederlag und wahrscheinlich, wie die Leute im Orte sagten, auch erliegen würde. Einige Samojeden werden für reich gehalten, wie z. B. der Aelteste des Stammes (starschiná), welcher tausend Rennthiere besitzt. Die Samojeden beschäftigen sich, ebenso wie die Russen, auch mit dem Fischfang. Im Winter begibt sich ein Theil von ihnen über das Uralgebirge nach Westsibirien, wo „das Korn billig ist", und ein anderer Theil geht nach Pustoserßk.

Alle Samojeden sind auf die orthodoxe Glaubenslehre getauft, beten dabei aber doch ihre alten Götzen an. Ueber tausend Werst wandern sie als Pilger zu ihren Opferplätzen, von denen mehre auf Waigatsch liegen, wo sich ihre Abgötter befinden. Die Russen nennen diese Götzen „Bolvany"*). Im Uebrigen sind Russen sowol wie Samojeden sehr duldsam in Glaubenssachen. Die Russen sagen z. B. daß die Samojeden ihren „Bolvanen" dieselbe Bedeutung zuschreiben, wie sie ihren Heiligenbildern, und finden darin nichts Anstößiges. Die Samojeden besitzen Lieder und Sagen, in welchen unter Anderem von ihren Wanderungen die Rede ist.**)

Der Samojede hat eine oder mehre Frauen; sogar Schwestern können mit einem und demselben Manne verheirathet sein. Die Ehe wird ohne alle Feierlichkeiten geschlossen. Die Frauen werden von den Männern als gleichberechtigt angesehen und auch so behandelt, was ganz außerordentlich merkwürdig ist, da die Russen ebenso wie alle anderen christlichen Völker das Weib als in gewissen Beziehungen dem Manne untergeordnet betrachten."

Ich besuchte den Ort zum ersten Male Anfangs des Augustmonats im Jahre 1875. Man feierte damals einen russischen Heiligentag, und wir konnten aus der Ferne von der See her zahlreiche, in Gruppen am Ufer spielende Russen und Samojeden gewahren.

Russen und Samojeden spielten ohne Unterschied miteinander. Die Samojeden, klein, häßlich, mit wirrem, ungekämmtem Haar waren in schmutzige Sommergewänder von Fell, mitunter ein zierlich gefärbtes baumwollenes Hemd darüber gezogen, gekleidet. Die Russen,

---

*) Dieser Name, welcher ein rohes Bild bedeutet, ist sogar ins Schwedische übergegangen. Das Wort bulvan gehört nämlich zu den wenigen schwedischen der russischen Sprache entlehnten Wörtern. — Bei den Samojeden selbst heißen diese Götter oder Genien: Tabethio's, deren verehrtester Habe ist. Bei mehren benachbarten Völkerstämmen werden diese Gottheiten Jugut, Gir, Klumma u. s. w. genannt. Der höchste, unsichtbare Gott der Samojeden ist Num. — Anmerk. d. Bearb.

**) Die Sagen und Märchen der Samojeden zeichnen sich durch eine ans Ungeheuerliche streifende Phantasie aus. Namentlich gilt dies von ihren sogenannten Heldensagen; dagegen zeugt ihre Lyrik von poetischer Anlage. Castrén hat viele derselben gesammelt. — Anmerk. d. Bearb.

(wahrscheinlich finnischen Ursprungs und Nachkommen der alten Bjarmer) groß, gutgewachsen, mit langem, von Oel glänzendem Haar, zierlich gescheitelt, gekämmt und gekräuselt und mit einem Stirnband zusammengehalten, waren mit langen, am Leibe von einem Gürtel zusammengehaltenen bunten Blousen oder „Mekko's“ angethan.

Nach den Spielen lud uns einer von den Russen ein, in seine Behausung einzutreten, wo wir mit russischen Weizenkringeln von ungegohrenem Teig und Branntwein bewirthet wurden. Einige kleine Geschenke wurden mit einer artigen Andeutung, was dafür willkommen sein würde, gemacht — einer Andeutung, der ich, so weit meine Mittel es mir erlaubten, mit Vergnügen nachkam. Eine vollständige Eintracht herrschte Anfangs zwischen unseren russischen und samojedischen Wirthen, aber am nächsten Tage drohte ein heftiger Zank darüber auszubrechen, daß Erstere einen der Unsrigen einluden, mit einem, in der Nähe eines russischen Hauses stehenden Rennthiergespann*) zu fahren. Die Samojeden waren dadurch sehr beleidigt, erklärten aber zugleich, so gut sich dies mit Zeichen thun ließ, daß sie selbst uns gern fahren würden wenn wir es wünschten, und daß es ihnen mit ihrer Erklärung Ernst war, ging daraus hervor, daß sie dann und wann ihr Gezänke unterbrachen, um mit ihrem Rennthiergespann eine rasende Fahrt zwischen den Zelten zu unternehmen.

Die samojedischen Schlitten sind sowol für Winterfahrten über Schnee, wie für Sommerfahrten über die Mooslager des Marschlandes und die wassergetränkten Sümpfe eingerichtet. Sie sind daher auch anders gebaut als die der Lappländer. Wie das Bild auf der folgenden Seite zeigt, gleichen jene vollständig einer hohen Wagenschleife, deren Gestell eine kurze und niedrige Lade bildet, die an Bequemlichkeit, Bauart und Wärme nicht mit dem bekannten Fuhrwerk der Lappländer verglichen werden kann. Wir haben hier zwei durchaus verschiedene Schlittenmodelle. Der lappländische Schlitten scheint seit undenklichen Zeiten dem skandinavischen Norden, der hohe Schlitten dagegen dem nördlichen Rußland eigenthümlich zu sein.

Bei den Zelten wimmelte es von kleinen, schwarzen oder weißen langhaarigen Hunden mit spitzer Schnauze und spitzen Ohren. Sie

---

*) Ein Gespann von Rennthieren heißt Raid, auf Lappländisch Raido. — Anmerk. d: Bearb.

werden nur dazu gebraucht, die Rennthierheerden auf die Weide zu treiben, und scheinen von derselben Race wie die Rennthier-Wachthunde zu sein. An einigen Stellen der Küsten des Weißen Meeres bedient man sich jedoch der Hunde auch als Zugthiere, allein nach den Erkundigungen, die ich vor meiner Abfahrt nach Spitzbergen im Jahre 1872 eingezogen hatte — es handelte sich damals darum, bei der beabsichtigten Wanderung über das Eis Hundegespanne zu



Samojedischer Schlitten,
nach einer Zeichnung von Hj. Théel.

gebrauchen — sind diese von einer anderen, größeren und stärkeren Race als die eigentlichen lappländischen und samojedischen Hunde.

Gleich nachdem die Vega Anker geworfen hatte, ging ich auch diesesmal ans Land, anfänglich in der Absicht bei der Kirche einigemal die Sonnenhöhe zu nehmen, um den Gang der Chronometer zu bestimmen.

Da ich wußte, daß die Samojeden auf ihren Wanderungen immer Götzenbilder mit sich schleppen, so fragte ich sie, ob sie mir

nicht einige davon verkaufen könnten. Alle antworteten anfangs ausweichend. Es war sichtbar, daß sie theils aus Aberglauben, theils weil sie sich wegen der Beschaffenheit ihrer Götter vor den Europäern ein wenig schämten, abgehalten wurden, auf mein Verlangen einzugehen. Der Metallglanz einiger Rubelstücke, die ich mir in Stockholm eingewechselt hatte, vermochten doch schließlich ein altes Mütterchen, alle Bedenklichkeiten bei Seite zu setzen. Sie ging zu einem der bepackten



Samoiedarum, trahis a rangiferis protractis insidentium. Nec non Idolorum ab ijsdem cultorum effigies.

Samojedischer Schlitten und Götzen,
nach einem alten holländischen Kupferstich.

Schlitten, welche, wie es schien, als Magazine dienten, und kramte lange herum, bis sie einen alten, unbrauchbaren Pelzstiefel erfaßte; aus diesem zog sie einen schönen Lederstrumpf heraus, aus welchem sie zuletzt vier Götzen zu Tage förderte. Nach weiteren Unterhandlungen wurden sie mir zu einem ganz hohen Preise verkauft; sie bestanden aus einem Miniatur-Pelzpäsk mit Gürtel ohne Leib; einer dreizehn Centimeter langen Pelzpuppe mit einem Gesicht von Messing, einer zweiten Puppe mit einer Nase von einer krummen Kupferplatte, so wie aus

einem in Lappen eingewickelten, mit Messingplatten behängten Stein, dessen eine Ecke das Antlitz zu der menschlichen Gestalt, der das Ganze gleichen sollte, bildete*).

Auch schöner gestaltete Götter, ziemlich gut gearbeitete Puppen mit aus Eisen geschmiedeten Rahmen, habe ich gesehen, aber es gelang mir nicht, sie zu erstehen**). In dem jetzt in Rede stehenden Falle wurde der Handel dadurch erleichtert, daß die alte Hexe Anna Petrowna, die ihre Götter verkaufte, getauft war, ein Umstand, den ich natürlich benutzte, um der Besitzerin das Unerlaubte, daß sie als Christin fortfahre, solche Scheusale, wie „Bolvane" anzubeten, und die Nothwendigkeit, sich derselben zu entledigen, vorzuhalten. Meine zugleich sophistische und egoistische Behauptungen wurden von den Umstehenden, Russen sowol wie Samojeden, gemißbilligt, indem sie erklärten, es sei im Ganzen genommen kein besonderer Unterschied zwischen dem samojedischen Bolvan und dem christlichen Heiligenbild. Es schien sogar, als ob die Russen selbst die Bolvanen als Repräsentanten einer Art samojedischer Heiliger in der anderen Welt betrachteten.

Nachdem der Götterhandel inzwischen abgeschlossen war, obgleich nicht zu meiner Zufriedenheit, da es mir schien, als hätte ich zu wenig bekommen, wurden wir, ebenso wie im Jahre 1875, von einem der Russen eingeladen, in seiner Wohnung Thee zu trinken. Diese Wohnung bestand in einem Vorzimmer und einer Stube, etwa vier Meter im Quadrat, und kaum zwei und einen halben Meter hoch. Einen Winkel nahm ein großer Feuerheerd ein, neben welchem sich die niedrige Thür befand, und dieser grade gegenüber ein Guckfenster, unter dem einige, zur Zeit als Theetisch dienende Kisten standen. An den beiden übrigen Seiten des Zimmers waren in der Wand befestigte Bettstellen aus Brettern und mit Rennthierfellen bezogen. Das kleine Fenster schien früher mit Scheiben versehen gewesen zu sein, von welchen aber jetzt die meisten zerbrochen und durch Bretter

---

*) Auch die Sibirier und Buräten stellen ihre Götter (von Letzteren Onggon genannt) in Gestalten mit menschlichen Umrissen aus Lappen oder Leder dar; in den Torneålappmarken sind es gekappte Baumstämme mit ausgeschnitzten, menschlichen Gesichtern. — Anmerk. d. Bearb.

**) Wahrscheinlich Bilder des Gottes Habe, Idole von Holz oder Stein, die mit bunten Lappen behängt werden. — Anmerk. d. Bearb.

ersetzt waren. Man darf sich wol kaum wundern, daß Glas hier ein selten vorkommender Luxusartikel ist.

Sobald wir eingetreten waren, begannen die Zurüstungen zur Theegesellschaft. Zucker, Kringel, Theetassen mit Untersatz und eine Branntweinflasche wurden aus einer gewöhnlichen russischen Reisekiste heraus geholt. Feuer wurde angezündet, Wasser kochend und Thee nach herkömmlicher Weise gemacht, wobei sich ein dicker Rauch und schwerer Kohlendampf im oberen Theil des niedrigen Zimmers, welches mitunter von Neugierigen vollgepfropft war, verbreiteten. Von diesen kleinen Unannehmlichkeiten abgesehen, verlief das Fest sehr angenehm und unter fortdauernden, mit großer Lebhaftigkeit geführten Gesprächen, ungeachtet der Wirth und die meisten Gäste sich nur mit vielen Schwierigkeiten unter einander verständlich machen konnten.

Von dort aus begaben wir uns zu den samojedischen Fellzelten*), welche seitabwärts der, von den Russen bewohnten hölzernen Häuser standen. Auch hier wurden wir freundlich aufgenommen. Einer oder der andere Zeltbewohner war jetzt etwas sorgfältiger, in eine Tracht von Rennthierfell, ähnlich derjenigen der Lappländer, gekleidet. Die Festkleidung der Frauen ist besonders zierlich, und besteht aus einem ziemlich langen an den Leib anschließenden Gewand von Rennthierfell, so dünn, daß es von der Taille in schönen, regelmäßigen Falten herabreicht. Der Rock hat zwei oder drei verschiedenfarbige Volants oder Fransen von Hundefell, zwischen denen Borten von grellfarbigen Stücken Zeugs aufgenäht sind. Die Fußbekleidung besteht aus hohen, hübsch und geschmackvoll gestickten Rennthierfellstiefeln. Im Sommer geht man barhäuptig. Die Frauen tragen dann das schwarze struppige Haar hintenüber in zwei Zöpfen, mit Riemen, bunten Bändern und Perlen zusammengeflochten, welche selbst über die Endspitzen des Haares, wie eine künstliche Verlängerung der Flechten, hinausreichen, so daß diese, die mit Perlen, Knöpfen und allerlei metallenen Zierrathen beschwerten Verlängerungsriemen eingerechnet, beinahe bis an den Boden gehen. Das Ganze ist so geschickt gemacht, daß man anfänglich versucht sein könnte anzunehmen, die Frauen hier wären mit einem ganz unglaublichen Haarwuchs begabt. Eine Menge anderer, mit Knöpfen verzierter Perlenbänder

---

*) Diese Zelte (Balegan) heißen auf Samojedisch Jèser. — Anmerk. d. Bearb.

waren oft außerdem höchst geschmackvoll ins Haar geflochten oder an den Ohrlöchern befestigt. Dieser ganze Haarschmuck ist natürlich sehr schwer, und der Kopf wird im Winter noch mehr niedergedrückt, da er gegen die Kälte durch eine dicke und sehr warme, mit Hundsfell verbrämte Haube aus Rennthierfell, von deren hinterem Theil zwei, mit schweren messingnen oder kupfernen Platten besetzte Riemen herabhangen, geschützt wird.

Das jüngere weibliche Geschlecht putzt sich auch hier, wie überall sonst, nach besten Kräften; aber schön erscheint eine solche Person darum wahrlich in unseren Augen doch nicht. Sie wetteifert mit dem Mann an Unsauberkeit. Wie dieser ist sie von kleiner Statur, hat schwarzes, grobes, roßmähnenartiges Haar, gelben, oft von Schmutz bedeckten Teint, kleine, schiefe, gewöhnlich triefende und eitrige Augen, eine platte Nase, breit hervorstehende Backenknochen, schlechte dünne Beine und kleine Füße und Hände.

Die Tracht der Männer, welche der der Lappländer gleicht, besteht aus einem einfachen, weiten und langen Rock, der um den Leib von einem, mit Knöpfen und Messingbeschlag reich geschmückten Gurt zusammengehalten wird, von dem das Messer herabhangt. Die Stiefel aus Rennthierfell reichen gewöhnlich bis über die Kniee, und die Kopfbedeckung besteht aus einer fest anschließenden Kappe, ebenfalls aus Rennthierfell.

Die Sommerzelte, die einzigen, die wir sahen, sind kegelförmig, mit einer Oeffnung im Dache zur Ablassung des Rauchs vom Feuerheerd, der sich mitten auf dem Fußboden befindet. Die Schlafstelle ist in manchen Zelten hinter einem Vorhange von buntem Baumwollenzeuge verborgen. Eines solchen Stoffes bedienen sie sich auch, wenn es geht, zu der Innenseite der Kleidung. Fell muß eben kein besonders bequemer Kleiderstoff sein, denn das Erste, was der in Felle gekleidete Wilde, nächst Feuerwasser*) und Eisen von den Europäern eintauscht, ist baumwollenes, leinenes oder Wollenzeug.

Von den Polarvölkern, deren Bekanntschaft ich machte, stehen zweifelsohne die Rennthierlappen am höchsten, und nach ihnen kommen die Eskimo's von Dänisch-Grönland. Diese beiden Völker sind Christen, des Lesens kundig, und haben gelernt das Feld zu bauen und brauchen eine Menge Producte des Ackerbaus, des Handels

*) d. i. Branntwein. — Anmerk. d. Bearb.

und der modernen Industrie, wie: Baumwollen- und Wollengewebe, Geräthschaften von Schmiede- und Gußeisen, Feuerwaffen, Kafé, Zucker, Brot u. a. m. Sie sind noch immer Nomaden und Jäger, können aber nicht mehr Wilde genannt werden, und der gebildete Europäer, der eine längere Zeit mit ihnen zusammen gelebt hat, gewinnt gewöhnlich so manche Seite ihrer Lebensweise und Sinnesart lieb. Nach diesen kommen, was die Cultur anbelangt, die Eskimo's im nordwestlichen Amerika, auf deren ursprünglich rohes Leben die Berührung mit den amerikanischen Walfischfängern einen höchst wohlthätigen Einfluß geübt zu haben scheint — ich beurteile sie nach dem Eskimostamm bei Port Clarence. Die Mitglieder dieses Stammes waren noch halb Heiden, aber Einer oder der Andere von ihnen war weit gereist und hatte von den Sandwichsinseln nicht nur Kokosnüsse und Palmmatten, sondern auch einen Anflug von der größeren Ordnungs- und Sauberkeitsliebe der Anwohner der Südsee mit heimgebracht. Ihnen zunächst sind es die Tschuktschen, die bisher nur noch wenig mit Leuten der europäischen Race in Berührung gekommen sind, deren Erwerbsquellen sich aber in späteren Zeiten auf eine bedenkliche Art verringert haben, wodurch die Kraft und Lebenslust der Nation merklich abgenommen haben. Zuletzt kommen die Samojeden oder doch wenigstens diejenigen, welche die an die Länder des kaukasischen Stammes gränzenden Strecken bewohnen. Auf diese scheint der Einfluß der höheren Racen mit ihren Reglements und Verordnungen, mit ihren Handelsleuten und vor Allem mit ihrem Feuerwasser durchaus verschlechternd eingewirkt zu haben.

Aus älteren Reiseberichten und aus eigener Erfahrung von Jalmal her wußte ich, daß eine andere, vielleicht niedere Gattung von Göttern als die, welche Anna Petrowna aus ihrem alten Stiefel hervorgezogen hatte, an mehren Orten auf den, mit Gebeinen geopferter Thiere bestreuten Höhen aufgestellt, angetroffen werden würden. Unser russischer Wirth theilte uns mit, daß Samojeden von weit entfernten Gegenden zu jenen Orten zu wallfahren pflegten, um daselbst Opfer zu bringen und Gelübde zu thun. Das Fleisch der geopferten Thiere aß man selbst, die Knochen wurden auf den Opferhügeln umhergestreut, und die Götter mit dem Blut des geopferten Thieres bestrichen. Ich äußerte alsbald den Wunsch, einen solchen Platz zu besuchen; aber lange Zeit wollte keiner der hier anwesenden Russen mir als Wegweiser dienen. Endlich erbot

sich doch ein junger Mann, mich an einen Platz auf der Insel Waigatsch zu geleiten, wo ich das Gewünschte zu sehen bekommen könne. Daraufhin machte ich am folgenden Tage, in Begleitung des Dr. Almqvist, des Lieutenants Hovgaard, des Kapitäns Nilsson und meines russischen Führers, mit einer der Dampfschaluppen einen Ausflug nach dem jenseitigen Ufer des Jugorsundes.

Die Opferhöhe lag auf dem höchsten Punkte der südwestlichen Spitze der Insel Waigatsch und bildete einen natürlichen Hügel, der sich ein Paar Meter über die umliegende Ebene erhob. Diese schloß mit einem steilen Abhang nach der See. Das Land war eben, stieg aber nach und nach zu einer Höhe von achtzehn Meter über dem Meere empor. Der Boden bestand aus silurischem Kalk in senkrechten Lagern, die von Osten nach Westen strichen und an einigen Stellen Versteinerungen enthielten, die denen in Gothland ähnlich waren. Hier und da fanden sich flache Vertiefungen in der Ebene, die mit einem sehr reichen, ganz grünen Graswuchs bedeckt waren. Die hochgelegenen trockenen Plätze prunkten dagegen mit einem üppigen Blumenfelde von gelbem und weißem Steinbrech, blauen Erythrichien, Polemonien, Parryen, gelben Chrysosplenien*) u. a. m. Diese letzteren, gewöhnlich ganz unansehnliche Blumen, stehen hier so üppig, daß sie einen bedeutenden Theil des Blumenteppichs ausmachen. An Waldungen fehlt es ganz und gar; selbst die Gebüsche werden kaum eine Elle hoch, und das auch nur an geschützten Plätzen, in Thalsenkungen und am Fuße steiler, nach Süden hin liegender Abhänge. Die Opferhöhe bildete ein Steinhaufen von einigen wenigen Metern ins Geviert, der auf einer einzelnen Erhöhung der Fläche lag. Unter den Steinen traf man auf:

1. Rennthierschädel, zerschlagen behufs der Herausnahme des Gehirns, aber das Gehörn noch am Stirnknochen befindlich. Dieselben waren zwischen den Steinen so hingestellt, daß sie ein dichtes Gebüsch von Rennthierhörnern bildeten, was der Opferhöhe ihr eigenthümliches Gepräge gab.**)

---

*) Erythrinien (?) Korallenbaum; Polemonien, Sperrkraut; Chrysosplenien, dem Steinbrech ähnliches Milzkraut. — Anmerk. d. Bearb.

**) Auch in Lappland wurden Geweihe von Rennthieren als Opfer (Wiäroh) den, aus Holzstecken oder Steinblöcken verfertigten Göttern gebracht, und um dieselben rings umher aufgepflanzt. — Anmerk. d. Bearb.

2. Rennthierschädel mit durchbohrtem Stirnknochen auf Stöcken die in den Hügel hineingesteckt waren, aufgereiht. Auf einigen dieser Stöcke waren eine Menge Gesichter, eines über dem anderen, eingeschnitten*).
3. eine Menge anderer Rennthierknochen, darunter auch Markknochen, die zum Herausnehmen des Marks zermalmt waren.
4. Bärenknochen, unter denen man die Tatzen und den nur halb abgezogenen Kopf eines Bären sah, der erst vor so kurzer Zeit geschossen war, daß das Fleisch noch nicht verfault war; dicht neben diesem Bärenkopfe lagen zwei bleierne Kugeln auf einem Steine**).
5. eine Masse Eisenkram, z. B. zerbrochene Aexte, Stücke von eisernen Kochtöpfen, alte Messer, Metalltheile einer auseinandergeschlagenen Mundharmonika u. s. w. und endlich
6. die gewaltigen Wesen, denen alle diese Herrlichkeiten als Opfer dargebracht worden waren.

Diese bestanden aus Hunderten von kleinen Holzstecken bis zu oberst höchst plump ausgeschnitten in Form von Menschengesichtern, die meisten von fünfzehn bis zu zwanzig Centimetern, einige sogar bis dreihundert und siebenzig Centimeter lang. Sie waren sämtlich in dem Boden auf dem südöstlichen Theil der Anhöhe aufgepflanzt. In der Nähe der Opferstätte gewahrte man Stücke Treibholz und Ueberreste von dem Feuerheerd, auf welchem das Opfermahl hergerichtet gewesen war. Unser Führer erzählte uns, daß bei diesen Mahlzeiten der Mund der Götter mit Blut bestrichen und mit Branntwein benetzt würde, und Ersteres wurde durch die großen Blutflecken, die sich an den meisten der größeren Götzen unter dem Loche, welches den Mund vorstellen sollte, vorfanden, bestätigt***).

---

*) Rennthiere und Hunde werden den Tabethios (Geistern) geopfert. — Anmerk. d. Bearb.

**) Der Bär war ein den Samojeden heiliges Thier, über dessen Schnauze Eide geschworen zu werden pflegten. — Anmerk. d. Bearb.

***) Aehnliches ist in Kamtschatka gebräuchlich, wo die Hausgötter (und vor allen der Beschützer des Hauses, Asusunaktsch, ein Sohn des Donnergottes Karteja), die aus einem, dem Feuerheerde gegenüber in die Erde geschlagenen Pfahle bestehen, mit Blut oder Thran als Opfer bestrichen werden. So auch der Hausgott Proljo, dem zu Ehren man Fische, Tabak und Hobelspäne an eine Stange steckt; diese Stange mit Spänen wird noch besonders unter dem Namen Inaol als Gottheit verehrt. — Anmerk. d. Bearb.

Nachdem die Höhe abgezeichnet worden war, nahmen wir sie vorsichtig aus, und legten einen Theil der Götzen und der geopferten Knochen in einen Sack, den ich ins Boot hinunter tragen ließ. Mein Führer ward nun ersichtlich unruhig und sagte, daß ich den Zorn der Bolvanen dadurch beschwichtigen müsse, daß ich selbst ihnen etwas opferte. Ich erklärte mich sogleich dazu bereit, wenn er mir nur zeigen wollte, wie ich das anzufangen hätte. Etwas unmuthig und zweifelhaft, in wie weit er eine größere Furcht vor dem Zorn der Bolvanen als vor der Strafe hegen sollte, die in einer anderen Welt Denjenigen treffen würde, der falschen Göttern opfert, sagte er, man brauche nur einige Slanten*) zwischen den Steinen hinzulegen. Mit feierlicher Kirchenmiene legte ich nun meine Gabe auf den Hügel; dieselbe war sicherlich die größte Kostbarkeit, die dort je geopfert worden war, nämlich zwei Stücke Silbergeld. Der Russe war nun zufrieden gestellt, erklärte aber, ich sei zu verschwenderisch gewesen; „ein Paar Kupferslanten hätten es auch gethan".

Am nächsten Tag erfuhren die Samojeden, daß mir ihr Opferhügel gezeigt worden war. Sie ihrestheils schienen wenig darauf zu geben, erklärten aber, der Führer würde von den beleidigten Bolvanen schon noch bestraft werden. Er würde seine That vielleicht bereits im kommenden Herbste bereuen, wenn seine Rennthiere aus der Insel Waigatsch, wo sie eben jetzt von den Samojeden geweidet wurden, zurückkehrten; ja wenn die Strafe ihn nicht gleich träfe, so würde sie ihn doch in der Zukunft ereilen, und seine Kinder und Kindeskinder heimsuchen; sicher wäre aber, daß die Götter ihn nicht ungestraft lassen würden. Hinsichtlich des göttlichen Zornes stimmten also ihre Religionsbegriffe gänzlich mit den Lehren des Alten Testamentes überein.

Dieser Opferplatz war übrigens nicht besonders alt; dagegen hatte sich eine ältere Opferstelle, sechshundert Meter näher zum Strande, innerhalb einer Grotte befunden, die von den Samojeden mit abergläubischer Ehrfurcht betrachtet wurde.

Zahlreiche hölzerne Götter waren früher dort aufgestellt gewesen, aber vor ungefähr dreizig Jahren hatte ein eifriger, seit Kurzem

---

*) Eine kleine schwedische Kupfermünze, drei Öre, also etwas über 3 Pfenninge an Werth. — Anmerk. d. Bearb.

angestellter und deshalb ganz reinauskehrender Archimandrit*) diese Stelle besucht, die Opferhöhe niedergebrannt, und statt derselben ein noch dort stehendes Kreuz an dem Platze aufgerichtet. Eine Wiedervergeltung durch ihrerseitige Zerstörung des Symbols christlicher Gottesverehrung hatten die Samojeden aber nicht geübt. Sie überließen die Rache den Göttern selbst, überzeugt, daß diese binnen Kurzem alle Rennthiere des Archimandriten tödten würden, und verlegten nur ihre Opferstätte etwas weiter landhinein. Vorläufig hatte kein unvernünftiger Glaubenseifer Eingriffe in ihre Verehrung der Bolvanen gethan.

Die alte Opferstätte war noch an der Menge von Knochenfragmenten und verrosteten Eisenstücken, die auf dem Boden über eine sehr weite Strecke um das russische Kreuz umhergestreut lagen, erkennbar. Man sah auch hier Ueberbleibsel des Feuerheerdes, auf welchem die Schamanengötter verbrannt worden waren. Diese sollen bei weitem größer und schöner gewesen sein, als die Götter auf der jetzigen Opferhöhe, was auch durch eine Vergleichung der Bilder, die hier von letzteren gegeben werden, mit denen aus der Zeit der Holländer bestätigt wird. Das Geschlecht der Schamanengötter ist offenbar während der letzten dreihundert Jahre entartet**).

Nachdem ich auch die alte Opferhöhe untersucht und ein wenig gebrandschatzt hatte, ließ ich ein kleines, von der Dampfschaluppe ins Schlepptau genommenes Boot über die niedrige, sandige Erdzunge, welche den, auf der Karte angegebenen Landsee vom Meer trennt, tragen, und ruderte mit Kapitän Nilsson und meinem

---

*) Dies nach der Aussage der russischen Walfänger; vermuthlich hat sich doch wol kein so hochgestellter Geistlicher so weit nach Norden hinaufgewagt.

**) Diese samojedischen Schamanen, Tabid genannt, waren es, welche den Tabetios, einer Art von Genien oder Geistern, die Opfer zu bringen und sie zu beschwören pflegten. Bei diesen Gelegenheiten geriethen sie in solche Verzückungen, daß sie sich selbst mit Schwertern verwundeten, ähnlich wie ihre Kollegen, die Hlaba's der Tübetaner, die Bögé oder Kami der Mongolen, die Saabutschi's der Kalmüken, die Haltioissa's und Tjetäjäts der Finnländer, die Njäkoks der Lappländer, die Angekkoks der Grönländer, die Arendinamens der Irokesen, die Bojé's der Karaiben u. s. w. Die eigentlichen Priester oder Geistlichen, die als Diener des höchsten Wesens, welches Num oder Heja hieß, betrachtet wurden, nennen die Samojeden Kudesnik, Tebewes oder Totebas (Tabid's). — Anmerk. d. Bearb.

russischen Führer zu einer weiter ins Land hinein am Strande des Sees liegenden samojedischen Grabstätte.

Nur ein einziger Mensch war hier begraben. Das Grab lag reizend an der, jetzt mit zahllosen Polarblumen prunkenden Böschung des Ufers. Dasselbe bestand aus einer, von breiten starken Brettern sorgfältig gezimmerten Lade, die mit in der Erde ruhenden Pfählen und Querholzriegeln am Boden befestigt war, so daß weder Raubthiere noch Leminge*) hineindringen konnten. Die Bretter schienen nicht aus Treibholz geschlagen zu sein, sondern waren sicherlich, ebenso wie die Birkenrinde, mit welcher der Boden der Lade bedeckt war, von Süden dorthin verschlagen. Wie eine um das Skelet herumgeworfene, jetzt zerfallene Pelzjacke und verschiedene verfaulte Lappen zeigten, war der Verstorbene in die gewöhnliche samojedische Tracht gehüllt gewesen. Im Grabe selbst fanden sich außerdem Ueberreste eines eisernen Topfes, Beil, Messer, Bohrer, Bogen, hölzerne Pfeile, einige kupferne Zierrathen u. dgl. vor. Sogar zusammengerollte Stücke von Baumborke lagen im Sarge, sicherlich bestimmt, um in einer anderen Welt zum Feueranmachen zu dienen. Neben dem Grabe lag ein, das Unterste nach oben gekehrter Schlitten, der augenscheinlich dorthin gestellt war, damit der Todte im Jenseits das Fuhrwerk nicht vermisse, und es ist anzunehmen, daß zu seiner Beförderung Rennthiere beim Leichenmahl geschlachtet worden waren.

Einer der ältesten Berichte, die ich über die Samojeden kenne, ist der des Stephen Burrough vom Jahre 1556, und befindet sich wieder abgedruckt bei Hakluyt (1. Ausgabe, Seite 318). In der Erzählung von „Searchthrift's" Reise heißt es nämlich:

„Am Sonnabend, dem ersten des August 1556 ging ich ans Land**) und sah drei Walrosse, welche die russischen Grönlandsfahrer erlegt hatten, und sie schätzten einen, eben nicht sonderlich großen Walroßzahn auf einen Rubel, und ein Fell vom weißen Bären auf zwei bis drei Rubel, und berichteten mir, daß auf der großen Insel (Waigatsch) ein Volk wohne, das sie Samoiden nannten. Diese hätten keine Häuser, sondern nur über Stangen gespannte Zelte aus Rennthierfell. Sie wären geübte Schützen und reich an Rennthieren. Am Montag, dem dritten, lichteten wir

*) die nordische Wanderratte.

**) Vermuthlich irgendwo auf einem der Werder bei der Insel Waigatsch.

Anker und hielten auf eine andere fünf leagues (15') Ostnordost gelegene Insel zu. Hier traf ich Loshake*) wieder und ging mit ihm ans Land, und er führte mich zu einem Haufen samojedischer Götzen, dreihundert an der Zahl. Sie waren von der schlechtesten und rohesten Arbeit, die ich je gesehen hatte. Bei vielen von ihnen waren Augen und Mund blutig; sie hatten die Gestalt von Männern, Frauen und Kindern, und was bei ihnen gewisse Körpertheile vorstellen sollte, war gleichfalls blutbespritzt. Einige dieser Götzen bestanden nur aus alten Stecken mit einem oder einigen vermittelst eines Messers eingeschnittenen Kerben. Ein zerbrochener Schlitten lag auf dem Götzenhügel und ebenso ein von Vögeln zu Schanden gerissenes Rennthierfell. Vor einigen Götzen aber standen, bis zum Mund hinaufreichend, blutige Holzblöcke, die ich für den Altar hielt, auf den das Opfer gelegt wurde**). Ich sah auch die Geräthschaften, worauf sie ihr Fleisch gebraten hatten, und soweit sich daraus erkennen ließ, machen sie ihr Feuer unmittelbar unter dem Bratspieß an. Ihre Böte sind aus Rennthierfell verfertigt, und wenn sie ans Land gehen, tragen sie das Boot mit sich zum Ufer hinauf. Vor ihrem Fuhrwerk haben sie kein anderes Zugvieh als Rennthiere. An Brot und Korn haben sie nur das, was die Russen ihnen bringen. Ihre Kenntnisse sind äußerst gering. denn sie kennen nicht einmal Buchstaben."

Giles Fletcher, der im Jahre 1588 Gesandter der Königin Elisabeth am Hofe des Zaren war, spricht in seinem Berichte aus Rußland wie folgt über die Samojeden:

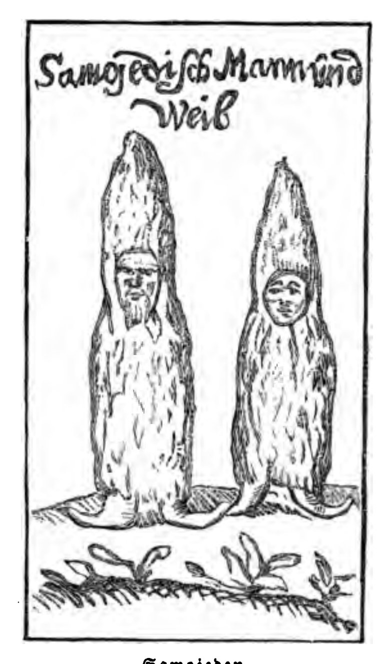
Der Name Samojt wird, wie die Russen sagen, von: „Selbstesser" hergeleitet, da sie vordem als Kannibalen lebten, und einander auffraßen. Diese Derivation kam ihnen (den Russen) um so wahrscheinlicher vor, als Jene alle Arten von rohem Fleisch, wie dasselbe auch sein mochte, aßen. Wie die Samojeden selbst aber sagen, heißen sie Samoje, was „von sich selbst" bedeutet***), d. h. ein einheimisches,

*) Ein russischer Walfänger, welcher dem Stephen Burrough vielerlei Dienste leistete.

**) s. weiter oben S. 57 u. 59. — Anmerk. d. Bearb.

***) Diese Etymologieen werden schon von der Grammatik widerlegt, denn samoju oder samoi heißt im Russischen „durch (oder von) sich selbst" d. h. im weiblichen Geschlecht; männlich müßte es samim heißen, und ein „Selbstesser" würde weder samoje noch samojt sondern samojedok heißen. — Anmk. d. Bearb.

nie seine Wohnstätten verändert habendes Volk. Männer und Weiber sind in Röcke von Seehundsfell gekleidet, die bis an die Knie reichen, und die haarige Seite nach außen gekehrt haben, so wie auch Beinkleider vom nämlichen Stoffe. Sie haben sämtlich schwarze Haare, sind aber von Natur bartlos. Es ist deshalb schwierig, Männer und Weiber von einander zu unterscheiden, nur daß letztere eine die beiden Ohren entlang herabhangende Haarflechte tragen.



Samojeden,
aus Schleißings „neu entdecktes Siewerta, worinnen die Zobeln gefangen werden."
Zittau 1693*)

*) Eine noch absonderlichere Vorstellung von den Samojeden als die aus obigem Holzschnitt hervorgehende, erhält man aus der Art und Weise wie sie in dem Bericht über die Reise des italiänischen Minoriten Johannes de Plano Carpini, die dieser in den Jahren 1245—47 als Gesandter des Pabstes an den mächtigen Beherrscher der mongolischen Horden nach Hoch-

Ziemlich ähnlich werden die Samojeden von G. de Veer in seinem Bericht über Barents' zweite Reise im Jahre 1595 beschrieben. Barents erhielt von den Samojeden gute Aufschlüsse über das Fahrwasser weiter nach Osten zu, und war immer in freundlichem Vernehmen mit ihnen, mit Ausnahme eines Falles, als die Samojeden in eines der holländischen Schiffe kamen, und ein Götzenbild, das von einem großen Opferhügel geraubt worden war, wieder holten.

Später waren die Samojeden Gegenstand einer sehr bedeutenden Literatur, über die hier abzuhandeln, doch durchaus nicht die Absicht sein kann. Unter Anderem hat man viel über ihr Verhältniß zu anderen Nationen disputirt. Hierüber sagt der berühmte Sprachforscher Professor Ahlquist in Helsingfors wie folgt:

„Die Samojeden werden ebenso wie die Tungusen, Mongolen, Türken und die finnisch-ugrischen Völker zu dem sogenannten altaischen oder ural-altaischen Volksstamm gerechnet. Das Eigenthümliche dieses Volksstammes besteht hauptsächlich darin, daß alle in demselben vorkommenden Sprachen zu der sogenannten agglutinirenden Klasse gehören. In diesen Sprachen werden nämlich die Begriffsbeziehungen

---

asien unternahm, erwähnt werden. In dieser Reisebeschreibung heißt es daß Tschingis Chans Sohn Oktai Chan, nachdem er von den Ungarn und Polen geschlagen war, sich nach Norden wandte, die Bascarti d. h. Groß-Ungarn besiegt, darauf mit den Parositi, — welche einen wunderbar kleinen Leib und Mund hatten und kein Fleisch aßen, sondern dasselbe nur kochten und sich von dem Einathmen des Brodems nährten — zusammengestoßen, und schließlich zu den Samogedi, die nur von der Jagd lebten, und Häuser und Kleider von Fell hatten, gekommen war, so wie auch zu einem Land am Ocean, wo man Ungeheuer mit Menschenleibern, Ochsenfüßen und Hundegesichtern fand***) (Relation des Mongols ou Tartares par le Frère Jean du Plan de Carpin, publiée par M. d' Avezac. Paris 1838. S. 281. vgl. Ramusio, delle navigazioni e viaggi II. 1583. Blatt 236.) An einer andern Stelle desselben Werkes heißt es: „Das Land Comania hat im Norden gleich hinter Rossia die Mordwinen und Bileren d. h. die Groß-Bulgaren, die Bascarti, d. h. die Groß-Ungarn, darauf die Parositi und Samogedi, welche Hundegesichter haben sollen. (Relation des Mongols S. 351. Ramusio, delle navigazioni, II. Blatt 239).

***) Man vergleiche hiermit die indischen Sagen von Menschen mit Hundeköpfen, Ochsenhäuptern, Löwenrachen, Katzengesichtern, Kuhbeinen, u. s. w. Çiwapuràna Kap. 10 in meiner Literatur des Orients Bd. 1. S. 101, und die griechischen von Riesen, u. dgl. Odyssee. Ges. 9. 10. — Anmerk. d. Bearb.

ausschließlich durch Endungen oder Anhängsel ausgedrückt, wogegen Flection, Präfixa und Präpositionen ihnen durchaus fremd sind. Andere, die altaischen Sprachen kennzeichnende Eigenthümlichkeiten bestehen in der bei vielen von ihnen vorkommenden Vocalharmonie, die Unfähigkeit, im Anlaut (Anfang) des Wortes mehr als einen Konsonanten zu haben, und das Ausdrücken des Pluralbegriffs mit einem besonderen Zusatz, wogegen die Casusendungen in der Mehrzahl die nämlichen sind wie im Singular. Die Verwandtschaft zwischen den verschiedenen Zweigen des altaischen Volksstammes basirt also hauptsächlich auf der Analogie oder Gleichheit im Sprachbau, wohingegen ihre Sprachen im Sprachmaterial (sowol in den Worten selbst, wie in den Beziehungsausdrücken), eine sehr entfernte oder gar keine Verwandtschaft aufweisen.

Der Umstand, daß die Samojeden gegenwärtig einige finnisch-ugrische Völker (Lappländer, Syrjänen, Ostiaken und Wogulen) als nächste Nachbarn, und daß diese zum großen Theil dieselbe Lebensweise haben, wie Jene, hat einige Autoren vermocht, eine nähere Verwandtschaft zwischen den Samojeden und Finnen so wie den finnischen Völkern überhaupt anzunehmen. Die Sprachen der beiden Volksstämme liefern aber dennoch keinen Beweis für solche Ansicht. Selbst die Sprache der den Samojeden am nächsten stehenden Ostiaken ist vom Samojedischen himmelweit verschieden, und hat mit demselben nichts anderes gemeinsam, als eine kleine Zahl entlehnter Wörter (besonders Benennungen von Gegenständen aus dem Leben der Polarnomaden) die das Ostiakische der nordischen Nachbarsprache entnommen hat. Hinsichtlich der Sprache dürften die Samojeden doch auch den übrigen Zweigen der genannten Volksstämme gleich fern stehen.*) In wie weit die Kraniologie oder die moderne Anthropo-

*) Die Lappländer, die sich selbst Same oder Sabmelats nennen; die Syrjänen, in ihrer eigenen Sprache Komymust oder Kamyjäs d. h. Anwohner des Kame (Name eines Flusses;) die Ostiaken, auch Ischteck (oder, wie sie sich nennen: Kontisch oder Tjukum d. h. Sumpfleute) und die Wogulen gehören dem permisch-finnischen Stamm an, während die Kirgisen, (Kasak's in ihrer Sprache genannt,) die Teléuten, Barabinen, Tobolsker, Tümenen u. a. tatarische Stämme sind. Die Mongolen, die Kalmüken oder Westmongolen (auch Oirad genannt) die aber nicht tatarischen Ursprungs sind, haben zwar keine eigentliche Sprachverwandtschaft mit jenen Völkern, wol aber viele Wörter, sei es durch den Verkehr, sei es durch religiöse Begriffe, von ihnen aufge-

logie das verwandtschaftliche Verhältniß der Samojeden zu anderen Volkszweigen näher bestimmen können, das ist noch eine Zukunftsfrage. —

Drittes Kapitel.

Aus dem Thierleben Nowaja Semljas. — Sturmvogel. — Krabbentaucher. — Alk (Tauchervogel). — Seetaube (Lumme). — Larventaucher. — Möwen. — Struntjäger. — Meerschwalbe. — Enten und Gänse. — Schwan. — Stelzenläufer. — Schnee-Ammer. — Schneehuhn. — Bergeule. — Rennthier. — Eisbär. — Bergfuchs. — Lemming. — Insekten. — Walroß. — Seehund. (Robbe). — Wale. —

Wenn man von einigen Samojeden, welche sich während der letzten Jahre auf Nowaja Semlja niedergelassen haben, oder im Sommer auf den Ebenen der Insel Waigatsch umherstreifen, absieht,

---

nommen. Dasselbe gilt von den Samojeden, Tungusen u. s. w. die so eine Art Verbindungsglieder zwischen Stämmen verschiedener Nationalität ausmachen.

Man kann aus den Grammatiken dieser Völker den Unterschied, der zwischen den einzelnen Sprachen herrscht, ersehen, wenn man z. B. die von Radloff, Ahlquist, Castrén u. s. w. herausgegebenen Lehrbücher der Sprachen dieser verschiedenen Völker untereinander vergleicht. Um das Samojedische hat sich am meisten Professor Castrén durch seine in Petersburg 1854 erschienene und von Schiefner herausgegebene Grammatik der samojedischen Sprache u. a. verdient gemacht.

In religiöser Hinsicht sind diese Völker durch die verschiedenen Lehren denen sie anhangen, getrennt oder verbunden; so z. B. sind die Samojeden, Teléuten, Kamtschadalen, Ostiaken, Baschkiren, (oder Sari Ischtek, d. h. gelbe Ostiaken,) Sibirier, Jakuten, Tschuwaschen, Wotjaken, u. a. dem Schamanismus ergeben, während die Kalmüken, die Mandschutataren, die Buräten, theilweise die Bucharen, die Mongolen (früher Schamaniten) Buddhisten sind, und einige Stämme sich dem Islam, vereinzelte Zweige dieser Völkerstämme wie z. B. die Chewsurier auch, wenigstens dem Namen und einzelnen Ceremonieen nach, der griechisch-katholischen Kirche angehören. Die zuerst genannten Völkerschaften wie Samojeden, Sibirier u. s. w. stehen also wenigstens in religiöser Beziehung mit den Finnen, Lappländern, Esthen, (Iggauni's) in Zusammenhang. Die Bucharen sind theils Buddhisten, theils Feueranbeter. Die Religion der Osseten, so wie auch die der Tscherkessen ist ein Gemisch von schlecht verstandenem Christenthum, Islam, und (bei Einigen sogar) Schamanismus. — Anmerk. d. Bearb.

sind alle die Länder, welche in der Alten Welt die Forschungsgebiete der Polarfahrer bildeten: Spitzbergen, Franz-Josefs-Land, Nowaja Semlja, Waigatsch, die Halbinsel Taimyr, die Neusibirischen Inseln und vielleicht noch Wrangelsland, unbewohnt. Dagegen ist hier im Sommer das Thierleben (denn im Winter verschwinden fast alle Geschöpfe, die über der Oberfläche des Meeres leben, aus dem höchsten Norden) lebhafter, und vielleicht sogar reicher oder, besser gesagt, weniger von der Ueppigkeit des Pflanzenlebens versteckt als im Süden.

Lange ehe man in das Gebiet des eigentlichen Eismeeres eingefahren ist, sieht man das Schiff von Schaaren großer, grauer Vögel umgeben, welche dicht an der Oberfläche der See fliegen, oder vielmehr schweben ohne die Flügel zu bewegen, indem sie sich mit dem Wogenschwall heben und senken und eifrig nach einem eßbaren Gegenstand am äußeren Wasserrande spähen, oder im Kielwasser des Fahrzeugs schwimmen, um hinausgeworfene Abfälle aufzuschnappen. Es ist der arktische Sturmvogel*) („Mallemuck“ Hafhäst,**) Procellaria glacialis L.)

Der Sturmvogel ist unerschrocken und gefräßig. Er riecht übel, weshalb er auch nur im Nothfall gegessen wird, obgleich das Fleisch, im Fall der Vogel nicht erst vor Kurzem von verfaultem Speck gefressen hat, für Den, der wenigstens gegen einen zu scharf hervortretenden Thrangeschmack abgehärtet ist, keineswegs unschmackhaft sein soll. An einigen Plätzen sind die Nester unzugänglich; an anderen dagegen kann man ohne zu große Schwierigkeiten der ganzen Kolonie die schmutziggrauen, kurzen, auf beiden Enden gleich abgerundeten Eier rauben. Diese Eier sollen recht wohlschmeckend sein. Der Horst ist äußerst unansehnlich und ebenso übelriechend wie der Vogel selbst.

Wenn der Schiffer etwas weiter nach Norden hin gelangt, und in ein mit Eis bestreutes Meer gekommen ist, so hört plötzlich der Wellenschlag auf, der Wind legt sich, die See wird spiegelglatt, und hebt und senkt sich mit einer langsamen, sanften Deining. Schaaren von Krabbentauchern (Mergulus alle L.) Alken, (Uria Brünnichii Sabine) und Seetauben oder Lummen, (Uria grylle L.) schwärmen in den Lüften umher und schwimmen zwischen den Eisstücken. Der Krabben-

---

*) Der Name Sturmvogel wird auch für die Sturmschwalbe (Thalassidroma pelagica) gebraucht. Diese kommt aber in den Theilen des Polarmeeres, von denen hier die Rede ist, nicht vor.

**) Wörtlich Meerpferd. — Anmerk. d. Bearb.

taucher, der auch Seekönig oder Rotges genannt wird, kommt außerhalb des südlichen Theils von Nowaja Semlja nur höchst selten vor, und heckt dort, so viel ich weiß, nicht. Die Lage des Landes ist zu südlich, das Steingerölle an den Bergwänden zu unbedeutend für das Gedeihen dieses kleinen Vogels. Bei Spitzbergen kommt er in unglaublich großen Schaaren vor und nistet daselbst auf hundert bis zweihundert Meter hohen Steinhaufen, welche Frost und Verwitterung vielerorts an den steilen Bergabhängen geformt haben. Klimmt man zwischen den Steinen aufwärts, so sieht man dazwischen wahrhafte Wolken von Vögeln plötzlich vom Boden aufsteigen, die entweder in der Luft umherschwärmen oder nach der See zu fliegen, und zugleich geben die unter der Erde zurückgebliebenen sich, wie Friedrich Martens sagt, durch ein unaufhörliches Gackern und Schnattern, ähnlich dem Lärmen eines Haufens keifender Weiber, zu erkennen. Wenn dieses dann aber einen Augenblick lang aufhört, so braucht man nur zu versuchen, von irgend einer Oeffnung zwischen den Steinen ihre Stimme nachzumachen, (nach Martens klingt sie: rott-tet-tet-tet-tet), und man erhält sogleich von allen Seiten laute und anhaltende Antworten. Die in der Luft kreisenden Vögel lassen sich bald wieder bei den Steinen des Bergabhanges nieder, wo sie unter Streit und Gezänk sich so dicht aneinander drängen, daß man mit einem einzigen Schusse fünfzehn bis dreizig erlegen kann. Ein Theil des Schwarmes fliegt dann wieder auf, während ein anderer, ähnlich wie Ratten, sein Heil im Versteck zwischen den Steinblöcken sucht. Bald aber kriechen sie wieder hervor, um, wie auf Verabredung, in dichten Schaaren nach der See hinaus zu fliegen, und ihr aus Krebsen und Würmern bestehendes Futter zu suchen. Der Vogel taucht mit Leichtigkeit. Sein einziges, bläulichweißes Ei legt er ohne Nest unmittelbar am Boden, so tief in den Steinhaufen, daß es nur mit Schwierigkeit zu erlangen ist. In dem Steingeschiebe der Berge nördlich von Hornsund fand ich am 18. Juni 1858 zwei Eier dieses Vogels, welche unmittelbar auf einer zwischen Steinen befindlichen Eisschicht lagen. Wahrscheinlich hatte die Brütezeit noch nicht begonnen. Wo die Hauptmenge dieser Vogelschwärme den Winter zubringt, weiß man nicht; sie kehren aber frühzeitig, mitunter sogar zu frühzeitig nach Norden zurück. So sah ich im Jahre 1873 gegen Ende Aprils eine Menge erfrorener Alkkönige auf dem Eise im nördlichen Theil von Hinlopen-Strait. Von Geschmack ist der Krabbentaucher

(Alkkönig) ausgezeichnet, und gilt wegen der starken Entwickeluug der Brustmuskeln für nahrhafter als man bei der Kleinheit des Vogels erwarten sollte.

Neben dem Krabbentaucher trifft man auf dem Eise, schon in weiterer Entfernung vom Lande Schaaren von Alken (Tauchervögeln) an, und je näher man dem Strande kommt, desto mehr nimmt ihre Anzahl zu, besonders wenn die Strandklippen dieser, in den Polarländern am meisten allgemeinen Vogelgattung passende Brüteplätze darbieten. Hierzu werden Felswände gewählt, die steil in das Meer hinausragen, aber doch durch Vorsprünge und Unebenheiten den brütenden Vögeln einen Platz gewähren.

Auf den eigentlichen Alkbergen liegt Ei an Ei in dichten Reihen, vom Gipfel des Felsens bis nahe der Wasserfläche, und der ganze Berg ist dicht mit Vögeln besetzt, welche außerdem noch in Schaaren von Tausenden und aber Tausenden vom Berge fort und wieder zu ihm hin fliegen, indem sie die Luft mit ihrem höchst unangenehmen Geschrei erfüllen. Die Eier werden ohne eine Spur von Nest auf die kahle oder nur von altem Vogelmist bedeckte Klippe gelegt, und zwar dicht neben einander. Jeder Vogel legt nur ein ganz großes, grau und braun gesprenkeltes Ei von wechselnder Farbe und Gestalt. Wenn dasselbe eine Zeit lang bebrütet ist, wird es mit einer dicken Schicht von Vogelmist bedeckt, und dadurch pflegen die Fänger alte, schlechte Eier von frischgelegten zu unterscheiden.

Thut man einen Schuß gegen den Alkberg, so fliegen die Vögel zu Tausenden von ihren Nestern auf, ohne daß die Zahl derer, welche nicht aufgescheucht wurden, anscheinend abnimmt. Die plumpen Vögel mit ihren kurzen Flügeln fallen, wenn sie sich aus ihrem Nest werfen, anfangs ein gutes Stück niederwärts, ehe sie „hinreichend Luft" unter den Schwingen haben, um fliegen zu können. Manche plumpen schon vorher ins Wasser, mitunter sogar in das Boot, welches am Fuß des Vogelberges vorbei rudert.

Neben dem Alk und dem Krabbentaucher sieht man zwischen dem Treibeis an der Küste zwei andere nahverwandte Vogelgattungen: den Larventaucher (Mormon arcticus L). und die Seetaube (Lumme) oder tobis grissla (Uria grylle L). Alle diese kommen aber im Innern des Landes nirgends vor. Niemals lassen sie sich auf Wiesen oder auf ebenem sandigem Strand nieder. Steile Abhänge der Vogel-Berge, Grundeis, Treibeisschollen und kleine, aus dem Wasser

hervorragende Steine bilden ihre Aufenthaltsplätze. Sie schwimmen mit großer Gewandtheit sowol auf wie unterm Wasser. Die Seetauben und Krabbentaucher fliegen schnell und gut, die Alke dagegen schwerfällig und schlecht.

Den Schiffen folgen während ihrer Fahrt im Polarmeer fast beständig zwei Mövenarten, nämlich die raubgierige große Möwe oder der Bürgermeister (Larus glaucus, Brünn.)*) und die schlank gebaute, schnell fliegende Krykja oder dreizehige Möwe**), und wenn der Walfänger bei einer Eisscholle anlegt, um daselbst einer geschossenen Robbe das Fell abzuziehen, so dauert es nicht lange, bis eine Menge schneeweißer Vögel mit schwarzblauem Schnabel und schwarzen Beinen sich in der Nähe niederläßt, um ihren Antheil an der Beute zu erhalten. Es ist dies die dritte, im Norden allgemeine Mövenart, die Eismöwe (Larus eburneus, Gmel.).

An Charakter und Lebensweise sind diese Mövenarten einander durchaus unähnlich. Die große Möwe ist so stark, daß sie ihre Eier und Jungen gegen einen Anfall des Gebirgsfuchses wohl vertheidigen kann. Sie heckt deshalb gewöhnlich auf dem Gipfel leicht zugänglicher kleinerer Klippen, Bergspitzen oder Steinhaufen, am liebsten in der Nähe von Alk-Bergen oder auf Vogelinseln, wo denn die Jungen ihrer Nachbaren ihr Gelegenheit zu Raub und Jagd bieten, während ihre eigene Brut gefüttert wird. Die Zahl der Eier beläuft sich auf drei oder vier; dieselben zeigen nach dem Kochen ein gallertartiges, halb durchsichtiges Weißes und einen röthlichen Dotter, und sind sehr wohlschmeckend. Das Junge hat weißes, dem der Küchlein ähnliches Fleisch. Der Bürgermeister ist überall an den Küsten von Nowaja Semlja und Spitzbergen heimisch; doch habe ich an der nördlichen Küste von Nordostland oder auf den Sieben-Inseln kein Nest dieser Mövenart gesehen.

Noch allgemeiner als die große Möwe ist in den Ländern des hohen Nordens die Kryckja (Möwe mit drei Zehen). Man trifft sie weit hinaus auf dem Meere an, wo sie ganze Tage lang das Schiff begleitet, um die Toppenden kreisend und mitunter, nach Aussage der Fänger, beim Herannahen des Sturmes, nach der Wimpelspitze

*) Diesen Namen hat der Vogel von den holländischen Grönlandsfahrern bekommen.

**) gehört zu den sog. Stummelmöwen (rissa) — Anmerk. d. Bearb.

haschend. Wenn man im Hafen liegt, versammeln sich die Krykja's gewöhnlich um das Fahrzeug, um alles Eßbare, was sich unter den hinausgeworfenen Abfällen etwa findet, aufzuschnappen. Unter den nordischen Vögeln ist die Krykja der beste Baumeister. Ihr Nest ist nämlich von Stroh und Schlamm gemauert und haltbar gemacht, und steckt wie ein Schwalbennest an dem kleinen Vorsprung heraus, an dem es befestigt ist. Hervorragende Strohenden sind mehrentheils zusammengelegt, so daß der Nestbau mit seiner regelrechten Rundung ein ganz zierliches Aussehen hat. Das Innere desselben wird ferner mit einem weichen, sorgfältig geordneten Lager von Moos, Gras und Seetang ausgestopft, worauf der Vogel drei bis vier wohlschmeckende Eier legt. Diese weiche, warme Unterlage hat indessen ihre Unbequemlichkeit. Dr. Stuxberg fand nämlich auf der Reise im Jahre 1875 nicht weniger als zwölf verschiedene Arten von Insekten, darunter den pulex vagabundus, Bohem. (Wanderfloh) in neun Exemplaren, eine Skalbagge*), eine Fliege u. s. w. in einem solchen Neste.

Die Eismöwe, von Fr. Martens „der Rathsherr" genannt, wird, wie der erstere Name schon andeutet, hauptsächlich in der See, zwischen Treibeis oder in Seebuchten, die voll Treibeis sind, angetroffen. Sie ist ein wirklicher Eisvogel, und man kann beinahe nicht sagen: ein Wasservogel, denn man sieht sie selten auf dem Wasser schwimmend, und tauchen kann sie eben so wenig wie die ihr verwandte große Möwe und Krykja; an Gefräßigkeit wetteifert die Eismöwe mit dem Sturmvogel. Wenn man zwischen dem Treibeise ein größeres Thier erlegt hat, versäumt sie selten, sich einzufinden, um ihren Hunger an Fleisch und Speck zu stillen. Dabei verschlingt sie die Excremente von Robben und Walrossen, weshalb man denn auch drei bis fünf Eismöwen stundenlang still und unbeweglich um ein Robbenloch in geduldiger Erwartung der Ankunft der Robben sitzen sieht. (Malengren).

Außer den hier genannten Möwenarten hat man, wiewol höchst selten, in den Polarregionen zwei andere Arten angetroffen, nämlich den Larus Sabinii, und Larus Rossii.

Oft hört man in den arktischen Gegenden während des Sommers ienen durchdringenden Schrei in der Luft. Wenn man nach der

---

*) Eine Käferart, von den sog. Hartflüglern. — Anmerk. d. Bearb.



Heckeplatz der Krabbentaucher.
Foulbay, an der Westküste von Spitzbergen, nach einer von A. Envall am 30. August 1872 aufgenommenen Photographie.

Ursache sucht, so findet man, daß er von einer Krykja, seltener von einer großen Möwe, herrührt, die von einem Vogel von der Größe einer Krähe und von dunkelbrauner Farbe, mit weißer Brust und langen Schwanzfedern heftig verfolgt wird. Es ist dies der Struntjäger (Lestris parasitica L.), von den norwegischen Fischern seines Schreiens: i-o, i-o und seiner unverschämten Diebsnatur wegen Tjufjo genannt. Wenn der Struntjäger (die Raubmöwe) eine Krykja oder eine große Möwe mit einer Krabbe, einem Fisch oder einem Stück Speck sieht, fällt er sie sogleich an. Er fliegt dabei sehr schnell hin und her um sein Opfer herum und hackt danach mit dem Schnabel, bis der angegriffene Vogel entweder seinen Fang fahren läßt, der dann sogleich von dem Struntjäger aufgeschnappt wird, oder auf die Wasserfläche niederschlägt, wo er gegen Angriffe geborgen ist. Außerdem frißt der Struntjäger die Eier anderer Vögel, besonders die der Eidervögel und Gänse. Sobald die Eier einige Augenblicke unbewacht im Neste bleiben, ist er sogleich zur Stelle, und zeigt sich dabei so gefräßig, daß er sich nicht scheut, die Nester anzufallen, aus denen die brütenden Vögel von Menschen, die nur einige Ellen weiter davon mit dem Eiersammeln beschäftigt sind, verscheucht wurden. Mit unglaublicher Fertigkeit haut er Löcher in die Eier und schlürft deren Inhalt aus. Ist Eile vonnöthen, so geschieht dies so hastig, und aus so vielen Eiern nach einander, daß er bisweilen unbeweglich und unfähig fortzufliegen, stehen bleibt, bis er das, was er verschluckt hat, wieder ausspeit. Bei jeder Plünderung eines Eider-Werders nimmt der Struntjäger so seinen Antheil fort. Die Vogelfänger sind daher, wegen dieses Eingriffs in ihr Gewerbe, sehr erbittert gegen den Vogel und tödten ihn, wo sie können, Die Walfischfänger nannten ihn „Struntjäger", weil sie glaubten, daß er auf die Möwen Jagd mache, um diese zu zwingen, ihre Excremente von sich zu geben, die der Struntjäger als Leckerbissen verspeist haben soll.

Dieser Vogel heckt auf niedrigen, kahlen, oft vom Wasser überspülten Vorgebirgen und Inseln, wo er ein Ei oder zwei, oft ohne die mindesten Anzeichen eines Nestbaues, auf den nackten Boden legt. Die Eier sind dem Erdboden so ähnlich, daß sie nur mit Mühe entdeckt werden können. Das Hähnchen hält sich während des Brütens in der Nähe des Nestes auf. Nähert sich ein Mensch oder ein Thier, das der Vogel für gefährlich hält, den Eiern, so suchen

die Alten die Aufmerksamkeit abzulenken, indem sie, auf dem Boden kriechend und die Flügel kläglich nachschleppend, sich davon entfernen. Der Vogel spielt also mit großer Geschicklichkeit eine wahrhafte Komödie, gibt aber dennoch genau Acht, daß er selbst nicht gefangen wird.

Man kennt zweierlei Farbennüancen dieses Vogels, einen ganz braunen und einen am oberen Theile des Körpers braunen und unten weißen.

Neben der jetzt besprochenen Gattung kommen noch, wiewol in geringer Anzahl, zwei andere vor, nämlich der breitschwänzige Struntjäger (Lestris pomarina) und der Bergstruntjäger (Lestris Buffonii). Letzterer zeichnet sich durch seinen schlankeren Körperbau und zwei sehr lange Schwanzfedern aus, und ist weiter nach Osten hin häufiger als auf Spitzbergen. Ueber die Lebensweise dieser Gattungen hatte ich keine Gelegenheit, Beobachtungen anzustellen.

So wie der Struntjäger der Krykja und großen Möwe nachstellt, so wird er seinerseits wieder mit besonderer Erbitterung von der kleinen, schnellfliegenden und muthigen Meerschwalbe (sterna macroura) verfolgt. Dieser schöne Vogel ist an allen Küsten von Spitzbergen heimisch, aber ziemlich selten bei Nowaja Semlja. Er heckt in bedeutenden Schaaren auf niedrigen, mit Sand oder Klapperstein*) bedeckten grasleeren Erdzungen und Werdern. In Folge ihrer kurzen Beine und großen Flügel kann die Meerschwalbe nur schwerfällig auf dem Boden gehen; es ist ihr also unmöglich, ihr Nest auf dieselbe Art wie der Struntjäger, zu vertheidigen. Dagegen steht dieser, an Körper kleinste aller Schwimmvögel der Polarländer, keinen Augenblick an, jeden, der es wagt, seinem Nest zu nahen, ohne Weiteres anzugreifen. Der Vogel umkreist den Friedensstörer mit sichtbarer Wuth und saust seinem Haupte hin und wieder in so wildem Fluge vorbei, daß dieser befürchten muß, von dessen scharfem Schnabel verwundet zu werden.

Neben den oben aufgezählten Schwimmvögeln trifft man überall längs der Küste zwei Arten von Eidervögeln an, den gewöhnlichen Eidervogel (Somateria mollissima) und die Prunkeidergans (Somateria spectabilis). Die reichsten Eiderwerder, die ich auf Spitzbergen sah,

*) Der Aëtit oder Adlerstein. — Anmerk. d. Bearb.

sind die Dun-Inseln am Hornsund. Als ich den Platz im Jahre 1858 besuchte, war der Werder so dicht mit Nestern besetzt, daß man mit der größten Vorsicht gehen mußte, um nicht auf Eier zu treten. Ihre Anzahl ist fünf bis sechs in jedem Nest, zuweilen eine noch größere, welches Letztere, wie die Vogelfänger sagen, daher kommt, daß das Eiderweibchen, wenn es kann, die Eier der Nachbarn stiehlt. Ich selbst habe Eier der anser bernicla*), in einem Eidervogelnest gesehen. Die Eier werden vom Weibchen ausgebrütet, aber in ihrer Nähe wacht der prächtigfarbene Hahn und gibt das Signal zur Flucht, wenn Gefahr naht. Der Horst besteht aus einem reichen, weichen Daunenlager. Die besten Daunen erhält man durch den Raub aus ihren belegten Nestern; minder gute, wenn man die getödteten Vögel rupft. Wird das Weibchen aus dem Neste verjagt, sucht es eilig die Daunen über die Eier zusammenzuscharren, damit dieselben nicht gesehen werden. Außerdem übergießt die Eiderhenne die Eier mit einer sehr stinkenden Feuchtigkeit, deren ekelhafter Geruch an den eben eingesammelten Eiern und Daunen haftet. Diese stinkende Materie ist jedoch so flüchtig und in der Luft leicht zersetzbar, daß der Geruch in einigen wenigen Stunden gänzlich verschwindet. Der Eidervogel, der noch vor einigen Jahren in Spitzbergen außerordentlich zahlreich war**), hat in den letzten Jahren bedeutend abgenommen, und dürfte bald ganz und gar von da vertrieben sein, wenn nicht der maßlosen Art und Weise, mit der jetzt nicht Eidervogel-Werder geplündert, sondern auch die Vögel selbst, oft nur die aus reiner Mordlust, getödtet werden, Schranken gesetzt werden. Auf Nowaja Semlja kommt der Eidervogel gleichfalls allgemein vor.

Die Pracht eidergans kommt in geringerer Anzahl vor als die gewöhnliche Eidergans. Ihre Eier sind, wie die Vogelfänger behaupten, wohlschmeckender, als die der gewöhnlichen Eidergänse; sie sind etwas kleiner und von etwas mehr hochgrüner Farbe.

Auf den Daunen-Werdern hecken, neben den Eidervögeln, die langhalsigen, auf dem oberen Theile des Körpers schwarz und braun-

*) Verschiedentlich Bernikelgans, Ringelgans, Baumgans und Meergans genannt. — Anmerk. d. Bearb.

**) Die Menge von Eiderdaunen, die aus den Polarländern nach Tromsö importirt wurden, belief sich im Jahre 1868 auf 540, im Jahre 1869 auf 963, 1870 auf 822, 1871 auf 630 und 1872 auf 306 Kilogramm; die ganze Jahresausbeute kann aller Wahrscheinlichkeit nach auf das Dreifache taxirt werden.

grau gezeichneten Baumgänse (anser bernicla L.) Sie legen vier bis fünf weiße Eier in kunstlosen Nestern ohne Daunen, hier und da zwischen den daunenreichen Nestern der Eidergänse. In größter Menge trifft man diese Gänsegattung während der Mauserzeit an kleineren Binnenseen nahe der Küste z. B. auf der Küstenstrecke zwischen Belsund und dem Isfjord oder auf dem Gansland. Die Vogelfänger nennen sie mitunter Rebhühner, eine irreführende Benennung, die mich im Jahre 1873 veranlaßte, an der offenen Küste südlich vom Isfjord, wo „Rebhühner" in großer Anzahl gefunden werden sollten, ans Land zu gehen. Als ich näher kam, fand ich aber nur mausernde Baumgänse. Diese holen sich ihre Nahrung mehr vom Lande und den Binnenseen als vom Meer her. Ihr Fleisch ist deshalb thranlos und wohlschmeckend, ausgenommen das des brütenden Weibchens, welches mager und zäh ist. Die Eier sind besser als die der Eidergans.

Auf Spitzbergen trifft man auch die, der Baumgans nahverwandte anser leucopsis. Sie ist dort ziemlich selten, allgemeiner aber auf Nowaja Semlja. Ferner kommt an letzterer Stelle eine dritte Gänseart vor, die Wildgans, die „Graugans" oder „große Gans", der Vogelfänger (anser segetum*) welche auf Spitzbergen von einer in der Gestalt ähnlichen Gattung: anser brachyrhynchus ersetzt wird. Diese Gänse sind bei weitem größer als Eider- und Baumgans und, wie es heißt: stark genug, sich gegen die Füchse zu vertheidigen. Das Fleisch ist leckerer als das der gewöhnlichen, zahmen Gans und hat nicht den entferntesten Thrangeschmack.

Unter den Schwimmvögeln, welche dazu beitragen, um auf Nowaja Semlja dem sommerlichen Leben dessen Gepräge zu geben, dürfen ferner auch der Pfeilschwanz und der Schwan angeführt werden. Die Polarente (alfogeln) oder Alla (fuligula glacialis L) ist auf Spitzbergen selten, kommt aber auf Nowaja Semlja und besonders im Karischen Meer, an dessen Küsten man sie zur Sommerszeit in großen Schaaren versammelt sieht, ganz allgemein vor. Der kleine Singschwan (Cygnus Bewickii.) ist der am edelsten gestaltete und farbenschönste Vogel des Nordens, aber sein Fleisch soll hart und eben nicht sehr wohlschmeckend sein.

---

*) Auch Saat- oder Moorgans. Hierher gehört auch anser oder Chen (χήν) hyperboreus, Schneegans. — Anmerk. d. Bearb.

Die Landvögel sind in den Gegenden des hohen Nordens, sowol was die Gattung wie was die Individuen betrifft, minder zahlreich als die Seevögel. Ein Theil derselben kommt dennoch in großer Anzahl vor. Fast überall wo man landet sieht man an der Strandbucht einige kleine graubraune Stelzenläufer hin und wieder, zuweilen paarweise in Haufen von zehn bis zwanzig Stück, herumspringen. Es ist dies der am häufigsten vorkommende Stelzenläufer des Nordens, von den Vogelfängern Fjärplyt. Strandläufer, (Tringa maritima) genannt. Er lebt von Fliegen, Mücken und anderen Landinsekten. Der volle Kropf zeigt, wie gut er es versteht, sein Futter da zu sammeln, wo der Entomolog nur mit Mühe einige wenige, zu seinem Forschungsgebiete gehörende Thierformen ausfindig machen kann. Seine vier bis fünf Eier legt der Strandläufer in ein kleines hübsches Nest von trockenem Stroh auf offenen Gras- oder Moosflächen, eine kleine Strecke vom Meere entfernt. Er sucht seine Eier gleichfalls durch eine ähnliche Komödie wie der Struntjäger zu beschützen. Sein Fleisch ist lecker.

In der Gesellschaft des Strandläufers sieht man oft einen etwas größeren Stelzenläufer oder, besser gesagt, ein Zwischengeschöpf zwischen Stelzenläufer*) und Schwimmvogel. Es ist dies die hübsche breitschnäblige Schwimmschnepfe (Phalaropus fulicarius). Sie ist auf Spitzbergen nicht selten, sondern außerordentlich verbreitet, ja vielleicht sogar der gewöhnlichste Vogel an der Nordküste von Asien. Ich vermuthe deshalb, daß sie auch auf Nowaja Semlja nicht fehlt, obwol man daselbst bisher nur die ihr nahverwandte schmalschnäblige Schwimmschnepfe (Phalaropus hyperboreus) beobachtet hat. Der Vogel kann als Sinnbild ehelicher Liebe gelten, so treulich werden das Hähnchen und die Sie in Gesellschaft beisammen gesehen. Während sie ihr Futter in den Wasserdämmen an der Küste suchen, begleiten sie einander fast fortwährend, indem sie im Zickzack schwimmen, so daß sie mitunter dicht an einander vorbeistreifen. Wird der Eine erschossen, so fliegt der Andere nur eine ganz kleine Weile fort, bis er bemerkt, daß sein Genosse zurückgeblieben ist; dann fliegt er zurück, schwimmt mit ersichtlicher Unruhe um den todten Freund herum und stößt ihn mit dem Schnabel, um ihn zu vermögen, sich aufzurichten. Eine besondere Sorgfalt für

*) eine Gattung Sumpfvögel.

das Nest und das Gedeihen der Jungen offenbart er jedoch nicht, wenigstens nach dem Neste des Vogels zu urteilen, das Dunér im Jahre 1864 im Belsund fand. Die Lage des Nestes ward durch drei, ohne die mindeste Unterlage auf den kalten, aus Steinscherben bestehenden Boden gelegte Eier angezeigt. Das Fleisch der Schwimmschnepfe ist recht schmackhaft, ebenso wie das verschiedener anderer Stelzenläufer, die in den Gegenden, von denen jetzt die Rede ist, vorkommen, bei denen ich aber mich hier nicht weiter aufhalten kann.

Bei Ausflügen in das Innere des Küstenlandes hört man oft auf Steinhaufen und zerklüfteten Felsen ein fröhliches Gezwitscher, welches von einem alten Bekannten aus der Heimath herrührt, nämlich der, jedem Nordländer wohlbekannten Schneeammer oder Schneelerche (Emberiza nivalis). Der Name ist gut gewählt, denn zur Winterzeit hält sich dieser reizende Vogel so weit gegen Süden hin, als der Schnee auf der skandinavischen Halbinsel reicht, und zur Sommerzeit sucht er sich den Norden auf, bis zur Schneegränze Lapplands, Nordsibiriens Marsch oder die Küsten von Spitzbergen und Nowaja Semlja. Dort baut er sein aus Gras, Federn und Daunen sorgsam eingerichtetes Nest, tief in einem, am liebsten von einer Grasfläche umgebenen Steinhaufen. Die Luft hallt vom Gezwitscher des kleinen munteren Vogels wider, was hier einen um so tieferen Eindruck macht, als es der einzige wirkliche Vogelgesang ist, den man im höchsten Norden hört.*)

Auf Spitzbergen trifft man im Innern des Landes zuweilen an den Bergabhängen eine Hühnerart: das Spitzbergensche Schneehuhn (Lagopus hyperboreus). Eine, diesem verwandte Gattung kommt im Taimurland und die ganze asiatische Nordküste entlang, vor.

Die Lebensweise der Schneehühner von Spitzbergen ist also von derjenigen der skandinavischen Schneehühner himmelweit unterschieden, und der Geschmack des Fleisches ist gleichfalls ganz anders. Der Vogel ist nämlich sehr fett, und sein Fleisch hält, was den

*) Dennoch trifft man auf Süd-Nowaja-Semlja neben der Schneeammer verschiedene andere Singvögel, z. B. die lappländische Ammer (Emberiza lapponica L.) und die Berglerche (Alauda alpestris L.); diese hecken auf dem Boden unter irgend einem Gebüsch, Erdaufwurf oder Stein, in ganz sorgfältig eingerichteten, mit Wiesenflachs und Federn ausgefütterten Nestern, und sind nicht selten.

Geschmack betrifft, die Mitte zwischen dem des Birkhuhns und einer fetten Gans. Man kann daraus ersehen, daß es sehr lecker sein muß.

Als ich im Herbst 1872 von einem längeren Ausfluge längs des Strandes der Wijdebai zurückkehrte, begegnete mir einer unserer Schützen, der einen weißen, mit schwarzen Flecken gezeichneten Vogel in der Hand hatte, welchen er mir als „ein sehr großes Schneehuhn“ zeigte. Hierin machte er jedoch einen groben ornithologischen Schnitzer, denn es war kein Schneehuhn, sondern ein anderer, diesem im Winter ähnlich gezeichneter Vogel, nämlich die Bergeule, von den Vogelfängern Eisadler (Strix nyctea) genannt. Diese horstet uud überwintert offenbar am Schneehuhn-Berge, den sie als ihren Hühnerhof anzusehen scheint. In der That ist auch die Zeichnung des Raubvogels der seiner Beute so täuschend ähnlich, daß letztere sich kaum zu hüten wissen dürfte. Die Bergeule sitzt gewöhnlich unbeweglich auf einem offenen Bergabhang, schon von fern durch ihre, vom graugrünen Erdboden grell abstechende, weiße Farbe sichtbar. Sie sieht, im Gegensatz zu anderen Eulen, selbst im hellsten Sonnenscheine sehr gut. Sie ist äußerst scheu und daher schwer zu schießen. Das Schneehuhn und die Bergeule sind die einzigen Vögel, von denen man mit Sicherheit weiß, daß sie auf Spitzbergen überwintern, und beide sind nach Hedenström's Aussagen auf den Neusibirischen Inseln heimisch.

In den bebauten Gegenden Europas sind die größeren Säugethiere so selten, daß die meisten Menschen ihr ganzes Leben lang nie ein wildes Säugethier, nicht einmal von der Größe eines Hundes gesehen haben. So ist es aber nicht im hohen Norden. Die Anzahl der größeren Säugethiere ist freilich nicht mehr so bedeutend, wie im 17. Jahrhundert, als die Jagd auf sie zwanzig- bis dreizigtausend Menschen ein reichliches Einkommen lieferte; aber noch heute ernährt die Jagdbeute auf Nowaja Semlja und Spitzbergen mehre hundert Jäger, und selten wird wol Demjenigen, der an den Küsten dieser Inseln verweilt, im Sommer ein Tag vergehen, ohne daß er eine Robbe oder ein Walroß, ein Rennthier oder einen Eisbären sieht.

Das Rennthier geht in der Alten Welt nach Norden fast so weit sich das Land erstreckt. Merkwürdig ist es, daß trotz der ver-

heerenden Jagd, der sie auf Spitzbergen ausgesetzt*) sind, die Rennthiere dennoch daselbst in viel größerer Menge als auf dem nördlichen Nowaja Semlja oder der Taimur-Halbinsel, wo sie fast in Sicherheit vor den Verfolgungen der Jäger waren, vorkommen.

Daß eine so verheerende Jagd wie die, welche Jahr aus Jahr ein auf Spitzbergen betrieben wird, statthaben kann, ohne daß die Thiere ausgerottet werden, hat die Annahme einer Einwanderung von Nowaja Semlja aus veranlaßt. Seit ich aber jetzt das Erscheinen des Rennthieres an letzterer Stelle näher kennen gelernt habe, dünkt mir jene Erklärung nicht die richtige zu sein. Wenn daher, wie verschiedene Umstände wirklich andeuten, eine Einwanderung von Rennthieren nach Spitzbergen stattfindet, so muß eine solche von irgend einem, nord-nordöstlich gelegenen, bisher unbekannten Polarlande her geschehen. Nach der Meinung einiger Rennthierfänger findet sich sogar eine Andeutung, daß dieses unbekannte Land bewohnt ist, denn es ist zu wiederholten Malen angezeigt worden, daß man auf Spitzbergen mit Merkzeichen versehene Rennthiere gefangen hatte. Die erste Mittheilung der Art findet sich bei Witsen (Noort-ooster gedeelte van Asia en Europa 1705. II. S. 904) mit der Angabe, daß die Rennthiere an den Hörnern und Ohren gezeichnet waren, und ich selbst habe von den Jägern, die in Norwegen mit der Rennthierzucht sehr vertraut geworden waren, mit Bestimmtheit behaupten gehört, daß mehren der Spitzbergenschen Rennthiere, die sie schossen, die Ohren verschnitten waren. Vermuthlich gründet sich dieser ganze Bericht nur darauf, daß die Ohren Frostspuren trugen. Daß eine Einwanderung von Rennthieren aus

*) Das Jagdboot von Tromsö allein brachte im Jahr 1868 neunhundert und sechsundneunzig, im Jahr 1869 neunhundert und fünfundsiebenzig und im Jahre 1870 achthundert und siebenunddreizig Rennthiere. Kommt dazu die Menge Rennthiere, welche im Frühjahre geschossen und nicht in die Jagdberechnung mitaufgenommen werden; bedenkt man, daß die Anzahl von Jagdfahrzeugen, die von Tromsö ausgerüstet werden, geringer ist, als die welche von Hammerfest auslaufen, und bedenkt man ferner, daß die Rennthierjagd auch von Jägern aus anderen Plätzen, selbst von Touristen betrieben wird, so dürfte man annehmen, daß wenigstens dreitausend dieser Thiere in jedem der obengenannten Jahre erlegt wurden. Früher war die Rennthierjagd eine ergiebigere, seit 1870 aber hat sie bedeutend abgenommen.

Nowaja Semlja nach Spitzbergen nicht stattfindet, geht übrigens schon aus dem Umstand hervor, daß das Spitzbergensche Rennthier einer, von dem in Nowaja Semlja heimischen Rennthiere abweichenden Race anzugehören scheint, welche nicht so groß, kürzer an Kopf und Beinen, und dicker und fetter von Leib ist.

Am besten kennt man das Leben des wilden Rennthiers von Spitzbergen her. Im Sommer sucht es sich die Grasflächen in den eisfreien Thalstrichen der Insel aus, im Spätherbst zieht es sich, wie die Jäger aussagen, nach der Meeresküste, um dort die Seenesseln, die an den Strand gespült werden, zu verzehren, und im Winter kehrt es zu den moosbewachsenen Berghöhen im Innern des Landes zurück, wo es ganz gut zu gedeihen scheint, obgleich die Kälte dort zur Winterszeit eine entsetzlich strenge sein muß. Wenn die Rennthiere im Frühlinge wieder zur Küste kommen, sind sie nämlich noch recht fett, einige Wochen später aber, wenn sich eine Kruste auf dem Schnee gebildet hat, und eine Eisrinde die Bergabhänge schwer zugänglich macht, werden sie so mager, daß sie kaum zu genießen sind. Im Sommer essen sie sich aber wieder so dick und ihre Feistheit im Herbste ist so groß, daß sie unbedingt auf einer Mastviehausstellung den Preis erhalten würden. So wird im Museum von Tromsö das Rückgrat eines auf König-Karls-Land geschossenen Rennthiers aufbewahrt, das auf den Lenden eine Fettlage von sieben bis acht Centimeter hatte.

Das Rennthier ist in den Gegenden, wo stark Jagd auf dasselbe gemacht wird, sehr scheu; man kann aber, falls der Boden nicht vollkommen eben ist, sich bis auf Schußweite heranschleichen, nur muß man die Vorsicht beobachten, nicht von der Windseite her zu nahen. Während der Brunstzeit, die in den Spätherbst fällt, soll es zuweilen vorkommen, daß das männliche Rennthier den Jäger angreift.

Das Rennthier von Spitzbergen wird nicht wie das in Lappland und Nowaja Semlja vom „Gorm“ (zolllange Fliegenlarven, welche unter der Haut des Thieres auskriechen) gepeinigt. Sein Fleisch ist auch viel besser als das des lappländischen Rennthieres. Irgend eine von den Seuchen, die in späteren Zeiten so furchtbar unter den Rennthieren in Nordeuropa gewüthet haben, war wenigstens in den letzten fünfzig Jahren auf Spitzbergen nicht vorgekommen.

Der Eisbär zeigt sich vorzugsweise an den Küsten und Werdern

die von Treibeis umgeben sind, ja sogar oft auf Eisfeldern weit in der See. Auf den Treibeisstücken macht er nämlich seine reichste Beute. Jetzt ist er auf den, im Sommer fast ganz eisfreien südwestlichen Küsten von Spitzbergen und Nowaja Semlja ziemlich selten, häufiger aber auf den nördlichen, fast beständig von Eis umschlossenen Theilen dieser Inseln. Er findet sich übrigens überall längs



Eisbären.

der nördlichen Küste von Asien und Amerika, wie es scheint, in größerer Menge, je weiter man nach Norden kommt. Mitunter ist er auch, zuerst mit dem Eise und später schwimmend, bis an die Nordküste von Norwegen gekommen, z. B. im Märzmonat des Jahres 1853, wo, nach der Tromsöer „Stiftstidende" (No. 4 vom Jahrgang 1869) ein Eisbär im Kjöllefjord in Ost-Finmarken getödtet wurde.

Der Bär ist nicht schwer zu erlegen. Wenn er einen Menschen spürt, naht er gewöhnlich in Hoffnung auf einen Fang, mit geschmeidigen Bewegungen und in Hunderten von Zickzackbiegungen, um nicht zu zeigen, was er eigentlich vorhat, und so seine Beute zu erschrecken. Oft klettert er dabei auf Eisblöcke und setzt sich auf die Hinterpfoten, um eine weitere Aussicht zu gewinnen, oder er bleibt, mit ersichtlicher Bedachtsamkeit nach allen Richtungen hin schnuppernd stehen, um mit Hülfe des Geruchssinns, auf den er sich mehr zu verlassen scheint, als auf den des Gesichts, sich von der eigentlichen Wesenheit und Natur der um ihn her liegenden Gegenstände Rechenschaft zu geben. Glaubt er mit einer Robbe zu thun zu haben, so kriecht er oder schleppt sich das Eis entlang, und soll dann mit der Vordertatze den einzigen, von der weißen Farbe des Eises abstechenden Theil seines Körpers: die große schwarze Schnauze, verdecken. Wenn man sich still verhält, so kommt der Bär auf diese Art so nahe, daß man ihn auf ein Paar Büchsenschußweiten erschießen oder, was die Bärenfänger als sicherer betrachten, mit der Lanze tödten kann. Stößt man unbewaffnet auf einen Eisbären, so reichen in der Regel einige heftige Bewegungen oder laute Zurufe hin, ihn in die Flucht zu jagen; flieht man aber selbst, so kann man darauf rechnen, ihn dicht hinter sich her auf den Fersen zu haben. Wird der Bär verwundet, so flieht er jedesmal. Oft legt er mit der Tatze Schnee auf die Wunde; zuweilen gräbt er in Todeszuckungen mit den Vorderpfoten ein Loch in den Schnee, worin er seinen Kopf birgt.

Wenn man vor Anker liegt, schwimmt der Bär mitunter nach dem Fahrzeug, und schlägt man in abgelegenen Gegenden sein Gezelt auf, so findet man oft Morgens beim Erwachen einen Eisbären in der Nachbarschaft, der in der Nacht um das Zelt herum geschnüffelt hat, ohne es jedoch zu wagen, dasselbe anzugreifen. So kam z. B. bei unserer Reise im Jahre 1864 ein großer Bär und untersuchte den Inhalt eines mit einem Zelt überdeckten Bootes, welches wir im Innern des Storfjords einige Stunden ohne Bewachung gelassen hatten. Er verzehrte einen sorgfältig hergerichteten Rennthierbraten, zerriß die Reservekleider, warf die Schiffszwiebäcke umher u. s. w., und nachdem wir am Abend zurückgekehrt waren, unsere Sachen wieder zusammengelesen, das Zelt ausgeflickt und uns schlafen gelegt hatten, kam der nämliche Bär abermals und eignete sich,

während wir schliefen, alles Rennthierfleisch an, welches wir zum Ersatz für den verlorenen Braten gekocht hatten, um es am nächsten Tage für die Reise zu gebrauchen. Bei einer der englischen Expeditionen zur Aufsuchung Franklins wurde einmal ein Bär erlegt, in dessen Magen man unter vielem anderem Gut den, in einem nahebei gelegenen Depot, hingethanen Vorrath von Heftpflaster fand. Auch sehr große Steine kann er fortwälzen, aber mit einer Schichte gefrorenen Sandes vermag er nicht fertig zu werden.

Der Eisbär schwimmt ausgezeichnet gut, aber nicht so schnell, daß er durch Schwimmen entkommen kann, wenn er von einem Boot verfolgt wird. Im Fall ein Boot und tüchtige Ruderer zur Hand sind, ist er deshalb verloren, wenn er, wie dies öfter geschieht, bei dem Versuch zu entfliehen, seine Rettung im Meere sucht. Dort ist er, wie die Bärenfänger sagen, „eben so leicht todtzuschlagen, wie eine Sau"; nur muß man sich beeilen, mit Harpunen oder auf andere Weise das erlegte Thier zu packen, denn es sinkt schnell unter, wenn es nicht sehr fett ist.

Die Fangschiffe von Tromsö brachten im Jahre 1868 zwanzig, 1869 dreiundfünfzig, 1870 achtundneunzig, 1871 vierundsiebenzig und 1872 dreiunddreizig Bären heim. Man kann daraus schließen, daß die norwegischen Bärenjäger durchschnittlich wenigstens hundert Bären jährlich getödtet haben. Bemerkenswerth ist, daß unter dieser großen Anzahl sich niemals ein trächtiges Weibchen oder eines mit neugeworfenen Jungen befand.*). Die Bärin scheint sich während der Zeit ihrer Trächtigkeit wohl verborgen zu halten, vielleicht in irgend einer Eishöhle im Innern des Landes.

Ob der Eisbär den Winter über in einem Lager zubringt, ist nicht völlig ausgemacht. Verschiedene Umstände sprechen jedoch dafür. Er verschwindet z. B. während der dunkeln Zeit fast gänzlich von den Ueberwinterungsplätzen, und man hat zuweilen Löcher unter dem Schnee gefunden, wo Bären verborgen waren. Während ihrer weithin sich erstreckenden Streifereien nach einem Fang leisten gewöhnlich der Bär und das, von einem oder zwei größeren Jungen geleitete Weibchen einander Gesellschaft. Selten sieht man größere

*) Während der Ueberwinterung 1869—70 in Ostgrönland sah Dr. Pansch einmal eine Bärin mit ganz kleinen Jungen. (Die zweite deutsche Nordpolfahrt. Leipzig 1873—74. Band 2, Seite 157.

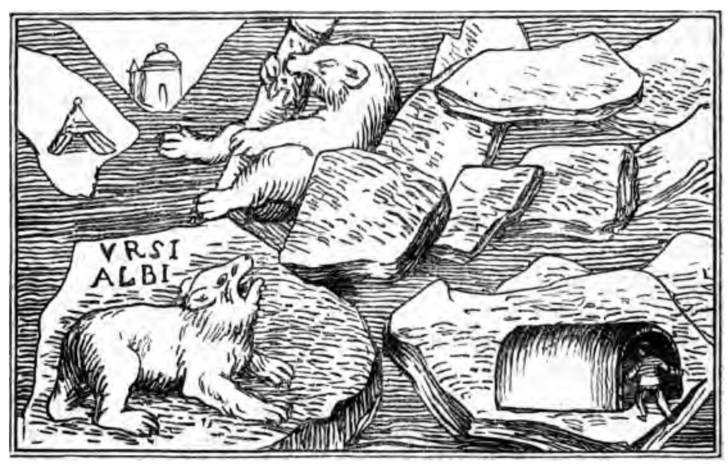
Schaaren zusammen, außer an Stellen, wo eine bedeutende Anzahl Körper von getödteten Walrossen, Robben oder Weißwalen aufgehäuft liegt.

Früher erweckte der Anblick eines Eisbären Angst bei den Eismeerfahrern, jetzt aber stehen die Bärenfänger nicht an, ohne Weiteres, die Lanze in der Hand, selbst gegen einen größeren Haufen Bären angriffsweise vorzugehen. Auf diese Weise haben sie mitunter in kurzer Zeit bis zu zwölf Stück erlegt. Auf die Kugelbüchse verlassen sie sich weniger.

Mir ist auch nicht ein einziger Fall bekannt, daß irgend ein norwegischer Jäger von einem Bären ernstlich verletzt wurde. Es scheint jedoch, daß dieses Thier in den Gegenden, wo es die Bekanntschaft mit den gefährlichen Jagdgeräthschaften der Menschen noch nicht gemacht hat, dreister und bedrohlicher wäre. Bei den ersten englischen und holländischen Reisen nach Nowaja Semlja traf man z. B. in Gegenden, wo der Eisbär jetzt fast ganz und gar verschwunden ist, beinahe an jedem Landungsplatz Bären, und man war gezwungen, sich auf wirkliche Kämpfe, die mehrfach Menschenleben kosteten, mit ihnen einzulassen. Als auf Barents' zweiter Reise einige Mann von der Schiffsequipage am 26/16. September 1595 am Festlande in der Nähe des östlichen Eingangs von Jugor Schar sich ausschifften, um „eine Art dort vorkommender Diamanten“ (werthlose Bergkrystalle) zu sammeln, stürzte (nach de Veers Mittheilung) ein großer weißer Bär heran und packte einen der Steinsammler am Halse. Auf den Schrei und die Frage des Mannes: „wer reißt mich denn da am Genick?“ antwortete ein dicht daneben stehender Kamerad: „ein Bär!“ und lief davon. Gleich darauf zerbiß der Bär den Kopf seiner Beute und sog das Blut aus. Die übrige am Land befindliche Mannschaft kam nun zum Entsatz herbei und griff den Bären mit gefällten Speeren und Feuergewehr an. Dieser aber ließ sich dadurch nicht schrecken, sondern stürzte vor, ergriff Einen von den ihn Anfallenden und tödtete denselben gleichfalls, worauf alle Uebrigen sich aus dem Staube machten. Nun kam Verstärkung vom Schiffe her und der Bär wurde wieder von dreizig Mann, wiewohl sehr wider deren Willen, umringt, denn sie hatten es mit „einer grimmigen, unerschrockenen und raubgierigen Bestie“ zu thun. Von allen diesen Leuten wagten es nur drei angriffsweise zu Werke zu gehen,

und diese „muthigen“ Männer erlegten endlich den Bären nach einem ziemlich harten Kampfe.

Eine Menge anderer ähnlicher Fälle, obgleich gewöhnlich mit glücklichem Ausgang, werden in den meisten Berichten über arktische Reisen, erwähnt. So wurde einmal in der Davis-Enge ein Matrose aus einem eingefrorenen Walfischfangfahrzeug fortgeschleppt, und auf dem Treibeise im Meer zwischen Grönland und Spitzbergen hätte im Jahre 1870 dasselbe Schicksal beinahe einen Matrosen von der Bemannung eines Grönlandfahrers von Hull betroffen; es gelang ihm aber sich zu retten, indem er entsprang und zuerst seine



Eisbären.
Nach Olaus Magnus (1555).

einzige Vertheidigungswaffe, eine Lanze und dann seine Kleidungsstücke, eines nach dem andern, dem Thiere entgegenschleuderte*). Am 6. März 1870 wurde Dr. Börgen von einem Bären überfallen und ein gutes Stück Weges fortgeschleppt**). Merkwürdig war es, daß der Bär auch dieses Mal sein Opfer nicht sogleich umbrachte, sondern daß der Mann noch Zeit hatte, auszurufen: „ein Bär schleppt mich fort!“ und daß er, nachdem der Bär ihn einige hundert Schritte

*) W. Scoresby des Jüngeren Tagebuch einer Reise auf den Walfischfang, aus dem Englischen übersetzt. Hamburg. 1825. Seite 127.

**) Die zweite deutsche Nordpolfahrt. Band I. Seite 465.

weit geschleppt hatte, nach seiner Befreiung, wiewol sehr schlimm skalpirt, noch selbst nach dem Fahrzeug zurück zu laufen vermochte. Die Skalpirung war auf die Art geschehen, daß der Bär versucht hatte, den Schädel in seinem Rachen zu zermalmen, wie er es mit gefangenen Robben zu thun pflegt. Scoresby hält es für gefährlich, in tiefem Schnee Jagd auf Eisbären zu machen. Der als Begleiter M'Clintock's, Kane's u. A. bekannte Däne C. Petersen erachtete es dagegen für eben so gefahrlos, einen Bären anzugreifen, wie ein Schaf zu schlachten. Der Sibirienfahrer Hedenström



Unglücklicher Kampf mit einem Eisbären,
auf der zweiten Reise der Holländer. Von de Veer.

sagt, man könne es wagen, mit einem auf einen Stock gebundenen Messer ihn anzugreifen; — ähnlich äußern sich die norwegischen Grönlandsfahrer, oder wenigstens die norwegisch-finnischen Harpunierer über diese „edle und gefährliche" Jagd.

Die Hauptnahrung des Bären besteht aus Robben (Seehunden) und Walrossen; er soll, wie man sagt, mit einem einzigen Griff seiner starken Tatze ein Walroß auf das Eis hinaufwerfen können; dagegen gelingt es ihm selten, ein Rennthier zu fangen, da dieses schneller läuft, als er. Dennoch habe ich zweimal auf Nordostland

Blut und Haare von Rennthieren gesehen, welche von Eisbären geholt worden waren. Es leidet auch keinen Zweifel, daß er außer Fleisch noch vegetabilische Gegenstände, wie Tang, Gras und Moos frißt.

Das Fleisch des Bären ist, falls er nicht zu alt ist oder vor Kurzem verfaultes Robbenfleisch verzehrt hat, sehr eßbar, dem Geschmack nach zwischen Schweine- und Rindfleisch. Das Fleisch des jungen Bären ist weiß und ähnelt dem des Kalbes. Der Genuß der Bärenleber soll heftiges Uebelbefinden verursachen. Der Fang des Thieres wird dadurch erleichtert, daß die Jungen nur selten die erlegte Mutter verlassen.

Neben Rennthieren und Bären trifft man in den Gegenden von denen hier die Rede ist, nur zwei Arten von Land-Säugethieren an, den Bergfuchs (vulpes lagopus L.) und den Lemming (Myodes obensis. Brants.*)

Der Fuchs ist ziemlich allgemein sowol auf Spitzbergen wie auf Nowaja Semlja. Sein Bau besteht bisweilen aus einer Menge zusammenhangender, in die Erde gegrabener Gänge mit mehren Oeffnungen. Ein solches Lager sah ich auf der Wahlbergsinsel in Hinlopen-Strait auf dem Gipfel eines Alk-Berges; es war reichlich mit Vorrath, der aus halb vermoderten, in den Gängen aufbewahrten Alken bestand, versehen. Die alten Füchse schienen während unseres Aufenthalts dort nicht zugegen zu sein, aber mehre, theils schwarze, theils roth und weißgefleckte Junge sprangen dann und wann aus den Oeffnungen hervor und spielten mit schlanken, schmeidigen Bewegungen in der Nähe des Baues umher. Einen ähnlichen Bau, gleichfalls mit Jungen, die zwischen den Oeffnungen umherliefen, spielten und einander jagten, sah ich am nördlichen Ufer von Matotschkin Schar, so wie auch unbewohnte Fuchshöhlen und Fuchsgänge an mehren Orten der Westküste von Nowaja Semlja, gewöhnlich in den oberen Theilen trockener Sandhügel.

Der Lemming findet sich nicht auf Spitzbergen, muß aber wol zu gewissen Zeiten in unglaublicher Menge auf Nowaja Semlja vorkommen. Zu Anfang Sommers, wenn der Schnee vor Kurzem

*) Es sollen auch Wölfe auf Nowaja Semlja bis hinauf zum Matotschkin-Sund vorkommen. An den nördlichen Küsten von Asien und dem östlichen Europa sind sie ganz allgemein.

geschmolzen ist, sieht man nämlich überall an ebenen fruchtbaren Stellen in dem dort ganz dichten Grasboden etwa einen Zoll breite und einen halben Zoll tiefe Fußsteige, die während des Winters unter dem Schnee in den, den gefrorenen Boden zunächst bedeckenden Gras- und Mooslagern von diesen kleinen Thieren eingetreten worden sind. Auf diese Art haben sie ihre in die Erde gegrabenen Wohnplätze mit einander vereint, und sich bequeme, gegen die strenge Winterkälte geschützte Wege zu ihren Futterplätzen angelegt. Tausend und aber tausend Thiere waren gewiß erforderlich, um, selbst auf einem geringeren Umkreise, diese Arbeit auszuführen, und wunderbar scharf muß ihr Ortssinn sein, wenn sie, wie doch anzunehmen ist, mit Sicherheit sich in dem endlosen, von ihnen geschaffenen Labyrinth zurecht finden sollten. Während der Zeit, in welcher der Schnee schmilzt, bilden diese Gänge kleine, aber überall vorkommende Ablaufskanäle für das Wasser, welche wesentlich zur Trockenlegung des Landes beitragen. Uebrigens ist der Boden an gewissen Stellen so dicht mit Lemmingsmist bedeckt, daß derselbe einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Beschaffenheit des Erdreichs haben muß.

Von Mücken wird man in den eigentlichen Polargegenden nicht geplagt*), und überhaupt ist die gesamte Insekten-Fauna des Polargebiets sehr arm, wenn gleich reicher, als man früher angenommen hat. Am zahlreichsten kommen die Arachniden, Acariden und Poduriden**) vor, so daß Dr. Stuxberg auf der Jenisei-Expedition des Jahres 1875 eine sehr große Anzahl derselben sammeln

*) D. h. nicht auf Spitzbergen und Nowaja Semlja, wohl aber an den Küsten des Festlandes. Im westlichen Grönland ist die Mücke noch so weit nach Norden, wie am südlichen Theile der Disko-Insel, besonders in den ersten Tagen, für Neuangekommene so schrecklich, daß das Gesicht Desjenigen, der sich ohne Flormaske in die buschbewachsenen Sumpfgegenden wagt, in einigen Stunden nicht mehr zu erkennen ist. Die Augenlider schwellen auf und werden in große Wasserblasen verwandelt, am Haarboden bilden sich eiternde Pusteln u. s. w. Wenn man aber einmal diese widrige und schmerzhafte Impfung durchgemacht hat, so scheint der Körper, wenigstens einen Sommer hindurch, minder empfänglich für das Mückengift.

**) Spinnenthiere, Milben und Fußschwanz-Thierchen. — Coleopteren sind die Hartflügler. — Anm. d. Bearb.

konnte, die nach seiner Heimkehr bearbeitet wurden: die Poduriden von Dr. T. Tullberg in Upsala, die Arachniden von Dr. L. Koch in Nürnberg. Diese Thierchen werden in großer Individuenanzahl zwischen verfaulten Pflanzenresten, unter Steinen und Holzstücken am Strande, auf Grashalmen u. s. w. herumkriechend, angetroffen.

Von den eigentlichen Insekten wurden unter derselben Expedition neun, vom Professor F. W. Mäklin in Helsingfors bestimmte Arten Coleopteren, aus Nowaja Semlja heimgebracht. Einige wenige Hemipteren und Lepidopteren, eine Orthoptere, eine große Menge Hymenopteren und Dipteren*) von der nämlichen Reise, untersuchte Lektor A. E. Holmgren in Stockholm. Das Vorkommen dieser Thiergruppe in einer Gegend, wo die Erde einige Zoll tief beständig gefroren ist, scheint mir höchst merkwürdig — und im Ganzen genommen scheint das Vorkommen des Insekts in einem Lande, welches einer Winterkälte unter dem Gefrierpunkt des Quecksilbers ausgesetzt ist, und das Thier keinen Schutz gegen die Kälte darin suchen kann, daß es bis zu einer niemals frierenden Erdschicht hinunterkriecht, vorauszusetzen, daß entweder das Insekt selbst, seine Eier, Raupe, oder die Puppe vor Kälte erstarren könne, ohne umzukommen. Nur sehr wenige Klassen dieser kleinen Thiere scheinen jedoch eine solche Erfrierungsprobe zu bestehen, und die Fauna der wirbellosen Landthiere der wirklichen Polarländer ist deshalb außerordentlich arm im Vergleich mit derjenigen südlicher Gegenden.

Anders verhält es sich im Meere. Hier ist das Thierleben, so weit es dem Menschen gelungen ist, nach dem äußersten Norden vorzudringen, außerordentlich reich. Fast bei jedem Zuge holt der Netzschraper vom Meeresgrunde eine Menge verschiedener Krebse, Schnecken, Muscheln, Seesterne, Seeigel**) u. a. m. in abwechselnden Formen heraus, und selbst die Meeresoberfläche wimmelt an sonnenhellen Tagen von Pteropoden***), Beroiden, Spitzkrustaceen u. s. w.

---

*) Halbflügler oder Schnabelkerfen, Schmetterlinge, Geradflügler, Hautflügler und Zweiflügler. — Anmerk. d. Bearb.

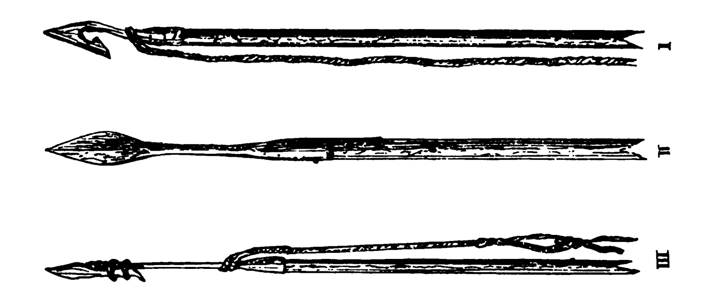
**) Die Seeigel kommen nur in sehr geringer Zahl im karischen Meer und dem sibirischen Eismeer vor, aber westlich von Nowaja Semlja an gewissen Plätzen in solcher Menge, daß sie fast den Meeresgrund zu bedecken scheinen.

***) Flügelfüßler.

Auch die höheren Thierformen kommen im Polargebiet in größerer Anzahl im Meere als am Lande vor.

Das wichtigste jagdbare Thier ist in den letzten fünfzig Jahren das **Walroß** gewesen, aber auch dieses ist nicht weit von seiner Ausrottung entfernt. Es wird jetzt im Sommer selten an der Westküste von Nowaja Semlja, südlich von Matotschkin Schar angetroffen.

Auf Stephan Bennet's vierter Reise nach Bären-Eiland wurden im Jahre 1606 daselbst siebenhundert bis achthundert Walrosse in sechs Stunden, und im Jahre 1608 nahe an tausend in sieben Stunden getödtet. Die am Ufer liegenden Kadaver lockten Bären in solcher Menge herbei, daß z. B. im Jahre 1609 nahe an fünfzig derselben von der Mannschaft eines einzigen Schiffes erlegt wurden. An



Fanggeräthschaften.
1. Harpune, 2. Lanze für den Walroßfang, 3. Wurfspeer zum Fang.
$^1/_{13}$ natürlicher Größe.

einer Stelle sah man achtzehn Bären auf einmal. (**Purchas** III. Seite 560.) Ein norwegischer Schiffer konnte noch, bei einer Ueberwinterung auf Bären-Eiland 1824—1825, sechshundertundsiebenundsiebenzig Walrosse erlegen. Als aber Tobiesen 1865—1866 daselbst überwinterte, fing er nur **ein** Walroß, und die beiden Male, als ich auf der Insel am Lande war, ist mir dort auch nicht ein einziges zu Gesichte gekommen. Früher trafen die Robbenschläger alljährlich im Spätherbste, wenn das Treibeis verschwunden war, „Walrosse am Lande" d. h. Schaaren von mehren Hunderten von Walrossen, welche auf eine niedrige ebene Sandküste gekrochen waren, und dort Tage und Wochen fast unbeweglich zubrachten. Während

dieser Ruhezeit sollen die meisten, aber nicht alle, in tiefen Schlaf versenkt sein, denn — nach der einstimmigen Aussage aller Walfänger mit denen ich hierüber gesprochen habe — einige halten Wacht um ihre Gefährten zu warnen, wenn Gefahr im Anzuge ist. Wenn man mit der nöthigen Vorsicht zu Werke ging, d. h. wenn man sich dem Strande, wo die Thiere versammelt waren, mit dem vom Lande her wehenden Winde näherte und zuerst diejenigen mit Lanzenstichen tödtete, welche dem Wasser am nächsten lagen, konnte man mit Leichtigkeit die übrigen, welche durch die Leiber ihrer erschlagenen Gefährten verhindert waren, dem Meere zu nahen, abschlachten. In unseren Tagen findet sich eine solche Gelegenheit zum Fang nur selten, und es giebt berühmte Walroß-Erdzungen, auf welchen man früher in jedem Jahre die Thiere zu Hunderten antraf, wo man jetzt in deren ganzer Umgegend auch kein einziges gewahrt.

In der See gibt es gleichfalls gewisse Stellen wo sich das Walroß vorzugsweise aufhält, und die deshalb von den Robbenschlägern als Walroßbänke bezeichnet werden. Eine solche Bank befindet sich in der Nähe der Insel Moffen (unter nördlichem Breitegrad 80) an der nördlichen Küste von Spitzbergen, und die Zahl der hier erlegten Thiere kann man auf Tausende anschlagen. Eine andere Bank der Art befindet sich 72° 15′ nördlicher Breite an der Küste von Jalmal. Die Ursache, aus welcher sich die Walrosse an diesen Plätzen mit Vorliebe aufhalten, ist sicherlich die, daß sie daselbst reichliche Nahrung finden, die aber nicht, wie oft behauptet wurde, aus Seetang, sondern aus verschiedenen am Meeresgrunde lebenden Muscheln, hauptsächlich Mya truncata und Saxicava rugosa, besteht. Die fleischigen Theile dieser Muscheln werden, noch ehe das Walroß sie verschluckt, so außerordentlich gut von der Schale losgelöst und so vollständig gereinigt, daß der Inhalt im Magenblindsack wie eine Zubereitung sorgfältig geschälter Austern aussieht. Beim Einsammeln seines Futters dürfte wol das Walroß seine langen Stoßzähne zum Ausscharren der tief im Lehm versteckten Muscheln und Würmer gebrauchen.*) Scoresby sagt aus,

*) Man vergleiche Malmgrens lehrreiche Abhandlungen in den Schriften der königlichen Akademie der Wissenschaften, und Scoresby's: arctic regions, Edinburg 1820 I. Seite 502. — Daß das Walroß Muscheln frißt wird schon in einem holländischen Bilde vom Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts angedeutet.

daß er im Magen eines Walrosses neben kleineren Krabben auch Stücke eines jungen Seehundes gefunden hatte.

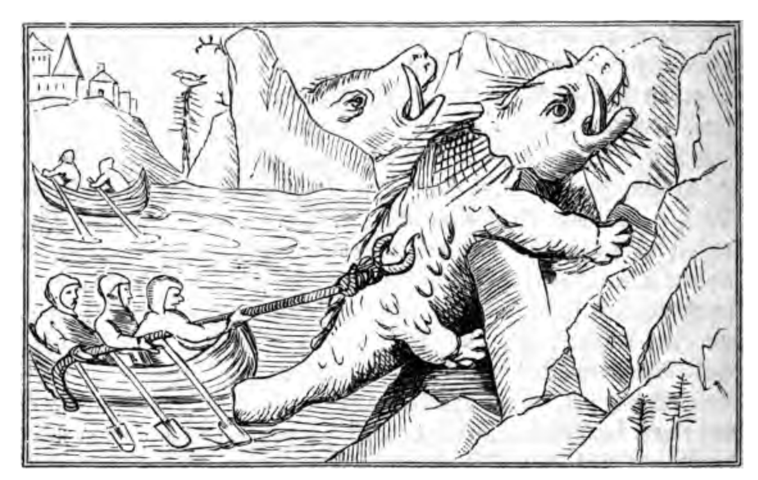
Wenn das männliche Walroß sehr alt wird, schwimmt es für sich allein wie ein Einsiedler, sonst halten sich die Thiere desselben Alters und Geschlechts in großen Heerden zusammen. Das Junge begleitet die Mutter lange, und wird von ihr mit sichtbarer Zärtlichkeit und stark ausgeprägter Mutterliebe beschützt. Ihre erste Sorge, wenn sie verfolgt wird, ist daher das Junge, selbst mit Aufopferung ihres eigenen Lebens, zu retten. Eine Walroßkuh ist fast immer verloren, wenn sie von einem Jagdboot entdeckt wird. Wie eifrig sie auch mit Stößen und Püffen das Junge fortzudrängen oder die Verfolger irre zuleiten sucht, indem sie es unter ihre Vorderpfote nimmt und mit ihm untertaucht; sie wird doch meistentheils eingeholt und getödtet. Eine derartige Jagd ist in Wahrheit grausam, aber der Jäger kennt in seinem Geschäfte keine Schonung.

Die Walrosse, besonders die alten, alleinstehenden schlafen und ruhen im Herbste wenn das Treibeis verschwunden ist, auch im Wasser, mit dem Kopf bald über der Wasseroberfläche, bald unter derselben und mit so stark aufgeblasenen Lungen, daß der Körper mit einem Theil des Rückens über dem Wasser emporragend, oben schwimmt. Letztere Art zu schlafen ist wol nur immer so lange zur Zeit möglich, wie das Thier den Athem an sich halten kann, was aber ziemlich lange sein soll. Wenn ein Jagdboot ein auf diese Weise schlafendes Walroß antrifft, so wird dieses zuvörderst mit einem schallenden „streich herauf" erweckt, ehe es harpunirt wird, damit es nicht vor Schreck mit seinen Hauern Löcher ins Boot stoße. Das Walroß sinkt unter und geht verloren, wenn es durch einen Schuß getödtet wird, während es sich im Wasser befindet, oder wenn man es schießt, während es auf einem Eisstücke liegt, aber ohne es so augenblicklich zu tödten, daß es sich während der letzten Todeszuckungen nicht noch ins Wasser werfen kann. Aus diesem Grunde wird es beinahe ausschließlich mit der Harpune oder Lanze gefangen.

Die Harpune besteht aus einem, an der äußeren Seite scharf geschliffenen, mit einem Widerhaken versehenen großen und starken Eisenangel, der an der Harpunenstange leicht befestigt, aber mit einem Ende einer zehn Klafter langen, schmalen oft aus Walroßhaut gedrehten Seile angebunden ist. Mit dem andern Ende ist das Seil

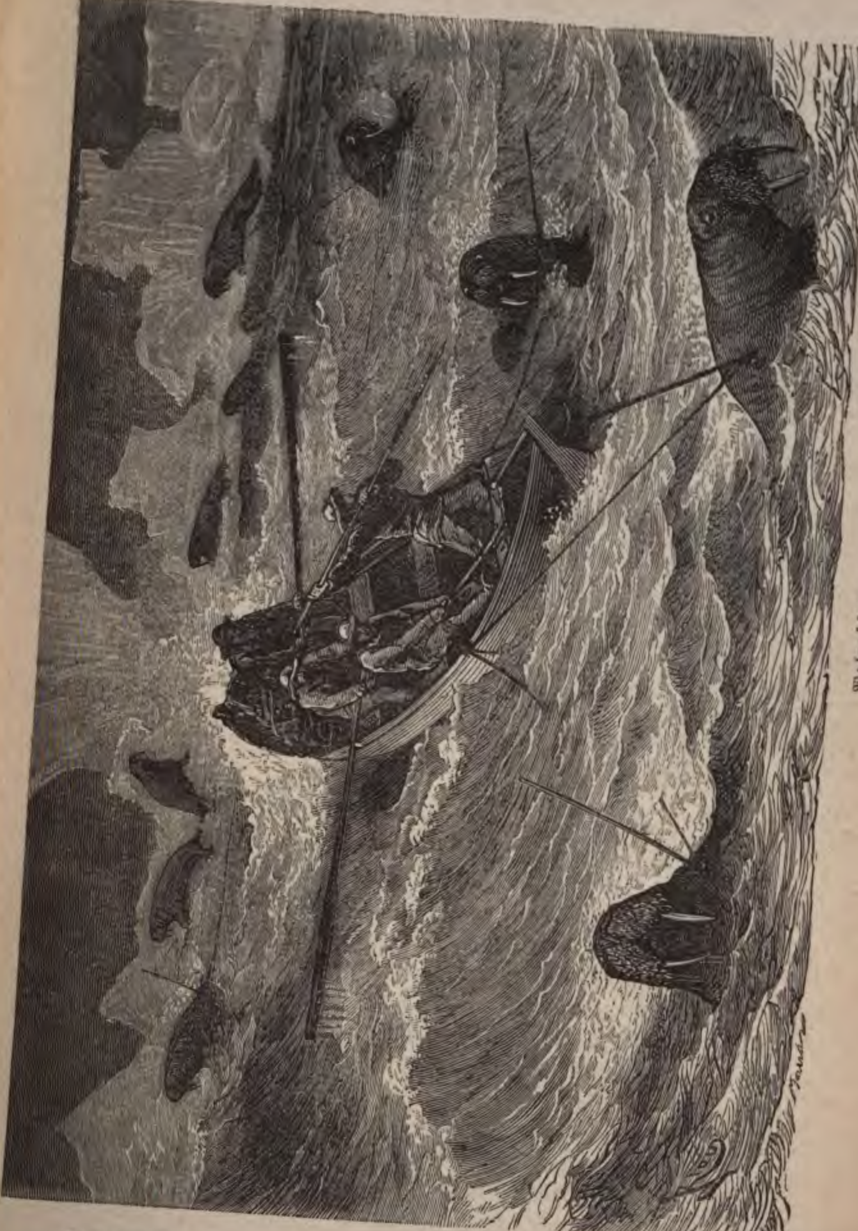
im Boot festgemacht, an dessen vorderem Theil dasselbe fertig gerollt aufgeschossen liegt. Fünf bis zehn solcher, mit Harpunen versehenen Seile befinden sich in jedem Jagdboot.

Wenn die Jäger eine Walroßheerde, entweder auf einem Treibeisstücke oder im Wasser sehen, suchen sie leise und wider den Wind einem der Thiere so nahe zu kommen, daß sie es harpuniren können. Gelingt dieses, so taucht das Walroß zuerst unter, und versucht dann aus allen Kräften fortzuschwimmen. Es ist aber mit dem Seil an das Boot gespannt, und muß dieses daher mit sich schleppen. Seine Gefährten schwimmen dann voll Neugierde herbei, um die Ur-



Walroßfang.
nach Olaus Magnus (1555).

sache des Allarms zu ergründen. Ein neues Walroß wird mit einer anderen Harpune vorgespannt, und so geht es weiter und weiter bis alle Harpunen gebraucht sind. Das Boot wird nun, obgleich die Ruderer mit den Rudern sich dagegen stemmen, in sausender Fahrt vorwärts gezogen, aber ohne wirkliche Gefahr, so lange alle Thiere in gleichem Abstand ziehen. Wenn eines von ihnen einen anderen Weg als seine Unglücksgefährten zu nehmen sucht, so muß dessen Seil gekappt werden, sonst kentert das Boot. Sind die Walrosse von Anstrengung und Blutverlust ermattet, so beginnt man damit die Seile einzuhaalen. Ein Thier nach dem andern wird



Walroßfang.

an den Vorderfteven des Bootes gezogen, und erhält daselbst gewöhnlich zuerst einen Schlag auf den Kopf mit der flachen Seite der Lanze und, wenn es sich umwendet um sich dagegen zur Wehre zu setzen, einen Lanzenstich ins Herz. Seitdem die Jäger angefangen haben sich der Hinterladungsgewehre zu bedienen, ziehen sie es oft vor, das harpunirte Walroß mit einer Kugel zu tödten statt es zu „spießen". Dagegen hielten es die Walroßjäger früher für einen unverzeihlichen Leichtsinn auf ein nicht harpunirtes Thier zu schießen, da es auf solche Art sehr häufig ganz nutzloser Weise verwundet oder getödtet wurde.

Geselligkeit und Neugierde scheinen hauptsächliche Charakterzüge der Walrosse zu sein. Diese Eigenschaften habe ich Gelegenheit gehabt an ihnen wahrzunehmen, als ich einst an einem stillen, herrlichen nordischen Sommertage auf spiegelblanker, mit Treibeis bestreuter See mitten zwischen einer großen Heerde dieser Thiere hindurch ruderte. Ein Theil folgte dem Boote friedlich ein gutes Stück Weges, dann und wann einen grunzenden Laut ausstoßend; andere schwammen ganz nahe, und hoben sich hoch über das Wasser um die Fremdlinge genau zu controliren; wieder andere lagen so dicht nebeneinander gedrängt auf Treibeisschollen, daß diese sogar bis auf die Oberfläche des Wassers hernieder gedrückt wurden, während die in der See herumschwimmenden Gefährten sich mit Gewalt einen Platz auf der ohnehin schon überfüllten Ruhestelle zu erzwingen suchten, obgleich noch eine Menge unbenutzter Eisstücke in der Nähe umhertrieben.

Wenn die Jäger eine Walroßkuh erlegt haben, trifft es sich oft, daß sie das Junge lebend fangen. Dieses läßt sich leicht zähmen, und schließt sich seinem Wärter mit großer Liebe an. Es sucht nach bestem Vermögen mit seinen zum Gehen auf dem Trockenen schlecht beschaffenen Fortbewegungsgliedmaßen, die auf dem Verdeck gehenden Seeleute zu begleiten und hat keine Ruhe wenn es allein gelassen wird. Leider gelingt es nicht, dasselbe lange am Leben zu erhalten, vermuthlich weil man ihm nicht das nöthige Futter verschaffen kann. Es sind aber doch Fälle vorgekommen, daß lebende Walroßjunge nach Europa gebracht wurden.

Das Walroß wird des Fells, des Specks und des Thrans wegen gefangen. Der Werth eines voll ausgewachsenen Walrosses wurde zu Tromsö, bei der Abrechnung zwischen den Rhedern und

den Jägern, im Jahre 1868 auf achtzig Kronen*) angegeben, fiel aber im Jahr 1876 auf achtundvierzig Kronen. Das Fleisch ist hart und thranig, und wird von den Walroßjägern nur im Nothfall gegessen. Aus eigner Erfahrung kann ich jedoch bezeugen, daß seine verhältnißmäßig kleine Zunge recht wohlschmeckend ist. Von den Eskimos und Tschuktschen wird das Fleisch als ein Leckerbissen angesehen.

Das Walroß ist sicherlich lange vor der historischen Zeit ein Gegenstand der Jagd bei den Polarvölkern gewesen**), aber schriftlich wird es zum erstenmal in der Schilderung von Otheres Nord-Eismeerfahrt besprochen. Aus diesem Bericht geht hervor, daß es zu jener Zeit an der Nordküste von Skandinavien gefangen wurde, was um so viel weniger unwahrscheinlich sein möchte, als ein oder das andere Walroß sogar noch in unseren Tagen an den norwegischen Küsten ans Land getrieben ward, und als Walrosse noch jährlich außen von Swjatoi-Nos auf der Halbinsel Kola***) erlegt werden. Sehr richtig wird das Walroß in dem bekannten, gegen Schluß des zwölften Jahrhunderts verfaßten norwegischen Werke: „Konungs skuggsjá“ (der Königsspiegel)†) als ein dem Seehunde ähnliches Thier beschrieben das nur, außer verschiedenen kleineren Zähnen, noch zwei große, aus der oberen Kinnlade hervorstehende Hauer hat. Diese deutliche und von jeder Uebertreibung freie Beschreibung††) wurde

---

*) nicht ganz neunzig deutsche Reichsmark.

**) Geräthschaften aus Walroßknochen kommen unter den Gegenständen, die man in den nordischen Gräbern gefunden hat, vor.

***) S. d. Anmerkung 3 zu S. 30.

†) oder Kongs skugg-sio. Dieses Werk in altnordischer, der isländischen fast ganz ähnlichen Sprache geschrieben, enthält die interessantesten aber auch heterogensten Gegenstände, wie z. B. über Lebensweise, Pflichten der verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft, Naturerscheinungen, Länderbeschreibung, Philosophie, Wunder u. dgl. m. Einige haben es dem norwegischen Könige Sverrer zugeschrieben, nach neueren Forschungen aber wäre es von einem hochstehenden norwegischen Staatsmanne zwischen der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und 1270 verfaßt. Das Ganze ist uns, wenn es überhaupt je vollendet wurde, leider nicht erhalten. Herausgegeben wurde es von Halfdan Einersen, Sorö 1768. 4. — Anmerk. d. Bearb.

††) Wenn auch diese Beschreibung im Ganzen zutrifft, so sind doch andere, ähnliche in demselben Werke befindliche Schilderungen von Seethieren ins Ungeheuerliche übertrieben, wie z. B. in der Beschreibung von Island,

jedoch in späteren Schriften aus dem Mittelalter durch die abenteuerlichsten Berichte über das Aussehen und den Fang des Thieres ersetzt. So sagt Albertus Magnus († 1280)*), daß das Walroß auf folgende Weise gefangen wird, nämlich: daß man, während das Thier schlafend mit seinen großen Fangzähnen in einer Felsenspalte hangt, ein Stück aus dem Fell ausschneidet und ein starkes Tau darin befestigt, dessen anderes Ende an Bäumen, Pfählen oder an großen, in den Felsstücken angebrachten Ringen angebunden ist. Dann wird das Walroß dadurch geweckt, daß man ihm Steine an den Kopf schleudert. Bei seinen Anstrengungen zu entkommen läßt es sein Fell zurück; selbst aber stirbt es bald darauf oder wird halbtodt an den Strand gespült. Ferner berichtet er, daß die Walroß-Fangleinen vermöge ihrer Stärke sich ganz vortrefflich zum Heben sehr schwerer Gegenstände eignen und immer in Köln zum Kaufen gefunden werden; vermuthlich wurden sie dort zum Dombau verwendet. Aehnliche abenteuerliche Vorstellungen vom Aeußeren des Walrosses und seiner

---

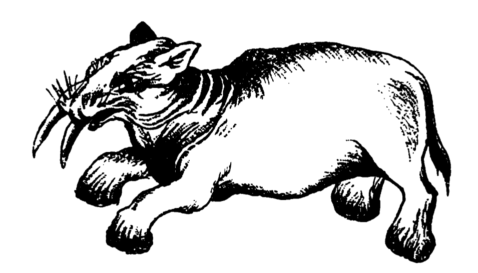
über die Ebermenschen, fliegende Menschen u. dgl. oder in dem Berichte über Grönland, wo zwei Meerthiere geschildert werden, mit denen offenbar Walrosse, Seehunde und andere Geschöpfe dieser Gattung gemeint sind, von denen es heißt, daß sie „Gesichter, Schultern, Hals, Kopf, Mund, Augen, Nase und Kinn von Menschen hatten, der Scheitel aber wie eine Spitzhaube aussah; daß das Thier bis zu den Schultern menschenähnlich, aber ohne Hände war, man aber von dem Theile unter dem Wasser nicht wußte, ob es einen Fischschweif hatte, und ob die Haut der eines Menschen glich oder aus Schuppen bestand. Vom Weibchen eines anderen Seethiers, Margygur (Seeriesinn) genannt, heißt es eben daselbst, daß es vom Kopf bis zu den Lenden menschenähnlich gebaut war, Brüste wie ein Frauenzimmer, und Hände mit Fingern, die durch eine Schwimmhaut verbunden waren, hatte; von den Hüften an aber war es mit Flossen und fischähnlichem Schweif versehen, pflegte häufig unterzutauchen und nährte sich von Fischen. Das Gesicht war groß, hatte scharfblickende Augen, breite Stirne, weiten Mund und runzelige Backen; kurz, eine Aehnlichkeit, wenn auch vielleicht nur eine entfernte, zwischen den hier geschilderten Meerungeheuern und den Robben (Phoken) dürfte wol nicht wegzuleugnen sein. Eine ähnliche Beschreibung einer sog. Seejungfer findet sich Kap. 5 in Hudsons Reise. — Anmerk. d. Bearb.

*) Albertus Magnus de animalibus, liber 24 Mantua 1479. Eben daselbst findet sich aber eine auf wirklicher Erfahrung gegründete Beschreibung des Walfischfanges, mit dem vernünftigen Zusatz, daß das, was die Alten darüber geschrieben haben, mit den gemachten Erfahrungen nicht übereinstimme.

gewohnten Lebensweise werden in mehr oder minder veränderter Form sogar von Olaus Magnus, dessen Vorstellung vom Walroß aus obenstehendem Holzschnitt (S. 96) hervorgeht, wiederholt.

Eine Eigenthümlichkeit des Walrosses muß noch erwähnt werden. Das Fell, besonders bei den alten Männchen, ist oft voll von Wunden und Narben, welche theils von Kämpfen und vom Reiben an scharfen Stücken Eis, theils von irgend einer schweren Hautkrankheit herzurühren scheinen. Das Walroß wird auch von Läusen geplagt, was, wenigstens so viel ich weiß, bei den Seehundsgattungen nicht der Fall ist; statt dieser Insekten findet man im Blindsack des Magens der Robben (Seehunde) Massen von Eingeweidewürmern, wogegen solche in dem des Walrosses nicht vorkommen.

Was die übrigen jagdbaren Thiere im Eismeere betrifft, so bin



Japanische Abbildung eines Walrosses.*)

ich gezwungen mich kurz zu fassen, da ich kaum einige Beobachtungen über dieselben anzuführen habe, die nicht schon durch zahlreiche Schriften hinreichend bekannt wären.

---

*) Dieses Bild ist einer handschriftlichen japanischen Reisebeschreibung (Nr. 360 der von mir mitgebrachten japanischen Bibliothek) entnommen. Nach der Mittheilung eines Attachés der japanischen Gesandtschaft, die im Herbst 1880 Stockholm besuchte, ist das Buch „Kau-kai-i-fun": Bericht über eine merkwürdige Reise in entlegenen Meeren, betitelt. Die Handschrift, welche vier Bände umfaßt, ist vom Jahre 1830. In der Einleitung heißt es, daß einige Japanesen, als sie am 21. November 1793 (?) mit einer Ladung Reis nach Jesso fahren sollten, von einem Sturm aus ihrem Kurs gebracht und lange Zeit auf dem Meere umhergetrieben wurden, bis sie gegen Anfang Juni des folgenden Jahres zu einer der von den Russen erst vor Kurzem eroberten

Von Seehunden (Robben) gibt es auf Nowaja Semlja drei Arten. Die große — oder bärtige — Robbe (Phoca barbata) kommt ziemlich allgemein, wenngleich nicht in großen Heerden, auch an der Küste von Spitzbergen vor. Die Jagd auf dieses Thier bildet den wichtigsten Theil des Robbenfanges in diesen Gewässern, und noch jetzt werden jährlich Tausende der großen Robben getödtet.

Die Grönländische oder Jan-Mayen-Robbe (Phoca groenlandica,), die bei Jan-Mayen zu einem so ergiebigen Fang Gelegenheit gibt, kommt auch allgemein zwischen dem Treibeise im Murmanischen und Karischen Meer vor.

Die Snadd oder borstige Robbe (Phoca hispida) ist ebenfalls allgemein an der Küste. Besonders sieht man diese Thiere, jedes bei seinem Robbenloch, auf dem Fjord-Eis, wenn dieses noch nicht aufgegangen ist, liegen. Manchmal folgt es auch neugierig lange Strecken im Kielwasser des Schiffes, und kann dann leicht geschossen werden, indem es oft so fett ist, daß es nicht wie die beiden anderen Seehundsarten untersinkt, wenn es im Wasser erschossen wird.

Die Klappmütze (Cystophora cristata) haben die Jäger, wie sie sagen, noch nie bei Nowaja Semlja gesehen, das Thier soll aber

---

aléutischen Inseln kamen. Dort blieben sie zehn Monate, und kamen gegen Ende des folgenden Juni nach Ochotsk. Im Herbste des nächsten Jahres wurden sie nach Irkutsk gebracht, wo sie, von den Russen gut aufgenommen, acht Jahre verweilten; darauf führte man sie nach Petersburg, wo sie beim Kaiser eine Audienz hatten und Pelze und treffliche Bewirthung erhielten. Schließlich wurden sie mit einem der Schiffe des Kapitän von Krusenstern um Kap Horn zu Wasser nach Japan zurückgeschickt. In Nagasaki wurden sie im Frühjahr 1805, nachdem sie ungefähr dreizehn Jahre von ihrer Heimat entfernt waren, den japanischen Behörden überliefert. Von Nagasaki führte man sie nach Jeddo, wo sie ein Verhör zu bestehen hatten. Einer richtete Fragen an sie, ein Anderer schrieb ihre Antwort nieder und ein Dritter veranschaulichte in Bildern alles Merkwürdige, was sie erlebt hatten, worauf sie in ihre Vaterstadt zurückgeschickt wurden. Es wird ferner in der Einleitung gesagt, daß die Schiffbrüchigen unwissende Seeleute waren, die oft gerade den wichtigsten Gegenständen geringe Aufmerksamkeit schenkten. Man wird deshalb gewarnt, ihren Berichten und den Zeichnungen im Buche volles Vertrauen angedeihen zu lassen. Diese letzteren füllen den vierten Theil des Werkes, der aus mehr als hundert Quartseiten besteht. Bemerkenswerth ist, daß die erste Erdumsegelung durch die Russen, und die erste Reise der Japanesen um die Erde zu gleicher Zeit unternommen wurden.

in ziemlich großer Menge zwischen dem Eise Westsüdwest beim Südkap auf Spitzbergen vorkommen. Nur ein einziges Mal erblickten wir auf unseren weiten Reisen im Eismeer eine Klappmütze, nämlich ein junges Thier, das im Jahre 1858 in der Nähe von Bären-Eiland erlegt wurde*).

Von Wal-Arten kommt der durch seinen langen und kostbaren, in gerader Richtung längs des Körpers, aus der oberen Kinnlade hervorstehenden Zahn sich auszeichnende Nar-Wal (Narwal) jetzt so selten bei Novaja Semlja vor, daß die norwegischen Jäger ihn bisher noch nie gesehen haben. Häufiger soll er bei Hopen-Eiland sein, und Witsen erzählt (Seite 903), daß mitunter große Heerden Narwale zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja gesehen wurden.

Der mit dem Narwal von gleicher Größe seiende Weiß-Wal**) oder Bjeluga kommt dagegen in großen Haufen an den Küsten von Spitzbergen und Nowaja Semlja vor, und zwar besonders an den Stellen, wo Süßwasserflüsse ihren Auslauf haben. Er wird in ungeheuer großen und starken Netzen gefangen, die am Strande an den Stellen, wo die Weiß-Wale herzukommen pflegen, gelegt werden.

Mit seiner blendend milchweißen Haut, auf der man selten einen Flecken, eine Falte oder Schramme sieht, ist der voll ausgewachsene Weiß-Wal ein außerordentlich schönes Thier. Die jüngeren sind nicht weiß, sondern sehr hell graubraun. Der Weiß-Wal wird nicht nur von den Norwegern bei Spitzbergen, sondern auch von Russen und Samojeden bei Chabarowa mit Netzen gefangen. Früher scheint er in großem Maßstabe auch an der Mündung des Jenisei gefangen worden zu sein, nach der Menge Knochenwirbel des Weiß-Wal zu urteilen, die man an den jetzt öde liegenden Wohnplätzen daselbst antrifft. Er zieht dort mehre hundert Kilometer flußaufwärts. Große Haufen dieser kleinen Wal-Gattung habe ich selbst an der Nordküste von Spitzbergen und der Taimurhalbinsel gesehen.

---

*) Der Benennung nach scheint diese Phoken-Art diejenige zu sein, von welcher der Verf. des „Königsspiegels“ eine so abenteuerliche Beschreibung macht. S. oben S. 100 Anmerk. 4. — Anmerk. d. Bearb.

**) Um Mißverständnissen vorzubeugen bediene ich mich dieses Namens, statt des gewöhnlichen, aber unpassenden: hvitfisk (Weißfisch). —

Andere Wal-Gattungen kommen selten bei Nowaja-Semlja vor; nur zwei kleine Wale wurden so diesmal auf unserer Reise von Tromsö gesehen, und ich erinnere mich nicht, daß auf meinen beiden früheren Reisen nach dem Jenisei mehr als ein einziger im Meer um Nowaja-Semlja erblickt wurde. Selbst an der Nordseite der Insel kommen diese Seethiere so selten vor, daß ein Walfänger mir als etwas Merkwürdiges erzählte: er habe im Jahre 1873 gegen Ende des Julimonats, Westnordwest vom westlichen Einlauf von Matotschkin Schar 20—30' vom Lande, eine Menge Wale zweier verschiedener Gattungen gesehen; die eine war ein „Glatt-Wal," die andere hatte gleichsam eine Spitze statt einer Flosse auf dem Rücken.

Es ist höchst merkwürdig, daß die Wale in großen Mengen an den norwegischen Küsten vorkommen, obgleich daselbst seit vor tausend Jahren Jagd auf sie gemacht wurde, wogegen sie, den kleinen Weiß-Wal ausgenommen, nur zufällig im Osten vom Weißen Meer getroffen werden. Der Walfang, der an der Westküste von Spitzbergen in so großartigem Maßstabe betrieben wurde, hat darum niemals eine größere Ausdehnung bei Nowaja-Semlja gewonnen, und die Skelettheile von Walen, die in so großer Menge an den Gestaden von Spitzbergen und denen des Meeres zu beiden Seiten der Beringstraße aufgeworfen sind, finden sich auch, so weit meine Erfahrung geht, weder an den Küsten von Nowaja-Semlja noch an denen des Karischen Meeres oder an den Plätzen der Nordküste von Sibirien zwischen Jenisei und Lena, wo wir gelandet waren. Die Opfer, die man so lange Zeit vergeblich brachte, um es zu versuchen, auf diesem Wege nach China zu gelangen, wurden also hier nicht wie auf Spitzbergen, durch das Aufkommen eines nutzenbringenden Walfanges belohnt.

Das Antreffen eines Wal's wird von den ersten Seefahrern in diesen Gegenden als etwas höchst Merkwürdiges und Gefährliches besprochen, so z. B. mit folgenden Worten in dem Bericht über Stephen Burrough's Reise im Jahre 1556*). „Am St. James-Tage erschien ein Wal in so unmittelbarer Nähe von uns, daß wir ihn hätten mit einem Schwerte stechen können, wovor wir uns jedoch, aus Furcht, daß er unser Fahrzeug umwerfen möchte, wohl hüteten. Ich rief alle Mann auf Deck und Alle schrieen laut, wo-

*) Hakluyt erste Ausgabe. Seite 317.

nach er von uns fortschwamm. Er zeigte sich so hoch über dem Wasser wie ein großes Boot, und als er untertauchte, erhob sich ein so furchtbares Getöse, daß man höchst erschrocken gewesen wäre, hätte man nicht die Ursache desselben gekannt. Wir wurden aber, Gottlob, ohne weitere Unannehmlichkeiten, die Bestie los."

Als Nearchos mit Alexanders des Großen Flotte aus dem Indus ins rothe Meer fuhr, verursachte gleichfalls ein Wal einen so heftigen Schrecken, daß der Befehlshaber nur mit Mühe die Ordnung unter den entsetzten Seeleuten wieder herstellen und die Ruderer bewegen konnte, nach der Stelle hin zu rudern, wo der Wal Wasser hervorspritzte, und die See dadurch in eine Bewegung wie von einem Wirbelwinde gerieth. Alle schrieen, schlugen mit den Rudern ins Wasser und stießen in die Trompeten, so daß das riesige und, nach dem Glauben der macedonischen Helden, so gefährliche Unthier erschreckt wurde. Hieraus kann man, wie mir scheint, den Schluß ziehen, daß zu Alexanders Zeit große Wale in den, Griechenland umgebenden Meeren, und zu Burrough's Zeit in denjenigen, welche die englischen Küsten bespülen, sich nur selten zeigten.

Auf ganz andere Art wurde einige wenige Jahre nach Burrough's Reise der Wal bei Spitzbergen von holländischen und englischen Fängern aufgenommen. Alle geriethen beim Anblick eines Walfisches vor Freuden außer sich und warfen sich in die Böte, um von da aus das seltene Thier anzugreifen und zu erlegen. Der Fang ging mit solchem Erfolge von statten, daß, wie bereits erwähnt, das Thier (balaena mysticetus)*) dessen Jagd damals Hunderten von Schiffen und mehren Tausenden von Menschen vollauf Beschäftigung gewährte, jetzt auf Spitzbergen so gut wie ausgerottet ist.

Der Wal, den Kapitän Svend Föyn seit 1864 so gut wie ausschließlich an der Küste von Finmarken jagt, gehört einer anderen Familie an, nämlich dem Blau-Wal (balaenoptera Sibbaldii); eben so sind es andere Wal-Gattungen, welche beständig in ziemlich großer Menge die Fischhaufen bis an die Norwegischen Küsten begleiten, wo sie mitunter an den Strand laufen und in ziemlich großer Anzahl getödtet werden. Ein Zahn-Wal, (Orca gladiator)**) wurde vor einigen Jahren selbst im Hafen von Tromsö gefangen. Der

*) Bartwal oder Grönlandswalfisch. — Anmerk. d. Bearb.

**) Schwertfisch. — Anmerk. d. Bearb.

Wal war da bereits dem Erstickungstode nah, da er es versucht hatte, einen Eidervogel zu verschlingen, der ihm nicht, wie es sich gehört, mit dem Kopfe, sondern mit dem Schwanze voran, in die Speiseröhre gekommen war. Als der Bissen nun hinuntergleiten sollte, wurde dies durch die steifen Federn, welche sich sträubten, verhindert, und der Vogel blieb in der Gurgel des Wales fest stecken, was nach dem Umherwerfen und den seltsamen Sprüngen, die dieser alsbald zu machen begann, zu urteilen, ihm große Unannehmlichkeiten zuwege gebracht haben mußte, welche noch zunahmen, als die Einwohner nicht verabsäumten, seinen hilflosen Zustand zu benutzen, um ihn zu harpuniren.

Viertes Kapitel.

Der Ursprung der Namen „Jugor Schar“ und „Karisches Meer“. — Regeln für die Fahrt durch Jugor Schar. — Die „höchsten Berge“ der Erde. — Ankerplätze. — Einfahrt in das Karische Meer. — Dessen Umgebungen. — Nowaja Semlja's Binnenlandseis. — Wirkliche Eisberge selten in gewissen Theilen der Polarmeere. — Naturbeschaffenheit des Karischen Meeres. — Thiere, Pflanzen, Sumpferze. — Die Fahrt auf dem Karischen Meere. — Einfluß des Eises auf den Meeresgrund. — Süßwasserdiatomaceen*) auf dem Meereise. — Ankunft in Dicksons-Hafen. — Dortiges Thierleben. — Bewohner und Wohnplätze an der Mündung des Jenisei. — Flora bei Dicksons-Hafen. — Wirbellose Thiere. — Ausflug nach Svitö. — Jalmal. — Frühere Besuche daselbst. — Nummelins Ueberwinterung auf der Insel Briochowski.

Auf der Reise nach der Insel Waigatsch traf ich die „Lena“ an, welche jetzt erst dem verabredeten Rendezvous-Platze zudampfte. Ich gab ihrem Kapitän Befehl, unverzüglich bei Chabarowa vor Anker zu gehen, Kohlen vom „Expreß“ einzunehmen und sich fertig zu machen, sogleich nach meiner Rückkehr von dem Ausfluge, zusammen mit den übrigen Schiffen die Anker zu lichten und weiter zu fahren. Ich kam am 31. Juli Abends, höchst vergnügt, und mit dem, was ich bei meinem Ausfluge nach der Insel Waigatsch

---

*) Eine Gattung von Algen. — Anmerk. d. Bearb.

gesehen und gesammelt hatte, zufrieden, an Bord der „Vega" an. Die „Lena" war jedoch noch nicht ganz klar, und die Abfahrt mußte daher bis zum Morgen des ersten August verschoben werden. Alle Schiffe lichteten nun Anker und segelten oder dampften durch die Waigatsch-Straße oder Jugor Schar ins Karische Meer.

Den Namen Jugor Schar findet man in den ältesten Reisebeschreibungen und auf den ältesten Karten nicht; allein schon 1611 trifft man ihn in einem Bericht über den Handelsweg der Russen zwischen Petschorskoie Saworot und Mongosei, welcher dem weiter oben erwähnten Briefe von Richard Finch an Sir Thomas Smith beigegeben ist (Purchas III Seite 539). Der Name ist offenbar von dem alten Wort Jugaria auf dem südlich vom Sunde gelegenen Landestheile abgeleitet, und dieser soll (z. B. auf der Karte zu Herbersteins Schrift) seinen Namen von den Ungarn haben, die ihren Ursprung, wie es heißt, von diesen Regionen herschreiben*). Die ersten holländischen Nordostfahrer nannten ihn Waigatsch-Sund oder fretum Nassovicum. Neuere Geographen nennen ihn auch Pets Sund, was aber unrichtig ist, da Pet denselben nicht durchschifft hat.

In den ältesten Berichten ist von sehr hohen, mit Eis und Schnee bedeckten Bergen die Rede, welche in der Nähe des Sundes zwischen der Insel Waigatsch und dem Festlande vorkommen, und daß sich dort sogar die höchsten Berge der Erde befinden sollen, deren Gipfel, wie es heißt, eine Höhe von hundert deutschen Meilen erreichen**). Die Ehre, die höchsten Berge der Erde zu besitzen, wurde später von den Bewohnern des nordrussischen Flachlandes, den Umgebungen von Matotschkin Schar zuerkannt, „wo die Berge sogar viel höher

---

*) Wenn ein solcher Zusammenhang zwischen den Ungarn und den Völkern dieser Gegenden stattfindet, so ist eher anzunehmen, daß das Wort von den Völkern, die „Oïghor", „Jugur" und „Oughur" heißen, von den Chinesen „Hjung-nu" genannt werden, und die man als Tataren bezeichnet (s. den Missionär Rubruquis in Harris': collection of voyages, London 1744 Thl. I.), hergeleitet werden darf. Beiläufig ist noch zu erwähnen, daß manche Wörter im Uigurischen und Ungarischen Aehnlichkeit miteinander aufzuweisen haben. — Anmerk. d. Bearb.

**) Les moeurs et usages des Ostiackes par Jean Bernard Muller, capitaine de dragons, au service de la Suède, pendant sa captivité en Sibérie. (Recueil de voiages au Nord. T. VIII. Amsterdam 1727 Seite 389.)

sind als Bolschoi-Kamen," eine hundert Fuß hohe Bergkuppe an der Petschoramündung, — eine orographische Auffassung, welche einen neuen Beweis für die Richtigkeit des alten Satzes: „im Reiche der Blinden ist der Einäugige König", liefert. Matotschkin Schar wird in der That von einer wilden Alpennatur umgeben, mit Bergspitzen, die sich zu einer Höhe von tausend bis zwölfhundert Meter erheben. Dagegen sieht man um den Jugor-Sund nur niedrige, ebene Flächen, die gegen das Meer hin mit einem steilen Abhang abschließen. Diese werden frühzeitig schneefrei und von einer reichen Grasfläche bedeckt, welche den Rennthierheerden der Samojeden gute Weideplätze gibt.

Die meisten Schiffe, welche durch Jugor-Schar in das Karische Meer fahren wollen, müssen hier einige Tage vor Anker liegen, um günstige Winde und die Eiszustände abzuwarten. Gute Häfen gibt es dennoch nicht in der Nähe des Sundes, aber brauchbare Ankerplätze kommen theils in der Bucht bei Chabarowa am westlichen Einlauf des Sundes, theils, nach den alten holländischen Karten, auf dessen östlicher Seite im Sunde zwischen der Insel Maestni (Staten-Eiland) und dem Festlande vor; allein ich habe keinen der eben erwähnten Ankerplätze aus eigener Erfahrung kennen gelernt, und habe auch nicht gehört, daß norwegische Walfischfänger daselbst geankert haben. Möglicherweise ist die Rhede verschlämmt.

Als wir im Jahre 1878 Jugor Schar durchschifften war der Sund vollkommen frei von Eis, das Wetter war herrlich, der Wind aber so schwach, daß die Segel geringe Dienste leisteten. In Folge dessen ging die Fahrt nicht besonders rasch von statten, besonders da ich die vier Fahrzeuge zusammenhalten wollte, und das Segelschiff „Expreß", um nicht zurückzubleiben, vom „Fraser" bugsirt werden mußte. Außerdem ging mit Aufziehen und Einholen von Wasserproben viele Zeit verloren. Das Aufziehen (Dreggen) ergab an gewissen Stellen z. B. außen vor Chabarowa eine reiche Ausbeute, besonders von Isopoden und Spongien*). Die Wasserprobe zeigte, daß das Wasser schon in einer geringen Tiefe unter der Oberfläche bedeutend salzhaltig war, und daß also ein irgend nennungswerther Theil der Masse süßen Wassers, welche die Flüsse Kara, Obi, Tas, Jenisei u. a. m. in das Karische Meer ergießen, nicht durch den Sund in den Ocean fließt.

*) Gleichfüßige Crustaceen und Schwämme. — Anmerk. d. Bearb.

Am Nachmittage des ersten August waren wir den Sund passirt und dampften in das östlich daran liegende Meer, welches der Gegenstand so vieler Spekulationen, Vermuthungen und Schlußfolgerungen vorbedachtsamer Regierungen, gewinnsüchtiger Handelsleute und gelehrter Kosmographen vom sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert an gewesen war, und das selbst für die Geographen und Gelehrten bis auf die allerneusten Zeiten ein mare incognitum geblieben ist. Eben dieses Meer war es, welches den Wendepunkt für alle vorhergehenden Nordostfahrten, von Burrough's bis zu denen Wood's und Vlaming's bildete, und es dürfte deshalb am Platze sein, hier, ehe ich mit der Schilderung unserer Reise fortfahre, in einigen Worten über dessen Umgebungen und Hydrographie zu berichten.

Wenn man die kleine neuentdeckte Insel „Einsamkeit" nicht in Betracht zieht, so ist das Karische Meer nach Nordosten zu offen. Im Westen wird es von Nowaja Semlja und der Insel Waigatsch, im Osten von der Halbinsel Taimur, dem Lande zwischen der Pjäsina, dem Jenisei und Jalmal, und im Süden vom nördlichsten Theile des europäischen Rußlands, Bjeli Ostrow, so wie den ansehnlichen Mündungsbuchten des Obi und Jenisei begränzt.

Wo die Berge anfangen, zeigen sich zwischen ihnen einige wenige oder nur äußerst unbedeutende Eisanhäufungen, und selbst die Bergkuppen sind im Sommer frei von Schnee. Erst weiterhin nördlich zu beginnen die Gletscher, die gegen Norden an Zahl und Größe zunehmen, bis sie schließlich ein zusammenhangendes Binnenlandseis bilden, welches, so wie das Binnenlandseis auf Grönland und Spitzbergen, mit seiner gewaltigen Eisdecke Berg und Thal gleich macht und das Innere des Landes in eine Eiswüste verwandelt, so wie einen der Herde zur Bildung von Eisbergen und Gletschereisblöcken bildet, welche eine so große Rolle in den Schilderungen von Seefahrten in den Polarmeeren spielen.

Ebenso wie auf Spitzbergen, ist das Eisfeld auch hier ganz gewiß aus tiefen, grundlosen Klüften hervorgebrochen, über welche die Schneestürme des Winters gebrechliche Schneebrücken schlagen, welche die Tageöffnung der Abgründe so vollständig verdecken, daß man unmittelbar an deren Rand stehen kann, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß ein Schritt weiter unbedingt Dem den Tod bringt, der, ohne daß er die gewöhnliche Vorsichtsmaßregel: mit Seilen an

seine Begleiter gebunden zu sein, beobachtet, seinen Weg über diese dicht aneinander gepreßte, aber von keiner Kruste zusammengehaltene blendend weiße, fast sammetartige Oberfläche des Schneefeldes, zu nehmen sucht. Wenn man, nachdem die nöthigen Maßregeln zum Schutze gegen die Gefahr. in diese Klüfte hinab zu stürzen, getroffen sind, weiter über das Schneefeld hinschreitet, in der Hoffnung, daß die anscheinend glatte Eisfläche tüchtige Tagesmärsche gestattet, so wird man bald in der Erwartung getäuscht. Man kommt nämlich zu Landstrichen, wo das Eis überall von schmalen, durch gefährliche Klüfte begränzten Thalgängen mit oft sogar bis gegen fünfzehn Meter hohen, abschüssigen Wänden, durchbrochen wird; über diese Wände kann man erst nach endlosen Zickzackwanderungen an eine Stelle gelangen, wo der Thalgang ganz vom Schnee gefüllt und also zu überschreiten ist. Im Sommer dagegen, wenn der Schnee geschmolzen ist, gewinnt die Oberfläche der Eiswüste ein ganz anderes Aussehen. Der Schnee ist verschwunden und den Boden bildet dann ein blaues Eis, das jedoch nicht rein, sondern überall mit einem grauen, lehmartigen, durch Winde und wahrscheinlich von entlegenen Berghöhen auf die Oberfläche des Gletschers hergewehten Staub beschmutzt ist. Zwischen diesem Letten und selbst unmittelbar auf dem Eise findet man eine dünne Decke von niederen Pflanzenorganismen.

Nach dem Schmelzen des Schnees treten außerdem noch eine Menge andere Unebenheiten hervor, und die vordem von einer gebrechlichen Schneebrücke überdeckten Klüfte gähnen jetzt dem Wanderer, wo er geht, mit ihren blauschwarzen, so weit man sich auf sein Augenzeugniß verlassen kann, bodenlosen Abgründen, entgegen. An einigen Stellen finden sich daneben im Eise weitausgedehnte, untiefe Schluchten, aus deren Seiten unzählige reißende Bäche in Betten von azurblauem Eis hervorschießen, und oft so reich an Wasser sind, daß sie wirkliche Flüsse bilden. Diese münden gewöhnlich in einem, inmitten der Schlucht gelegenen See, der meistentheils selbst nur einen einzigen unterirdischen Ausfluß durch Tausende von Fuß hohe Eisgrottengewölbe hat. An anderen Stellen sieht man einen Fluß, der sich eine Oeffnung durch die Eisdecke gebohrt hat, durch welche er mit einem Brausen und Donnern, das weit umher gehört wird, verschwindet, und ein Stück Weges davon bricht aus dem Eise eine Wassersäule hervor, die wie ein Geiser mit

einem gewaltigen, intermittirenden, luftgemengten Strahl hoch empor spritzt.

Dann und wann hört man ein Getöse wie von einem im Innern der Eismasse abgefeuerten Kanonenschusse. Es ist dies eine neu sich gebildet habende Gletscherspalte oder vielleicht, wenn man dem Rande der Eiswüste nahe ist, ein ins Meer gestürzter Eisblock;



Grönländischer Eisfjord.
nach einem von Eskimos auf Grönland gezeichneten und lithographirten Bilde.

denn wie gewöhnliche Wasserströmungen, hat auch der Eissee seinen Ausfluß ins Meer.

Das Binnenlandseis auf Nowaja Semlja hat indessen eine allzu unbedeutende Ausdehnung, um irgend welche große Eisberge zu bilden. Solche kommen also im Karischen Meer nicht vor, und nur selten begegnet man dort einmal größeren, umhertreibenden Gletscher-Eisblöcken.

Der Name „Eiskeller“, den das Karische Meer von einem be-

rühmten russischen Forscher erhalten hat, rührte also nicht von der Menge der Eisberge*) sondern davon her, daß die Eisdecke, die im Winter in Folge der strengen Kälte und des geringen Salzgehalts der Wasseroberfläche übermäßig dick wird, nicht, wenn auch frühzeitig gebrochen, von den Meerströmen fortgespült und über ein, auch im Winter offenes Meer verbreitet werden kann. Der größte Theil des Eises, welches sich den Winter über im Karischen Meer bildet, und vielleicht auch etwas von dem Eise, welches aus dem Polarbecken herabgetrieben wird, häuft sich hingegen durch die Meeresströme gegen die Ostküste von Nowaja Semlja, wo es im Frühsommer die drei Sunde sperrt, welche das Karische Meer mit dem Atlantischen

*) Bei den meisten belletristischen Berichten über Polarfahrten spielen kolossale Eisberge eine sehr hervorragende Rolle in den von den Verfassern mit dem Reißbleistift oder mit der Feder verfertigten Zeichnungen. Die Sache verhält sich aber indessen so, daß die Eisberge in weit größerer Menge in den Meeren vorkommen, die alljährlich zugänglich sind, als in denen, wo die Fahrt den Schiffen der Polarreisenden von undurchdringlichen Eismassen gesperrt wird. Wenn man für die Ausdehnung der Eisberge der Pflanzengeographie eine Bezeichnung entlehnen dürfte, so möchte man sagen, daß sie mehr boreale als polare Eisformen sind. Alle Fischer bei Neufundland und die meisten Kapitäne der zwischen New-York und Liverpool fahrenden Dampfer haben wol einmal wirkliche Eisberge gesehen, aber den meisten Nordostfahrern ist diese Formation unbekannt, obgleich der Name „Eisberg“ oft in ihren Berichten, Gletscher-Eisblöcken von einigermaßen bedeutenden Dimensionen gegeben wird. Dies geschieht aber aus demselben Grund und mit der nämlichen Berechtigung, womit die Anwohner der Petschora den Bolschoi-Kamen als einen sehr hohen Berg ansahen. Wenn nun aber auch wirkliche Eisberge niemals an den auf Spitzbergen oder selbst auf Nord-Nowaja Semlja so gewöhnlichen Gletschern vorkommen, so geschieht es doch oft, daß bedeutende Eisklippen von diesen herniederstürzen, welche einen Wellenschlag verursachen, der den in ihrer Nähe befindlichen Schiffen höchst gefährlich werden kann. So zerbrach am 23. Juni des Jahres 1619 eine, durch einen von einem Gletscher herabgefallenen Eisklumpen zuwege gebrachte Schwallwoge die Masten eines, im Belsund auf Spitzbergen vor Anker liegenden Schiffes, spülte eine Kanone über Bord, schlug drei Leute todt und verwundete noch viele andere (Purchas III Seite 734). Verschiedene andere Abenteuer, wenn auch in geringerem Maßstabe, könnte ich aus meiner eigenen und der Walfänger Erfahrung anführen. Man vermeidet es daher sorgfältig, zu nahe bei steilen Gletscherabhängen vor Anker zu gehen.

Ocean verbinden. Diese Eisverhältnisse haben das Mißlingen aller älteren Nordostfahrten veranlaßt und dem Karischen Meer seinen üblen Leumund und den Beinamen „Eiskeller" verschafft. Jetzt wissen wir aber, daß es damit nicht so schlimm ist, wie man früher glaubte, sondern daß das Karische Meer zum größten Theil wegschmilzt, und man also im Spätsommer dieses Meer ganz gut zur Seefahrt benutzen kann.

Ueberhaupt war unsere Kunde vom Karischen Meer noch vor einigen Jahrzehnten nicht nur unvollständig, sondern sogar unrichtig.

Hinsichtlich der Tiefe zeichnet sich das Karische Meer dnrch eine besondere Regelmäßigkeit und dadurch aus, daß gewaltsame Auswerfungen dort nicht vorkommen.

Auch in dem seichteren Theile des Karischen Meeres ist das Wasser am Grunde beinahe eben so salzig, wie im Atlantischen Ocean, und das Jahr über bis zu einer Temperatur von — 2° bis — 2°7, abgekühlt. Das obere Wasser dagegen wechselt sehr oft an Beschaffenheit, ist von Zeit zu Zeit an gewissen Stellen fast trinkbar und im Sommer oft stark durchwärmt. Der merkwürdige Zustand tritt hier ein, daß das Oberwasser in Folge seines geringen Salzgehalts zu Eis gefriert, wenn es der Temperatur ausgesetzt wird, welche in der dem Grunde nächstbefindlichen salzigen Wasserschicht herrscht, und daß es ein tödtliches Gift für viele Krebsthiere, Würmer, Muscheln Schnecken und Seesterne ist, von denen es in den Thon- und Sandlägern des Bodens wimmelt.

Jetzt will ich zur Berichterstattung über unsere Fahrt durch das Karische Meer zurückkehren. Ueber dieselbe enthält mein Tagebuch Folgendes:

Am zweiten August. Fortdauernd herrliches Wetter, kein Eis. Die „Lena" scheint sich von den übrigen Schiffen entfernen zu wollen und achtet nicht auf die Flagge, welche als verabredetes Zeichen gehißt wurde: daß ihr Kapitän an Bord der Vega kommen oder sich wenigstens mit seinem kleinen Fahrzeug auf Gehörweite nähern solle. Fraser wird deswegen abgeschickt sie einzuholen, was auch gegen die Nachtzeit hin gelingt.

Am dritten August. Morgens kam Kapitän Johannesen an Bord der Vega. Ich gab ihm Befehl, den Dr. Almqvist so wie die Lieutenants Hovgaard und Nordqvist an Bord zu nehmen und mit ihnen nach Beli Ostrow abzugehen, wo sie während

sechsunddreizig Stunden frei jagen und Volk, Thiere und Pflanzen nach Belieben studiren durften. Darauf sollte die Lena, wenn möglich, durch die Meerenge zwischen der Insel und Jalmal bis Dicksons Hafen, wo auch die übrigen drei Fahrzeuge einander zu treffen hatten, fahren. Almqvist, Nordqvist und Hovgaard waren bereits vollständig reisefertig; sie gingen alsbald auf die Lena über, welche gleich darauf, vermöge ihrer, für die Größe des Schiffes starken Maschine sich rasch von den anderen Fahrzeugen entfernte.

Im Verlaufe des Tages hatten wir viel vereinzeltes und zerbröckeltes Eis angetroffen, welches uns wol durch seine dämpfende Einwirkung auf den Wellenschlag nützlich geworden wäre, wenn es nicht von dem gewöhnlichen Gefolge des Gränzeises, nämlich einem dichten, wenn auch zuweilen sich lichtenden Nebel, begleitet gewesen wäre. Gegen Abend bekamen wir Beli Ostrow in Sicht. Diese Insel, vom Meere aus gesehen, bildet eine gänzlich flache Ebene, welche nur wenig aus dem Wasser emporragt. Draußen ist das Meer von gleichmäßiger Tiefe, aber so seicht, daß man in einer Entfernung von zwanzig bis dreizig Kilometer vom Strande nur sieben bis neun Meter Wasser hat. Nach der Mittheilung des Kapitäns Schwanenberg soll man jedoch unmittelbar am nördlichen Strande eine Tiefe von drei bis vier Meter haben.

Am vierten August. Ein sanftes Schaukeln zeigte Morgens an, daß das Meer, wenigstens eine bedeutende Strecke nach der Windseite, wieder eisfrei war. Schon gestern nahm der Salzgehalt im Wasser ab, und der Thongehalt zu; jetzt ist dasselbe nachdem es filtrirt geworden, fast trinkbar. Es hat eine gelbgraue Thonfarbe angenommen und ist beinahe undurchsichtig, so daß das Schiff in thonhaltigem Schlamm zu fahren scheint. Wir sind augenscheinlich im Ob-Jeniseischen Stromgebiete. Das Eis, durch welches wir gestern hindurchfuhren, rührte wahrscheinlich von den Ob-Jenisei- oder Pjäsina-Buchten her. Die Oberfläche dieses Eises war schmutzig, nicht rein und weiß wie die des Gletscher- oder des Meereises, das nie mit Land oder trübem Flußwasser in Berührung gekommen war. Außerhalb der großen Flüsse ist nämlich das Eis, da wo der Schnee geschmolzen ist, meistentheils mit einer gelben Lehmschicht bedeckt. Dieser Lehm wird ganz deutlich vom Schlamm, der mit dem Flußwasser herabgeschwemmt und später vom Wogenschwall auf das schneebedeckte Eis hinaufgeworfen wird, gebildet. Die Schneeschichte dient

als Sieb, und scheidet wieder den Schlamm aus dem Wasser, das also, nach dem Schmelzen des Schnees selbst auf wirklichem Meereseis eine, Ueberreste einer Menge nur im Süßwasser lebender Organismen enthaltende, Schmutzschichte bilden kann.

Am fünften August. Unter Segel beständig weiter im Karischen Meere, wo einzelne Eisstücke umhertrieben. Das Eis hörte vollständig auf als wir nordwestlich von Beli Ostrow gekommen waren. Wir hatten im Verlaufe des Tages mehre Male nur neun Meter Wasser, was jedoch wegen der Ebenheit des Meergrundes nicht gefährlich ist. Nebel, grobe See, knappe aber ziemlich steife Brise verzögerten das Vorwärtskommen.

Am sechsten August. Um drei Uhr Morgens bekamen wir Land in Sicht. Im Nebel waren wir ein wenig über die Ausfahrtsbucht des Jenisei hinausgekommen, so daß wir wenden mußten, um zu unserem Bestimmungsplatze: „Dickson's Hafen" zu gelangen. Die Masttoppen vom „Expreß" schienen über die Werder nordwärts empor zu tauchen, und bald ankerten beide Fahrzeuge südlich an einem Werder, der für Dickson's Insel gehalten wurde; als aber der „Fraser" kurz darauf auch an unsere Seite kam, erhielten wir die Aufklärung, daß man sich im Irrthum befunden hatte. Der Strand der, von unserem Ankerplatz aus gesehen, zum Festlande zu gehören schien, gehörte aber in der That dieser sich ziemlich weithin ausdehnenden Insel an, innerhalb welcher der Hafen selbst gelegen ist.

Nach einem Ausfluge landeinwärts, auf welchem eine ganze Flucht Schneehühner gesehen wurde und Dr. Kjellman auf den Diorit-Klippen der Insel eine ziemlich reiche Ernte an Pflanzen machte, die theilweise Gattungen angehörten, welche er früher nie in den arktischen Gegenden gefunden hatte, lichteten wir wieder die Anker, um nach dem richtigen Hafen zu übersiedeln.

Kapitain Palander fuhr in der Dampfsloop voraus, um das noch unbekannte Fahrwasser zu untersuchen. Unterweges traf er einen Bären, den er auch erlegte, ein außergewöhnlich fettes und großes Männchen. Ebenso wie der Bär, den Dr. Théel im Jahre 1875 hier erschossen hatte, trug auch dieser nur Moos und Flechten im Magen, und da es kaum glaublich ist, daß der Bär in dieser Gegend zur Sommerzeit besonders viele Seehunde fangen kann, so ist zu vermuthen, daß seine Nahrung hauptsächlich aus Vegetabilien besteht, wozu vielleicht noch ein oder das andere Rennthier

kommt, das er erschlichen haben mochte. Im Jahre 1875 sahen wir hierorts einen alten männlichen Bären, welcher ganz friedlich mit einigen Rennthieren gemeinschaftlich weidete, vermuthlich in der Absicht, einem von letzteren auf Tatzenweite nahe zu kommen. Bären müssen übrigens an diesem Theile der Nordküste Sibiriens sehr häufig vorkommen, denn während der paar Tage, da wir uns hier aufhielten, wurden noch zwei erschossen, die beide sehr fett waren.

Der Hafen, den Lieutenant Bove jetzt kartographisch aufgenommen hatte, wurde von uns im Jahre 1875 entdeckt und Dickson's Hafen genannt. Er ist daher unter allen an den Nordküsten Asiens belegenen Häfen der bestbekannte, und wird sicherlich zukünftig von großem Gewicht für den sibirischen Ein- und Ausfuhrhandel werden. Er ist auf allen Seiten von Klippeninselchen umgeben und dadurch vollständig geschützt. Der Ankergrund besteht aus gutem Lehmboden.

Bei unserer Ankunft gewahrten wir sechs wilde Rennthiere weiden; eines derselben wurde von Palander erschossen, auf die übrigen wurde vergebens Jagd gemacht. Außerdem zeigten sich, wie bereits erwähnt, einige Bären, und überall fand man zwischen den Steinhaufen zahlreiche Excremente von Lemmingen und Füchsen. Im Uebrigen war aber die höhere Thierwelt spärlich vertreten. So sah man z. B. von Vögeln nur Schneeammern, welche in großer Menge zwischen Steinhaufen, sowol auf den Inselchen wie auf dem festen Lande nisteten, eine Brut Schneehühner, eine Menge Schnepfen, besonders Tringa- und Phalaropus-Arten,*) die aber nicht genau beschrieben wurden, Eidervögel, Seetauben und Bürgermeister**) in geringerer Anzahl, sowie Polarenten und Taucherhühner in etwas größerer Menge. Daunenbettungen kamen hier nicht vor und, da es keine abschüssige Strandklippen gab, eben so wenig Alkenkolonieen. Im Lena-Sund sahen wir einen Fischhaufen, und vermuthlich ist der Reichthum an Fischen sehr bedeutend. Ueberdies dürften Robben und Weißwale hier zu gewissen Jahreszeiten in nicht unbedeutender Menge vorkommen. Zweifelsohne geschah es, daß man bei einer Jagd auf diese Thiere, eine Wohnung antraf, deren Ueberreste auf einer der kleinen Klippenwerder an der nördlichen Einfahrt des Hafens erschienen. Die

*) Strandläufer und Schwimmschnepfen. — Anmerk. d. Bearb.

**) Die große Raubmöwe. (Larus glaucus.) — Anmerk. d. Bearb.

Ruinen, — wenn man sich dieser Benennung für eine zerfallene hölzerne Wohnung bedienen kann — zeigten, daß das, aus einem Zimmer mit Feuerheerd und dem draußen gelegenen Vorrathsgelasse bestehende Gebäude, nur zu einem Sommeraufenthalte, für die, während der Jagdzeit von den südlich liegenden, jetzt gleichfalls öden Simowien*) hierherkommenden Jäger und Fischer bestimmt war.

Die Simowien an der Mündung des Jenisei machten ihrer Zeit die am weitesten nach Norden vorgeschobenen Wohnstätten der europäischen Bevölkerungen aus.**) Am Ende der kahlen Haiden gelegen, beständigen Schneestürmen im Winter, und dicken Nebeln während des größeren Theils der hier so kurzen Sommerzeit ausgesetzt, scheint es, daß diese Simowien ihren Bewohnern nicht viele Gelegenheiten zu Genüssen bieten konnten, und der Grund weshalb man eben diese Gegend zum Aufenthalt gewählt hatte, scheint, besonders in in einem an ausgezeichnet gutem Boden so reichen Lande wie Sibirien ist, schwer zu erklären. Die Ueberreste einer alten Simowie (Krestowskoi) die ich sah, als ich im Jahre 1875 mit Dr. Lundström und Dr. Stuxberg den Fluß hinauffuhr, machten dennoch den Eindruck, daß ein wirklich häusliches Leben dort einmal geherrscht hatte. Drei Häuser mit Torfdächern waren damals noch in solchem Zustand übrig stehen geblieben, daß man sich einen Begriff von ihrer Einrichtung und dem Leben das dort geführt wurde, machen konnte. Jede Wohnung enthielt ein ganzes Labyrinth von sehr kleinen Zimmern: Wohnzimmer mit in der Mauer befestigten Bettstellen, Hinterzimmer mit ungeheuren Kaminen, Badestuben mit Oefen für ein Dampfbad, Thranmagazin mit großen, von mächtigen Baumstämmen ausgehöhlten, thrangetränkten Specktrögen, Speckscheunen mit Ueberresten von Weißwalen u. dgl. m. — Alles davon zeugend,

---

*) Wohnungen zum Aufenthalt im Winter, sowol wie im Sommer.

**) Der nördlichste, gegenwärtig von Europäern inne gehabte feste Wohnort, ist der dänische Handelsplatz Tasiusak im nordwestlichen Grönland, 73°, 24′ nördlicher Breite gelegen. Wie wenig man sogar in Rußland von den alten Vorzeit-Wohnstätten an der Mündung des Jenisei weiß, geht aus dem Werke: „Neueste Nachrichten über die nördlichste Gegend von Sibirien zwischen den Flüssen Pjässida und Chatanga in Fragen und Antworten abgefaßt. Mit Einleitung und Anmerkungen vom Herausgeber. (K. E. von Baer und Gr. von Helmersen, Beiträge zur Kenntniß des russischen Reiches Band IV. Seite 269. St. Petersburg 1841)“ hervor.

daß der Ort eine Periode des Glanzes gehabt hatte, als Wohlstand daselbst gefunden, das Daheim geehrt wurde, und bei aller seiner Einsamkeit den Mittelpunkt eines vielleicht an Frieden und Glück reicheren Lebens, als man geneigt wäre jetzt anzunehmen, bildete.

Im Jahre 1875 hielten sich ein „Prikaschik“ (Verwalter) und drei russische Arbeiter das Jahr über bei Goltschicha auf. Swerewo war von einem Manne, und Priluschnoj von einem Greise und dessen Sohn bewohnt. Alle waren arm. Sie wohnten in kleinen mit Torf gedeckten, aus einer Diele und einer eingeräucherten, schmutzigen und eingerußten Stube mit großem Kamin, Holzbänken längs der Wand und einer hohen, über dem Boden gelegenen, in der Wand befestigten Bettstelle, bestehenden Wohnungen. An Hausgeräth fanden sich nur die Werkzeuge zum Fang und zur Fischerei zahlreich repräsentirt. Dazu kamen noch Töpfe, Pfannen und mitunter einmal ein Theeservice. Die Häuser lagen sämtlich nahe am Ufer des Flusses, und zwar so hoch, daß sie von den Frühjahrs-Ueberschwemmungen nicht erreicht werden konnten. Ihre nächste Umgebung bestand aus einem niemals geordneten oder fortgelegten Plunderhaufen, auf dem eine Menge magere Zughunde umherliefen um Futter zu suchen. Nur einer der hier seßhaften Russen war verheirathet, und es dürfte keine besonders gute Auswahl an russischen Frauenzimmern für die Bewohner dieser Gegenden dasein. Wenigstens beklagte sich der Kosak Feodor, welcher in den Jahren 1875 und 1876 mehre mißlungene Versuche machte mir als Lootse zu dienen, und der selbst ein bereits ältlicher und runzelig gewordener Junggesell war, daß das schöne oder schwächere Geschlecht hier unter den Russen sehr schlecht vertreten sei. Er sprach oft von den Vortheilen gemischter Ehe, und war, von Erinnerung oder Hoffnung, (ich weiß nicht von welcher von beiden) begeistert, der Ansicht, daß ein Dolganenweib*) die begehrenswürdigste Partie für einen heirathslustigen Mann am Orte dort wäre.

Etwas weiter nach Süden hin, aber noch weit nördlich von der Waldgränze, gibt es doch wohlhabende Bauern, welche große, aus einer Menge von Häusern und Gemächern bestehende Simowien bewohnen, in denen ein gewisser Luxus herrscht, wo man auf Matten von Pelzwerk geht, wo die Fenster ganz, die Heiligenbilder mit

*) Die Dolganen sind ein Volksstamm.

goldenen und silbernen Platten belegt, die Wände mit Spiegeln versehen und mit hübsch gezeichneten Kupferstichportraits russischer Kaiser und Generäle bekleidet sind. Der Wohlstand wird durch den Handel mit den Eingeborenen, die mit ihren Rennthierheerden in der Marsch als Nomaden umherstreifen, erlangt.

Die Felsklippen um Dickson's Hafen bestehen aus Diorit, der hart und schwer zu zerschlagen, aber leicht verwitterbar ist. Die Bergkuppen sind daher meist so auseinander gesprengt, daß sie ungeheure Steinhaufen bilden.

Unsere Botaniker machten am Lande eine, im Verhältniß zur nördlichen Lage der Gegend nicht unbedeutende Ernte. In der See wurden dagegen keine irgendwie größere Algen gefunden, was auch nicht zu erwarten war, da die mit Ekmans Tiefwasserheber geholten Wasserproben zeigten, daß der Salzgehalt in der Tiefe eben so gering war, wie an der Oberfläche, nämlich nur drei Procent. Auch die Temperatur des Wassers war bei unserem Besuche ungefähr dieselbe auf dem Grunde wie an der Oberfläche, nämlich neun bis zehn Grad Wärme. Im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, ist das Wasser hier vermuthlich vollkommen süß, zur Winterzeit jedoch wieder kalt und vielleicht eben so salzhaltig wie am Grunde des Karischen Meeres.

Bei so wechselnden hydrographischen Verhältnissen hatte man erwartet auf dem Grunde nur eine äußerst ärmliche Seefauna zu finden; das war aber keineswegs der Fall.

Treibholz — theils kleinere Zweige und Wurzelstücke, theils ganze Bäume mit daran befindlichen Theilen von Aesten und Wurzeln — kommt am Grunde einiger geschützter Buchten an Dickson's Hafen in solcher Menge vor, daß der Seefahrer sich daselbst ohne Schwierigkeit mit dem nöthigen Vorrath von Brennholz versehen kann. Die Hauptmenge des Treibholzes welches das Wasser mitführt, bleibt dennoch nicht an dessen eigenen Ufern hangen, sondern wird zur See hinausgeschwemmt, wo es dann mit den Meeresströmungen umhertreibt, bis das Holz so viel Wasser eingesogen hat, daß es untersinkt, oder an die Küsten von Nowaja Semlja, die Nordküste Asiens, Spitzbergen oder gar Grönland geworfen wird. Ein anderer Theil des Treibholzes versinkt, ehe es bis zum Meere gelangt, oft in der Art, daß die Stämme auf dem Grund des Flusses, mit dem einen Ende, so zu sagen im Sande wurzelnd, aufrecht stehen bleiben. Solchergestalt können sie der Schifffahrt,



Lummen auf Nowaja Semlja.

wenigstens an den seichteren Stellen des Flusses, beschwerlich werden. Eine Bucht innerhalb Dickson's Hafen war sogar beinahe durch ein natürliches Palissadenwerk von Treibholzstämmen abgesperrt.

Am siebenten August. Die Vega nahm Kohlen vom Expreß ein. Abends kam die Lena sechsunddreizig Stunden nachdem die Vega in diesem Hafen Anker geworfen hatte, d. h. genau um die dazu bestimmte Zeit, an. Ueber deren Fahrt berichtet Dr. Almqvist wie folgt:

„Am zweiten August gingen wir: Hovgaard, Nordqvist und ich an Bord der Lena um einen Ausflug nach Beli Ostrow zu machen. Wir wollten an der südwestlichen Landspitze aussteigen und daselbst botanische und zoologische Untersuchungen anstellen. Darauf wollten wir der gerade gegenüberliegenden Küste von Jalmal einige Aufmerksamkeit schenken und dort wohnende Samojeden aufsuchen.

Wir verließen die Vega um elf Uhr Vormittags.

Beli Ostrow besteht aus lauter feinem Sand, und nur an dem von Seewasser bedeckten Theil des Strandes sah man einige Steine von der Größe einer Walnuß; weiter hinauf im Lande fanden wir auch nicht ein einziges, nagelgroßes Steinchen. Der höchste Punkt der Insel scheint kaum drei Meter hoch über der Meeresfläche zu liegen. Wo die Ebene sich ein klein wenig erhebt, ist sie mit einem schwarz- und weißscheckigen Teppich von Moos und Flechten bedeckt; dazwischen verstreut stehen in weiten Zwischenräumen kleine Grasbülten. Erst noch etwas höher hinauf und eigentlich nur um die sumpfigen Küsten der zahlreichen kleinen Süßwasserseen, in Gräben und Morästen ist die Oberfläche mattgrün; keine Blume von anderer als grüner oder weißer Farbe wurde erblickt.

Mehre Rennthierheerden zeigten sich den Blicken, es gelang uns aber nicht ihnen bis auf Schußweite nahe zu kommen. Ein kleiner Fisch vom Geschlecht der Gründlinge wurde von Nordqvist in einem, mit dem Meere in Verbindung stehenden Graben gefangen. Noch frisches Treibholz wurde in großen Massen gefunden, und weiter landein lagen etliche, mehr verfaulte Stämme.

Regen und dicke Luft verhinderten jede Ortsbestimmung; während der Nacht passirten wir die Meerenge und warfen ungefähr anderthalb englische Meilen von der Küste von Jalmal, gerade vor einigen Samojedenzelten, die wir ein Stück landhinauf entdeckt hatten, Anker. Bei dem nämlichen ungünstigen Wetter wie Tages vorher, ver-

suchten wir dort zu landen, fanden aber das Wasser durchweg zu seicht. Erst eine ziemliche Strecke weiter nach Osten gelang es uns die Küste an einer Stelle zu erreichen, wo das Land mit einem ungefähr neun Meter hohen Uferwall schroff in die See hinausragte. Ueber diesem Wall, der aus losem Lehm bestand, fanden wir ein Flachland mit dem Aussehen einer reichlich bewässerten Marsch, voll von Sümpfen und Bächen, und deshalb einen blühenden Anblick gewährend. Um die Samojeden anzutreffen, gingen wir nun in westlicher Richtung, über mehre Bäche, welche die Ebene tief durchschnitten und von hohen Uferrändern umgeben waren, bis wir nach einer halbstündigen Wanderung an einen breiten aber nicht besonders tiefen, zu durchwaten unmöglichen Strom kamen. Wir kehrten deshalb zu unserem Boot zurück, um auf der anderen Seite des Stroms einen Landungsplatz zu suchen. Da jedoch die Entfernung der Lena vom Lande bedeutend war und der Wind heftiger wurde, so hielt der Kapitän dafür, daß die Zeit uns nicht erlaube, einen so weiten Ausflug zu machen.

So viel wir nach unserem kurzen Besuch urteilen konnten, war die Vegetation an diesem Theile von Jalmal sehr reich.

Nach einem Aufenthalte von sechsundzwanzig Stunden in der Meerenge lichteten wir abermals die Anker und fuhren, einer Rinne von zehn bis sechszehn Meter Wasser folgend, in östlicher Richtung. Wir konnten ihren Lauf länger nach Osten zu nicht finden, sondern mußten uns, ungeachtet wir dem östlichen Ende von Beli Ostrow nahe waren, entschließen zu wenden, um wieder durch den westlichen Einlauf des Sundes hinauszufahren. Eine Masse gestrandeten Eises sahen wir an der Nordküste der Insel, welche, von der Seeseite aus gesehen, keine Unähnlichkeit mit dem von uns besuchten Theil verrieth. Am siebenten August landeten wir an Dicksons Hafen."

Aus Lieutenant Hovgaards Bericht über dieselbe Fahrt ward eine Karte von Beli Ostrow und der benachbarten Küste von Jalmal mitgetheilt, auf welcher ich die Meerenge zwischen der Insel und dem Festlande nach Malygin, einem der kühnen russischen Seefahrer, benannte, welche vor fast anderthalb Jahrhunderten dieselbe zuerst durchschifften.

Jalmal ist so selten von Europäern besucht worden, und das, was sie dort beobachtet haben, ist in so schwer zugänglichen gedruckten Schriften zerstreut, daß es vielleicht am Platze sein dürfte, hier das

Wichtigste, was von dieser Halbinsel bekannt ist, nebst den nothwendigen literarischen Hinweisen zusammenzustellen.

Was zuvörderst den Namen betrifft, so wird derselbe auch mitunter „Jelmerts-Land" benannt*), was aber durchaus unrichtig ist. „Jalmal" ist samojedischen Ursprungs und hat, nach einer speciellen Mittheilung des bekannten Sprachforschers Dr. E. D. Europäus die bezeichnende Bedeutung: „Landsende". Jelmert aber war ein Bootsmann an Bord des Walfischfängers Vlaming, der 1664



Opferplatz auf Jalmal.
nach einer Zeichnung von A. N. Lundström.

Nowaja Semljas Nordspitze bis Barents' Winterhafen und von da weiter südöstlich umfuhr.

*) Auf den Karten: in Linschotens oben citirtem Werke, gedruckt im Jahre 1601, und in Blavii Atlas major (1665 T. I p. 24 u. 25) wird dieses Land: „Niew West Vrieslant" und „West Frisia Nova" genannt, ein Namen, der allerdings die Priorität im Druck hat, aber doch nicht den Vortritt vor dem schönen, ihm von den Bewohnern verliehenen Namen erhalten dürfte.

Jalmal's grasreiche Ebenen geben die Sommerzeit über den Samojeden beliebte Rennthierweideplätze, und das Land dürfte dann, im Vergleich mit anderen Gegenden der Eismeerküste, eine recht zahlreiche Bevölkerung haben, von der jedoch der größte Theil zum Winter mit seinen bedeutenden Rennthierheerden südwärts zieht. Trotzdem gehört das Land zu den am mindesten bekannten Theilen des großen russischen Reiches.

Aus Nordenskiölds Bericht v. J. 1875.

„Am Nachmittage des achten August landete ich mit Lundström und Stuxberg an einer von Jalmal ein wenig hervorspringenden Spitze auf der Nordseite von der Mündung eines ziemlich bedeutenden Stroms. Der Landungsort befand sich 72°, 18′ Breite, 68°, 42′ Länge. Das Land wurde hier von einem niedrigen Strandstrich begränzt, von dem auf einen Abstand von hundert Schritten ein von sechs bis dreizig Meter hoher steiler Uferrand sich erhob. Von oberhalb des Strandwalls dehnte sich eine weite, etwas wellenförmige, mit einer allerdings sehr monotonen, aber doch bei weitem üppigeren Vegetation als die der Waigatsch-Insel und Nowaja Semljas, bedeckte Ebene, aus.

Bewohner erblickten wir nicht, aber überall am Strande zahlreiche Spuren von Menschen, von denen ein Theil barfuß gegangen war, und von Rennthieren, Hunden und Samojedenschlitten. Oberhalb des Strandes befand sich ein, aus fünfundvierzig über einander auf einer Anhöhe liegenden Bärenschädeln von verschiedenem Alter, einer Menge Hirnschalen von Rennthieren, dem Unterkiefer eines Walrosses u. s. w. bestehender Opferplatz. An den meisten Bärenköpfen waren die Eckzähne ausgebrochen, öfters fehlte die Unterkinnlade ganz und gar. Ein Theil der Knochen war mit Moos überzogen und in die Erde eingesunken, ein anderer Theil war, wie das noch daran sitzende Fleisch zeigte, im laufenden Jahre dorthin gelegt. In der Mitte der Gebeine-Anhöhe standen vier Holzpflöcke aufgerichtet. Zwei bestanden aus ein Meter langen Stöcken mit ausgeschnittenen Krampen zum Tragen der Rennthier- und Bärenschädel, die theils auf Gabelstützen gespießt oder an den eingeschnittenen Zacken aufgehängt, theils durch ein in das Stirnbein geschnittenes viereckiges Loch aufgereiht waren. Die beiden anderen, welche offenbar die eigentlichen Götterbilder der Opferstätte darstellten, bestanden aus Treibholzwurzeln, an denen einige, Augen, Mund und Nase andeuten sollende Einschnitte ge-

macht worden waren. Die Theile der Holzpflöcke, welche Augen und Mund vorstellen sollten, waren erst neulich mit Blut bestrichen worden, und auf dem Knochenhügel lagen noch die Eingeweide eines vor Kurzem geschlachteten Rennthieres. Dicht daneben befanden sich die Ueberbleibsel eines Feuerheerdes und eine aus allerlei Rennthierknochen und den unteren Kinnladen von Bären bestehenden Höhe von Abfällen*).

Da weder die Sandabsätze des Strandes eine passende Brütestelle für Tauchervögel, Seetauben, Fischmöven u. dgl. darboten, noch draußen wo irgendwelche Inselchen vorhanden waren, die als Heckeplatz für Eidervögel oder andere in Kolonieen nistende Gänsearten dienen gekonnt hätten, so fehlte hier das reiche Vogelleben der Polarmeere. An der Mündung des Stromes schwärmten jedoch große Schaaren von Eidervögeln und Polarenten, und auf den Sandbänken des Strandes sprangen Schaaren von Ciladris arenaria oder eine oder die andere Seeschwalbe unruhig hin und her, um ihr Futter zu suchen. Die Oede der Marsch wurde nur von einem Paar Lerchen oder einem Falkenpaar mit dessen Jungen (Falco peregrinus) unterbrochen. Außerdem zeigten sich Spuren von Rennthieren und zwei auf der Strandhöhe aufgestellte Fuchsfallen verkündeten, daß auch Füchse in hinreichender Menge für deren Fang vorkommen.

Später am Abend ruderten wir, nachdem einige Sonnenhöhen zur Bestimmung der Lage des Orts aufgenommen waren, wieder an Bord und fuhren darauf weiter, indem wir der Küste in einiger Entfernung folgten, wobei wir einmal zwischen dem Land und einer langen Reihe Grundeisstücke hinschifften, die auf einer Tiefe von neun bis sechszehn Metern die Küste lang gestrandet waren. Nachts fuhren wir einem Platze vorbei, wo fünf Samojedenzelte aufgeschlagen waren, in deren Nachbarschaft eine Menge Rennthiere weideten. Das Land ward nun ganz flach und das Meer bedeutend seicht. Der Kurs wurde deshalb nordwestlich genommen; in dieser Richtung erhielten wir bald tieferes Wasser. Trotz des geringeren Salzgehalts des Oberwassers und der hohen Temperatur (+7°,1 C.) wurden hier eine Clio borealis und eine Menge Copepoden am Wasseroberrand gefangen."

---

*) Man vgl. oben Anmerk. 2 zu S. 58, u. Anmerkg. 3 zu S. 59.

Der eben beschriebene Ausflug, sowie Almqvists und Hovgaards Landung vom Bord der Lena im Jahre 1878 sind, so viel mir bekannt ist, die einzigen Fälle, daß Naturforscher den nördlichen Theil der Halbinsel, der das Karische Meer vom Obi trennt, besucht haben. Selbst norwegische Grönlandsfahrer besuchen ihn selten, was seinen hauptsächlichsten Grund in der Schwerzugänglichkeit der seichten Ostküste und dem Mangel an Häfen hat. Sie gehen jedoch jetzt mitunter ans Land um Wasser einzunehmen und vielleicht auch, um gegen ihre Ersparnisse an Tabaksrationen, überflüssige Messer, alte unmoderne Gewehre, Pulver, Blei u. dgl., die Ergebnisse der Rennthierzucht, der Jagd und des Fischfangs der Samojeden einzutauschen.

Anfänglich entflohen die Einwohner, so bald sie die Norweger kommen sahen, und als sie dies nicht vermochten, grüßten sie dieselben demüthig, indem sie die Knie beugten und das Haupt bis zur Erde neigten, und sich ungern mit ihnen in einen Handel einlassen oder ihre Besitzthümer zeigen wollten. Nachdem inzwischen die Samojeden gemerkt hatten, daß die Norweger ihnen nichts Leides thun wollten, haben Mißtrauen und die großen Demuthsbezeugungen vollständig aufgehört. Heutzutage ist ihnen ein Besuch von Europäern, theils wegen der Gelegenheit, die sich ihnen darbietet, durch Tauschhandel verschiedene nothwendige, nützliche und Schmucksachen zu erhalten, theils wegen der hierdurch stattfindenden Unterbrechung der Monotonie des Steppenlebens, höchst willkommen. Wenn die Grönlandsfahrer die flache Küste entlang rudern oder segeln, geschieht es oft, daß die Eingeboren am Strande hin und her laufen und die Fremdlinge durch Zeichen lebhaft einladen, ans Land zu kommen. Wenn dies geschieht, und falls einige reichere Samojeden in der Gegend leben, beginnt alsbald ein nach dem Brauch des Volks großartiges, in mehren Eigenthümlichkeiten an die Schilderungen aus der Sagenzeit der gebildeten Nationen gemahnendes Gastmahl.

Was ich angeführt habe, ist so gut wie alles, was wir über Jalmal wissen, und man ersieht daraus, daß hier ein sehr schönes, noch unbebautes Gebiet für ethnographische und naturhistorische Studien künftigen Jeniseifahrern vorliegt.

Wie ist nun der Winter an der Mündung des Jenisei? Davon haben wir für jetzt keinerlei Kenntniß, da keine wissenschaftlich gebildete Person daselbst überwintert hat. Dagegen besitzt man einen sehr spannenden Bericht einer Ueberwinterung des Finnen Nummelin



Samojeden-Lager.

auf den Briochowski-Inseln im Jenisei auf 70° 48′ nördlicher Breite.

An diesem Orte hatte er einen der schlimmsten Winter, von denen die arktische Literatur zu erzählen weiß, zugebracht*).

Im Jahre 1876 hatte M. Sidorow, als ein sich lebhaft für die Seefahrten in den sibirischen Gewässern interessirender Mann bekannt, in Jeniseisk ein Schiff Sjewernoe Sianie (Nordschein) bauen und ausrüsten lassen, um verschiedene Waaren vom Jenisei nach Europa zu bringen. Das Fahrzeug wurde unter den Befehl eines russischen Seekapitäns, Namens Schwanenberg, gestellt. Unter ihm diente Nummelin als Steuermann, wobei das Fahrzeug noch mit achtzehn, größtentheils wegen Verbrechen nach Sibirien verbannten Leuten bemannt wurde. In Folge verschiedener Unfälle konnte das Schiff im ersten Jahre nicht weiter als bis in die Nähe der Jeniseimündung gelangen, weswegen es an oben genannter Stelle zur Ueberwinterung gelassen wurde. Nummelin und vier Exilirte blieben am Bord, während Schwanenberg und die übrige Mannschaft am achtundzwanzigsten September nach Jeniseisk zurückkehrten. Der Frost war bereits eingetreten. Während der folgenden vierzehn Tage hielt die Temperatur sich um 0° herum; helles Wetter wechselte mit Schnee und Regen.

Am fünften Oktober bezog die Mannschaft ihr Winterquartier, nachdem Treibholz gesammelt und in Haufen aufgestapelt war, um unter dem Schnee hervorgesucht werden zu können.

Am sechszehnten Oktober zeigte das Thermometer um acht Uhr des Morgens auf — 4°,5 und fiel später jeden Tag mehr und mehr, bis daß das Quecksilber nach dem einundzwanzigsten Oktober einige Tage lang beständig unter — 10° stand. Am sechsundzwanzigsten Oktober hatte man — 18°, in den ersten Tagen des November jedoch stieg die Temperatur wieder auf — 2°. Am sechsten November aber

*) Die Details dieser Ueberwinterung führe ich theils nach Nummelins mündlichen Mittheilungen, theils nach der „Gothenburgischen Handels- und Schifffahrtszeitung vom zwanzigsten und einundzwanzigsten November 1877 an. Der dort vorkommende erste und, so viel ich weiß, einzig ausführlichere Bericht über die hier in Rede stehende Fahrt ist, an der Hand von Tage-Büchern, von Schwanenberg und Nummelin der Redaction jener Zeitung dictirt. Schwanenberg war einige Tage vorher mit seinem in Jeniseisk gebauten Schiffe in Gothenburg angekommen.

fiel das Thermometer wieder bis — 17°, stieg aber am elften auf — 3°,5. Am vierzehnten November hatte man — 23°,5, am einundzwanzigsten — 29,5°. Am Morgen des nächsten Tages waren es — 32° und gegen Abend vermuthlich — 37°, da das Thermometer nicht weiter zeigte. Diese Temperatur von — 30° bis — 32°, abwechselnd mit gefrorenem Quecksilber, dauerte bis gegen Ende des Monats November, worauf die Temperatur wieder bis auf — 11,5° stieg. Zur Weihnachtszeit hatte man abermals — 31° und in den sieben folgenden Tagen gefrorenes Quecksilber, womit das neue Jahr begann. Danach ging die Temperatur wieder bis — 20° in die Höhe, sank aber bald wieder dermaßen, daß vom sechszehnten Januar an sich fünf Tage lang gefrorenes Quecksilber zeigte. Am zweiundzwanzigsten Januar hatte man — 9°. Am sechsundzwanzigsten nochmals gefrorenes Quecksilber, und am neunundzwanzigsten — 6°. Während des Februars stieg die Temperatur niemals über — 24°; das Quecksilber war am zwanzigsten, fünfundzwanzigsten, sechs- und achtundzwanzigsten gefroren; das nämliche war der Fall am ersten, dritten, sechsten, siebenten, vierzehnten, sechszehnten und achtzehnten März, am zweiundzwanzigsten desselben Monats hatte man — 7° und am dreizigsten — 29°. Der April begann mit — 31°, dann aber stieg die Temperatur so, daß sie am sechszehnten — 11° erreichte und nachher zwischen — 21° und — 6° (am fünfundzwanzigsten) wechselte. Am zweiten Mai hatte man Morgens und Abends — 12°, um Mittag — 2° bis — 5°; am achten + 0, am siebenzehnten — 10°,5, am einunddreizigsten + 0°,5. Der Juni fing mit + 1,5° an; am achten hatte man gegen Mittag + 11°, am Morgen und Abend desselben Tages + 2° und + 3°. Während des übrigen Theils des Juni und den Julimonat über wechselte die Temperatur zwischen + 2° und + 21°.

Unter solchen Verhältnissen lebte der Steuermann Rummelin mit seinen vier Begleitern in dem schlecht eingerichteten Bretterhause auf der Insel Klein-Briochowski. Sie zogen, wie gesagt, am fünften Oktober ein, am zwanzigsten war das Eis so fest gefroren, daß man darauf gehen konnte. Am sechsundzwanzigsten erhoben sich Schneestürme, so daß man nicht aus dem Hause gehen konnte.

Die Sonne sah man zum letztenmale am einundzwanzigsten November und sie zeigte sich wieder am neunzehnten Januar. Am

fünfzehnten Mai ging die Sonne nicht mehr unter. Die Temperatur stand damals unter dem Gefrierpunkte des Quecksilbers.

Kurz nach Weihnacht fing der Skorbut an, sich zu zeigen. Nummelins Begleiter waren wegen Verbrechen verurteilte und bestrafte Leute, bei denen sich keine physische oder moralische Widerstandskraft gegen diese Krankheit erwarten ließ. Sie kamen auch samt und sonders um, drei am Skorbut und einer bei einem Versuche, von der Briochowski Insel nach einer Simowie auf Tolstoi-Nos hinüberzugehen. Für sie war es Nummelin gelungen, sich zwei Leute von Tolstoi-Nos und späterhin einen Mann von Goltschicha zu verschaffen.

Am elften Mai kam vom Süden eine, aus drei Leuten bestehende Ersatzmannschaft unter dem Steuermann Meyenwaldt, die Sidorow hinaufgeschickt hatte, um bei der Bergung des Fahrzeuges behülflich zu sein. Es kam zuvörderst darauf an, den Schnee fortzuschaffen, der das Fahrzeug überlastete. Der Schnee lag fast sechs Meter hoch auf dem Eise des Flusses und dieses war drei Meter dick. Als man endlich das Schiff beinahe ausgegraben hatte, wurde es abermals von einem neuen Schneesturme gänzlich verschüttet.

In der Mitte des Juni fing das Eis an sich in Bewegung zu setzen und das Wasser des Flusses stieg so hoch, daß Nummelin, Meyenwaldt und vier Mann mit zwei Hunden gezwungen waren, auf dem Dache der Wohnung eine Zuflucht zu suchen, wohin sie etwas Proviant und Brennholz geschafft hatten. Hier verbrachten sie sieben Tage und Nächte in beständiger Lebensgefahr.

Das Wasser war nun fünf Meter gestiegen, das Dach erhob sich nur noch ein Viertel Meter über den Rand der geschwollenen Fluth und schwebte jeden Augenblick in Gefahr, von einem umhertreibenden Eisstücke fortgeschwemmt zu werden. Ein am Dach befestigtes Boot war in solchem Falle das letzte Rettungsmittel.

Das ganze Land war überschwemmt. Die übrigen Häuser samt den Hütten waren vom Wasser und Treibeis fortgespült, welches sogar das übrig gebliebene Gebäude fortwährend bedrohte. Vom Dach desselben war man gezwungen, Tag und Nacht zu arbeiten, um die Eisschollen mit Stangen von sich abzuwehren.

Die gewaltige Ueberschwemmung hatte sogar die Zugvögel überrascht. Es fand sich für sie weithin kein trockener Ruheplatz, und so kam es, daß ermattete Schneehühner zwischen die Menschen auf

dem Dache niederflogen; ein Mal setzte sich ein Schneehuhn auf Meyenwaldts Kopf und ein paar ließen sich auf die Hunde nieder.

Am dreiundzwanzigsten Juni fing das Wasser an zu fallen, und am fünfundzwanzigsten war es so weit gesunken, daß man das Dach verlassen und wieder in das verödete Innere des Hauses einziehen konnte.

Fünftes Kapitel.

Die Geschichte der Nordostfahrten vom Jahre 1556 bis 1878. — Burrough 1556. — Pet und Jackman 1580. — Die erste Reise der Holländer 1594. — Oliver Brunel. — Die zweite Reise 1595; die dritte 1596 — Hudson 1608. — Gourdon 1611. — Bosman 1625. — De la Martinière 1653. — Vlaming 1664. — Snobberger 1675. — Roule kommt zu einem Lande, nördlich von Nowaja Semlja. — Wood und Flawes 1676. — Meinungsaustausch in England, hinsichtlich der Eisverhältnisse im Polarmeere. — Angaben über Erreichung hoher nördlicher Breitegraden. — Fortwährend getheilte Ansichten über die Beschaffenheit des Polarmeeres. — Payer und Weyprecht 1872 — 74.

Das Meer, welches im Norden die Küste des europäischen Rußlands bespült, ist vom König Alfred (Orosius, Buch I Kap. 1_{2}.) Quänsee oder Quänmeer, auf angelsächsisch Cwen Sae*) benannt, ein bezeichnender Name, der unbestreitbar die Priorität für sich hat und wol verdient beibehalten zu werden. Den Bewohnern des westlichen Europa wurden die Inseln Nowaja Semlja und Waigatsch, durch welche dieses Meer vom Sibirischen Eismeere getrennt ist, erst durch Stephen Burrough's Entdeckungsreise im Jahre 1556 bekannt. Burrough wird daher oft als Entdecker Nowaja Semljas genannt — aber mit Unrecht. Als er dorthin kam, traf er nämlich daselbst russische, von Fischjägern, die mit den Fahrwassern und dem Lande wohl bekannt waren, bemannte Schiffe an. Es geht daraus deutlich hervor, daß Nowaja Semlja schon zu jener

*) In Burrough's Uebersetzung wird dieser Name durch „White Sea“ (Weiße See) wiedergegeben, eine ganz unnöthige Namenmodernisirung, die übrigens unrichtig ist, da das Weiße Meer nur eine Bai des Oceans (Cwen Sae) ist, der Europa im Norden begränzt.

Zeit den Bewohnern des nördlichen Rußlands so bekannt war, daß ein sehr lebhafter Seejagdverkehr dort aufkommen konnte. Wahrscheinlich ist es sogar, daß iu derselben Weise, wie das nördliche Norwegen schon vor einem Jahrtausend nicht allein nomadisirenden Lappen, sondern auch Norwegern und Quänen bekannt war, so auch die Länder um Jugor Schar und Waigatsch mehre Jahrhunderte vor Burrough's Reise nicht nur den auf dem Festlande nomadisirenden Samojeden, sondern auch verschiedenen bjarmischen oder finnischen Stämmen bekannt waren. Vermuthlich trieben die Samojeden zur damaligen Zeit wie auch noch jetzt ihre Rennthierheerden dort hinauf, damit dieselben während der Sommermonate auf dem grasreichen Boden der Küste des Eismeeres weideten, wo sie von Mücken und Rennthierfliegen weniger geplagt wurden, als weiterhin nach Süden, und wahrscheinlich wurden die wilden Nomaden damals ebenso wie heute von Handelsleuten gebildeterer, im nördlichen Rußland ansässiger Stämme gefolgt. Der Name „Nowaja Semlja" (Neues Land) zeigt, daß es später, vermuthlich von Russen entdeckt wurde, — das Wann und Wie kennt man aber nicht*). Stephen Burrough's Reisebericht, der, wie so viele andere, durch Hakluyt's berühmte Sammlung der Vergessenheit entrissen wurde, enthält deshalb nicht nur eine Schilderung der ersten Nowaja Semlja-Fahrt der Westeuropäer, sondern bildet auch die Hauptquelle für die Kunde von den ältesten Reisen der Russen in diese Gegenden.

Die wichtigsten Begebenheiten auf Burrough's Reise waren die folgenden:

Am 3. Mai/23 April fuhr man von Ratcliffe nach Blackwall und Grays. Hier kam Sebastian Cabot nebst mehren vornehmen Herren und Damen an Bord. Sie wurden zuerst bewirthet und

*) Die russischen Chroniken erzählen, daß das Land zwischen Dwina und Petschora (Sawolotskaja Tschud) während der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts von den Slawen in Nowgorod mit Steuern belegt wurde. Es wurde ein Kloster an der Mündung der Dwina im Anfange des zwölften Jahrhunderts erwähnt, woraus man schließen kann, daß das Land damals schon theilweise von Russen bevölkert war, aber man vermißt alle zuverlässigen Berichte über die Zeit, um welche die russisch-finnischen Eismeerfahrten begonnen hatten. (Man vergl. F. Litke „Viermalige Reise durch das nördliche Eismeer". Berlin 1835, S. 3.)

belohnten die Besatzung freigebig, wobei zugleich an eine Menge von armen Leuten Almosen ausgetheilt wurden, damit diese für gutes Glück und eine gute Reise beten sollten. Später wurde ein Fest am Lande gegeben. wobei es so fröhlich und lebendig zuging, daß selbst der alte Cabot nebst der übrigen jungen munteren Gesellschaft mittanzte. In Orwell verließ Burrough sein eigenes Schiff, um auf den Wunsch der Handelsleute die Ueberfahrt nach Vardöhus auf dem „Edward Bonaventure“ zu machen. Ende des Monats Mai kam man vor dem Nordkap an, — ein Name, den Burrough auf seiner ersten Reise dieser nördlichsten Spitze Europas, gegeben haben will*). Wann Burrough den „Edward Bonaventure“ verließ, und wieder an Bord seines eigenen Fahrzeuges ging, wird nicht erwähnt, aber am 17/7. Juni beantwortete er vom „Searchthrift“ den Abschiedssalut des „Edward Bonaventure“. Am 20/10. Juni war man bei Kola, dessen Breitelage auf 65° 48′ angegeben wurde**).

Donnerstag den 21/11. Juni sechs Uhr Morgens kam uns eine der russischen Lodjen zur Seite. Sie wurde mit zwanzig Rudern getrieben, und hatte vierundzwanzig Mann an Bort. Der Befehlshaber des Bootes schenkte mir einen großen Brodkuchen, sechs Kringel von dem Brote, das sie „Kolatschen“***) nennen, vier gedörrte Hechte und ein Maß des trefflichsten Weizenmehls. Ich gab ihm einen Kamm und einen kleinen Spiegel. Er theilte mir mit, daß sein Bestimmungsort Petschora sei. Darauf lud ich sie zum Trinken ein. Der Name des Kommandeurs war Pheother (Feodor). — —

Donnerstag den 28/18. Juni lichteten wir Anker im Kola-

---

*) Wie ich bereits oben erwähnt habe, berichtet v. Herberstein, daß Russen (Istoma u. a. m.) bereits im Jahre 1496 die Nordspitze Norwegens in Böten, welche man, wenn es sein mußte, über Land schleppen konnte, umschifft hatten. Das Nordkap oder vielmehr „Nordkyn“ hieß damals Murmanski Nos (das Murmanische Vorgebirge). Wie Hulsius in seiner Sammlung von Reisen v. Herbersteins Bericht über Istomas Reise mittheilt, hält er Swjatoi Nos auf der Halbinsel Kola für das Nordkap. (Hamel, Tradescant. St. Petersburg 1847. S. 40.)

**) Muß ein Schreib- oder Druckfehler sein; wird wol 68° 48′ heißen sollen. Kola liegt 68° 51′ nördl. Br. (statt 20/10. muß es 22/10. heißen s. oben).

***) Ein auch in Oesterreich (Böhmen) bekanntes Gebäck.

Flusse und gingen sieben oder acht Leagues hinaus in See, als ein Preßnordwind uns zwang, in denselben Fluß wieder zurückzukehren, in welchem wir vorher Anker geworfen hatten. Leute von mehren russischen Böten kamen zu uns an Bord und erzählten uns, ihre Bestimmung sei gleichfalls nach Norden auf den Walroß- und Lachsfang. Sie theilten mir reichlich von ihrem Weizenbrot mit. Als wir in diesem Flusse vor Anker lagen, sahen wir täglich mehre von ihren Lodjen den Fluß herabkommen. Sie waren mit wenigstens vierundzwanzig Mann besetzt. Schließlich nahm die Zahl ihrer Lodjen zu, bis sie dreizig Segel stark waren. Auf ihnen befand sich unter Anderen ein Mann, der Gabriel hieß und mir viele Freundschaft erwies. Er sagte mir, daß sie sämtlich beabsichtigten, nach der Petschora hin zu fahren, um Lachse und Walrosse zu fangen. Ferner sagte er mir, daß die Fahrt dahin mit günstigem Winde sieben oder acht Tage währe. Ich war froh, ihre Gesellschaft zu haben. Dieser Gabriel versprach mir, mich vor Untiefen zu warnen, was er auch wirklich that.

Sonntag den 1. Juli/21. Juni. Gabriel gab mir eine Tonne Meth („meede") und einer seiner Freunde eine Tonne Bier, welche von den Leuten wenigstens zwei (englische) Meilen auf dem Rücken getragen wurde. — Am Montag verließen wir, so wie alle obenerwähnten Lodjen den Kola-Fluß. Während wir mit günstigem Winde fuhren, waren sie alle zu schnell für uns*), aber Gabriel

*) Diese Angabe ist besonders merkwürdig. Sie beweist nämlich, daß die Schiffe, deren sich damals Russen und Finnen bedienten, im Vergleich mit denen der Westeuropäer gar nicht so schlecht waren; dies wird unter Anderem dadurch bekräftigt, daß man nirgends in den Berichten üb-r die früheren Reisen der Engländer und Holländer nach Nowaja Semlja Mittheilungen findet, welche andeuten, daß diese hinsichtlich der Schifffahrt sich als den Leuten von Kola so besonders überlegen betrachtet hätten. Da die damaligen russisch-finnischen Fischfanglodjen wahrscheinlich nicht von der westeuropäischen Schiffsbaukunst beeinflußt wurden, so wäre es wol wichtig, alles gesammelt zu bekommen, was man von der Bauart solcher Fahrzeuge kennt. Abbildungen derselben finden sich mehrfach in Berichten von den Reisen der Holländer, wie getreu — das ist aber ungewiß. Nach diesen ist die Lodje auf Klink (d. h. flach, die Planken ähnlich wie die eines Hausdaches übereinander geschichtet. Anmerk. d. Bearb.) gebaut, der Bord nicht zusammengenagelt,

und sein Freund refften, versprochenermaßen öfters ihre Segel und warteten auf uns, indem sie ihre eigene Gesellschaft verließen. Am Dienstag waren wir bei Sonnuntergang mit Ostnordostwind schräge über von Kap St. John*). Zu bemerken ist, daß vom Kap St. John bis zum Fluß oder der Bai die nach dem Mesen führt überall Bänke befindlich sind. Es wimmelt dort von Untiefen und Gefahren, man hat kaum zwei Faden Wasser und sieht kein Land. An diesem Tage gingen wir schräg gegenüber von einer engen, vier oder fünf Leagues nördlich von dem erwähnten Vorsprung liegenden Bucht vor Anker. Gabriel und seine Begleiter ruderten in die Bucht hinein, wir aber konnten nicht hinein gelangen. Vor Abend kamen zwanzig Segel vor dieser Bucht unter Nordostwind an. Wir hatten ziemlich guten Ankergrund. Abends kam Gabriel in seiner Lodja zu uns an Bord, und zum Dank dafür, daß er sich zu uns gesellt gehalten hatte, beschenkte ich ihn mit zwei feinen Elfenbeinkämmen, einem Stahlspiegel und zwei oder drei anderen Kleinigkeiten, wofür er sich denn auch nicht unerkenntlich erwies. Inzwischen hatte seine frühere Gesellschaft weiter nordhinaus gelegt. Mittewochen, am St. Johannistag, sandten wir ein Boot nach dem Lande zu, um die Bucht zu peilen, welche bei niedrigem Wasserstand beinahe trocken gefunden wurde.

Mit vieler Mühe gelang es von der Untiefe abzukommen, und man suchte darauf einen besseren Ankerplatz jenseits des Kaps St. John.

„So wie wir (am 6. Juli/26. Juni) Anker geworfen hatten, kam der obengenannte Gabriel, nebst ferneren dreien oder vieren ihrer kleinen Böte bei uns an. Sie brachten ihren Schnaps und Meth mit. Sie erwiesen uns viele Freundschaft und freuten sich uns wiederzusehen, indem sie sagten, sie hätten befürchtet, daß wir verloren gegangen wären. Gabriel berichtete mir, daß sie beide Anker und unser Kabel geborgen hätten. Nachdem ich mich so mit ihnen besprochen hatte, lud ich vier oder fünf in meine Kajüte, wo ich ihnen Feigen und eine Bewirthung, wie sie mir eben

---

sondern mit Ruthen zusammengebunden, wie dies noch heute in den Gegenden die hier besprochen werden, der Fall ist. Uebrigens erinnert die Form der Schute an eine moderne Fischerjacht.

*) Kap Woronow auf der Westseite der Mündungsbai des Flusses Mesen.

zu Gebote stand, verabreichte. Während ich so mit ihnen schmauste, kam ein Mann von einer anderen Lodja an Bord; es war dies ein Karelier (Kerill), dessen Namen ich späterhin erfuhr und der in Colmogor wohnte, während Gabriel in Kola, welches nicht weit von der Mündung des Flusses liegt, lebte. Dieser Karelier sagte mir, daß einer der entliehenen Anker der seinige sei. Ich dankte ihm für sein Darlehen, indem ich solches für genügend hielt, und da ich an dem allgemeinen Gebrauch: nur wenn Geschenke, die gemacht werden, ein Gastmahl werth sind, ein solches zu geben, festhielt, so nahm ich wenig Rücksicht auf ihn, da er nichts mit sich brachte. Schließlich verabschiedeten sie sich und gingen ans Land. Dort geriethen Gabriel und der Karelier in Wortwechsel und Schlägerei; so viel ich verstand, war die Ursache, daß der Eine besser bewirthet worden war als der Andere. Gabriel war aber nicht der obsiegende Theil, da siebzehn Lodjen in Gesellschaft des Kareliers, die zu ihm hielten, und nur zwei von denen Gabriels waren. Bei der nächsten Fluth verließen Gabriel und seine Gesellschaft diesen Platz und ruderten zu ihren vorigen Genossen, die wenigstens achtundzwanzig Stück und sämtlich in Kola heimisch waren. Ich konnte entnehmen, daß der Karelier darauf rechnete, das an seinem Anker befestigte Kabel würde ihm zu eigen bleiben. Anfangs wollte er dasselbe nicht an unserem Boot lassen, aber ich drohte, daß ich Klage führen würde, worauf er denn das Kabel meinen Leuten überließ. Am folgenden Tage, Donnerstags, schickte ich unser Boot an Land, um Wasser und Brennholz einzunehmen. Als sie ans Land gekommen waren, wurden sie von diesem Karelier aufs Freundschaftlichste bewillkommnet. Er gab ihnen ein Gastgebot, während ein Theil seiner Mannschaft einige Wassertonnen füllte, und meiner Mannschaft half dieselben an Bord zu tragen. Darauf legte er seinen besten seidenen Rock und ein Halsband von Perlen an, und kam wieder an Bord zu mir, indem er sein Geschenk mitbrachte. Obgleich ich mehr Achtung vor seiner Gabe als vor seiner Person hatte, da ich sah, daß er ein eitler Mensch war, hieß ich ihn doch willkommen und bot ihm ein Gericht Feigen an. Er setzte mir nun auseinander, daß sein Vater ein Gutsbesitzer, und daß ich von ihm Vortheil haben könne, nicht aber von Gabriel, der nur der Sohn eines Predigers sei.“ —

Nachdem Burrough von einem Sturm, bei dem er eine in Vardöhus gekaufte Jolle verloren hatte, eine Zeitlang in der Nähe von Kap St. John (dessen Breitegrad zu 66° 50′ angegeben wurde) zurückgehalten worden war, fuhr er am 24/14. Juli der Insel Dolgoi vorüber in die Mündung der Petschora ein, deren Polhöhe auf 69° 10′ bestimmt wurde*). Am 30/20. fuhren sie wieder über Sandbänke mit nur fünf Fuß Wasser, und dankten Gott, daß das Fahrzeug so geringen Tiefgang hatte. Am nächsten Tage traf man zum ersten Mal auf Eis. Etwas später am nämlichen Tag warf der „Searchthrift" Anker in einem guten Hafen, zwischen einigen, auf 70° 42′ nördlicher Breite gelegenen Inseln**). Burrough gab ihnen den Namen: „St. James' Inseln".

„Dienstag, am 7. August/28. Juli, segelten wir nach Westen mit Nordwestwind längs der Küste. Als ich vor Anker gehen wollte, sahen wir ein Segel bei der Landspitze hervorkommen, vor welche wir uns zu legen beabsichtigten; ich schickte eine Jolle nach dem Fahrzeuge. Der Schiffer sagte, er sei in Kola in unserer Gesellschaft gewesen, und theilte uns mit, daß wir dem Wege, der nach dem Ob führt, vorüber gefahren wären. Dieses Land würde „Nowa Zembla", das heiße „Neuland", genannt. Er theilte mir auch allerlei über den Weg nach dem Ob mit. Ich gab ihm einen stählernen Spiegel, zwei messingene Löffel und zwei Messer mit sammtenen Scheiden, worauf er denn etwas williger wurde zu bleiben und mir zu berichten, was er als für unseren Zweck dienlich anführen konnte. Er schenkte mir auch siebenzehn Wildgänse. — — — Der Namen dieses Menschen war Loshake***). Mittwochen, als wir in östlicher Richtung fuhren, erblickten wir ein anderes Segelschiff, welches eines von dem zu Loshake's Gesellschaft gehörenden war, und wir sprachen mit ihm unter Anderem auch über den Ob, gerade so wie Jener gethan hatte. — — — Freitag am 19. August/31. Juli fing der Wind an zuzunehmen und sprang nach Westen um, weshalb wir, die Sonne im Nordwest habend, zwischen den Waigatsch-Inseln Anker warfen. Wir

---

*) Die Landspitzen, welche die Petschoramündung begränzen, Kap Rußki Saworot und Kap Medinski Saworot, liegen ganz nahe bei 69° 0′.

**) Offenbar die Inseln an der Südspitze von Nowaja Semlja.

***) Dieser Name lautet Loschak.

sahen zwei kleine Lodjen. Die Mannschaft einer derselben schenkte mir ein großes Roggenbrot*); sie erzählten mir, daß sie sämtlich aus Colmogor wären, ausgenommen Einen, der bei Petschora wohnte und als der gewandteste in Erlegung von Walrossen galt**). Einige von ihnen waren am Lande. Sie jagten einen weißen Bären über die hohen Klippen ins Meer, und dieser wurde darauf vor unseren Augen von den am Bord Befindlichen getödtet. Am nämlichen Tage wehte es heftig, und wir sahen eine Menge Eis im Meere umher treiben, weshalb es nicht rathsam war in See zu stechen."

In den ersten Tagen des August lag das Schiff meistentheils stille, zusammen mit oder in der Nähe von dem Loshake's. Am 15/5. August schien viel Eis auf den Hafen, wo das Fahrzeug lag, zuzutreiben, weshalb Burrough es wieder an den nämlichen Platz zurückbrachte, wo es einige Tage vorher lag. Am 19/9. lichtete er die Anker und fuhr südwärts längs der Küste von Waigatsch. Nach längerem Kreuzen in diesen Gewässern und nach einem heftigen Sturm mit außerordentlich grober See beschloß er am 3. September/23. August umzukehren. Am 21/11. September gelangte er nach Colmogor, wo er in der Absicht, im nächsten Jahre die Reise nach dem Ob fortzusetzen, überwinterte. Aus dieser Reise ward aber nichts, da er statt ihrer westlich fuhr, um zwei von den Schiffen aufzusuchen, welche mit Chancelor gegangen und auf der Rückreise von Archangel verloren waren.***)

---

*) Limpa, eine Art ganz weich gebackenes Roggenbrot. — Anmerk. d. Bearb.

**) Vermuthlich von finnischem Stamm. Die Quänen im nördlichen Norwegen sind immer noch die geschicktesten Harpunirer. In späteren Zeiten haben sie jedoch, was die Fertigkeit mit Harpune und Kugelbüchse betrifft, Nebenbuhler an den Lappländern gefunden.

***) Die drei Fahrzeuge, welche bei der ersten Seereise der Engländer verwendet wurden, hatten alle ein unglückliches Schicksal, nämlich:

Edward Bonaventure, von Chancelor und Burrough commandirt, ging im Jahre 1558 von England nach dem Weißen Meer, kehrte 1554 nach England zurück und wurde unterwegs von den Holländern geplündert (Purchas III. Seite 250), ging dann wieder unter Chancelor im Jahre 1555 nach der Dwina ab und kehrte im nämlichen Jahre unter Kapitän John Buckland zurück, begleitete Burrough 1556 zur Halbinsel Kola, ging darauf nach

Aus diesem Reisebericht ersieht man, daß schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts eine sehr entwickelte russische oder russisch-finnische Seefahrt zwischen dem Weißen Meer, der Petschora, Waigatsch und Nowaja Semlja stattfand, so wie daß man damals sogar bis zum Ob fuhr.

Nach einem Schreiben der sich in London gebildet habenden russischen Handelscompagnie zu urteilen, segelte Stephen Burrough im Jahre 1557 aus eigenem Antriebe von Colmogor, nicht nach dem Ob sondern nach der Küste von Russisch Lappland, um die verlorenen Schiffe aufzusuchen*). In den folgenden Jahren waren die Engländer so in Anspruch genommen von ihren neuen Handelsverbindungen mit Rußland und mit der Ausrüstung zu Frobisher's drei Nordwestreisen, daß es lange dauerte, ehe ein neuer Versuch

---

der Dwina, sollte von da Chancelor und eine russische, aus dem Gesandten Ossip Gregoriewitsch Nepeja nebst einem Gefolge von sechszehn Mann bestehende Ambassade nach England bringen; das Schiff hatte außerdem eine Waarenladung an Werth von £ 20,000 an Bord. Es ging in der Nähe von Aberdeen am 20/10. November verloren. Chancelor selbst, seine Gattin und sieben Russen ertranken, wobei zugleich die meisten Waaren in Verlust geriethen.

Bona Esperanza, Admiralschiff während der Fahrt des Jahres 1553. Ihr Kapitän und die gesamte Besatzung kam, wie oben berichtet, bei Arsina auf der Küste von Kola zu Anfang des Jahres 1554 durch Krankheit um. Das Fahrzeug wurde geborgen und sollte im Jahre 1556 zum Transport der erst genannten Gesandtschaft verwendet werden. Nachdem es vom Sturm in der Nordsee umhergetrieben worden war, erreichte es den Hafen in der Nähe von Drontheim, verschwand aber vollständig, nachdem es denselben verlassen hatte, ohne daß ferner etwas über sein Schicksal verlautete.

Bona Confidentia wurde ebenso wie Bona Esperanza nach der unglücklichen Ueberwinterung vor Arsina geborgen und gleichfalls zur Ueberschiffung der russischen Gesandtschaft von Archangel im Jahre 1556 verwendet, strandete aber an der norwegischen Küste, wobei die gesamte Mannschaft umkam und die ganze Ladung verloren ging.

Von den vier Schiffen, welche am zweiten August 1556 die Dwina verlassen hatten, lief nur „Philipp und Mary", nach der Ueberwinterung in Drontheim, am 28/18. April 1557 wohlbehalten in die Themse ein.

*) Diese Reise Burrough's wurde wenig beachtet; es geht aus derselben der merkwürdige Umstand hervor, daß die Niederländer damals schon einen lebhaften Handel im russischen Lappland trieben.

nach Nordost, nämlich zu Arthur Pet's Reise 1580, gemacht wurde. Dieser war der Erste, welcher von Westeuropa ins Karische Meer vordrang, und so die Lösung der Frage wegen des nordöstlichen Seewegs zum Stillen Ocean um ein gutes Stück förderte. Die hauptsächlichsten Details auf dieser Reise müssen daher hier in Kürze angeführt werden.

Pet und Jackman reisten, Ersterer mit dem „Georg", Letzterer mit dem „William", am 9. Juni/30. Mai 1580 von Harwich ab. Sie waren die ersten Nordostfahrer, welche sich ernstlich zwischen das Treibeis wagten. Sie benahmen sich dabei mit Entschlossenheit und Bedachtsamkeit, und in der Geschichte der Seereisen gebührt ihnen die Ehre, die ersten Schiffe aus Westeuropa, welche in das Karische Meer eindrangen, geführt zu haben.

Mit Pet's und Jackmann's Reise hatten die englischen Nordostfahrten für längere Zeit ein Ende genommen, dafür wurde die Sache aber mit großem Eifer in Holland aufgenommen. Durch den glücklichen Ausgang des Freiheitskrieges mit Spanien, und die Anregung zu Unternehmungslust, welche bürgerliche Freiheit stets im Gefolge hat, hatte Holland, schon vorher ein großartiger Industrie- und Handelsstaat, gegen das siebenzehnte Jahrhundert angefangen, sich auch als eine Seemacht ersten Ranges zu entwickeln. Die Schifffahrt nach Indien und China wurde aber bis auf Weiteres den Holländern ebenso wie den Engländern durch Spaniens und Portugals Uebermacht zur See, so wie durch die Versuche dieser beiden Länder das Monopol auf die Handelswege, die sie entdeckt hatten, für sich zu behalten, unmöglich gemacht. Um an dem großen Gewinn, den der Handel mit den Ländern, welche Gewürze und Seidenzeuge producirten, abwarf, Antheil zu bekommen, schien es daher unumgänglich nothwendig, einen neuen Seeweg nördlich um Asien oder Amerika nach dem östlichen Meer zu suchen. Wurde ein solcher wirklich gefunden, so war es klar, daß Hollands Lage für die Ergreifung des gewinnverheißenden Handels besonders günstig war. In diesem Umstande muß man den Grund der Begeisterung suchen, mit welcher man in diesem Lande den ersten Vorschlag, zur See nördlich von Asien nach China oder Japan vorzudringen, begrüßte. Zu diesem Zweck rüstete man drei Jahre hintereinander mit großen Kosten Expeditionen aus, welche freilich das gesteckte Ziel, die Entdeckung eines nordöstlichen Seeweges nach Ostasien, nicht erreichten, aber

dennoch nicht nur einen wichtigen Platz in der geographischen Entdeckungsgeschichte erwarben, sondern auch die ausgelegten Kosten hundertfältig ersetzten, und zwar theils unmittelbar durch den für Holland so lucrativen Walfischfang, zu dem sie den ersten Anstoß gegeben hatten, theils mittelbar durch den Schwung, den sie dem Selbstgefühle des Volks und dem Nationalbewußtsein verliehen.

Die erste Reise der Holländer, 1594. Sie wurde mit vier Fahrzeugen unternommen. Von diesen sollten zwei, nämlich ein größeres, wie es scheint, speciell für die nördlichen Gewässer ausgerüstetes, Mercurius genanntes und von Willem Barents*)



Eisbärenjagd,
nach G. de Veer.

geführtes, sowie eine gewöhnliche Fischersloop, versuchen, den Weg der nördlichen Spitze Nowaja Semljas vorbei zunehmen. Die beiden übrigen, nämlich „der Schwan" von Seeland, von Cornelis Cornelisʒoon Nay, und der „Mercurius" von Enkhuyzen, von Brandt Ysbrandtsʒoon Tetgales kommandirt, sollten durch die Meerenge an der Waigatsch-Insel vorwärtsfahren.

Sämtliche vier Fahrzeuge verließen den Texel am 15/5. Juni

*) Man sehe über diese Reisen P. A. Tiele's Mémoire bibliographique sur les journaux des navigateurs Néerlandais, Amsterdam 1867.



Russisches Kreuz.

und achtzehn Tage später kam man nach Kildnin in Russisch-Lappland, einem Platze, der damals oft von Schiffen, die nach dem Weißen Meere bestimmt waren, angelaufen wurde. Hier trennten sich die beiden Abtheilungen der Expedition von einander.

Barents segelte nach Nowaja Semlja, welches am 14/4. Juli bei 73° 25′ n. Br. erreicht wurde; der Breitegrad wurde dadurch bestimmt, daß man die Höhe der Mitternachtssonne auf einer, Willems-Eiland genannten Insel aufnahm. Man fuhr weiter längs der Küste nach Norden und gelangte schon zwei Tage darauf bis 75° 54′ nördlicher Breite. Am 19/9. Juli wurde eine merkwürdige Eisbärenjagd angestellt. Der Bär wurde auf dem Lande angetroffen und von einer Kugel durchbohrt, warf sich aber trotzdem ins Wasser und schwamm mit einer Kraft fort, die „Alles übertraf, was man von Löwen und anderen wilden Thieren gehört hatte." Man verfolgte ihn mit einem Boot und es glückte, ihm eine Schlinge über den Hals zu werfen, um ihn lebend zu fangen, da man ihn nach Holland zu bringen beabsichtigte. Als der Bär aber bemerkte, daß er gefangen war, „brüllte er und wälzte sich so ungeberdig, daß man es kaum mit Worten zu schildern vermag". Um ihn abzumatten, gab man ihm ein etwas längeres Seil, während man langsam weiter ruderte, und Barents schlug zuweilen mit einem Tau auf ihn ein. Außer sich vor Wuth schwamm das Thier ans Boot und packte dasselbe mit der einen Vordertatze, wobei Barents sagte: „er will ein wenig ausruhen." Der Bär aber hatte etwas ganz anderes im Sinne, denn er warf sich mit solcher Gewalt in das Boot, daß er bald mit dem halben Leibe drinnen war. Die Matrosen waren so erschreckt, daß sie nach dem Vorderbug des Fahrzeuges zu stürzten und glaubten, ihre letzte Stunde sei gekommen. Zum Glück konnte der Bär nicht weiter vorwärts kommen, da die ihm über den Hals geworfene Schlinge am Steuer hangen geblieben war. Ein beherzter Matrose eilte nun nach hinten und tödtete das Thier mit einem Beilhiebe. Das Fell wurde nach Amsterdam geschickt. Der Platz, auf dem sich dies begeben hatte, wurde danach das „Bärenkap" benannt.

Barents fuhr weiter nach Nord und Nordosten den Orten, die er Cruys Eylandt (Kreuz-Insel)*) und Kap Nassau nannte

*) Wegen der beiden großen Kreuze, die auf der Insel errichtet waren. Dies beweist, daß die Russen auch den nördlichen Theil Nowaja-Semljas vor den Westeuropäern befahren hatten.

— Namen, die auf späteren Karten beibehalten wurden, — vorüber bis zu 77° 55′ Polhöhe, welche er am 23/13. Juli erreichte. Von da aus erblickte man von der Mastspitze ein unabsehbares Eisfeld, welches Barents nöthigte, umzukehren. Er blieb aber doch, in Erwartung günstigerer Eisverhältnisse, beständig in diesen nördlichen Regionen bis zum 8. August/29. Juli, wo man sich genau westlich bei einer 77° nördlicher Breite gelegenen Landspitze, die „Eiskap" genannt wurde, befand. Verschiedene goldschimmernde Steine wurden hier am Strande gefunden; dergleichen Funde haben eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte der arktischen Reisen gespielt, und ganze Schiffsladungen werthlosen Erzes wurden mehre Male heimgebracht.

Am 10. August/31. Juli sahen sie, während der Fahrt zwischen den Oranien-Inseln, zweihundert Walrosse am Lande. Die Matrosen griffen dieselben mit Beilen und Spießen an, ohne ein einziges tödten zu können, jedoch gelang es, bei dem Versuche, die Thiere zu erlegen, ihnen einige Zähne auszuschlagen, die mit nach Holland gebracht wurden.

Nachdem Barents sich überzeugt hatte, daß er auf diesem nördlichen Wege den beabsichtigten Zweck nicht erreichen könne, beschloß er, nach einer Berathung mit seinen Leuten, südlich zu wenden und nach Waigatsch zu schiffen. Auf der Fahrt abwärts machte er bei 71° nördlicher Breite die Bemerkung, daß er vermuthlich an einen Ort gekommen sei, wo Oliver Brunel*) schon vorher gewesen

*) Der Name Oliver Brunel kommt in den Berichten über die ersten Fahrten nach Nowaja Semlja so oft vor, und der Mann, der diesen Namen trägt, scheint einen so großen Einfluß auf die Entwickelung der Handelsverbindungen mit Rußland und die Entsendung von Entdeckungsexpeditionen nach dem nördlichen Eismeer gehabt zu haben, daß ich einige Worte, hauptsächlich nach S. Müllers Geschiedenis der Noordsche Compagnie, Utrecht 1874 S. 26. über sein Leben sagen will:

Oliver Brunel war in Brüssel geboren und reiste im Jahre 1565 auf einem russischen Schiffe von Kola nach Kolmogor, um das Russische zu erlernen und Kenntniß von den Handelsverhältnissen jener Gegenden zu erlangen. Die Engländer aber, welche natürlich jedem Eindringen in ihr neuentdecktes Handelsgebiet eifrigst entgegen zu arbeiten suchten, vermochten die Russen ihn mehre Jahre lang gefangen zu halten. Endlich ward er freigegeben oder richtiger: den reichen Handelsherren Jakow und Grigory Anikiew (Stroganow) über-

war, und den er Castinsark nannte — unverkennbar das heutige Kostin Schar, ein noch gebräuchlicher russischer Name für eine, die Insel Maschduschar von der Hauptinsel trennende Meerenge. Zu bemerken ist jedoch, daß auf älteren Karten Matotschkin Schar oft, mit einer Verdrehung des Wortes: Kostin Schar bezeichnet wird.

Südlich von „St. Laurens Bai"*) bei 70° ³/₄ fand Barents

---

lassen. In Folge dessen geschah es, daß Brunel an den commerciellen Fahrten welche von diesem Handlungshause — das durch die Eroberung Sibiriens eine welthistorische Bedeutung erhielt — sowol auf dem Land- als auf dem Seewege nach den Rußland nächstliegenden Theilen Asiens veranstaltet wurden, theilnahm, wodurch er das Eismeer und die Mündung des Flusses Ob kennen lernte. Durch Brunels Vermittlung wurde nachher direkte Verbindung zwischen den Niederländern und dem großen, in weiten Gebieten wenn auch nicht de jure so doch de facto souveränen Handelshause eingeleitet. Im Zusammenhange damit wirkte Brunel kräftig dahin, die Niederländische Seefahrt auf dem Weißen Meer ernstlich zu eröffnen, und dort eine niederländische Faktorei anzulegen, welche nicht auf der von den Engländern besetzten Roseninsel, sondern auf dem Platze etablirt wurde, wo heute Archangel liegt. Darauf nahm Brunel an den Vorarbeiten zu einer russischen Nordostfahrt, für welche schwedische Schiffbaumeister in Stroganows Dienste genommen wurden, Theil. Brunel selbst reiste zu Lande nach Holland, um Mannschaften zu werben. Kaum war er inzwischen in seiner Heimath angekommen, so änderte er seinen Plan und beschloß, daß sein eigenes Vaterland die Ehre und den Nutzen von dem Unternehmen haben solle. So kam der erste Versuch der Holländer, auf dem nordöstlichen Wege China und Japan zu erreichen zu Stande. Ueber diese Reise wissen wir übrigens nichts, als daß Brunel vergeblich durch Jugor Schar zu fahren versuchte, und daß sein mit Pelzwerk, Glimmerschiefer und Bergkrystall reich beladenes Schiff auf der Rückfahrt in der Petschoramündung verloren ging. (Beschryvinghe van der Samoyeden Landt in Tartarien etc. Amsterdam 1612 S. Mullers photolith. repr. 1878). Der Glimmer und Bergkrystall wurden sicherlich vom Ural geholt, da es brauchbare Glimmerschiefer und größere Bergkrystalle in der Petschoragegend nicht gibt. Darauf trat Brunel in dänische Dienste. Man weiß nämlich, daß ein Oliver Brunel unter der Regierung Friedrichs II. in Dänemark sich erbot, Grönland aufzusuchen, und zu diesem Behufe im Jahre 1583 das Recht erhielt, sich in Bergen niederzulassen und dort auf sechs Jahre Freiheit von Abgaben zu genießen. (Man vergleiche Grönlands historiske Mindesmärker. [Grönlands historische Denkmäler.] Kopenhagen 1838 Band III. Seite 666.

*) Wahrscheinlich die Sachanich-Bai der Russen.

am 21/11. August auf einer Landspitze ein Kreuz aufgestellt, und in dessen Nähe zwei hölzerne Häuser, den Rumpf eines russischen Schiffes und mehre Säcke Mehl nebst einigen Gräbern, dies Alles offenbar Verlassenschaften russischer Lachsfischer. Am 25/15. August kam er zur Insel Dolgoi, wo er die beiden anderen kurz vorher dort angekommenen Schiffe von Zeeland und Enkhuizen traf. Sämtliche vier Fahrzeuge segelten von dort nach Holland zurück, wo sie in der Hälfte des Septembers anlangten. Der Bericht über diese Reise schließt mit der Notiz, daß Barents ein auf dem Treibeise angetroffenes und erlegtes Walroß mitbrachte. Er entdeckte und durchforschte auf dieser Reise die bis dahin noch nie von westeuropäischen Seefahrern besuchten nördlichsten Regionen Novaja Semlja's.

Auch die beiden anderen Schiffe, welche zugleich mit Barents den Texel verlassen hatten, machten eine merkwürdige Reise, die von dem späterhin so weitgereisten, ausgezeichneten Seefahrer Jan Huygen van Linschoten besonders beschrieben ist.

Die Schiffe waren mit fünfzig Mann besetzt, worunter sich zwei Dolmetscher, ein Slawonier Christoffel Splindler und ein holländischer Handelsherr Fr. de la Dale, der lange Zeit in Rußland gelebt hatte, befanden. Lebensmittel wurden für nur acht Monate an Bord genommen. Anfangs begleiteten Nay und Tetgales Barents bis nach Kilduin, einer Insel, welche in Linschotens Werk abgebildet und ziemlich ausführlich beschrieben ist.

Am 12/2. Juli fuhren Nay und Tetgales von dort weiter nach der Insel Waigatsch. Drei Tage darauf trafen sie viel Treibeis an.

Am 31/21. Juli kam Waigatsch in Sicht. Man landete an einem mit zwei Kreuzen bezeichneten Vorgebirge und traf dort einen Eingeborenen, der ungefähr wie ein Lappländer von Kilduin gekleidet war und alsbald die Flucht ergriff. Andere mit Kreuzen bezeichnete Vorlandspitzen wurden nachher besucht, so wie Orte, an welchen Götzenbilder zu Hunderten aufgestellt waren. Linschoten war gleichfalls auf derselben Götzenanhöhe gelandet, welche auf der Fahrt der Vega besucht wurde. Es fanden sich daselbst drei- bis vierhundert Holzgötzen vor, welche nach Linschotens Beschreibung in ihrem Aeußern völlig mit denen die wir sahen, übereinstimmten. Sie waren, sagt er, so schlecht gemacht, daß man kaum errathen konnte, daß sie menschliche Gestalten repräsentiren sollten. Das Gesicht war sehr breit, die Nase langspitz, statt der Augen fanden sich

zwei Löcher und ein anderes Loch stellte den Mund vor. Fünf, sechs oder sieben Gesichter waren oft auf einem und demselben Stamm ausgeschnitten, „was vielleicht eine ganze Familie bezeichnen sollte". Viele russische Kreuze waren gleichfalls daselbst aufgestellt. Einige Tage später fand man an dem südlichen Strande des Sundes ein kleines mit Götzenbildern angefülltes Haus, die viel besser gemacht waren als die vorigen, mit Augen und Brustwarzen von Metall. Während die Holländer damit beschäftigt waren, die Göttersammlung zu untersuchen, fuhr ein Rennthierschlitten herbei, in welchem ein mit einem Bogen bewaffneter Mann saß. Als er die Fremden erblickte, schrie er laut auf, worauf ferner eine Menge Schlitten mit ungefähr dreizig Personen aus einem Thale hervorkamen und die Holländer zu umzingeln suchten. Diese flüchteten nun eilig in ihr Boot, und als sie vom Lande abstießen, schossen die Samojeden mit Pfeilen auf das Boot, ohne aber zu treffen. Dieser unblutige Streit ist, so weit man weiß, der einzige, der zwischen Eingeborenen und Nordostfahrern gekämpft wurde. Letztere sind also von der schweren Blutschuld frei, welche an den Meisten von Denjenigen haftet, die während des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts Entdeckungsreisen in südliche Gegenden machten.

Einige Tage später, am 10. August/31. Juli hatte man eine freundliche Zusammenkunft mit den Samojeden, welche den Holländern verschiedene ganz richtige Erläuterungen über die Beschaffenheit des Landes und Meeres gaben: „nach zehn bis zwölf Tagen würde man kein Eis mehr antreffen; der Sommer würde noch sechs bis sieben Wochen dauern." Nachdem die Holländer Alles erkundschaftet hatten, was sie von „diesen Barbaren, die größere Fertigkeit hatten, sich ihres Bogens zu bedienen als eines nautischen Gnomons, und einen viel sicherern Bescheid von ihrer Jagd als vom Fahrwasser zu geben vermochten, erfahren konnten, nahm man Abschied von einander. Als einer der Matrosen dabei in ein Horn stieß, erschraken die Wilden so gewaltig, daß sie sich alsbald auf die Flucht begaben; allein durch die Versicherung, daß der Ton des Hornes nur ein Freundschaftszeichen sei, kehrten sie wieder um und begrüßten vom Strande aus die Abfahrenden, indem sie sich mit entblößten Häuptern und kreuzweise gefalteten Händen bis zur Erde verneigten.

Am 11/1. August fuhr man, von Hoffnungen erfüllt, ins Karische Meer, oder, wie es von den Holländern genannt wurde, den „nörd-

lichen tatarischen Ocean“ ein. Bald stieß man jedoch auf Eis, weshalb man am 13/3 August Schutz unter der Mestni-Insel (Staten-Eiland) suchte. Hier fand man eine Art in Allem, nur nicht in der Härte, den Diamanten ähnliche Bergkrystalle, was der Einwirkung der Kälte zugeschrieben wird. Hier sah man gleichfalls Opferhügel und Götzenbilder, aber keine Häuser und keinen Wald.

Als Nay und Tetgales weiter fuhren, kamen sie an ein großes offenes Meer, und am 20/10. August glaubten sie sich vor der Mündung des Ob zu befinden.

Am 21/11. August beschloß man, heimzukehren, indem es als bewiesen angenommen wurde, daß man von dem erreichten Punkte aus das „Promontorium Tabin“ leicht umschiffen und so auf nordöstlichem Wege nach China gelangen könne.

Am 24/14. August fuhren Nay und Tetgales wieder durch Jugor Schar (Fretum Nassovicum) und nachdem sie Tags darauf bei drei kleineren, Mauritius, Oranien, Neu Walcheren genannten Inseln, Barents getroffen hatten, fuhren sie alle, in der festen Ueberzeugung, daß die Frage der Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt jetzt gelöst sei, (was aber nicht der Fall war), heim nach Holland.

Die zweite Reise der Holländer im Jahre 1595*). Nach der Rückkunft von der ersten Reise wurde ein Bericht über die gemachten Entdeckungen dem Prinzen Moritz von Oranien dem „Advocaten“ Hollands, Jan van Oldenbarnevelt und den übrigen vaterländischen Behörden erstattet. Diese wurden durch den Bericht von der wirklichen Auffindung des Seeweges nach China so fest überzeugt, daß sie alsbald Anstalten trafen, im kommenden Jahre eine Flotille von sieben Schiffen, nämlich zwei von Amsterdam zwei von Zeeland, zwei von Enkhuizen und eines von Rotterdam auszusenden, mit dem Auftrage, im Ernste die neue Handelsverbindung zu eröffnen.

Sechs von diesen Schiffen erhielten Ladungen von Waaren und baarem Gelde; das siebente sollte, wenn die Flotte durch den Waigatsch-Sund gesegelt war, mit den betreffenden Nachrichten heimkehren. Die große Ausrüstung nahm aber so viele Zeit in Anspruch, daß man erst am 12/2. Juli, die Reise antreten konnte. Am 22/12. August

---

*) Dieselbe ist sowol von de Veer wie von Linschoten in obengenannten Werken beschrieben.

kam Kegor auf der Halbinsel Ribatschni in Sicht, und erst am 29/19. August langte die Flotte in der Meerenge zwischen Waigatsch und dem Festlande an. Hier fand sich viel Eis vor.

Am 3. September/24. August traf man auf einige Russen, welche erzählten, daß der Winter sehr streng gewesen sei, daß aber das Eis in Bälde verschwinden und der Sommer noch sieben Wochen dauern würde. Sie berichteten ferner, daß das Land nördlich, das „Waigats“ genannt würde, eine auf der Nordseite von Nowaja Semlja getrennte Insel sei; daß es im Sommer von Eingeborenen besucht würde die sich zum Winter auf das feste Land zurückzögen; daß russische Fahrzeuge, welche Waaren geladen hatten, jährlich durch den Waigatsch-Sund, dem Ob vorüber, nach dem Flusse Gillissy (Jenisei) führen, wo sie den Winter zubrächten; daß die Anwohner des Jenisei griechisch-christlicher Religion wären u. A. m.

Am 10. September/31. August kam man südlich am Waigatsch-Sund mit Samojeden in Berührung. Ihr „König“ nahm die Holländer außerordentlich gastfrei und freundlich auf und berichtete: daß in drei bis vier Wochen Kälte eintreten würde, daß das Treibeis in gewissen Jahren gar nicht verschwinde; daß zur Winterszeit der ganze Sund nebst den Buchten und Baien gefroren seien, das Meer zu beiden Seiten jedoch nicht zufröre; daß jenseits des Ausflusses des Ob noch die Mündungen zweier anderer Flüsse wären, von denen der entferntere „Molconsay“ der nähere, oft von russischen Fahrzeugen besuchte, „Gillissy“ heiße; daß das Land auf der anderen Seite des Ob bis zu einer Landspitze, die gegen Nowaja Semlja hinausragte, fortlaufe; daß Leute von ihrem Stamm dort das Jahr über wohnten, und daß es hinter dieser Landspitze ein großes Meer gäbe, das sich längs der Tatarei nach warmen Gegenden hin erstrecke.*)

Als man in das Karische Meer einfuhr, stieß man auf vieles Eis, weshalb man vor der Insel Staten Eiland, wo man auf der früheren Reise Bergkrystalle gefunden hatte, Anker warf. Hier wurden zwei Mann auf die Art, die ich weiter oben beschrieben habe**), von einem

*) Diese merkwürdigen Angaben finden sich schon in Linschotens, im Jahre 1601 gedruckten Werke und können deshalb nicht untergeschoben sein. Sie zeigen dergestalt, daß das Taimurland von Samojeden bewohnt und daß die Geographie dieses Landes ihnen wohlbekannt war.

**) Siehe oben S. 87.

Bären getödtet. Von diesem Unfall verstimmt, und bange, die mit kostbaren Waaren befrachteten Schiffe gar zu spät dem vielen Eise das im Karischen Meer umtrieb, auszusetzen, beschlossen die Kommandirenden umzukehren. Die Flotte fuhr ohne weitere Abenteuer durch die Waigatsch-Enge, die am 25/15. September passirt wurde, nach Holland zurück.

Die dritte Reise der Holländer 1596—97*). Nach dem unglücklichen Ausgange der Reise im Jahre 1595, welche mit so großen Kosten ausgerüstet worden war, und auf die man so große Hoffnungen gesetzt hatte, wollten die Generalstaaten die nöthigen Mittel zu einer dritten Seefahrt nicht mehr hergeben, sondern setzten statt dessen eine hohe Belohnung**) für die Staaten oder Kaufleute aus, welche auf eigene Kosten ein Schiff aussenden würden, das auf dem angegebenen Wege nördlich um Asien bis China oder Japan***) vordränge. Dadurch aufgemuntert, rüsteten Amsterdamer Kaufleute zwei Schiffe aus, das eine unter Befehl von Willem Barents und Jakob van Heemskerk, das andere unter Jan Corneliuszoon Rijp. Die Mannschaft wurde sorgfältig ausgewählt, und man nahm vor-

*) Die Schilderung dieser Reise bildet den Hauptbestandtheil des obenerwähnten Werkes v. de Veer. Zweifelsohne haben die Erlebnisse während der Ueberwinterung, der ersten unter einem so hohen Grade nördlicher Breite, vor Allem dem de Veer'schen Werke die außerordentliche Gunst, die dasselbe im Publikum fand, zuwegegebracht, und dessen Uebersetzung in so viele Sprachen veranlaßt.

**) Diese Belohnung bestand, gemäß des amtlichen Schriftstückes in einer Summe von fünfundzwanzigtausend Gulden ein für alle Mal. Außerdem sollten die Unternehmer der Reise auf zwei Jahre die Freiheit für den Convoi der Güter genießen, die sie aus Holland nach China oder Japan transportiren möchten, so wie die Freiheit auf acht Jahre für die Waaren, welche sie aus China oder Japan nach Holland bringen würden. — Anm. d. Bearb.

***) Das Original hat hier (augenscheinlich durch einen lapsus calami): „hvilket på den angifna vägen norr om Asien framträngde till Asien och Kina": welches auf dem angegebenen Wege nördlich um Asien her bis nach Asien und China vordringen würde. Ich glaube der Absicht des berühmten schwedischen Verfassers nachgekommen zu sein, indem ich auf die Worte des officiellen holländischen Aktenstückes, welches ausdrücklich sagt: naer China off Japan zullen transporteren (nach China oder Japan bringen würden) gestützt, statt „Asien und China" hier „China oder Japan" setze. — Anmerk. d. Bearb.

zugsweise unverheirathete Leute, damit die Gedanken an Frau und Kind der Kühnheit der Theilnehmer an der Fahrt nicht Fesseln anlegen, und sie verleiten möge, vor der Zeit heimzukehren.

Am 20/10. Mai verließen diese Schiffe Amsterdam. Am 14/4. Juni sahen sie bei 71° nördlicher Breite einige prachtvolle Nebensonnen, von denen sich in de Veer's Werk und in Blavii Atlas Major Abbildungen befinden.

Am 15/5. Juni rief Einer von der Mannschaft vom Deck, daß er weiße Schwäne sehe; bei näherer Betrachtung jedoch zeigte es sich, daß es große Eisblöcke waren, die am Rande des Treibeisfeldes umherschwammen*). Am 19/9. Juni entdeckten sie nördlich vom Nordkap eine neue, bei 74° 30′ nördlicher Breite liegende Insel. Ein großer Bär wurde daselbst erlegt, weshalb die Insel den Namen „Bäreninsel" erhielt. Am 29/19. Juni kamen sie bei 80° n. Br. zu einem anderen, vorher unbekannten Lande, welches ihrer Ansicht nach mit Grönland zusammenhing. Es war dies eigentlich die große Inselgruppe, welche nachher den Namen „Spitzbergen" erhielt. Man fand dort auf einem kleinen Werder Eier von einer Gänsegattung „Rottgans"**) geheißen, welche jedes Jahr in großen Schwärmen nach Holland kommt, deren Nisteplatz man früher nicht gekannt hatte. Bei dieser Gelegenheit sagt de Veer, es sei endlich bewiesen, daß diese Gans nicht, wie man bisher angenommen hatte, in Schottland sich auf die Weise fortpflanze, daß das Weibchen seine Eier von den

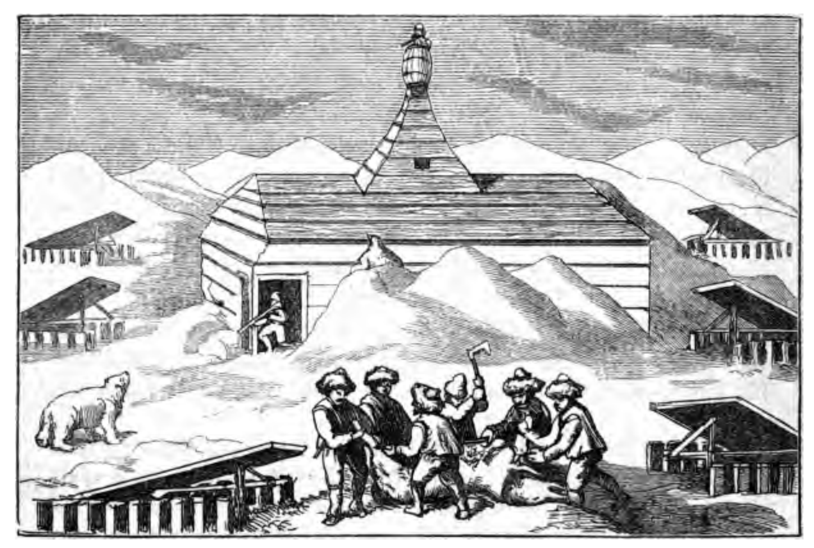
*) Jeder Eismeerbefahrer ist wol manchmal in einen ähnlichen Irrthum verfallen. So z. B. glaubte im Jahre 1861 eine Bootsgesellschaft, bei der auch ich mich befand, deutlich Seeleute in Südwestern***) und weißen Hemdärmeln ein Wachtmal auf einer dem Anschein nach ganz nah gelegenen Landspitze errichten zu sehen. Es stellte sich heraus, daß der Wachtbau ein sehr entlegener Berg war; die Hemdärmel machten Schneefelder aus, die Südwester waren von Felsspitzen gebildet, und die Bewegung war durch das Wogen der Luftschichten entstanden.

**) Zuverlässig die an der Westküste Spitzbergens allgemeine Bernikelgans (anser Bernicla). Der holländische Name darf weder, wie mehre Engländer gethan haben, mit „Rothgans" übersetzt noch mit Rotges (s. S. 28). verwechselt worden. (Rotgans ist die Rott- oder wilde Gans. — Anmerk. d. Bearb.)

***) Der Hut mit einer Rückenklappe, dessen sich die Seeleute zum Schutz gegen heftige Regengüsse bedienen. — Anmerk. d. Bearb.

das Wasser überhangenden Baumzweigen hinablegt, so daß das Ei auf der Oberfläche der Wassers zerschellt und das neu ausgekrochene Junge sogleich herumschwimmt.

Nachdem man vergeblich versucht hatte, von Norden her um Spitzbergen herumzuschiffen, fuhr man in südlicher Richtung längs seiner Westküste und kam am 11/1. Juli wieder auf der Bären-Insel an. Hier trennten sich die Schiffe; Barents fuhr in östlicher Richtung nach Nowaja Semlja zu, Rijp aber gegen Norden nach der Ostküste von Spitzbergen. Am 27/17. Juli erreichte Barents die



Das Aeußere von Barents Haus.

Westküste von Nowaja Semlja bei 73° 20′ nördlicher Breite. Am 30/20. Juli konnte man des Eises wegen, das noch dicht bis an das Ufer hin lag, nicht weiter kommen. Während des Aufenthalts daselbst bestand man eine Menge Kämpfe mit Bären, die aber alle einen glücklichen Ausgang hatten. In Folge der durch das Eis zuwegegebrachten Hindernisse ging es nun nur äußerst langsam vorwärts, so daß man erst am 25/15. August die Oranien-Inseln erreichte. Tags darauf erstiegen mehre von der Mannschaft einen hohen Berg, von welchem sie offenes Wasser auf der anderen Seite der

Insel sahen. Froh eilten die Bergkletterer zum Schiffe zurück, um Barents die wichtige Nachricht mitzutheilen. Dieser that nun alles Mögliche, um bei der Nordspitze von Nowaja Semlja vorbeizukommen. Dies gelang, und am 31/21. August erreichte er mit vielen Schwierigkeiten einen, ungefähr 76° nördlicher Breite gelegenen Hafen, aber alle Versuche, von da aus östlich zu fahren, waren vergeblich. Endlich beschloß Barents, am 4. September/25. August nach Holland zurückzukehren.



Das Innere von Barents Haus.

Jetzt war es aber zu spät. Der Hafen war von Treibeis gesperrt, das in beständiger Bewegung war, mehrmals das Schiff hoch hinauf zwischen die Eisblöcke schob und schließlich das Steuer ganz und gar zermalmte. Man sah jetzt, daß es nothwendig würde zu überwintern, weshalb denn die nöthigen Waffen, Hausgeräthschaften und Lebensmittel ans Land geschafft und Leute ausgeschickt wurden, die umliegende Gegend zu untersuchen. Es zeigten sich Rennthierspuren, und, was noch wichtiger war, man entdeckte am Strande

große Baumstämme mit daran hangenden Wurzeln, so wie anderes Holz, das mit den Meeresströmungen an diese fast gänzlich unbewaldete Gegend angetrieben worden war. Das Treibholz wurde zu großen Haufen aufgestapelt, damit es nicht während des Winters unter dem Schnee begraben würde. Man suchte einen Platz zu einem Hause aus, und begann Bauholz zur Stelle zu schleppen. Fast täglich jagte man Bären, die sehr frech waren und zuweilen an Bord des Schiffes kamen. Am 15/5. October trieb alles Eis, so weit das Auge reichen konnte, fort; das Schiff aber lag fortwährend unbeweglich auf seinem Grundeis festgeklemmt. Um dieses schloß sich das Eis wieder, um von Neuem auf größere oder geringere Entfernung vom Strande aufzugehen. Noch am 18/8. März schien das Meer, eine Strecke weit, vollständig frei von Eis.

Am 31/21. Oktober begann die Mannschaft in das Haus einzuziehen, wo man dann den Winter von 1596 zu 1597 unter vielen Leiden, Gefahren, Schwierigkeiten und Entbehrungen, die in de Veers Werk geschildert werden, hinbrachte. Die Mannschaft verlor aber nie den Muth, was sicher hauptsächlich dazu beitrug, daß die Meisten von ihnen gerettet wurden. Das Haus wurde an der nordöstlichen Seite von Nowaja Semlja, am Strande von Barents' Eishafen, aufgeführt. Es stand weit nördlicher als irgend ein anderer Ort, wo Menschen früher einen Winter zugebracht hatten. Das Land und dessen Thierleben waren unbekannt, die hart zugefrorene, beinahe bergfeste und dennoch in beständiger Bewegung befindliche Eisdecke, von der das Meer gefesselt war, — etwas ganz Neues eben so wie die Wirkungen, welche eine langdauernde strenge Kälte auf lebendige und todte Gegenstände hervorbringt. Ehe der Versuch gemacht worden war, hatte man nicht einmal die Gewißheit, ob Menschen wirklich die strenge Kälte des höchsten Nordens und eine drei bis vier Monate dauernde Winternacht aushalten könnten.

Am 14/4. November verschwand die Sonne, kam aber am 3. Februar/24. Januar wieder zum Vorschein. Die Bären verschwanden und kehrten mit der Sonne zurück. Statt ihrer kamen während der Winternacht Füchse zur Wohnung und wurden in Massen zur Nahrung gefangen, viele sogar auf dem Hausdache. Um sich die Zeit zu vertreiben und den Muth aufrecht zu erhalten, stellte man mitunter Gastereien an, wo die muntere Laune das ersetzen mußte, was an der Bewirthung abging. Nach der Wiederkehr

der Sonne wurden die Bären wieder sehr zudringlich, so daß man mit ihnen eine Menge Jagdabenteuer zu bestehen hatte, die aber doch sämtlich glücklich abliefen. Einzelne Bären richteten sich in dem von der Mannschaft verlassenen Schiffe häuslich ein, warfen Alles durcheinander und erbrachen die von tiefem Schnee bedeckte Küchenluke. Ein Versuch Bärenleber zu essen hatte die Folge, daß Die, welche davon aßen, sehr schwer erkrankten, und nach der Genesung ihnen die Haut über den ganzen Körper abschilferte. Als man einmal bei starker Kälte mit Steinkohlen heizte, um die Stube zu wärmen, war es nahe daran, daß die Leute samt und sonders umgekommen wären. Zuweilen, wie zum Beispiel: am 25/15. Februar, hatte sich vor der Thüre draußen so viel Schnee aufgehäuft, daß man gezwungen war durch den Schorstein hinauszukriechen. Der Gesundheit wegen nahm man öfters Dampfbäder in einer, eigens zu diesem Behufe in einen Dampfschrank verwandelten Tonne.

Am 7. Mai/27. April wurde das erste Vögelchen erblickt; am 25/15. Mai erklärte Barents, daß man, wenn das Schiff nicht vor Ausgang des Monats loskäme, in Böten heimkehren würde, die dazu sogleich in Bereitschaft gestellt wurden. Dies war aber mit großen Schwierigkeiten verbunden, da der größte Theil der Mannschaft im Laufe des Winters, offenbar durch den Skorbut, außerordentlich geschwächt war. Nachdem die Ausrüstung der Böte beendet war, und sie ausreichend Proviant eingenommen hatten, reiste man endlich am 23/13. Juni ab.

Ein Mann war am 6. Februar/27. Januar gestorben. Zu Anfang der Fahrt in den Böten war Barents selbst sehr krank und sieben Tage darauf, am 30/20. Juni, 1597 starb er, während man, durch Treibeis genöthigt, auf einer größeren Eisscholle, weilte. Am nämlichen Tage starb auch einer von der Mannschaft und am 15/5. Juli noch ein anderer.

Am 7. August/28. Juli begegneten den heimkehrenden Eismeerbefahrern an der St. Lorenz-Bai zwei mit russischen Fischjägern bemannte Schiffe. Mit diesen hatten die holländischen Seeleute im vorhergehenden Jahre Bekanntschaft gemacht, und wurden von ihnen außerordentlich freundlich und theilnahmevoll aufgenommen. Sie setzten jedenfalls die Fahrt in ihren kleinen offenen Böten fort, und gelangten sämtlich in bestem Wohlsein und guten Muthes nach Kola, wo ihnen zu Ehren von den Einwohnern Festlichkeiten ver-

anstaltet wurden. Noch größere Freude machte es ihnen, daß sie hier Jan Corneliszoon Rijp trafen, von dem sie sich im vorigen Jahre bei Bären-Eiland getrennt hatten, und von dessen Reise man nur weiß, daß er damals beabsichtigte, die Ostküste Spitzbergens entlang zu fahren, und daß er, da dies für unmöglich befunden wurde, im nämlichen Herbste zur Heimath zurückkehrte.

Nachdem die beiden Böte, in denen Barents' Begleiter unter so vielen Gefahren und Widerwärtigkeiten vom Winterhafen nach Russisch Lappland geschifft waren, im Kaufhause von Kola als ein Monument an die Fahrt zurückgelassen worden waren — das erste Denkmal an eine Polarfahrt wurde also zuerst in Kola errichtet! — gingen sie an Bord von Rijps Schiff, und mit demselben nach Holland, wo sie am 8. November/29. Oktober ankamen. Sechszehn Mann hatten mit Barents Holland verlassen, zwölf kehrten wohlbehalten in die Heimat zurück und unter diesen Jacob van Heemskerk, ein Mann, der während der ganzen Reise eine hervorragende Rolle gespielt hatte, und später noch lange genug lebte um die Zeit zu sehen, wo sich die Holländer zur See mit den Spaniern messen konnten. Er fiel nämlich als Befehlshaber der holländischen Flotte, welche am fünfundzwanzigsten April 1607 die spanische bei Gibraltar in den Grund bohrte.

Auf Barents' dritter Reise wurden Bären-Eiland und Spitzbergen entdeckt, und man lernte dadurch zuerst die Naturverhältnisse in hochnördlichen Gegenden während des Winters kennen. Dagegen scheint der unglückliche Ausgang der von Holland ausgerüsteten Seefahrten von weiteren Versuchen, einen nordöstlichen Handelsweg nach China und Japan aufzufinden, ganz und gar abgeschreckt zu haben, und wurde dieser Weg nunmehr auch weniger nothwendig, seitdem Houtman mit der ersten holländischen Flotte von Ostindien, in demselben Jahre als Barents', Begleiter von ihrer Ueberwinterung zurückkehrten, wiedergekommen war. Die Sache wurde deshalb erst in diesem Jahrhundert wieder aufgenommen, obgleich es in der Zwischenzeit nicht gänzlich an Versuchen fehlte dieselbe zu erledigen, die aber nur einer flüchtigen Besprechung werth sind.

1608. Henry Hudson erwarb seine Lorbeeren westlich vom Atlantischen Ocean, die ihm für immer einen so hervorragenden Platz in der Geschichte der Seefahrten verliehen, und jenes Meer ward auch sein Grab. Nach Osten zu aber kam er niemals so weit wie seine

Vorgänger, und mag nur erwähnt werden, daß auf seiner Reise nach Nowaja Semlja Zwei von der Bemannung am Morgen des 25/15. Juni 1608 bei 75° nördlicher Breite eine Seejungfer sahen. Hierüber theilt das Schiffsjournal Folgendes mit: „An diesem Morgen erblickte Einer von der Mannschaft, als er über den Dahlbord sah, eine Seejungfer. Später kam noch einer der Kameraden auf seinen Ruf herauf. Sie war dicht zur Seite des Schiffs, indem sie die Männer ernst ansah. Gleich darauf wurde sie von einer Welle umgeworfen. Vom Nabel aufwärts waren ihr Rücken und ihre Brüste denen eines Weibes gleich. Ihr Körper hatte die Größe eines Menschen, ihre Haut war sehr weiß, und langes schwarzes Haar hing ihr über den Rücken hinab. Als sie untertauchte, sahen Jene ihren Schweif, der dem eines Delphins glich und wie der einer Makrele gesprenkelt war. Die Namen der Männer, die sie sahen, waren: Thomas Hiller und Robert Rayner.“ *) Vermuthlich war es eine neugierige Robbe, welche diesmal den Anstoß zum Auftauchen der alten Seemannserzählung gab.

Im Jahre 1653**) wurde eine dänische Expedition nach Nordosten abgeschickt, die hauptsächlich durch den Bericht de la Martinière's merkwürdig ist. Dieser Mann machte die Reise als Chirurg mit, und seine, zuerst im Jahre 1671 in Paris erschienene Schrift heißt: „voyage des Pais septentrionaux; Dans lequel se void les moeurs, manière de vivre et superstitions des Norweguiens, Lappons, Kiloppes, Borandiens, Syberiens, Samojedes, Zembliens et Islandois, enrichi de plusieurs figures“***).

Dieses Werk hat später eine außerordentliche große Verbreitung gefunden†), sicherlich in Folge der leichten, von dem gewöhnlichen

---

*) Man vgl. hiermit meine Anmerkung 2 (im dritten Kapitel S. 100) zu einem Citat aus dem Werke Konungs skuggsjá. — Anmerk. d. Bearb.

**) Die Jahreszahl wird von F. v. Adelung (kritisch-literarische Uebersicht u. s. w.) unrichtig mit 1647 angegeben.

***) d. i. Reise in die nördlichen Länder, aus welcher man sieht: Sitten, Lebensart, Aberglauben der Norweger, Lappländer, Kiloppen (wol Dikilappen oder wilde Lappen s. oben S. 35), Borandier, Sibirier, Samojeden, Zembler, (Bewohner von Nowaja Semlja) und Isländer, mit mehren Figuren, illustrirt. — Anmerk. d. Bearb.

†) Folgende Ausgaben werden angeführt: vier französische, Paris 1671, 1672, 1676 und Amsterdam 1708; sechs deutsche, Hamburg 1675, Leipzig 1703,

trockenen Schiffsjournalstyl abweichenden Schreibart Martinière's und der Menge wunderbarer Geschichten, die er ohne die geringste Rücksicht auf Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit erdichtet. Er ist der Münchhausen der Nordostfahrten. So erzählt er z. B., alle norwegischen Bauern seien Sklaven der Adligen, die auf ihren Gütern souverän gebieten, ihre Untergebenen tyrannisiren, und gerne reisen. Die Elke (Elenthiere) sollen an der fallenden Sucht leiden und dabei in Krämpfen zusammenstürzen, woher sie auch den Namen „Elend“ (-Thiere) hätten. Die Matrosen — so wird in dem Buche erzählt — haben an der Nordküste von Norwegen für zehn Kronen und ein Skolpfund*) Tabak von den dort ansässigen Lappländern, welche sämtlich Zauberer waren, drei Windknoten gekauft**). Als der erste Knoten gelöst ward, hatte man leichte Brise, der zweite verursachte einen lebhaften Wind, und der Dritte einen Sturm, bei dem das Schiff beinahe verloren gegangen wäre.***) Nowaja Semlja soll, so wird behauptet, von einem besonderen Volk, den Sembliern bewohnt sein, aus welchem zwei Individuen gefangen und nach Kopenhagen gebracht wurden. De la Martinière erhielt auch den Kopf eines mit vieler Mühe harpunirten Walrosses; das Thier ist als ein Fisch mit einem langen Horn an der Stirn abgezeichnet. Als

---

1706, 1710, 1711 und 1718; eine lateinische, Glückstadt 1675; zwei holländische, Amsterdam 1681 und 1685; eine italiänische, abgedruckt in Conte Aurelio degli Anzi: il genio vagante, Parma 1691; zwei englische, die eine im Separatabdruck 1706, und die andere in Harris Navigantium et Itinerantium Bibliotheca, dritte Auflage London 1744—48, Theil II. Seite 457.

*) Der zwanzigste Theil eines Liespfundes. — Anmerk. d. Bearb.

**) Diese Knoten gehören zu den Exestem (d. i. Zaubermitteln), welche von den Nåite's (Zauberern) verkauft werden; die Knoten sitzen an einem windbringenden Riemen, und die im Text erwähnten verschiedenen Winde werden dadurch hervorgerufen, daß man einen der Knoten, den die Schiffer eben brauchen wollen, auflöst. Der Gott, der über diese Winde und Stürme zu gebieten hat, ist: Piäggen (oder Piägges), Ålma. Uebrigens ist dieser Aberglauben auch in Deutschland nicht fremd, und unsere Matrosen kennen ebenfalls den „windmachenden Finnen.“ — Anmerk. d. Bearb.

***) Die Geschichte von den Windknoten ist dem Buche des Olaus Magnus De gentibus septentrionalibus, Roma 1555 p. 119 entnommen. Es gibt sogar eine Abbildung dieser Knoten.

eine Probe der Vögel auf Nowaja Semlja ist ein Pinguin*) abgezeichnet und beschrieben, und das Buch schließt mit einer Berichtigung der Karte der Polarländer. Ich führe diese Ungereimtheiten nur deshalb an, weil de la Martinières Reisebeschreibung einen nicht geringen Einfluß auf ältere Schriften über die arktischen Gegenden gehabt hatte.

Eine besonders erschienene, sehr seltene Brochüre, deren Inhalt durch den langen und eigenthümlichen Titel wie folgt angegeben wird:

„Eine kurze Abhandlung von der Passage über den Nordpol nach Japan und China u. s. w. besprochen von drei Sachkundigen; und Antworten auf alle Einwürfe, welche gegen eine Passage auf diesem Wege vorgebracht werden können, wie: Erstens durch eine Seefahrt von Amsterdam nach dem Nordpol und zwei Grad über denselben hinaus. Zweitens, durch eine Fahrt von Japan aus zum Nordpol. Drittens durch einen vom Zar von Moskau angestellten Versuch, woraus erhellt, daß nordwärts von Nova Zembla freie und offene See bis Japan, China u. s. w. ist; mit einer Karte aller entdeckten Länder zunächst vom Pol, von J. Moxon, Hydrographen Se. erhabenen Majestät London 1674.“

enthält folgende bemerkenswerthe Stelle:

„Als ich vor ungefähr zweiundzwanzig Jahren in Amsterdam war, ging ich in ein Schenklokal um meinen Durst mit einem Glase Bier zu löschen. Während ich in dieser Absicht an dem gemeinsamen Kaminfeuer saß, trat unter vielen anderen Personen ein Seemann ein. Als dieser einen seiner, beim grönländischen Walfang beschäftigten Freunde hier traf, sprach er seine Verwunderung darüber aus (es war nämlich die Zeit der Heimkehr für die grönländische Flotte noch nicht gekommen) und fragte, welches Geschäft ihn so früh heimgeführt hätte? Der Freund (Steuermann an Bord eines Grönlandfahrers) antwortete ihm, daß sein Schiff im Sommer nicht auf den Fang ausgegangen sei, sondern nur den Auftrag gehabt habe, den Fang der übrigen Flotte abzuholen und auf einen zeitpassenden Markt zu bringen. Aber — fuhr er fort — ehe die Flotte hinreichend Fische zu einer Ladung für uns gefangen hatte, fuhren wir in Gemäßheit des Auftrags abseiten der

*) die Fettgans.

grönländischen Compagnie nach dem Nordpol hin und zurück. — Da sein Bericht etwas Neues für mich war, begann ich mit ihm zu plaudern und die Wahrheit des von ihm Gesagten anzuzweifeln. Er versicherte mir aber, daß es wahr sei, daß das Schiff in Amsterdam liege, und daß viele der Matrosen die Uebereinstimmung seiner Angabe mit der Wahrheit bezeugen könnten. Er war sogar zwei Grad jenseits des Pols gewesen; es fand sich dort kein Eis vor und das Wetter war so schön und warm wie in Amsterdam zur Sommerzeit*)."

Zu diesen Berichten kamen noch: verschiedene von Wood selbst (der im J. 1676 eine resultatlose Reise im Auftrage des Königs James II. unternommen hatte) gesammelte Beiträge zur Lösung der Frage, so wie ein Bericht von Kapitän Goulden, der dreizig Reisen nach Spitzbergen gemacht hatte, daß zwei Holländer östlich von dieser Inselgruppe bis 89° nördlicher Breite vorgedrungen waren; ferner die Wahrnehmung, daß auf Korea Wale gefangen wurden, in deren Haut europäische Harpunen staken**) und daß Treibholz mit See-

*) In späteren Zeiten waren die Walfänger hinsichtlich ihrer Angaben über das Gelangen zu hohen, nördlichen Breitegraden bei weitem anspruchsloser. Ein Holländer, der zweiundzwanzig Jahre auf den Walfang gereist war, erzählte z. B. im Jahre 1766 bei einem zufälligen Zusammentreffen mit Tschitschagow im Belsound unter anderem, daß er selbst einmal auf 81° gewesen war, aber gehört hatte, daß andere Walfänger bei 83° gewesen wären und Land jenseits des Eises gesehen hätten. Nur ein einziges Mal hatte er von Weitem die Ostküste von Grönland bei 75° nördlicher Breite gesehen („Herrn von Tschitschagow's, Russisch-kaiserlichen Admirals Reise nach dem Eismeer," St. Petersburg 1793 Seite 83). Auch holländische Schiffer, die zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts bis 82° nördlich von Spitzbergen vordrangen, sagten aus, daß sie von dort aus Land gegen Norden gesehen hatten (Muller, Geschiedenis der Noordsche Compagnie, S. 180).

**) Witsen erzählt (S. 43), daß er mit einem holländischen Seemann, Namens Benedictus Klerk, gesprochen habe, der früher auf Grönlandsfahrern gedient hatte und dann auf Korea in Gefangenschaft gerathen war. Dieser habe versichert, daß er in Walen, die an den Küsten dieses Landes erlegt worden waren, holländische Harpunen gefunden hätte. Die Holländer trieben den Walfischfang damals nur in den nördlichen Theilen des Atlantischen Oceans. Der Fund zeigt also, daß die Walfische von einem Ocean zum andern schwimmen können. Da man weiß, daß dieses kolossale Eismeerthier nicht von dem einen Eismeer zum anderen jenseits des Aequators schwimmt,

würmern an den Küsten der Eismeerländer angetroffen wurde u. s. w.*)

Wood ließ, nach diesem Fehlschlagen, von den Ansichten, die er früher verfochten hatte, ab, indem er erklärte, daß die Berichte, auf welchen dieselben gegründet waren, eitel Lug und Trug gewesen seien. Der Glaube an ein mitunter beschiffbares Polarmeer wurde aber nicht aufgegeben. Dieser Glaube ist seitdem von Männern wie wie D. Barrington**), F. von Wrangel, Aug. Petermann***) u. a. m. vertheidigt worden. Ebenso wie fast alle heutigen Polarfahrer war ich lange Zeit einer entgegengesetzten Ansicht gewesen, d. h. ich hatte geglaubt, daß das Polarmeer beständig von undurchdringlichen gesprengten oder zusammenhangenden Eismassen bedeckt sei; später aber war ich auf andere Gedanken gekommen, nachdem ich während zweier Ueberwinterungen — das eine Mal bei 79° 53′ d. h. dem Pole näher als sonst Jemand in der Alten Welt, das andere Mal in der Nähe des Kältepols Asiens — gesehen

---

so muß die genannte Wahrnehmung als besonders wichtig betrachtet werden, ganz besonders aber zu einer Zeit, da die Frage, in wieweit Asien und Amerika jenseits des Pols zusammenhangen, noch nicht entschieden war. Witsen rechnet auch (S. 900) mehre Fälle her, wo man steinerne Harpunen in der Haut von Walen fand, die im nördlichen Weltmeer gefangen worden waren. Diese Harpunen konnten jedoch auch ebenso gut von wilden, mit Eisen unbekannten Völkerstämmen an der Davis-Straße wie von Leuten, die am nördlichen Theile des Stillen Meeres seßhaft waren, herrühren. Auch bei Kamtschatka hat man, lange bevor der Walfang abseiten der Europäer im Beringsmeer began n, in Walfischen Harpunen mit lateinischen Buchstaben gezeichnet, gefunden (Steller, „Beschreibung von dem Lande Kamtschatka", Frankfurt und Leipzig 1774 Seite 102).

*) Die Beschreibung der Reise Wood's ward 1694 in London von den Buchdruckern der Royal Society, Smith & Walford gedruckt (nach Angabe von Barrington: The possibility of approaching the North-Pole asserted, 2. edition, London 1818, S. 34 d. i. (die Möglichkeit zum Nordpol zu gelangen bestätigt. Zweite Auflage). Ich hatte nur Gelegenheit, Auszüge dieser Reisebeschreibung bei Harris u. A. zu sehen.

**) Ueber diese Sache hat Barrington eine Menge Artikel veröffentlicht, die in der oben erwähnten Schrift, von der zwei Auflagen erschienen, zusammengestellt sind.

***) In den Mittheilungen 1855—79 an mehren Stellen.

hatte, daß das Meer, außer unmittelbar nah dem Lande, nicht vollständig zufriert. Daraus folgere ich, daß das Meer kaum jemals zu einer bedeutenderen Tiefe und weit vom Lande ab auf die Dauer zufriert*). In solchem Fall ist nichts Ungereimtes in den alten Nachrichten, und was einmal geschehen ist, dürfte auch wol wieder geschehen können.

Wie es sich hiermit nun auch verhalten möge, so ist doch so viel gewiß, daß der schmähliche Ausgang der Fahrt Woods von allen neuen Unternehmungen in dieser Richtung so vollkommen abschreckte, daß fast zwei Jahrhunderte verflossen, ehe wieder eine Expedition mit der bestimmt ausgesprochenen, obgleich späterhin wieder in Abrede gestellten Aufgabe, eine Nordostdurchfahrt zu bewerkstelligen, zu Stande kam. Es war die berühmte österreichische Expedition unter Payer und Weyprecht 1872—74, bei der man allerdings nicht weit nach Osten vordringen konnte, die aber doch jedenfalls durch die Entdeckung von Franz-Josephs-Land und eine Menge werthvoller Untersuchungen in Beziehung auf die Naturverhältnisse der Polarländer Epoche

*) Daß dünnere Eisschichten sich bei klarem und stillem Wetter auch auf offener See und über großen Meerestiefen bilden, wurde mehrmals auf der Reise des Jahres 1868 beobachtet. Wenn man aber bedenkt, daß das Salzwasser kein über dem Gefrierpunkt befindliches Dichtigkeitsmaximum hat, daß Eis ein schlechter Wärmeleiter ist, und daß das helle, frisch gebildete Eis bald mit einer Schneelage bedeckt wird, welche die Ausstrahlung verhindert, so erscheint es mir nicht besonders wahrscheinlich, daß die Eisdecke auf tiefen, offen liegenden Stellen so dick werden kann, daß sie nicht schon von einem mäßigen Sturm zerrissen würde. Selbst der seichte Hafen an der Mosselbai fror dauernd erst zu Anfang des Februar zu, und während der letzten Tage des Januars war der Wellenschlag so stark, daß alle drei Schiffe der schwedischen Expedition beinahe Schiffbruch gelitten hätten, und zwar in Folge gewaltigen Wellenschlages beim achtzigsten Breitegrad am Schlusse des Januars! Das Meer mußte da also sehr lange Zeit gegen Nordwest offen gewesen sein. An der Westküste von Spitzbergen soll das Meer, so weit das Auge vom Lande aus reichen konnte, selten vollständig gefroren sein. Auch in Barents' Winterhafen bei Nowaja Semlja's Nordostküste blieb das Meer oft während der kältesten Jahreszeit mehr oder minder frei von Eis, und Hudsons Auslassung, „daß es nicht zum Verwundern ist, wenn der Schiffer auf dem nördlichen Weltmeer so viel Eis antrifft, da sich so viele Meerengen und Buchten auf Spitzbergen finden", beweist, daß auch er an feine Eisbildung in der offenen See glaubte.

machte. Diese Expedition ist durch zahlreiche, in den letzten Jahren veröffentlichte Schriften und vor Allem durch Payers lebendige Reisebeschreibung so wohlbekannt, daß ich mich hier über dieselbe nicht breiter aufzuhalten brauche.

Sechstes Kapitel.

Die Nordostfahrten der Russen und Norweger. — Rodiwan Iwanow 1690. — Die große nordische Expedition 1734—37. — Nowaja Semlja's vermeintlicher Reichthum an Metallen. — Juschkow 1775. — Sawwa Loschkin 1760. — Roßmuislow 1768. — Lasarew 1819. — Lütke 1821 bis 24. — Iwanow 1822—28. — Pachtussow 1832—35. — von Baer 1837. — Ziwolka und Moisssejew 1828—39. — von Krusenstern 1860, 1861 — Die Entstehung und Geschichte des Fangs im Eismeer. — Carlsen 1868. — Eduard Johannesen 1869, 1870. — Alve, Mack und Qvale 1870. — Mack 1871. — Auffindung der Ueberbleibsel von Barents' Ueberwinterung. — Tobiesens Ueberwinterung 1872—73. — Die schwedischen Expeditionen 1875 und 1876. — Wiggins 1876. — Spätere Reisen nach und vom Jenisei.

Aus dem, was ich weiter oben gesagt habe, geht hervor, daß die Küstenbevölkerung des nördlichen Rußlands lange vor den Engländern und Holländern lebhafte Schifffahrt auf dem Eismeer betrieben, und daß oft Handelsfahrten vom Weißen Meer und der Petschora nach dem Ob und Jenisei, mitunter ganz und gar zur See rund um Jalmal, am öftesten aber nur theilweise zur See, im übrigen Theil vermittelst Transports zu Lande über die genannte Halbinsel unternommen wurden. In letzterem Falle verfuhr man wie folgt: zuerst fuhr man durch die Meerenge von Jugor und über den südlichen Theil des Karischen Meeres bis zur Mündung eines, auf Jalmal sich ergießenden Flusses, Namens Mutnaja; darauf ruderte oder taute man die Böte den Fluß hinauf und über zwei Seeen zu einem, dreihundert und fünfzig Meter breiten Bergplateau, das auf Jalmal die Wasserscheide zwischen den nach Westen und den nach Osten laufenden Flüssen bildet; über diesen Bergrücken wurden Waaren und Böte zu einem anderen, Selennoe genannten

See geschleppt, von welchem man schließlich den Transport zu Wasser den Fluß Selennaja hinab bis zur Ob-Bucht benutzte*).

In der zweiten Auflage von Witsens großem Werk findet man nämlich (Seite 913) den Bericht von einer unglücklichen, des Fanges wegen gemachten Fahrt ins Karische Meer, welche im Jahr 1690 d. h. zu einer Zeit, da die Seereisen zwischen dem Weißen Meer und Ob-Jenisei schon nahe daran waren aufzuhören, unternommen worden war. Der Bericht ist von Witsen nach der mündlichen Mittheilung eines der Schiffbrüchigen Rodiwan Iwanow, der mehre Jahre Steuermann auf einem zum Robbenfang auf Nowaja Semlja und der Insel Waigatsch benützten russischen Schiffe gewesen war, niedergeschrieben.

Im Jahre 1690 am 11/1. September litt dieser Rodiwan Iwanow mit zwei Fahrzeugen an der, wahrscheinlich im südlichen Theile des Karischen Meers liegenden Insel „Serapoia Koska" (Serapows Bank) Schiffbruch. Das Eis thürmte sich daselbst im Winter mit solchem Getöse zu hohen Haufen auf, daß „man glaubte die Welt solle untergehen", und bei Hochfluth mit starkem Wind stand die ganze Insel bis auf einige Bergkuppen unter Wasser. Auf einer dieser Kuppen wurde ein, aus (mit Blut und Haaren von Seehunden und Walrossen zusammengeknetetem) Lehm bestehendes Winterhaus erbaut. Diese Mischung wurde zu einer festen harten Masse, von welcher, mit Benutzung der vom Schiffe entnommenen Bretter

*) Man vergl.: The names of the places that the Russes sayle by, from Pechorskoie Zauorot to Mongozey (Purchas III. s. 539). — The voyage of Master Josiah Logan to Pechora, and his wintering there with Master William Pursglove and Marmaduke Wilson. Anno 1611. (citirte Stelle S. 541.) — Extracts taken out of two Letters of Josias Logan from Pechora, to Master Hakluyt, Prebend of Westminster (citirte Stelle S. 546). Other obseruations of the sayd William Pursglove (cit. St. S. 550). — (Die Namen der Orte, welche die Russen ansegeln, von Petschorskoie Saworot nach Mongosei. — Die Reise von Josias Logan nach Petschora und seine Ueberwinterung daselbst mit William Pursglove und Marmaduke Wilson im Jahre 1611. — Auszüge aus zwei Briefen von Josias Logan von Petschora an Hakluyt, Präbendarius von Westminster. — Andere Bemerkungen des genannten William Pursglove. — Anmerk. d. Bearb.) Der letzte Artikel enthält gute Erläuterungen in Bezug auf Ob, Tas, Jenisei, Pjäsina, Chatanga und Lena.



Oestliche Einfahrt in den Matotschkinsund.

die Wände aufgeführt wurden. Auf diese Weise gewährte die Wohnung Schutz, sowol gegen Kälte und Unwetter, wie auch gegen die Bären; sogar ein, mit am Strande aufgelesenem Treibholz geheizter Ofen wurde im Hause errichtet, und der Thran der gefangenen Thiere diente zur Beleuchtung. Im Ganzen brachten hier fünfzehn Leute den Winter zu, von denen elf am Skorbut starben, und zwar aus Mangel an Bewegung und Lebensmitteln. Während der ersten acht Tage nährten sie sich von, aus dem Meergrund heraufgezogenem und mit etwas Mehl gemischtem Seetang. Nachher aß man das Fleisch von Seehunden und Walrossen, so wie auch im Nothfall von weißen Bären und Füchsen. Zuweilen war aber der Mangel an Nahrungsmitteln so groß, daß man sich genöthigt sah, das Leder von den Pelzröcken und Stiefeln zu essen. Im Frühjahr kamen Samojeden vom Festlande und raubten den Russen einen Theil dessen, was diese gefangen hatten, weshalb sie auf der öden Insel blieben, bis sie durch einen glücklichen Zufall von einigen auf einer Fangfahrt begriffenen Landsleuten erlöst wurden.

Wie alle ferne unbekannte Länder war auch Nowaja Semlja von Alters her wegen seines Reichthums an edlen Metallen berühmt. Dieses Gerücht hat sich aber nie bewahrheitet und beruhte wol nur auf dem Vorkommen von Erzspuren und dem schönen wie Gold glänzenden Schwefelkies.

Siebenzig Jahre später (1760) fuhr Sawwa Loschkin, Steuermann eines Walfangsfahrzeugs nach der Ostküste von Nowaja Semlja, welche nie von Jägern besucht wurde und deshalb, nach Loschkins Ansicht, ein reicheres Jagdrevier bieten mußte, als die übrigen Theile der Insel. Er verweilte dort zwei Winter und drei Sommer, während welcher Zeit er zweimal die ganze Küste umschiffte und so den Beweis lieferte, daß Nowaja Semlja wirklich eine Insel sei, was noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von vielen Geographen bezweifelt wurde*).

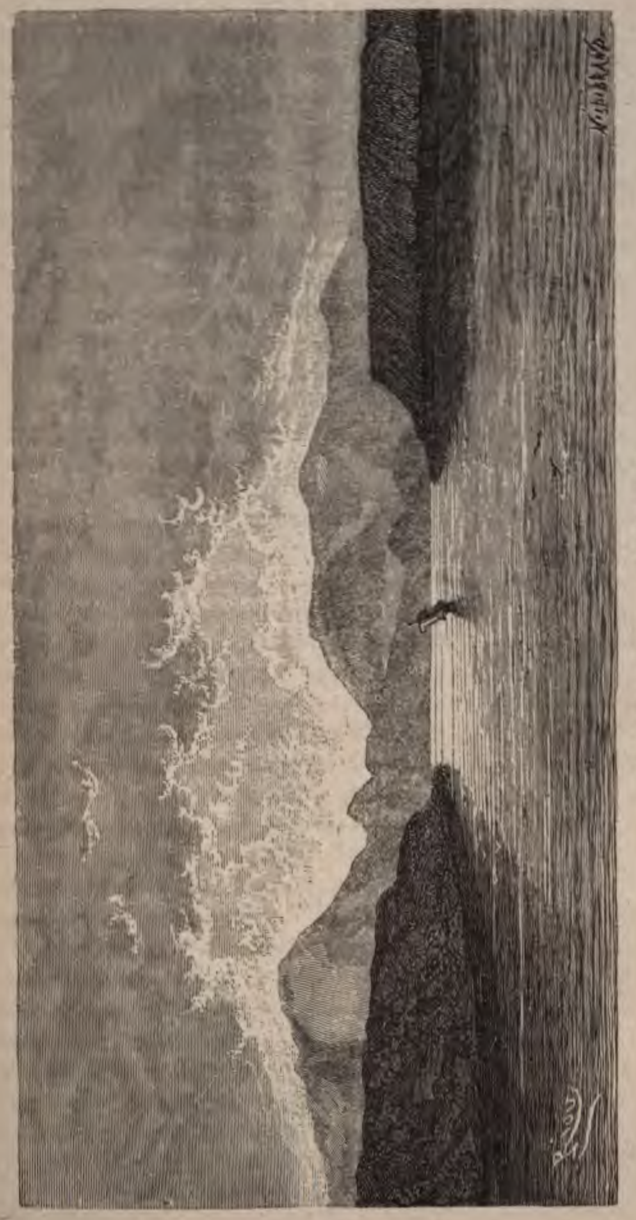
Die Sage von dem Edelmetallreichthum dieser Insel vermochte auch den russischen Lieutenant (oder Obersteuermann) Roßmuislow mit dreizehn Gefährten dorthin zu fahren, und zugleich die un-

*) Auf der ersten Karte des im J. 1737 von der Petersburger Akademie herausgegebenen Atlas befindet sich Nowaja Semlja als eine nördlich von der Pjäsina vom Taimurland ausgehende Halbinsel gezeichnet.

bekannten Theile der Insel zu kartographiren, allein sein Schiff war für eine Eismeerreise so wenig tauglich, daß man bald an verschiedenen Stellen Lecke fand, die man so gut es eben ging, verstopfte. Nachdem er den Matotschkinsund erreicht hatte, gewahrte er am 10. September (n. St.) von einem hohen, östlich gelegenen Berge aus, daß das Karische Meer vollkommen eisfrei, der Weg zum Jenisei also offen war; das Schiff aber war zur Weiterfahrt untauglich. Er mußte also an der Ostküste des Matotschkinsundes an der Bucht von Tjulanaia Guba überwintern, wo er sich in einem von irgend einem Walfänger mehr westlich aufgeführten Hause einrichtete und ein anderes, zu dem er Bauholz mitgebracht hatte, etwas östlicher aufbaute. Letzteres besuchte ich im J. 1876. Die Mauern standen noch da, aber das mit Erde und Steinen beschwerte platte Dach war, wie es oft bei verlassenen hölzernen Häusern in den Polarländern der Fall ist, eingestürzt. Die Wohnung war klein, und bestand aus einem Vorsaal und einem Zimmer mit einem ungeheuer großen Herd und in der Wand angebrachten Bettstellen.

Am 1. October (n. St.) fror der Matotschkinsund zu, und einige Tage später war das Karische Meer, soweit das Auge reichen konnte, mit Eis bedeckt. Die von Schneegestöber begleiteten Stürme aus Nordost, West und Nordwest rasten während des Winters so furchtbar, daß man sich kaum zehn Ellen vom Hause entfernen konnte. Ein Mann, der sich bei solchem Wetter auf eine Rennthierjagd hinausgewagt hatte, kehrte nicht wieder und blieb verschollen. Bei einem am 22. Mai (n. St.) 1769 sich erhebenden Föhn, wie er in der Schweiz und im nordwestlichen Grönland vorkommt, stieg bei schwerer dunstiger Luft das Thermometer auf 0 Grad. Inzwischen starben wegen Mangels an Bewegung in freier Luft sieben Leute, darunter der Eismeer-Lootse Tschirakin am Skorbut.

Am 13. August (n. St.) versuchte Roßmuislow, nachdem der Sund ganz frei von Eis war, die Reise fortzusetzen, aber trotz aller Versuche, das lecke Schiff wieder seetüchtig zu machen, nach einer Fahrt von einigen Meilen nach Osten mußte er nach seiner Winterwohnung zurückkehren, wo er glücklicherweise einen russischen Walfischjäger antraf, der sie mit nach Archangel nahm. Von den edlen Metallen und Perlenmuscheln, die Tschirakin auf einem bei hellerlichtem Tage im herrlichsten Glanze strahlenden Felsblock am südlichen Strande entdeckt haben wollte, konnte Roßmuislow keine



Die Guba-Bay im Matotschkinsund.

Spur finden, und war deshalb auf seinen verstorbenen Gefährten nicht gut zu sprechen — aber mit Unrecht. Ich selbst fand nämlich auf meiner Reise im J. 1875 in einzelnen Schieferfelsen Gänge von Quarz, in denen sich Hunderte von hellen, scharfkantigen Bergkrystallen befanden. Tschirakins Edelsteine waren also zweifelsohne nichts weiter als Drusen dieser schimmernden aber werthlosen Steingattung.

Von größerer Wichtigkeit für die Wissenschaft waren die Nowaja Semljafahrten des Kapitänlieutenants (späteren Admirals) Friedrich Benjamin von Lütke in den Jahren 1821—24. Er kam aber nicht weiter als seine Vorgänger.

Im Jahre 1832 lief eine aus drei Fahrzeugen bestehende Expedition unter Befehl des Lieutenants Pachtussow von Archangel aus, theils um die Verbindung zur See mit dem Jenisei zu finden, theils die Ostküste von Nowaja Semlja aufzunehmen, und theils um die Walroßjagd zu betreiben. Pachtussow vermochte nicht ins Karische Meer zu gelangen, sondern mußte im südlichen Nowaja Semlja in einem alten, im Jahre 1759 errichteten, jetzt verfallenen Hause überwintern. In elf Tagen hatte man dieses Haus wohnbar gemacht, und die Leute waren in Folge regelmäßiger Arbeit und Bewegung die ganze Zeit über gesund geblieben, aber im Frühjahr starben drei am Scharbock (Skorbut). Man hatte während der Zeit eine Menge Füchse in Fallen gefangen und zwei Eisbären erlegt, auch hatte man eine aus 500 Stück bestehende Rennthierheerde und später (im Mai) Gänse gesehen. Im nächsten Sommer segelte Pachtussow durch den Matotschkin-Sund nach der Petschora, konnte aber wegen Proviantmangels nicht ganz Nowaja Semlja umschiffen. Von den übrigen zwei Fahrzeugen kehrte eines mit reicher Jagdbeute nach Archangel zurück, wogegen man vom dritten, dem „Jenisei“, nichts wieder hörte. Um dieses aufzusuchen und zugleich die Ostküste der nördlichen Insel zu erforschen, unternahm Pachtussow auf Kosten der Regierung mit zwei Schiffen, einem Schoner und einer Karbaß, im Jahre 1834 eine zweite Reise. Er überwinterte in einem, theils aus dem mitgebrachten Bauholze, theils aus den Ueberbleibseln dreier dort gefundener Hütten und dem am Strande liegenden Wrack des Roßmuislowschen Schiffes, errichteten Hause. Die Schneestürme waren so gewaltig, daß man manchmal acht Tage lang nicht aus der Thüre gehen konnte, sondern den Rauchfang als solche benutzen

mußte, da ein wirklicher Schorstein nicht vorhanden war. Man erlegte elf Bären (von denen einer das Dach erklettert, und der andere sich sogar auf die Hausdiele gewagt hatte), da diese Thiere in großer Menge ins Haus kamen. Im Frühling fuhr man auf Schlitten nach dem Matotschkin-Sund und dem nördlichen Theil der Ostküste, um dieselben zu kartographiren, versuchte aber im Sommer vergeblich, wieder diesen nördlichen Theil der Insel zu umschiffen und kehrte gegen Anfang des Herbstes am 3/15 September*) nach Archangel zurück, wo Pachtussow am 7/19 November 1835 starb, nachdem seine Reise viele wichtige astronomische Ortsbestimmungen, geodätische Messungen, meteorologische Beobachtungen, Wahrnehmungen über Ebbe und Fluth u. dgl. zur Folge hatte.

Die im Jahre 1837 unternommene Reise des berühmten Naturforschers K. E. v. Baer nach Nowaja Semlja bereicherte die Wissenschaft durch naturhistorische Untersuchungen in dem Nowaja Semlja umgebenden Eismeer.

Auf der neuen, behufs der Vollendung der Kartenzeichnungen, von der russischen Regierung im Jahre 1838 entsandten Expedition unter den Lieutenants Ziwolka und Moissejew, starb Ersterer in seinem 29. Jahre am Skorbut und mit ihm starben neun von den 25 Mann an Bord an der nämlichen Krankheit. Der Zweck der Reise war aber theilweise verfehlt, da man vergessen hatte, Schneebrillen beim Kartographiren mitzunehmen.

Erst nach längerer Zeit im Jahre 1860 unternahm Paul von Krusenstern der jüngere, russischer Marinelieutenant, von der Mündung der Petschora aus am Bord des seinem Vater gehörenden Schoners „Jermak“ eine Eismeerfahrt um die Küsten weiter nach Osten hin aufzunehmen. Er kehrte aber wegen der mangelhaften Ausrüstung des Schiffes und der vorgerückten Jahreszeit nach neun Tagen wieder zurück. Im zweiten Jahre darauf ließ der, durch seinen Eifer für die Herstellung von maritimen Verbindungen zwischen Europa und Sibirien rühmlichst bekannte Michael Sidorow den „Jermak“ wieder in Stand setzen, und so ging dieser unter Krusen-

---

*) Hier gibt der schwedische Text den zwölf Tage betragenden Unterschied zwischen dem Julianischen und dem Gregorianischen Kalender richtig an, während er diesen Unterschied früher nur auf zehn Tage fixirt hatte. Vergl. S. 38 Anmerk. 2. — Anmerk. d. Bearb.

sterns Befehl und Begleitung des gedeckten norwegischen Lootsenbootes „Embrio" abermals in See. Im Jugor Schar sahen sie am rechten Ufer mehre Fischfängerhütten, und zu beiden Seiten des Sundes samojedische Tschums (Zelte aus Rennthierfellen).

Die beiden Fahrzeuge warfen ihre Anker in der Nähe der Insel Waigatsch aus, aber bald darauf rissen gewaltige Eismassen den Anker des „Jermak" los und trieben ihn ins Karische Meer; nur mit Mühe konnte er sich wieder frei machen und mußte weiter östlich fahren, um einen sichereren Ankerplatz zu suchen. Der Wind war aber so flau, daß das Schiff an einem großen Eisfeld vertaut werden mußte, mit dem es nachher immer wieder weiter ins Karische Meer trieb, wo es dermaßen vom Eise eingeschlossen wurde, daß es unregierbar war. Während dieses Stillliegens malte ihnen eine Luftspiegelung die prachtvollsten Bilder von Eismassen in wunderbarsten Gestaltungen vor. Ueberall im Eise zeigten sich breite und oft ziemlich tiefe Süßwassergruben, von denen man vier benutzen konnte, und zwar eine zu Trinkwasser, die zweite um den Wasservorrath zu kompletiren, das dritte zu Waschwasser und das vierte zum Auslaugen. Am 3. September (n. St.) schob sich das Eis bei weichem W.-S.-W.-Wind zusammen und man mußte befürchten das Schiff zertrümmert zu sehen, was aber nicht der Fall war. Indessen wiederholten sich diese Eisstöße, so daß das Fahrzeug an Steuerbordseite kenterte, ein anderes Mal die Schraube einen Fuß hoch emporgehoben und dann wieder der Vordersteven fünf Fuß über die Wasserlinie gedrängt wurde. Es kam so weit, daß die Mannschaft Lebensmittel und Holz in ein inzwischen auf dem Eise erbautes Zelt flüchteten, wo man aber trotz der gefährlichen Lage das tausendjährige Bestehen des russischen Reiches feierte. Bald darauf zog das Schiff Wasser. Dieser Leck schloß sich aber wieder, während das Eisfeld, auf welchem das Zelt stand, auseinanderbarst, worauf die Mannschaft abermals an Bord ging. Da das Schiff aber unrettbar verloren schien, rief Krusenstern am 19. September (n. St.) die Besatzung zu einer Berathung zusammen, und zwei Tage darauf verließen Alle nach einem Mahl, bei welchem es hoch herging, das Fahrzeug und traten die, wegen der ungleichen Beschaffenheit des Eises höchst mühselige Wanderung nach dem Lande zu an. Anfangs versuchten die Leute, ein Boot mit über das Eis zu schleppen, und das Nothwendigste von Proviant auf dem eigenen

Rücken fortzubringen. Dabei begab es sich, daß ein Matrose so viel Branntwein getrunken hatte, daß, weil er nicht weiter gehen konnte, man ihn, da es auch unmöglich war ihn zu transportiren oder zu warten, bis er seinen viehischen Rausch ausgeschlafen hatte, bis aufs Hemd entkleidete, aufs Eis legte, worauf er denn in der Nacht erwachte und seine Genossen glücklich und ernüchtert am nächsten Tage einholte.

Zuweilen traf man offene Stellen im Eise an, welche man dann auf losen Schollen, die mit Bootshaken gesteuert wurden, passirte. Auf einer derselben wollte sich einmal eine Gesellschaft von sechs Walrossen neben den Schiffbrüchigen niederlassen; da diese aber befürchten mußten, daß die Eisschollen unter solcher Last sinken würden, schafften sie sich die ungebetenen Gäste dadurch vom Halse, daß sie dem ersten dieser geselligen Thiere eine Kugel durch den Kopf schossen, worauf die übrigen sich entfernten. Nachdem Krusenstern und seine Begleiter mehre Tage lang in der Nähe des Landes umhergetrieben waren und eine lange Strecke Weges zurückgelegt hatten, indem sie von einer Eisscholle auf die andere sprangen, konnten sie endlich am 28. September (n. St.) landen, und zwar in der Nähe eines Zeltlagers, wo sie von den Bewohnern (Samojeden) gastfrei aufgenommen und freigebig bewirthet wurden. Von da fuhren die Schiffbrüchigen, überall unterwegs von den wilden Stämmen freundlich aufgenommen, in Rennthierschlitten nach Obdorsk. Diese Gastfreundlichkeit wurde doch mitunter lästig, so z. B. nöthigte ein Ostiak Krusenstern, sechsmal täglich sechs Tassen Thee zu trinken, und bot ihm als besondere Delikatesse einen Extrakt von Tabak und Branntwein an. Krusensterns Reisebericht ist übrigens der erste vollständige über eine Fahrt von Westen nach Osten über das Karische Meer.

Inzwischen trat eine neue Epoche in der Befahrung des Karischen Meeres ein, indem norwegische Walfänger gezwungen wurden, ein neues Jagdrevier bei und jenseits Nowaja Semlja zu suchen.

Die Geschichte der Spitzbergischen Jagdfahrten ist noch nicht hinreichend bekannt, und es herrscht darüber noch ein gewisses Dunkel. Man nimmt an, daß nach der Entdeckung Spitzbergens durch Barents im Jahre 1596, die Jagd im Eismeer auf Bennets erster Reise 1603 durch Erlegung eines Walrosses auf der Bäreninsel begann, und der Walfischfang im Jahre 1610 durch Jonas Poole eröffnet wurde. Der Walfischfang im Meere um Spitzbergen bereicherte Holland

und England um viele Millionen; als aber in Folge der eifrigen Jagd an den Küsten die Walfische von da verscheucht wurden, mußten die Walfischfänger andere Jagdplätze weiter hinaus ins Meer zwischen Spitzbergen und Grönland, dann in der Davis-Straße und schließlich im Südeismeer oder in der See zu beiden Seiten des Beringssundes aufsuchen. Spitzbergen selbst blieb daher verlassen, bis die Russen sich daselbst, um Füchse und Rennthiere zu jagen, niederließen. Sie gaben aber schon in der Mitte unseres Jahrhunderts diese Jagdzüge auf, bei deren letzten in einem Jahr von zwanzig Jägern zwölf starben. Dagegen dauern die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von den Norwegern des Robben- und Walroßfanges wegen unternommenen Fahrten nach Spitzbergen noch heute fort. Sie kamen auf ihren Reisen weiter als ihre sämtlichen Vorgänger, verdienen also einen Platz in der Geschichte der Nordostfahrten.

Der erste von ihnen, der Nowaja Semlja besuchte, war der durch seine Theilnahme an der österreichischen Polarexpedition bekannte Elling Carlsen. Auf seinen Reisen wurde eine Entdeckung gemacht, welche als die eines „arktischen Pompeji" bezeichnet wurde. Er fand nämlich, als er an der Nordküste Nowaja Semljas unter 76° 7′ nördlicher Breite ans Land ging, ein längst verlassenes, eingestürztes Haus voll Schutt und Eis, aus dem eine Menge Hausgeräth, Bücher, Kisten u. s. w. ausgegraben wurden. Es stellte sich heraus, daß es Trümmer der Winterwohnung Barents' waren, die jetzt, nach fast dreihundert Jahren, nachdem der Platz verlassen worden war, wieder an das Tageslicht kamen. Carlsen errichtete an dem Platze einen Schutzschuppen, in dem er eine Blechflasche mit dem Bericht über den gemachten Fund niederlegte und, nachdem er die wichtigsten Stücke desselben an Bord genommen hatte, nach Norwegen zurückkehrte. Dort verkaufte er dieselben für 10,800 Kronen an einen Engländer, von dem sie später für den Einkaufspreis die holländische Regierung, welche sie im Marinedepartement zu Haag aufstellen ließ, erstand.

Zu den merkwürdigsten Polarexpeditionen gehören die des norwegischen Walfängers Ed. Johannesen u. A., welche die bisher gültigen Theorieen betreffs der Eisverhältnisse im Meere östlich von Nowaja Semlja umwarfen, und den Ausgangspunkt für eine neue Epoche in der Geschichte der Nordostfahrten bildeten.

Auf seiner zweiten Reise im Jahre 1870 fuhr Johannesen, wie auf

der ersten, die Westküste von Nowaja Semlja entlang, dann durch die Karische Enge, zur Ostküste von Waigatsch nach der Insel Mestni, wo er mit Samojeden zusammentraf, bei welchen er die für Philologen höchst unerwartete Bemerkung macht, daß man im Samojedischen einzelne norwegische Wörter findet. Ihr Aeußeres (sagt er) war eben nicht anziehend. Sie hatten platte Nasen, waren schieläugig und Viele hatten sogar einen schiefen Mund. Die Männer empfingen die Fremden, indem sie sich in einer Reihe aufstellten, während die Weiber im zweiten Gliede standen — Alle benahmen sich aber außerordentlich freundlich. Johannesen hatte eine volle Ladung gefangen, kehrte aber nicht, wie sonst die Walfänger zu thun pflegen, um ihre Waaren loszuwerden, nach Norwegen zurück, sondern fuhr nach der Nordküste von Nowaja Semlja, wo am 3. September noch das ganze Meer eisfrei war, was — wie er aus dem Auffinden einiger norwegischer Netzschwimmhölzer unter dem Treibholz schloß — auf der Einwirkung des Golfstromes zu beruhen schien. Von dort kehrte er nach Norwegen zurück, nachdem er eine Reise vollendet hatte, die einige Jahre vorher alle geographischen Autoritäten als eine Unmöglichkeit betrachtet hätten.

Unter den im Jahre 1871 unternommenen Fahrten vieler Walfänger zeichnet sich die des von Mack geführten Schooners „Polarstern“ aus, da er weiter östlich vorgedrungen war, als alle seine Vorgänger, nämlich 75° 25′ nördlicher Breite und 82° 30′ östlicher Länge von Greenwich. Er war auch bis an die Golfstromsinseln (76° 10′ nördl. Br.) gekommen. Diese Inseln führen ihren Namen von den vielen, aus den südlicheren Meeren herrührenden Gegenständen, die der Golfstrom mit sich dort hinauf führt, wie z. B. Netzschwimmhölzer*) aus Norwegen, an denen die Walfänger oft noch die eingeschnittenen Namenzeichen der Eigenthümer wiedererkannten, westindische Bohnen, isländische Bimssteine, Splitter von Schiffstrümmern u. s. w. Am dritten August umfuhr er die nördliche Spitze Nowaja Semljas, fuhr dann ins Karische Meer und kehrte durch Jugor Schar heim.

Der Engländer Charles Gardiner, der 1875 in Barents' Winterhafen Ausgrabungen vornehmen ließ, fand in den Ruinen unter

---

*) flöte ist das Holz an den Fischernetzen, welches diese über Wasser hält. — Anmerk. d. Bearb.

anderen merkwürdigen Gegenständen das Tintenfaß und die Federn, deren sich die Polarfahrer vor beinahe dreihundert Jahren bedient hatten, und ein Pulverhorn, das einen kurzen, von Heemskerk und Barents unterzeichneten Bericht üöer die wichtigsten Begebenheiten der Expedition enthielt. Dieser Fund wurde der holländischen Regierung überlassen, und wird neben den übrigen Reliquien von Barents' Fahrt im Haag aufbewahrt.

Das Jahr 1872 war für diese Fahrt ein höchst unglückliches; fünf von den besten Waljagdschiffen aus Tromsö gingen im Eise verloren. Die schwedische Expedition, welche damals nach Norden abging, mußte wider Willen in der Nähe der unter 80° belegenen Mosselbucht überwintern, und die österreichische unter Payer und Weyprecht wurde bereits einige Stunden, nachdem ihre Eiscampagne ernstlich begonnen hatte, von Eis eingeschlossen. Da diese, so wie die schwedische Expedition nicht das der Vega naheliegende Gebiet berührten, so folgt hier bis Seite 185 eine, die Existenz im hohen Norden darbietende Beschreibung einer Ueberwinterung Tobiesens, eines der ältesten und kühnsten norwegischen Walfänger. Dieser hatte im Jahre 1864 den nordöstlichen Theil des Nordostlands, wo er eine gute Jagd machte, umschifft, und wollte schon heimkehren, als sein Schiff nahe dem südlichen Eingange in die Hinlopen-Enge von Eis eingeschlossen wurde, ein Schicksal, das er mit zwei anderen Jagdschuten theilte. Man war solchergestalt gezwungen, sich auf Ruderböten nach der Mündung des Eisfiords zu retten, wo die Schiffbrüchigen von der damaligen schwedischen Expedition aufgenommen wurden. Nachdem er noch auf seinen späteren Reisen 1865—68 wichtige meteorologische und geographische Beobachtungen gemacht hatte, versuchte er 1872 abermals auf einer Walfangfahrt nach Nowaja Semlja in das Karische Meer einzufahren, was ihm aber nicht gelang, worauf er im September an der Westküste in der Nähe der Kreuzinseln von Eis eingeschlossen wurde. Sieben Mann von seiner Schiffsequipage fuhren dann in einem Boot in südlicher Richtung, um Fahrzeuge aufzusuchen, während er mit seinem Sohne und zwei Mann am Bord blieb. Er hatte an Proviant nur ein Fäßchen Brot, einen Sack Rinden und Stücke Schiffszwieback, ein wenig Kafé, Thee, Zucker, Syrup. Hafergrütze. Pökelfleisch, Salzfisch, einige Pfund Speck, ein paar Blechschachteln mit Gemüsekonserven, ein bischen schlechte Butter u. s. w. Holz fand sich am Bord

und am Land in hinreichender Menge vor. Trotz der schlechten Ausrüstung traf man muthig alle Vorbereitungen zur Ueberwinterung, sammelte Treibholz auf den Anhöhen am Strande, spannte ein Zelt von Segeltuch über das Schiff, schaufelte Schnee zu beiden Seiten auf, belegte das Deck mit dem Fell von den, im Sommer über erjagten Robben und Walrossen, that alles Mögliche für Ventilation am Bord u. s. w. Anfangs Winters kamen eine Menge Bären zur Winterstation, so daß man hinreichenden Vorrath an frischem Bärenfleisch erlangte. So lange dieses ausreichte, war der Gesundheitszustand ein günstiger, da es aber gegen Neujahr ausging, war drei Wochen hindurch eingesalzenes, übelriechendes Bärenfleisch die Hauptnahrung bei einer Kälte von 39½° C. Tobiesen erkrankte am Skorbut und starb am 29. April 1873, und etwa neun Wochen später (am 3. Juli) starb auch sein Sohn. Die beiden Ueberlebenden von der Mannschaft fuhren, nachdem das Schiff leck geworden, und man ans Land hatte gehen müssen, auf einem Ruderboot in südlicher Richtung, und wurden von einem russischen Walfangfahrzeug aufgenommen.

Die sieben im Herbst in einem Boote davongefahrenen Begleiter Tobiesens hatten höchst merkwürdige Schicksale. Als sie das Fahrzeug verließen, konnten sie nur 14 Schiffszwiebacke, 6 Schachteln Zündhölzchen, zwei Büchsen mit Schießbedarf, ein Fernglas, einen Kafétiegel, und einen Grapen, aber keine Kleider sich gegen die Kälte zu schützen, mitnehmen. Zuerst mußten sie, um in offenes Wasser zu gelangen, das Boot etwa 7 Kilometer über das Eis ziehen, worauf sie dann ihren Kurs gen Süden längs des Landes fuhren. Dunkelheit und Kälte nahmen immer zu, ebenso der Sturm, und was von Allem das Schlimmste war, die mitgenommenen Lebensmittel waren sehr bald verbraucht. Am zweiten Tage hatten sie jedoch noch das Glück einen Bären zu schießen, und späterhin noch ein paar Seehunde zu erlegen. Endlich, nachdem sie ungefähr drei Wochen (sie hatten keinen Kalender mit) theils mit Segeln theils mit Rudern fast eine Strecke von 400 Kilometer zurückgelegt hatten, kamen sie zu zwei kleinen Jagd- oder Vorrathshäusern, welche die Russen auf der Nordseite des Gänselandes erbaut hatten. Um wenigstens ein Dach über den Häuptern zu haben, ließen die abgematteten Leute sich hier nieder, obgleich sie weder Lebensmittel noch Kleider oder Jagdgeräthschaften in der Wohnung fanden, und dabei

waren sie von Hunger, Durst, Kälte und der langwierigen Bootfahrt im höchsten Grade erschöpft und ihre Füße geschwollen, zum Theil erfroren.

In diesem Hause blieben sie etwa drei Wochen, während welcher sie eine Robbe, zwei weiße Füchse und vier Rennthiere schossen, womit sie ihr Leben fristeten; als es aber schien, daß Rennthiere nicht ferner anzutreffen waren, und die Gelegenheit Robben oder Bären zu schießen sich auch nicht mehr darbot, beschlossen sie das Haus zu verlassen und zu versuchen die Insel Waigatsch zu erreichen. Als sie aufbrachen, nahmen zwei von ihnen, Ole Andreas Olsen und Henrik Nielsen Gewehre und Munition mit, während die Uebrigen sich mit einigen kleinen in der Wohnung gefundenen Schlitten auf welche sie, was sie an Kleidern und Geräthschaften hatten, legten. indem sie das Boot zurückließen. Bald nachdem sie das Haus verlassen hatten, kamen die beiden oben Genannten durch einen Schneewirbelsturm von ihren Gefährten ab, welche südwärts zogen.

Ihre Lage war verzweifelt. Beim Verlassen des Hauses hatten sie jeder ungefähr $^1/_4$ Kilogramm Rennthierfleisch und ein wenig Speck. Das Wetter war abscheulich, sie waren schlecht mit Kleidern versehen und es mangelte ihnen an Wasser, so daß sie nur ganz kleine Tagemärsche machen konnten. Des Nachts gruben sie sich in Schnee ein, und ein Mann hielt, während die anderen schliefen Wacht, damit sie nicht verschneit wurden und um die Bären fernzuhalten. In der siebenten Nacht starb einer der Unglücklichen, den sie im Schnee liegen lassen mußten, und dann ihre Reise fortsetzten, so gut es eben ging. Sie waren aber so ausgehungert, daß sie, nachdem sie sich noch etwa 100 Kilometer mühsam den Strand entlang fortgeschleppt hatten, die Schlitten mit fast Allem was sie noch besaßen, im Stich lassen mußten. Einer Schlittenspur und dem Anblick eines aufgestapelten Brennholzhaufens folgend, fanden sie in einer Entfernung von 10 Kilometern ein von Samojeden bewohntes kleines Haus. Diese Leute, drei Männer, drei Weiber und ein Knabe, die sämtlich Russisch sprachen, nahmen die Wanderer gastfrei auf und verpflegten sie nach besten Kräften bis in den März, wo sie aus Mangel an Feuerung ihr Haus zerschlugen und ein Zelt von Rennthierfellen bezogen. Diese Samojeden waren zwar getauft, mußten aber eigenthümliche Begriffe vom Gott der Christen haben. Wenn sie z. B. eine Robbe mit ihren alten Steinschloßgewehren

verfehlten, so schossen sie die Flinten gegen die Sonne ab, indem sie glaubten daß der Gott ihnen zürne. Sie lebten in einer Art von Ehe, wenn aber der Mann auf seine Frau böse oder ihrer überdrüssig ward, so durfte er eine andere nehmen; im Ganzen lebten sie trotz einzelner Zänkereien friedlich und gemüthlich und bewiesen sich auch, wie gesagt, freundlich gegen die vier Schiffbrüchigen, die sie mit Speise und Pelzkleidern hinreichend versahen. Uhren besaßen sie nicht, sondern berechneten die Zeit nach dem Stand der Sonne und der Sterne, und als Kalender diente ihnen ein Stück Holz, in welches sie täglich eine Kerbe schnitten.

Inzwischen strichen die beiden mit Gewehren aber mit nichts Anderem als ¼ Kilogramm Fleisch Versehenen, obgleich sie nicht weit vom Hause entfernt waren, doch 3½ Tag umher ehe sie zurückkehren konnten, aber auch jetzt noch waren die zwei Unglücksgenossen von einander getrennt worden. Der eine von ihnen, Henrik Nilsen fand die Wohnung zuerst auf, zündete ein Feuer an, und briet einige dort liegende Stücke Fuchsfleisch, während sein Gefährte Andreas Olsen umherirrte, aus Verzweiflung seinen Durst mit Seewasser zu löschen suchte, und so ganz entkräftet war, daß, als er in der Nacht an das am Strande liegende Boot kam, nicht vermochte das Haus zu erreichen, und um sein Leben zu erhalten Schnee und große Stücke von seinem, aus den rohen Fellen früher geschossener Rennthiere gemachten Wamms aß. Nachdem er eine Zeit im Boot ausgeruht hatte, kroch er zum Hause hinein, wo er seinen Genossen am noch nicht erloschenen Feuer schlafend fand. Am nächsten Tage wollten sie Anordnungen zu einem längeren Aufenthalt daselbst treffen, aber das Haus war von Geräth und Lebensmitteln entblößt, und sie mußten sich damit begnügen, das Fleisch von den Knochen der, von russischen Jägern im vorigen Jahre erlegten und jetzt noch unter dem Schnee liegenden Rennthiere, Robben und Bären abzunagen. Endlich gelang es ihnen kurz vor Weihnacht ein Rennthier zu erlegen. Da ihnen die Streichhölzer ausgegangen waren, so machten sie Feuer an, indem sie mit Pulver vermengte Gewehrpfropfen in Tauwerk, das die Russen zurückgelassen hatten und das sie auseinanderzupften und trockneten, abschossen. Dies eine russische Haus (oder vielmehr: Bude) rissen sie nieder um es zu Brennholz zu benutzen, welches sie in Ermangelung einer Axt mit einem vom Bootskiel genommenen, und durch einige Steine zu einer

Art von Messer geschlagenen Eisenstange klein machten. Aus mehren, gleichfalls vom Boote genommenen Nägeln schmiedeten sie auf dieselbe Art Nadeln, gebrauchten die Rennthiersehnen als Faden und nähten sich von Fellen Kleider. Sie schossen mehrfach Rennthiere und Bären, so daß sie eigentlich nicht Hunger litten, aber in der Mitte April hatten sie nur noch Pulver zu drei Schuß, so daß sie sich doch entschließen mußten nach Süden hin zu wandern, um wenn möglich die Waigatschinsel zu erreichen. Sie ließen ihr Boot zurück und trafen, den Strand entlang gehend, nach einigen Tagen dieselben Samojeden, welche den übrigen vier Mann der Schiffsequipage Unterstand gegeben hatten, und auch sie eben so gastfrei aufnahmen wie ihre Unglücksgefährten. Nun beschlossen sie ihre Reise südwärts fortzusetzen, das am Russenhause zurückgebliebene Boot zu holen, das sie zwei Tage über das Eis zogen, aber da es zu schwer wurde mitten durchschneiden und die eine Hälfte zurücklassen mußten. Aus einem großen, von den Samojeden erhaltenen Seehundsfell machten sie den Schiffsspiegel zu dem halben Boot, das sie noch drei Tage über das Eis schleppen mußten, bis sie an offenes Wasser kamen. Darauf ruderten sie, nachdem einer von ihnen, ein geborener Schwede, aus freien Stücken bei den Samojeden geblieben war, noch zehn Tage in dem so verstümmelten Boot bis sie zu einer festen Eisspitze an den Waigatschinseln kamen, wo sie wieder Samojeden von denen sie, obgleich dieselben weder russisch noch quänisch sprachen, gut aufgenommen und vermittelst zahmer Rennthiere nach Süden zu gefahren wurden, bis sie ein Schiff trafen, welches vier von ihnen nach Norwegen brachte, da der Fünfte bei der samojedischen Familie, welche er dort angetroffen hatte, bleiben wollte; dennoch kehrte er, eben sowie sein früher bei den Samojeden gebliebener Kamerad später ins Vaterland zurück. Für die, den schiffbrüchigen Walfängern von den Samojeden auf dem Gänseland erwiesene Gastfreundschaft erhielten sie von der norwegischen Regierung eine Menge, aus Kleidern, Perlen, Hinterladegewehren mit Munition u. a. bestehende Geschenke, welche ihnen am 17. Juli 1880 mit feierlicher Rede und Toasten überreicht wurden. Bei dem Feste, welches man dabei an der Küste von Nowaja Semlja feierte, wurden Toaste mit Champagner ausgebracht, und es wird berichtet, die Samojeden hätten sich dieses Getränk sehr gut schmecken lassen.

Alle nach Tobiesen vorgenommenen Versuche weiter östlich oder nördlich ins Karische Meer vorzubringen als Johannesen, Carlsen, Mack in den Jahren 1869—70 liefen resultatlos ab; erst später gelang es mit der Walfangyacht „Pröven" durch den Jugorsund über das fast eisfreie Karische Meer bis an die Mündung des Jenisei zu gelangen.

Durch die Reise im Jahre 1875 war ich der Erste, dem es glückte vom Atlantischen Ocean zur See bis an die Mündung der großen sibirischen Flüsse vorzudringen. So wurde endlich das von den alten Nordostfahrern im Auge gehabte Ziel, und zwar auf eine für ganz Sibirien außerordentlich praktische Bedeutsamkeit verheißende Weise erreicht.

In diesem Sinne wurde denn die Reise auch von den tonangebenden Männern in dem großen östlichen Reiche aufgefaßt, und unsere Heimkehr von Jeniseisk bis Petersburg bildete eine Reihe von Festlichkeiten. Es gab aber viele Stimmen welche behaupteten, der Erfolg der Yacht „Pröven" sei einem zufälligen Zusammentreffen günstiger Umstände, die sobald wol nicht wieder vorkommen dürften, zu verdanken. Um zu beweisen, daß dem nicht so sei und um selbst die ersten Waaren auf dem Seewege nach Sibirien zu bringen, unternahm ich im Jahre 1876 meine zweite Jeniseifahrt mit dem Dampfboot „Ymer" auf welchem ich nicht nur bis zur Flußmündung sondern auch den Fluß hinauf bis in die Nähe von Jakoviewe am 71° nördl. Breite fuhr, und von wo ich im nämlichen Jahre zur See nach Europa zurückkehrte. In der Mündungsbucht des Jenisei entdeckte ich eine beträchtliche Insel, welche ich nach Herrn Alexander Sibiriakow nannte, der die Hauptumkosten der Expedition bestritten hatte.

Durch die Reisen von „Pröven" und „Ymer" veranlaßt, wurden verschiedene wirkliche Handelsfahrten nach dem Jenisei und Ob unternommen, von denen die merkwürdigste diejenige des Kapitäns Schwanenberg auf einer am Jenisei gebauten Halbdeck-Sloop „Utrennaja Saria" (Morgenröthe) von genanntem Flusse aus nach Europa war. Die kühnen Seefahrer wurden überall auf der skandinavischen Halbinsel auf das Herzlichste aufgenommen. Ihr Schiff war das erste und bis heute einzige, welches von der Stadt Jeniseisk nach Europa fuhr. Die Besatzung bestand aus Kapitän Schwanenberg, den Steuermännern Nummelin und Meywaldt

und zwei wegen Vergehungen Ausgewiesenen, welche auf diese unerwartete Weise wieder in ihr Vaterland zurückkehrten. Ich bin überzeugt, daß ihnen wegen des außergewöhnlichen Seeunternehmens an dem sie Theil nahmen, frühere Verbrechen nachgesehen worden sind.

Siebentes Kapitel.

Abreise von Dicksons Hafen. — Landung an einem Klippenwerder östlich vom Jenisei. — Eines natürlichen Todes gestorbene Thiere. — Aufenthalt in der Aktinia-Bay. — Johannesens Entdeckung der Insel „Einsamkeit". — Ankunft beim Kap Tscheljuskin. — Die dortige Landes- und Meeresbeschaffenheit. — Versuch ostwärts nach den Neusibirischen Inseln vorzudringen. — Einwirkung des Nebels. — Reiche Ernte beim Dreggen. — Die Insel Preobraschenie. — Trennung von der „Lena" außerhalb der Lenamündung.

Als der „Fraser" und „Expreß" am Morgen des 9. August nach der Stelle den Fluß höher hinauf gefahren waren, wo sich die Ladung für sie befand, machten sich auch die „Vega" und „Lena" segelfertig. Wegen beständig wolkenbedeckten Himmels konnten beide aber erst am Morgen des 10. August die Anker lichten, und steuerten darauf nach den westlichsten der Inseln, welche alte Karten außerhalb der Mündungsbucht der Pjäsina hinverlegen und „Kamenni Ostrowa," Steininseln, nennen. Bei wolkigem Himmel war die Temperatur +10, 4° C., das Wasser zuerst 10° später 8°, sein Salzgehalt an der Meeresoberfläche äußerst gering. Kein Eis zeigte sich den Tag über. Von einer frischen Brise aus Südost begünstigt konnte die Vega also ihre Fahrt unter vollen Segeln antreten. Kleine auf der Seekarte nicht verzeichnete Klippeneilande und neblichte Luft nöthigten den Kapitän Palander höchst vorsichtig unter scharfem Auslugen und beständigem Auswerfen des Senkbleis weiter zu fahren. Auch am folgenden Tage begünstigten uns warmes Wetter und eisfreie See; der Nebel wurde aber bald so dicht, daß die Vega schon am nächsten Morgen vor einer der vielen Inselchen, die wir beständig unterwegs antrafen, beilegen mußte.

Ich ging hier mit Dr. Kjellman, Dr. Almqvist und Lieutenant Nordqvist ans Land. Der öde und kahle Werder bestand aus einem

niedrigen Gneusfelsen, der mit vom Frost gesprengten und ziemlich reich mit Flechten überwachsenen Klippen hervortrat. Wiewol diese einen guten Boden für das Fortkommen von Algen darboten, war das Meer dennoch vollständig leer an höheren Algen, und kein Säugethier zeigte sich, nicht einmal der gewöhnliche Bewohner der Eismeerklippen: der Eisbär, der in Gegenden, wo er mit den Kugeln oder Lanzen der Jäger noch keine Bekanntschaft gemacht hat, im ruhigen Bewußtsein seiner ungebändigten Kraft selten versäumt von der Spitze hoher Eisblöcke oder Klippen neu angekommene Gäste in Augenschein zu nehmen. Von Vögeln sahen wir hier sechs Gattungen, und vor allen zog die Schneeammer, die unter unaufhörlichem Gezwitscher um den Steinhaufen wo sie ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, herumflog. Andere Vogelarten z. B. Möwen, Struntjäger, Seeschwalben und Ringelgänse, mit Ausnahme der Eidervögel kamen gleichfalls, obgleich in geringer Anzahl, vor. Unter Steinen und Treibholz fanden sich einige wenige Insekten.

Nachmittags hatte sich das Wetter wieder aufgeklärt, so daß wir unsere Reise fortsetzen konnten, obgleich sich mitunter einzelne Eisschollen zeigten, die in der Nacht sogar einmal in einem beunruhigenden Grade zunahmen, doch im Ganzen konnten sie bei hellem Wetter oder bei bekanntem Fahrwasser der Fahrt nicht hinderlich sein

Am 12. August fuhren wir beständig durch bedeutende Felder umhertreibenden alten, oder zerbröckelten heurigen Eises. Am nächsten Tage erblickten wir in sehr hellem, eines der Inselchen umgebenden Wasser, den Meeresboden mit unzähligen todten Eiswittlingen (gadus polaris) überdeckt, die wahrscheinlich aus der nämlichen Ursache umgekommen waren, welche im Ob eine so große Menge Fische tödtet, daß das Wasser verpestet wird, nämlich der: daß ein größerer Fischschwarm vom Eise in ein so kleines Loch eingeschlossen wird, daß die Thiere aus Mangel an Zugang von Sauerstoff zum Wasser buchstäblich ertrinken. Ich erwähne diesen unbedeutenden Fund einiger, auf natürliche Art und Weise umgekommener Fische, weil man selten Rückenwirbelthiere, ja sogar Fische findet, die ein solches Ende genommen haben.

Am 13. August kamen wir abermals an einer Menge kleiner Klippen oder Werder vorbei. Das Meer war anfangs eisfrei, bedeckte sich aber nachher mit glatten dünnen Treibeisstücken, die sich nicht übereinander schoben, uns also nicht bedrohlich waren; dennoch nöthigte

uns ein sehr dichter Nebel, bei dem die ziemlich hohen Schneeaufwürfe am Strande wie gewaltige Gletscher erschienen, die Anker in einer kleinen Bucht an der Küste auszuwerfen. Nachdem sich der Nebel zerstreut hatte, dampften wir sogleich weiter, aber kaum waren wir in See gestochen, als wir abermals von einem so dicken Nebel eingehüllt wurden, daß wir uns gezwungen sahen, bei einem größeren Treibeisblock beizulegen. Die Dwalle wurden ausgeworfen und ergaben eine reiche Ausbeute an großen schönen Thierformen, Seesternen, Astrophyten*), Antedon**) u. m. a. A.***).

Am 14. d. Mts. dampften wir, nachdem sich der Nebel etwas verzogen hatte, weiter, mußten aber bald wieder in einer, von der Nordseite des Taimursundes in die Insel Taimur einspringenden Bucht, die ich wegen der vielen Aktinien †), welche das Schrapeisen hier heraufholte, „Aktinia-Bai" nannte, Anker werfen. Uebrigens ist dies nicht die einzige Stelle im Karischen Meere, welche ihren Namen von dem dort befindlichen, unerwartet reichen Leben wirbelloser Thiere erhalten könnte.

Schlechtes Wetter hielt uns in diesem, übrigens einem bequemen, gutgeschützten Hafen bis zum 18. August zurück. In der Zwischenzeit hatten wir Ausflüge nach verschiedenen Seiten hin gemacht, unter anderen auch tiefer hinein in den Taimursund, wo eine umwechselnde starke Strömung existirte, und der zu seicht für größere Schiffe war. Das Gebirge um den Taimursund besteht aus Gneuslagern, welche niedrige Bergrücken bilden, die vom Frost dermaßen zerklüftet sind, daß sie zu ungeheuren von Flechten überkleideten Steinhaufen wurden. Zwischen diesen breiten sich weite, jetzt — wenn man den hier und dort zwischen den Spalten übrig gebliebenen Treibschnee abrechnet — ganz schneefreie Thäler und Flachfelder aus. Die Ebenen waren sämtlich mit einem grünen zusammenhangenden Pflanzenwuchs be-

---

*) Baumartige Seesterne. — Anmerk. d. Bearb.

**) Haarröhrige Seesterne. — Anmerk. d. Bearb.

***) Hier folgt im schwedischen Originale eine lange Abhandlung über kosmische und die, aus den Wohnungen und industriellen Etablissements niederfallenden Staubpartikeln, Krystallisirungen, chemische Untersuchungen u. s. w., die von großem Interesse für Fachleute sind, nicht aber für das größere Publikum, und die ich deshalb übergehen zu dürfen glaubte. — Anmerk. d. Bearb.

†) Meeranemonen. — Anmerk. d. Bearb.

deckt, der jedoch bei näherer Untersuchung nicht etwa eine wirkliche Wiese sondern eine Mischung von Gras, Halbgras und einer Menge verschiedenartiger üppiger Moose und Flechten war. Wirkliche Blumen kommen dagegen selten vor, und in dieser Beziehung herrscht eine merkwürdige Unähnlichkeit zwischen der Küstenmarsch östlich vom Jenisei einer- und dem Küstenlande auf der Insel Waigatsch und Nowaja Semlja andererseits. Das Thierleben am Lande war dürftig; einige Rennthiere zeigten sich, ein Gebirgsfuchs wurde erlegt und ein Lemming gefangen. Auch das Vogelleben war, im Vergleich mit dem, welches wir in den nördlichen Landstrichen westlich von Nowaja Semlja zu sehen gewohnt waren, armselig. Wir trafen nur auf eine ziemliche Anzahl Eulen, von denen eine geschossen wurde, eine Falkenart, auf die wir vergebens Jagd machten, Schneeammern, eine Brut Schneehühner, sechs Arten Strandläufer, Möwen, Ringelgänse und in großen Schaaren im Sund herumschwimmende Polarenten. Etwas reicher war das höhere Thierleben im Meere vertreten. Auf der Reise vom Jenisei wurde ein Walroß bemerkt, und auf dem im Sunde umhertreibenden Eise sahen wir eine Menge Seehunde, und zogen daraus den Schluß daß, was sich auch durch das Resultat beim Dreggen als richtig herausstellte, das Leben auf dem Meeresgrunde sich reicher gestalten müsse. Spuren von Menschen zeigten sich jedoch bei unserer Ankunft nirgends, jetzt aber bezeichnet ein steinernes Mal die Stelle, wo die Vega und Lena Anker geworfen hatten.

Auf diesem früher nie beschifften Meere hätten wir jedoch beinahe einen Landsmann getroffen; während wir im Taimursund vor Anker lagen, kam nämlich Kapitän Ed. Johannesen mit seiner Segelschute von Tromsö in die Nähe der Stelle, wo wir lagen. Er hatte auf dem 77° 31′ nördl. Br. und 86° östl. L. von Greenwich eine neue Insel, die er „Einsamkeit“ nannte, entdeckt und umschifft. Sie war frei von Schnee aber ohne Graswuchs. Die Abgelegenheit und Oede der, nur von Bären, Robben und mehren Möwenarten besuchten Insel veranlaßten Johannesen, ihr jenen Namen zu geben*).

Nachdem ein, während unseres ganzen Aufenthalts herrschender Nebel sich am 18. etwas verzogen hatte, fuhren wir unter Dampf

---

*) H. Mohn. Die Insel Einsamkeit u. s. w. mit einer Karte. (Petermanns Mittheilungen, 1879. S. 57).

weiter nach dem westlichen Strande der Insel Taimur, deren nördliche Spitze nicht so weit nach Norden reicht, wie die gewöhnlichen Karten angeben, auf welchen auch die vielen, Taimur umgebenden Inseln vermißt werden.

Wir trafen nur wenig Eis an, und dies wenige war durchaus zerbröckeltes Fjord- oder Flußeis; ich glaube kaum, daß wir den ganzen Tag über auf ein Stück stießen, das groß genug gewesen wäre, eine Robbe darauf abzuhäuten. Während des ganzen Tages hatten wir auch nicht einen einzigen Vogel und kaum einen oder den anderen Seehund gesehen — etwas, was mir auf einer Sommerreise in den arktischen Regionen nie begegnet war.

Am 19. August setzten wir unsere Reise die Küste entlang unter Segel und Dampf fort, größtentheils bei sehr dichtem Nebel, der nur zuweilen so weit wich, daß die Ausdehnung des Küstenlandes hervortrat. Um nicht von einander getrennt zu werden, mußten beide Schiffe oft Signale mit der Dampfpfeife geben. Die See war spiegelblank. Nur weniges und stark zerfressenes Treibeis erschien dann und wann, aber im Laufe des Tages dampften wir einem sich weit hindehnenden ungebrochenen landfesten Eisfeld, welches eine Bucht an der Westseite von Kap Tscheljuskin einnahm, vorüber. Das Eis dieses Feldes erschien im Nebel ungeheuer fest und hoch, in Wirklichkeit aber war es fast eben so zerbröckelt wie jenes, aus dem die Eisstreifen bestanden, denen wir hin und wieder draußen auf dem Meere begegneten.

Der Nebel versperrte weithin jedwede Aussicht über das Eis, und ich befürchtete schon, daß die nördlichste Spitze Asiens so ganz von Eis umgeben sei, daß wir daselbst nicht würden landen können. Es dauerte aber nicht lange, so tauchte eine dunkle, von Eis freie Spitze aus dem Nebel im Nordosten hervor. Eine nach Norden hin offene Bucht schnitt hier ins Land ein, und in dieser ankerten beide Schiffe am 19. August, um 6 Uhr Nachmittags.

Wir hatten nun ein großes, seit Jahrhunderten vergeblich erstrebtes Ziel erreicht. Zum ersten Male lag ein Fahrzeug am nördlichsten Ende der Alten Welt vor Anker. Es war daher kein Wunder, daß diese Begebenheit mit Flaggen und Kanonensalut und, nach Rückkehr von unserem Ausfluge ans Land, mit einer Festlichkeit an Bord, mit Wein und Toasten gefeiert wurde.

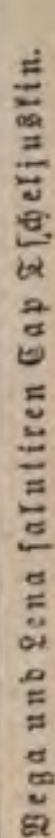
Aehnlich wie bei unserer Ankunft am Jenisei wurden wir auch

hier von einem großen Eisbären begrüßt, der bereits, ehe das Schiff Anker geworfen, am Strande auf und ab wandelnd bemerkt wurde, wie er hin und wieder unruhig und schnuppernd ins Meer hinausblickte, um zu ergründen, welche merkwürdige Gäste heute zum ersten Male seinem Reiche genaht wären. Ein Boot wurde ausgesetzt um ihn zu erlegen; aber der Bär hütete sich wohl mit unseren Gewehren Bekanntschaft zu machen. Der Kanonensalut jagte ihn so vollständig in die Flucht, daß er nicht einmal, wie es sonst bei diesen Thieren der Brauch ist, am nächsten Tage wiederkehrte.

Asiens Nordkante bildet eine niedrige, von einer Bucht in zwei Theile getheilte Landspitze, deren östlicher Theil um ein Weniges mehr nach Norden hineinausragt als der westliche. Ein sanft sich abdachender Bergrücken mit fast schneefreiem Gipfel läuft von der östlichen Spitze nach Süden zu landeinwärts. Nur an den Abhängen oder in tiefen von Schneebächen ausgehöhlten Furchen und Thalrinnen der Ebene zeigten sich große Schneefelder. Eine niedrige Eisbank stand noch an den meisten Stellen längs des Meeresstrandes; aber kein Gletscher wälzte seine bläulichweißen Eismassen die Bergflanken hinunter, und keine Binnenseeen, keine hervorragende Felsenblöcke, keine hohe Bergspitzen verliehen der Landschaft, welche die einförmigste und ödeste war, die ich je im hohen Norden gesehen hatte, irgend eine Naturschönheit.

Ueberall war, eben so wie auf dem Werder, bei welchem wir am 11. vor Anker lagen, die Erde in mehr oder minder regelmäßige Sechsecke geborsten, deren Inneres meistentheils der Vegetation bar war, während verkrüppelte Blumen, Flechten und Moose, ähnlich wie an der Aktinia-Bai, aus den Sprüngen hervorwuchsen. Im Ganzen war die Flora der Gegend nur durch 23 Arten unansehnlicher Blumengewächse vertreten.

Alle Flüsse waren jetzt ausgetrocknet, aber weithin sich ausdehnende seichte Flußbetten deuteten an, daß zur Zeit, wenn der Schnee schmilzt, ein reicher Wasserstrom hier den Platz einnimmt. Das Gemurmel von Schneebächen und Vogelgeschrei unterbrechen dann sicherlich die Oede und Stille, welche jetzt auf den kahlen, fast von aller Vegetation entblößten Thonlagern brütet. Wahrscheinlich findet man etwas weiter im Inneren des Landes in irgend einem, gegen die Nordwinde geschützten Thalkessel andere Naturverhältnisse, ein reicheres Thierleben und eine Pflanzenwelt, die im Sommer eben so reich an



Vega und Lena salutiren Cap Tscheljuskin.

Blumen ist, als die, welche wir in den Thälern des Eisfjords und der „Namenlosen Bucht*)" (Besimannaja-Bai) finden. Schon die Berichte aus dem 17. Jahrhundert von der Beschaffenheit der Nordspitze Asiens stellen es als wahrscheinlich hin, daß die sibirischen Nomaden zuweilen ihre Rennthierheerden selbst bis hier herauf getrieben hatten. Es ist sogar nicht unmöglich, daß russische Waljäger von Chatanga auf der Nordspitze des Taimurlandes gejagt haben, und davon, daß Tscheljuskin wirklich hier gewesen war, zeugt die auf russischen Karten ganz richtige Angabe der Landspitze, welche jetzt mit Recht seinen Namen führt**).

Die Gebirgsart besteht aus einem Thonschiefer mit eingesprengten chiastolithähnlichen und Schwefelkies-Krystallen. Auf der Landspitze selbst wird der Schiefer von einem mächtigen Gang aus reinem, weißem Quarz durchstrichen. Altem Polarfahrerbrauch gemäß wurde zur Erinnerung an unseren Besuch ein stattliches Steinmal errichtet.

Um eine gute astronomische Ortsbestimmung erhalten zu können, verweilte ich an diesem wichtigen Punkt bis zum Mittage des 20. August. Die Lena erhielt Befehl, inzwischen behufs des Dreggens

---

*) Richtiger Besimennaja-Bucht von bes: ohne, und dem Femininum zu imennoi: den Namen führend; wobei buchta: die Bucht, oder saliw: Meerbusen zu suppliren ist. — Anmerk. d. Bearb.

**) Dieses ist von russischen Geographen angezweifelt worden. So sagt z. B. von Baer: „Darüber ist gar kein Zweifel, daß dieses Vorgebirge nie umsegelt ist und daß es auf einem Irrthum beruhte, wenn Laptew auf einer Seefahrt die Bucht, in welche der Taimur mündet, erreicht zu haben glaubte. Seine eigenen späteren Fahrten erwiesen diesen Irrthum; die Vergleichung der Berichte und Verhältnisse läßt mich aber auch glauben, daß selbst zu Lande man das Ende dieses Vorgebirges nie erreicht habe, sondern Tscheljuskin, um dieser, man kann wol sagen, gräßlichen Versuche endlich überhoben zu sein, sich zu der ungegründeten Behauptung entschloß, er habe das Ende gesehen und sich überzeugt, Sibirien sei nach Norden überall vom Meere umgränzt." (v. Baer's Auslassung in: Neueste Nachrichten über die nördlichste Gegend von Sibirien; v. Baer und v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reichs, IV. St. Petersburg 1841 S. 275). Auf der nächsten Seite sagt v. Baer: er wolle gewiß kein besonderes Gewicht auf Strahlenbergs Angabe, daß Sibirien und Nowaja Semlja zusammenhangen, legen, aber er scheint zu glauben, daß eine Brücke von ewigem Eis diese Länder mit einander verbinde.

auszulaufen. Sie stieß acht Minuten nördlich, von wo wir vor Anker lagen, auf dickes und festes Eis. Die Meerestiefe nahm rasch zu. Das Thierleben am Meeresgrunde war reich, so unter Anderem an großen Seesternen und Ophiuriden*).

In Gemäßheit des Reiseplans wollte ich gerade östlich nach den Neusibirischen Inseln zu steuern, um zu versuchen, ob man unterweges nicht auf Land treffen würde. Am 20. und 21. ging es ziemlich ungehindert in dieser Richtung zwischen Treibeis fort, welches körniger und weniger zerfressen war als das, auf welches wir westlich vom Taimursund gestoßen waren. Einige sehr große Eisschollen fanden sich allerdings vor, aber keine Eisberge. Uebrigens hatten wir wieder so starken Nebel, daß wir nur das in unserer unmittelberen Nähe befindliche Eis sehen konnten, und dieser Nebel hielt auch am folgenden Tage an, so daß wir gegen Mittag einen südlicheren Kurs steuern mußten. Da wir aber auch in dieser Richtung nicht vorwärts kommen konnten, legten wir, um helles Wetter abzuwarten, an einer größeren Eisscholle bei und setzten, da es sich Nachmittags etwas aufklärte, unsere Fahrt fort. Da der Nebel jedoch abermals so dicht wurde, daß man ihn, wie es bei den Seeleuten heißt, „mit dem Messer zerschneiden konnte“, stellte es sich deutlich heraus, daß die Vega, wenn sie ihre Fahrt in dem Eislabyrinth, in das wir uns verwickelt hatten, aufs Gerathewohl fortsetzen wollte, das Schicksal, welches Tegetthoff traf, haben dürfte. Aus diesem Grunde war es nöthig, sobald wie möglich statt der Neusibirischen Inseln das offene Fahrwasser an der Küste aufzusuchen.

Die Eisfelder, welche wir dabei antrafen, waren sehr zerfressen, was anzudeuten schien, daß wir nicht weit vom Ende des Treibeises waren. Trotzdem blieben alle Versuche, östlich, westlich oder südlich zwischen dem Eise hindurch vorwärts zu kommen, vergeblich, und wir mußten daher in nördlicher Richtung die Oeffnung suchen, durch welche wir hineingefahren waren. Dies war um so mehr beunruhigend, als der Wind umgesprungen war, und ziemlich frisch aus Nordwest blies, so daß die Vega bei ihrer geringen Dampfkraft nur langsam vorwärts zu kommen vermochte. Erst um halb sieben Uhr Nachmittags kamen wir aus der sackförmigen Oeffnung im Eise, in

*) Schlangenschwänzler, eine Gattung von Zoophyten. — Anmerk. d. Bearb.

die wir Tags vorher am Mittage hineingesegelt waren, wieder heraus.

Ohne selbst die Erfahrung gehabt zu haben, kann man sich schwerlich einen Begriff von den Augentäuschungen machen, welche der Nebel in Gegenden hervorbringt, wo Gegenstände die aus dem Dunste heraustauchen, nicht bereits in ihrer wirklichen Größe vorher gekannt sind, und so dem Zuschauer einen Begriff von der Entfernung geben können. Die undeutlichen Umrisse der von Nebel verhüllten Gegenstände werden noch obendrein oft, dem Beschauer unbewußt, von seiner Phantasie zu abenteuerlichen Bildern umgewandelt. Auf einer Reise zu Boot in Hinlopen-Strait mußte ich einmal nach einem nur wenige Kilometer entfernten Holm*) durch Treibeis hindurch rudern. Während wir bei heiterem Himmel auf Vögel für unser Mittagessen schossen, fiel plötzlich ein so dichter Nebel, daß wir keine Peilung mit dem Kompaß vornehmen konnten. Während wir nun aus Leibeskräften dem Strand zuruderten, zeigte sich ringsum am Horizont ein dunkler Streif, was uns aber nicht besonders auffiel. Bald gewahrten wir zwei bisher nicht gesehene Schneefelder zu beiden Seiten des Landes. Daraus wurde gleich darauf ein Meerungeheuer, das einem bergeshohen Walroßhaupte glich, Leben und Bewegung bekam, und schließlich schrumpfte Alles zum Kopfe eines gewöhnlichen, in der Nähe unseres Bootes auf einer Eisscholle liegenden Walrosses zusammen. Das Schneefeld bildeten die weißen Zähne, der hohe Berg war des Thieres runder, schwarzbrauner Kopf. — Kaum war dieses Irrbild verschwunden, als einer von der Mannschaft „Land vorne vor uns! hohes Land!“ rief. Wir erblickten nun Alle vor uns ein hohes Alpenland mit Bergfirnen und Gletschern, aber auch dieses sank im nächsten Augenblick zu einem gewöhnlichen, niedrigen, erdschwarzen Eisrand zusammen. Als Palander und ich im Frühjahr 1873 mit neun Mann eine Schlittenfahrt rund um das Nordostland machten, sahen und schossen wir viele Bären. Einmal ereignete es sich im neblichtem Wetter auf dem Eise der Wahlenbergsbai, daß ein Bär, auf den wir lauerten und den Alle deutlich sahen, statt mit seinem gewöhnlichen leisen Zickzackschritt und seinen gewöhnlichen Versuchen, von der Nutzbarkeit des Fremden für seinen Fraß durch Schnüffeln sichere

*) Kleine Insel, Werder.

Witterung zu erhalten, eben als der Schütze das Gewehr auf ihn anschlug, ein paar riesige Schwingen entfaltete und in der Gestalt einer kleinen Eismöwe von dannen flog. Ein anderes Mal hörten wir auf der nämlichen Schlittenfahrt, den vor dem Zelte, in dem wir ruhten, beschäftigten Koch ausrufen: „Ein Bär — ein großer Bär! Nein, ein Rennthier, ein ganz kleines Rennthier!“ Im nämlichen Augenblick knallte ein gutgezielter Schuß und es fand sich, daß das Bär-Rennthier ein kleiner Fuchs war, der die auf einige Augenblicke gespielte Rolle eines großen Thieres mit dem Leben bezahlen mußte.

Während der zwei Male, daß das Schiff an einer Eisscholle vor Gabelanker lag, wurde das Schleppnetz nebst Dweilen ausgeworfen und trieb langsam mit dem, in Folge eines frischen Südostwinds nach Nordwest ziehenden Eise vorwärts. Die mit dem Schleppnetze erlangte Beute war außerordentlich reich: große Seesterne, Krinoïden, Spongien, Holothurien*), eine riesige Seespinne, Massen von Würmern, Schnecken, u. s. w. Dies war die reichste Ernte die das Schleppnetz auf unsrer ganzen Fahrt um Asiens Küsten mit einem Zuge eingeheimst hatte, und zwar aus dem Meere über der Nordspitze von Asien.

Als wir vom Eise frei gekommen waren, fuhren wir unter Dampf dem Lande zu, das um 8 Uhr 45 Minuten Nachmittags gerufen wurde. Es war niedrig und schneefrei, die Meerestiefe wechselte in einer, 10 Kilometer betragenden Entfernung von der Nord nach Süd streichenden Küste zwischen 13 und 15 Meter. Eine nordwestliche Brise führte das Schiff, ohne daß wir Dampf machten, rasch von dannen über eine vollkommen glatte See.

Am 24. August segelten wir das Land entlang weiter nach Süden. Die Meerestiefe nahm nun bis 33 Meter, in einer Entfernung von 10 Kilometer vom Ufer, zu. Das Land wurde nach und nach höher, und eine Strecke von der Küste sahen wir schöne Gebirgsketten die, dem Augenmaße nach, eine Höhe von 600—900 Meter erreichten. Sie waren, ebenso wie die Strandebene, ganz frei von Schnee, und nur in den Schluchten lagen noch einige wenige Schnee- oder Eishaufen, die an einem paar Stellen wirkliche

*) Haarquallen, Schwämme, Seeblasen, sämtlich Pflanzenthiere. — Anmerk. d. Bearb.

Gletscher zu bilden schienen, welche jedoch auf einer bedeutenden Höhe über dem Meere endeten. Der schneefreie Abhang zwischen dem Fuße des Berges und der 30 bis 60 Meter hohen Strandterrasse bildete eine obere, von einer bräunlichgrünen Graswiese bedeckte Fläche.

Während des Vormittags war das Wetter herrlich, klar und oft konnte man vom Schiffe aus auch nicht die mindeste Spur von Eis entdecken, aber es zeigten sich Schaaren von Walrossen. Gegen Mittag wurde: „Land vorne an Backbord!“ gerufen. Es war dies augenscheinlich die Insel Preobraschenie. Ich beschloß, dort auf einige Stunden ans Land zu gehen, um naturhistorische Untersuchungen und bei dienendem Wetter eine Ortsbestimmnng zu veranstalten. Die Entfernung von der hochgelegenen Insel war aber größer, als wir erwartet hatten, so daß man den Anker erst um 6 Uhr Nachm. an der südwestlichen Seite, nahe bei einem reichen, steilen Vogelbergabhange fallen lassen konnte.

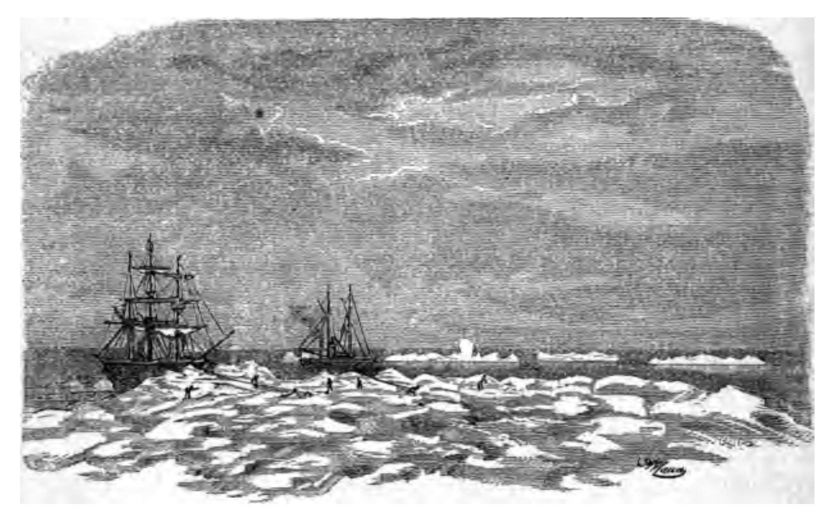
In den letzten beiden Tagen waren wir einen Strich gefahren, der auf neueren Karten als Land bezeichnet ist.

Die Insel Preobraschenie bildet eine 30 bis 60 Meter hohe, ziemlich ebene Grasfläche, welche im Nordwesten mit einem steilen Abhang gegen das Meer zu abschließt, sich aber nach Südosten langsam zu zwei weit hinaus ragenden Sandbänken hinabsenkt. Bei unserem Besuch war die Insel schneefrei und mit einem grasgemischten Moosteppich bedeckt, der besonders auf den südwestlichen, gegen Nordwinde geschützten Abhängen sehr reich war. Die arktische Thierwelt traf man hier wieder in ihrem ganzen Reichthum an. Die Vegetation war bei weitem üppiger und zahlreicher an verschiedenen Pflanzenfamilien als die um Kap Tscheljuskin und hatte natürlich einen mehr südlichen Charakter, nicht allein durch die südlichere Lage, sondern auch schon deshalb, weil die Strandgegenden der Insel von dem, im Sommer erwärmten Wasser des Chatangaflusses überspült werden.

Ich bedauerte, daß die weit vorgerückte Jahreszeit mir nur einige wenige Stunden erlaubte, an dieser interessanten Insel mit der Vega zu verweilen, und ich ließ daher um halb elf Uhr Abends wieder die Anker lichten, um unsere Fahrt längs der Küste fortzusetzen.

Meine Absicht war es ursprünglich gewesen, daß die Vega sich

von der Lena erst an einem Ankerplatze in einer der Mündungen des Lenaflusses trennen sollte, allein wegen des seichten Fahrwassers, des günstigen Windes und des eisfreien Meeres, das jetzt ostwärts vor uns lag, beschloß ich, auf offener See vor der Insel Tumat die Lena zu entlassen. Dieses geschah in der Nacht zwischen dem 27. und 28. August, nachdem Kapitän Johannesen durch ein verabredetes Zeichen eingeladen war, sich an Bord der Vega zu begeben, um die Verhaltungsbefehle, Paß und Briefe in die Heimath zu



Vega und Lena an einem Eisstücke vertäut.

empfangen. Als Abschiedsgruß für unseren kleinen treuen Begleiter auf der Reise um die Nordspitze Asiens ließ ich einige Raketen steigen und wir dampften oder segelten dann, jeder nach seiner Richtung hin, weiter.

Während der Reise*) von Norwegen nach der Lena waren wir

---

*) Vor der Abreise hatte ich durch das Königl. Ministerium des Auswärtigen von der russischen Regierung offene Briefe erhalten, laut deren den russischen Behörden, mit denen wir in Berührung kommen konnten, der Befehl ertheilt war, uns alle Beihülfe, welche die Umstände erheischten, zu gewähren.

sehr vom Nebel belästigt, dagegen hatten wir, nachdem wir östlich vom Kap Tscheljuskin das Fahrwasser der Küste verlassen hatten, Eis in solchen Massen angetroffen, daß es unserer Fahrt hinderlich war. Hätte man sich die ganze Zeit über bei der Küste gehalten, wäre das Wetter hell gewesen, und das Fahrwasser hinreichend mit dem Loth sondirt worden, so daß es möglich gewesen wäre, den Kurs stets



Die Lena.

nahe am Lande zu halten, so würde die Reise der Vega bis zur Mündung der Lena niemals vom Eise gehemmt worden sein, und ich bin überzeugt, daß das Nämliche alljährlich gegen das Ende des Augustmonats, wenigstens zwischen Jenisei und Lena, eintreffen wird. Die Stelle, wo Eishinderungen auf der Fahrt vom Atlantischen Meer nach der Lena am öftesten stattfinden dürften ist, meiner Ansicht nach, nicht die Nordspitze Asiens sondern der Strich östlich von der Einfahrt in das Karische Meer.

Achtes Kapitel.

Die Reise der Schiffe „Expreß“ und „Fraser“ den Jenisei hinauf und ihre Rückreise nach Norwegen — Lootsenkontrakt. — Die Fahrt der Lena durch das Delta und flußaufwärts nach Jakutsk. — Sibiriens Naturbeschaffenheit im Allgemeinen. — Die Flußgebiete. — Die Bodenkulturfähigkeit des Landes und dessen Bedarf erleichterter Kommunikationen. — Die großen Flüsse als Sibiriens künftige Handelswege. — Die Fahrt den Jenisei hinauf im Jahre 1875. — Die Sibiriakows-Insel. — Die Marsch. — Der sibirische Urwald. — Westsibiriens Bewohner: die Russen, die Verbannten, die „Asiaten“. — Arten den Jenisei zu befahren. — Hundeböte, schwimmende, durch Dampf getriebene Handelsläden. — Neue Aussichten für Sibirien.

In der Einleitung zu dieser Reisebeschreibung habe ich dreier Schiffe erwähnt, welche mir auf dem ersten Theil der Fahrt der Vega zur Verfügung und unter meinen Befehlen standen. Da ich mich nun am Ausflusse der Lena von dem Schiffe trennte, welches die Vega am längsten begleitet hatte, so dürfte es wol am Platze sein, Einiges über den Schluß der Reisen des „Fraser“, des „Expreß“ und der „Lena“ zu sagen.

Am 9. August, 10 Uhr Vormittags, und nachdem Herr Serebrenikow als Bevollmächtigter des Herrn Sibiriakow an Bord des „Expreß“ gegangen war, um den Oberbefehl über die beiden zur Fahrt auf dem Jenisei bestimmten Fahrzeuge zu übernehmen, lief der „Fraser“ mit dem „Expreß“ im Schlepptau aus Dicksonshafen den Fluß hinauf, aus. Die Reise ging ohne andere Abenteuer vor sich, als daß man einen, bereits früher wegen seiner Unbeholfenheit bekannten Kosaken Feodor als Lootsen an Bord nahm. Er bewies sich auch jetzt wieder als ganz untauglich zu seinem Berufe, indem er an gefährlichen Stellen sich in die Arme des Schlafes warf, um dort alle Mühen und Gefahren zu vergessen, so daß Herr Serebrenikow und der Befehlshaber des Schiffes selbst durch öftere, gewöhnlich von einer vorausgeschickten Dampfschaluppe angestellte Untersuchungen mit dem Senkblei sich auf dem richtigen Fahrwasser zurecht zu finden suchen mußten. Zwischen den flachen, mit niedrigem Buschwerk und reichen Graswiesen bedeckten Inseln war dieses

Wasser oft sehr schmal aber wie es scheint sehr tief. Nachdem man einen mit dem Fahrwasser besser bekannten Fischer an Bord genommen hatte, ging es aber zwölf Stunden lang in voller Fahrt zwischen den südlicheren Briochowski-Inseln*) bei einer Tiefe von dreizig bis fünfzig Meter, vorwärts. Am 14. August kam man nach Tolstoi-Nos, etwa 70° 10′ nördl. Br., 370 Kilometer südlich von Dicksons-Hafen, wo sich eine gut erhaltene Simowie befindet. Am 15. August wurde bei Saostrowskoi, einer, 10 Kilometer weiter den Fluß hinauf, hart an der Waldgränze gelegenen Simowie vor Anker gegangen und es sollten daselbst die Waaren gelöscht und andere Ladung eingenommen werden. Nachdem man am 16. eine Brücke gebaut hatte, begann am 17. die Löschung und wurde am 20. geschlossen. Von dort ging der Fraser den Fluß weiter hinauf bis nach Dudino, um verschiedene, daselbst liegende Waaren: Talg, Weizen, Roggen und Hafer zu laden. Am 2. September kehrte der Dampfer nach Saostrowskoi zurück, wo inzwischen auch der Expreß seine Ladung an Bord genommen hatte.

Dudino ist ein am Ausflusse der Dudinka in den Jenisei liegendes Kirchdorf, wo sich zwei Geistliche, ein Smotritel (Aufseher, dem schwedischen länsman oder Bezirkspolizeiinspektor entsprechend) ein paar zum Exil Verurteilte, einige russische Arbeiter und eine Anzahl Eingeborener aufhalten. Hierzu kommt noch der Eigenthümer des Orts, der einflußreiche Kaufmann Sotnikow. Dieser betriebsame und tüchtige Mann ist in ökonomischer Hinsicht der Beherrscher der umliegenden Gegend, deren Bewohner sämtlich auf eine oder die andere Art von ihm abhängig sind. Gegen Korn, Branntwein, Zucker, Thee, Eisenwaaren, Pulver und Blei, Zeug und Leder tauschhandelt er Pelzwerk, Fische, Mammuthelfenbein u. a. ein, und diese Waaren gehen dann per Dampfboot nach Jeniseisk, von wo sie nach China, Moskau, Petersburg u. s. w. verschickt werden. Unter anderem ist er auch Eigenthümer mächtiger Kohlenlager in den etwa 60 Kilometer von Dudino liegenden Noril-Bergen. Dieser einfache und harmlose Mann war gegen alle Gelehrten, welche jene

*) Ich bezeichne mit diesem Namen in Ermangelung eines anderen, die zahllosen, im Jenisei, zwischen 69° 45′ und 71° nördlicher Breite liegenden Inseln.

Gegenden besuchten, im höchsten Grade zuvorkommend gewesen. Seine in der Nähe der Waldgränze gelegene Wohnung ist wol der stattlichste Palast der sibirischen Marsch, und wird von den Einwohnern aus Nah und Fern bewundert. Sie ist aus dicken Blöcken gebaut, besteht aus zwei Stockwerken, hat ein grüngemaltes Dach, viele, weiß und blau gestrichene und mit Zierrath geschmückte Fenster. Die Zimmer sind warm, mit Pelzmatten belegt und mit Topfgewächsen an den Fenstern, zahlreichen Heiligenbildern, Photographieen und Kupferstichen versehen.

Am 7. September lichteten Fraser und Expreß die Anker um die Rückfahrt aus dem Flusse anzutreten. Zwei Tage darauf traf man auch den Bremer Dampfer Moskwa*), Kapitän Dallmann, der die Mannschaft des an der Mündung des Jenisei gestrandeten norwegischen Dampfschiffes Zaritza, Kapitän Brun, geborgen und am Bord hatte. Am 13. Sept. fand der Fraser das gestrandete Schiff, ließ es trocken pumpen, vom Grund holen, die Maschine in Stand setzen, und brachte es nach Norwegen zurück. Am 19. Sept. gelangten alle drei Schiffe zum Matotschkinsund, wo sie einige Tage in der Bieluga-Bei vor Anker lagen um Wasser einzunehmen, wie

*) Die „Moskwa" war das erste Dampfboot, welches aus dem Atlantischen Ocean bis zur Stadt Jeniseisk vordrang. Folgendes sind die Hauptmomente ihrer Fahrt: Baron Knoop hatte nebst verschiedenen russischen Kaufleuten im Jahre 1878 den Dampfer „Luise" zum Transport von Waaren nach Jenisei geheuert, dieser strandete aber schon an der norwegischen Küste. Statt seiner wurde ein anderes norwegisches Schiff „die Zaritza" gechartert, um die Waaren an ihren Bestimmungsort zu bringen, aber auch dieses Fahrzeug strandete in der Mündung des Jenisei und ward von der Mannschaft verlassen, die von einem kleineren, die Zaritza begleitenden Dampfboot „Moskwa" aufgenommen wurde. In diesem Schiffe reisten nun Kapitän Dallmann, der bremer Kaufmann Helwig Schmidt und ein Beamter im russischen Finanzministerium, Ehlertz den Fluß hinauf. Die Moskwa hatte eine glückliche Fahrt. Sie kam am 4. Sept. nach Goltschicha. Wegen vielfacher Abhaltungen konnte sie erst am 24. Sept. Turuchansk passiren. Am 1. Okt. kam man nach Podkamennaja Tunguska, und am 14. Okt. nach dem für die Moskwa ausersehenen Winterhafen am Flusse Tschorna, einige Meilen nördlich hinter Jenisseisk (Fahrt auf dem Jenissei von der Mündung bis Jenisseisk im Sommer 1878; Petermann's Mittheilungen 1879 S. 81.)

auch Kohlen und Ladung zu ordnen, worauf sie am 22. d. Mts. durch den Sund in westlicher Richtung fuhren, und am 26. wohlbehalten und mit voller Ladung bei Hammerfest vor Anker gingen. Die Frachtgüter welche jetzt zum ersten Male vom Jenisei nach Europa gebracht wurden, waren: ungefähr 600 Tuns Talg, Weizen, Roggen und Hafer; die nach Sibirien importirten Güter bestanden hauptsächlich in: 16 Tuns eiserne Nägel, 8 Tuns Hufeisen, 4 Tuns Hufnägel, 16½ Tuns Stangeneisen, 33 Tuns Tabak, 60 Tuns Salz, 24 Krüge Petroleum, einzelne Bestandtheile eines eisernen Prahms mit dem dazu nothwendigen Zubehör von Anker u. a. m.*)

Ehe ich über die Reise der Lena Bericht erstatte, muß ich noch einige Worte sagen über die Verfügungen des Herrn Sibiriakow betreffs der Sicherung der Fahrt der Lena zwischen der Flußmündung, wo sie sich von der Vega trennen sollte, und ihrem Bestimmungsort der Stadt Jakutsk. Er hatte zu diesem Zwecke durch den Kaufmann Kolesow in Jakutsk einen jakutischen Flußlootsen, Namens Winokurow kontraktlich engagirt um die Lena durch das weite, von einer Menge, bald tieferer bald seichterer Flußarme durchschnittene, in hydrographischer Beziehung durchaus unbekannte Deltaland zu führen**).

---

*) Die Details der Reisen dieser Schiffe habe ich aus einer mir mitgetheilten Copie von dem Journal des Kapitäns Emil Nilsson.

**) Hier findet sich im Original der, 14 Paragraphe umfassende Text des Kontrakts; da dieser aber kein besonderes Interesse für das größere Publikum hat, so wird man es wol entschuldigen, wenn ich denselben ausgelassen habe, besonders da der Inhalt desselben selbstverständlich ist und auch aus dem Verfolg der Erzählung hervorgeht. — Am Schlusse des ganzen Kontrakts bemerkt Herr Prof. Nordenskiöld noch Folgendes: „trotzdem (nämlich ungeachtet des Kontrakts und des Interesses, welches der Gouverneur und der Bischof von Jakutsk an der Sache nahmen)“ ging es nicht besser, als daß der Lootse den Empfang der bedeutenden Geldsumme (900 Rubel) durch einen gehörigen Rausch feierte, wobei er sich ein Achselbein brach, und also nicht an den Ort des Stelldicheins kommen konnte, so daß Johannesen sich auf eigene Hand mit seinem kleinen Dampfboot fortbringen mußte.“ — Anmerk. d. Bearb.

Nach der in der Nacht vom 27. auf den 28. August stattgehabten Trennung der Lena von der Vega fuhr jene unter Dampf nach der nordöstlichsten Spitze des Lena-Deltas, wo man aber, trotz der Bestimmungen des Kontrakts, weder einen Lootsen noch die als Einfahrtszeichen dienen sollende Flaggenstange vorfand. Um dieselbe aufzusuchen fuhr Johannesen 40 Kilometer westwärts längs des Strandes, als er sie aber auch in dieser Richtung vergeblich gesucht hatte, kehrte er nach dem erstgenannten Platze zurück und ging daselbst ans Land, wo er eine ganz alte, wahrscheinlich von einer zu Anfang dieses Jahrhunderts hier gelandeten Expedition herstammende, fast schon mit Erde angefüllte Hütte fand, und viele wilde Rennthiere sah. — Da nach dem erwähnten Kontrakt das Seezeichen vom Kap Olonek her sichtbar sein sollte, fuhr er abermals dem Lande möglichst nahe nach Westen zu, weil das Fahrwasser aber immer seichter wurde ohne daß man einen Thurm gewahrte, mußte er sich darein ergeben, selbst seinen Weg durch das Deltaland zu finden, und beschloß zu diesem Behufe den östlichsten Mündungsarm aufzusuchen, der auf den Karten ganz breit aufgezeichnet, und auch wie es scheint von den Schiffen der „großen nordischen Expedition" benutzt worden ist.

Vierzig Kilometer östlich von der Nordspitze des Lena-Deltas traf Johannesen drei Sandbänke an, welche er umschiffte. Später ward das Fahrwasser tiefer. Am 3. Sept. Vormittags gerieth die Lena auf den Grund. Das Wasser war im Fallen begriffen und stieg dann wieder eine Stunde nach Mitternacht, so daß das Schiff erst am nächsten Tage mit Mühe wieder flott wurde. Diese Fahrt wurde dadurch erschwert, daß die vor 140 Jahren verfertigten Karten jetzt durchaus unbrauchbar waren. Das Delta hat nämlich seit damals bedeutende Veränderungen erlitten; wo sich vor Zeiten Sandbänke befanden, liegen heute große mit Wald und Gras bewachsene Inseln, während an anderen Stellen ganze Inseln von der Fluth fortgeschwemmt wurden.

Während das Schiff fest saß, kamen neun Tungusen an Bord, die in kleinen, aus einem einzigen Baumstamm ausgehöhlten und jedes immer nur einen Mann tragen könnenden Böten heranruderten. Umsonst versuchte Johannesen einen der Tungusen zu vermögen den Dampfer zu lootsen; es gelang ihm trotz aller Mühe die sich der russische Dolmetscher gab, nicht, ihnen sein Begehren klar zu machen.

Erst am 7. Decbr.*) dampfte man, nachdem man das Deltaland hinter sich hatte, in den eigentlichen Fluß hinein, wo das Fahrwasser bedeutend besser wurde. Am 8. früh Morgens nahte man dem ersten festen Wohnsitz an der Lena, Tas-Ary, konnte aber, nachdem man, um Erkundigungen über das Fahrwasser einzuziehen an Land gegangen war, sich mit den Einwohnern, Tungusen, nicht verständigen. Nachmittags kam man zu einer anderen Stadt am Flusse, die Bulun heißt. Voll Ungeduld weiter zu kommen und in der Voraussetzung daß auch diese einzig von „Asiaten**)“ bewohnt sei, beabsichtigte Johannesen vorüberzufahren; aber als die Einwohner das Dampfschiff erblickten salutirten sie mit Freudenschüssen aus allen Gewehren, die sie in der Eile zusammen bringen konnten***). Darauf ließ die Lena die Anker fallen, zwei Kronbeamte und ein Geistlicher, welcher einen Danksagungsgottesdienst abhielt, kamen an Bord.

Selbst dort ferne an der Gränze der Marsch scheint der Asiate die Bedeutsamkeit des Factums, daß Schiffe von dem Weltmeere bis zu den großen sibirischen Flüssen gelangen können, einzusehen. Einen Beweis dessen hatte auch ich im Jahre 1875. Während ich, bevor ich noch das Dampfboot „Alexander“ angetroffen hatte, in meinem eigenen Nordlandsboot mit zwei Gelehrten und drei Waljägern flußauf ruderte, landeten wir u. a. auch an einem Ort, wo zufällig eine Anzahl Dolganen versammelt war. Da diese sich klar gemacht hatten, daß wir nicht als Branntweinhändler oder Fischkäufer von Süden, sondern von Norden, von der See her bei ihnen gelandet waren, geriethen sie vollkommen in Ekstase. Wir waren nun nicht besonders angenehmen Umarmungen von Seiten unserer pelzbekleideten Bewunderer ausgesetzt, und schließlich traf einen von uns der Unfall bei einem, von den Dolganen in ihrem Entzücken fast gewaltsam angestellten Versuch ihn durch das Wasser zu einem, vom abschüssigen Strande etwas entfernt befestigten Boot zu tragen, in den Fluß getaucht zu werden. In Dudino hielten gleichfalls zwei

---

*) Wol ein Druckfehler im Original statt: September. — Anm. d. Bearb.

**) Eine in Sibirien für alle eingeborenen Volksstämme gebräuchliche Benennung.

***) Man hat dies mit Unrecht so ausgelegt, als ob sie auf das Schiff geschossen hätten.

anwesende Priester einen Danksagungsgottesdienst für unsere dortige glückliche Ankunft. Zwei von ihnen lasen die Messe, während der, mit einem langen Kaftan von Schafsfell bekleidete Meßner eifrig und andächtig ein gewaltiges Räucherfaß schwenkte. Der Geruch desselben war bereits Anfangs nicht besonders angenehm, wurde aber bald so stark und widrig, daß ich, der meinen Platz ganz vorn unter den Zuhörern erhalten hatte, beinahe erstickt wäre, obgleich die Ceremonie im Freien stattfand. Gleich darauf war der ganze Meßner in eine dichte Rauchwolke gehüllt, und man gewahrte jetzt, daß sein Pelz zugleich mit dem Weihrauch angezündet worden war. Der Gottesdienst selbst wurde dadurch doch nicht unterbrochen, sondern die Feuersbrunst unter allgemeiner Fröhlichkeit dadurch gelöscht, daß man einen Eimer Wasser über den Meßner ausgoß.

Am Morgen des 9. setzte die Lena ihre Fahrt den Fluß hinauf fort, wobei der Priester und die beiden Beamten, die sie begleitet hatten, bald ans Land gesetzt werden mußten, da sie sich in ihrer Freude total betrunken hatten. Am 13. erreichte man Schigansk, wo man eine Probe der dortigen Kohlen einnahm, die aber untauglich befunden wurden, und am 21. Sept. landete man in Jakutsk. Das erste Fahrzeug das von den Weltmeeren hieher in das Innere Sibiriens gekommen war, wurde sowol von den Behörden wie von der Bevölkerung außerordentlich wohlwollend und gastfreundlich aufgenommen. Da Johannesen hier aber den Bevollmächtigten Sibiriakows, den Kaufmann Kolesow traf, setzte er seine Fahrt flußaufwärts fort, bis er am 8. Oktober nach dem Dorfe Njaskaja, 220 Werst von Witim, etwa 60° nördl. Breite kam. Von da kehrte er wieder nach Jakutsk um, und legte das Schiff etwas südlich von dieser Stadt in Winterquartier.

Versteht man „unter Sibirien" im weitesten Sinne auch die Theile Hochasiens, welche um die Quellengebiete der großen sibirischen Flüsse herumliegen, so kann man dieses Land mit einem Theile Nordamerikas vergleichen, indem es wie dieses im Norden unbewaldete Ebenen, und südlich davon ein, nur Jägern, Fischern und Rennthiernomaden ein dürftiges Auskommen gewährendes weites Waldgebiet enthält. Südlich von diesem Waldgürtel trifft man in beiden

Ländern wieder unermeßliche Strecken urbaren, den Fleiß des Anbauers lohnen könnenden Landes. Der Unterschied zwischen ihnen besteht jedoch darin, daß die Bodenprodukte Amerikas leicht und billig nach den Häfen des Atlantischen und des Stillen Oceans ausgeführt werden können, während der zwischen dem Lauf des Irtisch-Ob und des Jenisei befindliche Theil Sibiriens durch große



Jakutsk.

Vorländer von dem Weltmeere abgesperrt wird und die Hauptflüsse nach Norden strömen, und in ein, bis auf die neuesten Zeiten für durchaus unzugänglich gehaltenes Meer münden. Von diesen Flüssen nimmt der Doppelfluß Ob-Irtisch mit seinen zahlreichen Nebenarmen über 60,000, der Jenisei-Angara nicht ganz 50,000 und die Lena etwas über 40,000 geographische Quadratmeilen ein. Trotz des im Ganzen urbaren Areals von 90,000 geogr. Quadratmeilen ist das Land, das mit seinen natürlichen Hülfsquellen bei dem einfachsten Anbau vielen Millionen Menschen ein Auskommen bieten würde, doch nur sehr spärlich bevölkert.

Ein glücklicher Umstand für Sibiriens Zukunft ist der, daß seine drei großen Flüsse schon jetzt auf dem größten Theil ihres Laufs schiffbar sind. Der Jenisei hat eine Wegelänge die der von Venedig bis zum Nordkap oder von der Mündung des Mississippi bis zum nördlichen Theile des Winnipegsees gleichkommt, und ist schon von Natur bis nach Jeniseisk schiffbar. Die Angara könnte, ohne große Baggerungskosten gänzlich schiffbar gemacht werden, eben so wie ihre Verlängerung die Selenga in ihrem untersten Theile zwischen der chinesischen Gränze und dem Baikalsee. Eine Verbindung gleicher Art zwischen dem Atlantischen Ocean mit Westsibirien und Hochasien bis zur chinesischen Dzungarei kann auf dem Ob-Irtisch eröffnet werden. An mehren Stellen berühren das Quellengebiet des Ob und das des Jenisei durch deren Nebenflüsse einander so nahe, daß zur Verbindung beider Flußsysteme unbedeutende Kanalisirungsarbeiten genügen würden.

Man sieht hieraus, welches vortheilhafte Kommunikationssystem Sibirien in sich enthält, daß aber eine Seekommunikation mit der übrigen Welt nur über das Eismeer möglich ist, wodurch Sibirien eines der am meisten schicksalsbegünstigten Länder der Welt hinsichtlich eines billigen Waarenverkehrs würde, ja selbst der alte Plan eines nordöstlichen Handelsweges nach China kann alsdann zur Wirklichkeit werden.

Man dürfte vielleicht glauben, daß dem heutigen Mangel an passender Handelsverbindung durch eine Eisenbahn von Rußland nach dem südlichen Sibirien abgeholfen werden könne, dem ist aber keineswegs so; im Gegentheil ist für die Rentabilität einer Eisenbahn eine Verbindung zur See eine Nothwendigkeit, denn es kann nie die Rede davon sein, die Produkte der Boden- oder der Forstkultur eine Strecke von drei bis fünftausend Kilometer, welche das fruchtbare Stromgebiet des Ob-Irtisch vom nächsten europäischen Hafen trennt, auf der Eisenbahn zu exportiren. Eben so dürfte bei der Eisenbahnfracht, selbst wenn sie noch so niedrig wäre, der sibirische Landmann seine Rohprodukte nicht transportiren, und dürfte, da die heutige geringe Bevölkerung nicht zunehmen würde, ein Import europäischer Industrie keine Abnehmer finden, so lang eine Verbindung zur See nicht eröffnet ist.

Ehe ich auf die Schilderung der Fahrt der Vega zurückgreife, will ich einen Auszug aus meinen während der Reise im Jahre 1875

den Jenisei hinauf gemachten Notizen geben, aber daran erinnern, daß die Natur am Ob-Irtisch und an der Lena sehr verschieden ist, indem jener durch niedrigere, fruchtbarere und volkreichere, die Lena hingegen, durch wildere und romantischere aber minder angebaute Gegenden fließt.

Wenn man von Dicksonshafen aus flußhinauf fährt, so kommt man zuerst durch den breiten Sund zwischen der Sibiriakows-Insel und dem Festlande. Diese Insel ist, so viel man weiß, niemals, selbst nicht zur Zeit da zahlreiche Simowien an der Mündung des Jenisei standen, von Menschen besucht worden. Auf den niedrigen, grasbewachsenen Höhenabhängen sahen wir mehre Rennthiere weiden, weshalb ich glaube, daß der Jäger, der hier zuerst ans Land geht, eine reiche Jagdbeute haben wird. Drei Eisbären sahen wir 1875 noch bei Jefremow-Kamen (eine, von den Ausläufern der Berge des Festlandes in den Fluß hineinreichende Klippe), die in aller Ruhe zwischen den Klippen zu weiden schienen, ohne sich von dem ungeheuren Treibholzklobenfeuer, das wir am Strande zum Kochen unseres Kafés angezündet hatten, stören zu lassen. Hier wurden auch zum letzten Male auf unserer Reise den Fluß hinauf wirkliche Seethiere angetroffen. Etwas südlich von Jefremow-Kamen beginnt die eigentliche Marsch, eine unbewaldete von keinen Gebirgshöhen unterbrochene Ebene, von zahlreichen kleinen Seeen wie übersprenkelt und von engen Thalgängen durchschnitten, wodurch oft eine Wanderung über die scheinbar glatten Flächen höchst beschwerlich wird.

Wie bei allen von Süden nach Norden strömenden Flüssen ist das westliche Ufer des Jenisei niedrig und oft sumpfig, während das östliche aus einem steilen, zehn bis zwanzig Meter hohen Absatz besteht, der von der Waldgränze nördlich auf höchst merkwürdige Weise in pyramidenförmige Spitzen zertheilt ist.

Die Marsch selbst ist im Sommer vollkommen schneefrei, aber schon in einer geringen Tiefe unter der Oberfläche ist der Boden gefroren, und an einzelnen Stellen wechseln sogar Schichten von Erde und von reinem Eis. Hier in diesen gefrorenen Erdlagern wurden ganze Körper von Elephanten und Nashörnern, welche während Tausenden von Jahrhunderten vor Verwesung bewahrt wurden, gefunden. Dergleichen Funde sind jedoch selten, wogegen einzelne Knochen dieser Vorzeit-Thierwelt in großer Menge vorkommen und, zugleich mit diesen, Massen alten aus der Mammutperiode

stammenden, von den russischen Eingeborenen Sibiriens mit dem bezeichnenden Namen „Noah-Holz“ genannten Treibholzes. Außerdem sieht man in den jüngsten Erdschichtungen der Jeniseimarschgegend, weit nördlich von der jetzigen Gränze eigentlicher Waldungen, dicke, noch an den Wurzeln hangende Baumklötze, welche andeuten, daß die Waldgränze in der Jeniseigegend, selbst während unserer Geologieperiode, sich weiter als jetzt nach Norden erstreckt hat, vielleicht eben so weit wie sie in Folge günstiger örtlicher Verhältnisse, gegenwärtig an der Lena reicht.

An den Böschungen der abschüssigen Tundra-Terrasse, eben so wie in verschiedenen der dortigen Thäler stößt man auf eine reiche Vegetation, die schon 100 Kilometer südlich vom Jefremow-Kamen wirkliche Blumenfestons bildet, während die Marsch selbst noch mit einer sehr spärlichen, mehr aus Moosen als aus Grasarten bestehenden Pflanzenmatte bedeckt ist. Einige Meilen südlich von der Stelle, wo der Fluß nördlich hinter Dudino eine Biegung macht, beginnt der Wald von riesenhaften Nadelhölzern, der größte der Erde, der sich mit wenigen Unterbrechungen vom Ural bis in die Nähe des Ochotskischen Meeres, ungefähr 1000 Kilometer in Norden und Süden und vielleicht noch viermal so weit in Osten und Westen erstreckt. Es ist ein ungeheurer Urwald, fast unberührt von der Axt des Bebauers, aber an manchen Stellen von weithin umsichgreifenden Waldbränden verheert.

Auf dem hohen Oststrande des Jenisei beginnt unmittelbar am Uferrande der hauptsächlich aus Nadelhölzern bestehende Wald, dessen kolossale Bäume wegen mangelnder Forstkultur vor Alter grau und halbverwittert sind. Dazwischen ist der Boden so dicht mit abgefallenen, theils noch grünen, theils halbverfaulten oder einem nur noch von der Rinde zusammengehaltenen Haufen zu Stauberde verwandelter Zweige und Stämme bedeckt, daß man es gern vermeidet, dort auf ungebahnten Pfaden zu gehen. Muß es aber sein, so kommt man Tages über nicht weit und läuft fortwährend Gefahr in der Reihe von Baumstämmen die Beine zu brechen. Fast überall sind die gestürzten Stämme mit einem überaus üppigen Mooslager belegt oder öfters ganz davon verhüllt, wogegen Baumflechten, vermuthlich wegen des im inneren Sibirien herrschenden trockenen Klimas selten vorkommen. Deshalb mangelt es den Tannen an der bei uns gewöhnlichen haarigen Bekleidung, und der Bast der zwischen

den Nadelholzbäumen hier und da hervorlugenden Birken zeichnet sich durch eine ungewöhnlich blendende Weiße aus.

Das westliche Ufer des Jenisei besteht, eben so wie die unzähligen Inselchen des Flusses, größtentheils aus angeschwemmten, niedrig gelegenen und morastigen Strecken, die bei der Frühlingsfluth vom Flusse überschwemmt und reichlich mit seinem Schlamm gedüngt werden. So bildet sich hier ein fruchtbarer Wiesenboden,



Ostjaken-Zelt.

der theils mit einem von der Sense unberührten Grasteppich, theils mit einer höchst eigenthümlichen, bis acht Meter hohen Buschvegetation bedeckt ist. Oft wechselt ein kleines dichtes Weidengehölz, dessen grade zweiglose Stämme von ferne den Bambusholzungen des Südens gleichen, mit ebenen, frischgrünen Grasplätzen und kleineren Wasserrillen, und dem Ganzen das Aussehen einer lachenden, sorgfältigst gepflegten, von heruntergefallenen Zweigen und verdorrtem Grase gesäuberten Parkanlage gebend. Beklagenswerth ist nur, daß im

Sommer der Aufenthalt in diesen Gegenden durch die entsetzliche Menge von Mücken, welche die Luft hier verpesten, fast unmöglich gemacht wird.

Die dichte, selten offene Stellen bietende große Waldzone geht nach Norden hin in kahle Marschgegenden und nach Süden hin in Steppen über, welche im Sommer die herrlichsten Blumen, wie die Päonie, die blaue Schwertlilie, den sibirischen Erbsenbaum u. s. w. hervorbringen. Diese Steppen bilden den größten, an Umfang und Fruchtbarkeit sicherlich seines Gleichen suchenden Kulturboden. Ohne Düngung und mit äußerst geringer Bebauungsmühe könnte man, Jahr auf Jahr, aus seiner schwarzen Erde die reichsten Ernten heimsen. Jetzt ist er aber nur sehr dünn bevölkert, und dasselbe gilt in noch höherem Grade von der weniger leicht kulturbaren Waldzone. In weiterer Entfernung von den Flüssen enthält er meist unbekanntes Land, wohin der Europäer selten oder nie kommt und wo nur der eingeborene Nomade oder Jäger umherschweift, obgleich diese Wälder, der im Sommer umherschwärmenden, für die warmblütigen Thiere unerträglichen Mücken wegen, nicht so wildreich sind, wie man wol erwarten sollte.

Die Hauptbevölkerung innerhalb der Waldregion bilden eingeborene Nomaden- oder Jägerstämme, von denen die Samojeden, Ostiaken, Tungusen und Jakuten die zahlreichsten sind. Nur an den Flüssen trifft man hier russische Dörfer und Bauernhöfe, die des Handels mit den Eingeborenen, Fischfangs und an einigen Plätzen der Goldwäschereien wegen angelegt sind. Erst in Mittelsibirien ist die russische Bevölkerung zahlreicher, und breitet sich über die ganze ungeheure Strecke zwischen dem Uralgebirge und dem Angaraflusse aus.

Ganz oben im Norden bestehen die russischen Wohnsitze in isolirten, aus Stämmen oder Planken auseinandergenommener Prahmen*) gebauten Hütten mit platten Torfdächern. An Holzschnitzereien und Verzierungen, wie sie sich gewöhnlich an den Häusern

*) Diese kolossalen, aus kurzen, dicken Balken gebauten Fahrzeuge werden, da es die Mühe nicht lohnt, sie wieder stromaufwärts zu bringen, sobald sie gelöscht haben, entweder am Ufer zurückgelassen, um dort zu verfaulen, oder zerschlagen, um als Baumaterial zu dienen. — (Aehnliches geschieht in Oesterreich mit den stromabwärts fahrenden Salzschiffen. Anmerk. d. Bearb.)

der vermögenden Bauern in den südlich gelegenen Ortschaften vorfinden, fehlt es hier ganz und gar. In letztgenannten Dörfern sieht man auch oft eine mit bunten Farben angestrichene Kirche, und das Innere der Häuser ist, wenn man von den überall umherkriechenden Kakerlaken*) abstrahirt, ganz wohnlich hergerichtet. Die Wände sind mit zahlreichen, wenn auch nicht von besonderer künstlerischer Vollendung zeugenden Photographieen und Lithographieen geschmückt. In einer Ecke sind reich verzierte Heiligenbilder, vor denen kleine Oellampen oder dünne Wachslichter, die bei besonders festlichen Gelegenheiten angezündet werden, hangen. Die Bettstelle ist eine, bis nahe an die Zimmerdecke reichende, ein Drittheil oder die Hälfte der Stube einnehmende Schlafbank, so hoch vom Fußboden, daß man ganz bequem darunter durchgehen kann. Auf derselben herrscht gewöhnlich eine tropische Hitze, so daß der da Ruhende ein fast unablässiges Schwitzbad nimmt, was ihn aber nicht verhindert, gleich in eine Temperatur hinauszugehen, in welcher das Quecksilber gefriert. Gekocht wird in großen Backöfen, die daher täglich geheizt werden, also auch das Zimmer wärmen; Brot wird täglich frisch gebacken, und selbst für den Armen ist der Samowar (messingene Theemaschine) ein schwer zu entbehrendes Hausgeräth. Der Fremde ist stets, sobald er die Schwelle des Hauses betritt, eines freundlichen und herzlichen Empfanges gewiß und muß, zu welcher Tageszeit er auch kommt, ein Glas Thee mittrinken. Die Kleidung ist der russischen ähnlich; bei den Wohlhabenden weite, in die Stiefel gesteckte sammetne Beinkleider, ein mit Silberfäden zierlich gesticktes Hemd und ein bequemer, oft mit Pelz gefütterter Kaftan; beim Armen, wenn er nicht gar zu lumpig ist, derselbe Schnitt, aber schlechter und das Zeug schmutzig zerlappt. Im Winter soll beim Aufenthalt im Freien die samojedische Pelzjacke bei Hoch und Niedrig, bei Russen und Einheimischen, bei Seßhaften und Nomaden Brauch sein.

Bei meiner Reise auf dem Jenisei im J. 1875 waren in diesen Gegenden nur wenige politisch Verbannte, dagegen viele grobe Verbrecher, Mörder, Diebe, Fälscher, Mordbrenner u. s. w. vorhanden. Trotzdem herrschte vollkommene Sicherheit der Person und des Eigenthums, und merkwürdig war der Umstand, daß kein Kastenunterschied

*) Die schwarzen Feuerwürmer, in Deutschland auch „Schwaben", in Rußland „Preußen" (Prussaki) genannt. — Anmerk. d. Bearb.

zwischen den russisch-sibirischen Eingeborenen und den wegen Verbrechen dorthin Verwiesenen, welche als „Unglückliche“ bezeichnet wurden, stattfand. Auf meine Frage wegen der Ursache der Verbannung erhielt ich die vieldeutige Antwort: „wegen schlechter Aufführung.“ Eine eigenartige Verbrecherkolonie fanden wir bei Seliwaninskoi, einem großen am östlichen Ufer des Jenisei ungefähr an dem Breitegrade von Aawasaksa liegenden Ort. Das Tagebuch über meinen Besuch daselbst im J. 1875 theilt Folgendes mit:



Sibirisches Flußboot.

Die russische orthodoxe Kirche ist bekanntlich gegen Andersgläubige, Lutheraner, Katholiken, Juden, Muhammedaner, Buddhisten, Schamanen u. s. w. tolerant, verfolgt dagegen, wie früher bei den Protestanten geschah, die Sektirer im Schooße der eigenen Kirche mit zeitlichen und Androhung ewiger Strafen. Besonders früher ist eine Menge Sektirer nach Sibirien geschickt worden, und daher trifft man mitunter eigene, ganz vermögende, ausschließlich von Mitgliedern gewisser Sekten bewohnte Kolonieen an. Eine solche ist die Skoptzen-

Kolonie, deren Art der religiösen Verirrung jedoch die Strenge des Gesetzes oder der Behörden wol entschuldigen dürfte. Auf Grund einer eigenthümlich ausgelegten Bibelstelle des Evangelium Matthäi unterziehen sich die Skoptzen einer Selbverstümmelung*), vermöge welcher ihre Sekte sich nur durch neu eintretende Proselyten erhalten kann. Unter ihnen waren viele Finnen aus Ingermanland, mit denen ich mich unterhalten konnte. Sie hatten durch Fleiß und Aus-



Gräber Sibiriens.

dauer einen großen Wohlstand erworben, waren gastfrei und trugen ihr hartes Loos mit Resignation. Selbst wollten sie keine warmblütigen Thiere tödten, weil es „eine Sünde wäre zu tödten, was der Herr geschaffen hat,“ was sie aber nicht abhielt, Fische zu fangen und zu essen, und uns, ohnehin verlorenen Geschöpfen, einen schönen fetten Ochsen für 18 Rubel mit der Bedingung, daß unsere eigenen

*) Skopetz (im Pl. Skoptzi) bedeutet: ein Kastrat. — Anm. d. Bearb.

Leute ihn schlachten sollten, zu verkaufen. Dieser Widerwillen gegen animalische Speisen hatte übrigens das Gute gehabt, daß sie sich auf den Ackerbau verlegten.

Neben den Wohnstätten der Russen trifft man auch oft die Zelte der Eingeborenen oder, wie sie von den Russen genannt werden, der Asiaten an. Diese Zelte haben dieselbe Form wie die Kothen der Lappen. Das Samojedenzelt ist gewöhnlich mit Rennthierhäuten, das ostiakische mit Birkenrinde erbaut. In der Nähe der Zelte findet man stets eine Menge Hunde, welche im Winter zu allerlei Fuhren, im Sommer zum Bugsiren der Böte gegen den Strom gebraucht werden, — Transportmittel auf dem Wasser, über welches sich die norwegischen Seeleute, mit denen ich 1875 den Fluß hinauffuhr, höchlichst verwunderten. Vor ein solches Gefährt wird eine genügende Anzahl Hunde an einer langen Leine, von der ein Ende an den Vordersteven des Bootes befestigt ist, gespannt. Die Hunde laufen dann an dem flachen ebenen Ufer hin, wo sie förmliche Fußsteige austreten. Das flache Boot wird, theils durch das, von einer im Hintertheile des Bootes sitzenden Person regierte Ruder, theils durch Schieben mit einer Stange von vorn, in angemessenem Abstand vom Lande schwimmend gehalten. Kleinere Böte werden oft aus einem einzigen Stamme der hier wachsenden, außerordentlich großen Nadelholzbäume geräumig und elegant ausgehöhlt.

Die meisten Eingeborenen, welche mit den Russen in Berührung kamen, sollen sich jetzt zum christlichen Glauben bekennen; daß sie aber dennoch viele heidnische Gewohnheiten beibehalten haben, geht u. A. aus Folgendem hervor. Bei einer Simowie, wo wir am 16. Sept. auf einige Stunden ans Land gingen, befand sich wie gewöhnlich ein Begräbnißplatz im Walde nahe bei den Wohnungen. Die Leichen lagen in großen Särgen über der Erde, und dabei war fast immer ein Kreuz aufgepflanzt. In eines derselben war ein Heiligenbild eingehauen, was wol als fernerer Beweis angesehen werden mußte, daß in dem Sarge ein Christ ruhte. Trotzdem hingen an einem Busche neben dem Grabe einige dem Verstorbenen angehört habende Kleider, nebst einem Bündel mit Eßwaaren, hauptsächlich gedörrtem Fisch. An den Gräbern wohlhabender Eingeborenen sollen die Ueberlebenden sogar neben den Speisen auch noch einige Rubelscheine hinlegen, damit der Verblichene beim Eintritt in die andere Welt nicht ganz allen Geldes bar sein möge.

Dem Dorfe Nasimowskoi gerade gegenüber liegt eine öde „Goldwäscher-Residenz", nach dem ersten Eroberer Sibiriens-Jermakowa benannt. Die Anlage derselben wurde durch die Entdeckung reicher Lager von Goldsand in einer ziemlich weithin sich erstreckenden Gegend östlich vom Jenisei veranlaßt; diese Gegend galt eine Zeit lang als das reichste Goldland der Erde. Es dauerte nicht lange, so wurden hier unermeßliche Reichthümer erworben, allein steigende Arbeitslöhne und abnehmender Vorrath des edlen Metalles waren später Schuld, daß eine Menge der früher ergiebigsten Goldwäschereien aufgegeben sind, und andere kaum noch die Bearbeitung lohnen. In einer Hinsicht jedoch haben die Goldwäschen einen dauernden Einfluß auf die Zukunft des Landes ausgeübt. Ihnen ist es nämlich zuzuschreiben, daß die ersten Pfadsucher sich über die Einöde ausgebreitet haben, daß das erste Samenkorn zum Anbau der Gegend gelegt ward.

Im Jahre 1875 gab es nur zwei Dampfböte auf dem Jenisei, die weder für Passagiere noch für Gütertransport bestimmt, sondern eher schwimmende, durch Dampf getriebene Handelsbuden waren. Den vorderen Saal bildete ein mit einer Toonbank versehener Kramladen, in dessen Schränken man Stoffe, Eisenkramwaaren, Gewehre, Munition, Tabak, Thee, Zündhölzer, Zucker, grellgemalte Kupferstiche oder Lithographieen u. dgl. sah. Im rückwärtigen Saal thronte, zwischen Branntweinfässern, eingehandeltem Pelzwerk und anderen kostbaren oder empfindlichen Waaren Der, welcher den Befehl am Bord führte, ein zuvorkommender und freundlicher Kaufmann, der sich offenbar nicht mit seemännischen Geschäften abgab, desto mehr aber mit Handel und Wandel, und von den Schiffsleuten selten „Kapitän" sondern meist Herr („Hosain")*) genannt wurde. Dem Dampfboote oder schwimmenden Waarenladen folgten im Schlepptau eine oder zwei Lodja's, die als Magazine dienten, wo Mehl, Salz und andere schwerere Waaren aufgehäuft lagen, die eingekauften Fische eingesalzen und eingepackt wurden, und frisches Brot für die zahlreiche Schiffsequipage gebacken wurde, u. s. w. Platz für Passagiere war nicht vorhanden, doch wurden Reisende freundlich und gastfrei aufgenommen, wenn sie an Bord kamen, wo sie sich aber alsdann so gut sie konnten einrichten mußten. Den Schiffsbefehl

*) Chosain (die Russen haben den h-Laut nicht) was: Hausherr, Wirth bedeutet. — Anmerk. d. Bearb.

führten zwei originell aussehende Steuermänner oder Lootsen, die in ihrem langen Kaftan, jeder seine Wacht auf einem Stuhl am Steuerrad sitzend abhielt, gewöhnlich ohne die Steuerpinne anzufassen die meiste Zeit eine aus grobem Papier selbstgedrehte Cigarrette rauchend und gegen allen Schiffsbrauch ganz sorglos mit den unten Gehenden scherzend. Am Vorderbug stand beständig ein Mann, der ununterbrochen mit einer langen Stange die Wassertiefe untersuchte.

Sibirien beut besonders im Stromgebiet des Jenisei und der Lena reiche Steinkohlenlager, die sich wahrscheinlich bedeutende Strecken lang unter den sibirischen Ebenen hinziehen, aber bisher nicht bearbeitet und wenig beachtet sind. Die Flußdampfer wurden nicht mit Kohlen, sondern mit Holz geheizt, von dem, wenn ich mich richtig erinnere, bei unserer Fahrt auf dem Dampfboot „Alexander" 180 Faden daraufgingen. Da wir nur eine geringe Quantität davon an Bord mitführen konnten, wurden wir dadurch oft aufgehalten, um neues einzunehmen, worunter auch unser Handel mit den Einwohnern des Landes litt. Dazu kam noch, daß unsere schwache Dampfmaschine, trotzdem die Sicherheitsventile im Nothfalle mit Bleigewichten beladen wurden, oft genug nicht im Stande war, die Last gegen die stellenweise reißende Strömung hinauf zu bugsiren, und daß man oft beim Versuche, nach dem Ufer strömungfreies Wasser zu finden, trotz des beständigen „Ladno"*)-rufs, den der am Vordertheil stehende Stangenlootse ausstieß, auf den Grund gerieth. Die Fahrt zwischen Saostrowskoi und Jeniseisk ging daher so langsam von Statten, daß wir einen vollen Monat dazu brauchten.

Die beiden Hauptarme, in die sich der Jenisei südlich von Jeniseisk theilt, sind für die jetzigen Jenisei-Dampfschiffe zu reißend, um gegen den Strom zu fahren, dagegen kann man, wie bereits gesagt, ohne Schwierigkeit diese Flüsse bis von hinter Selenga und dem Baikalsee einer- und dem kornreichen Minusinsk-Gebiet andererseits befahren. Die Ufer werden hier an manchen Plätzen von hohen, mit reichen Waldungen bewachsenen Bergabhängen gebildet, zwischen denen man wunderbar schöne, von üppiger Vegetation bedeckte Thäler findet.

---

*) Es ist gut! Ein Zuruf der Wachthabenden auf Schiffen, ähnlich dem englischen all's well. — Anmerk. d. Bearb.

Was ich hier von der Art, den Jenisei zu befahren, gesagt habe, betrifft das Jahr 1875. Damals besuchten die Westeuropäer nur ausnahmsweise jene Gegenden; noch kein westeuropäischer Handelsreisender hatte sich dorthin verirrt, und in den kaufmännischen Berechnungen, welche die artig angesehenen Herren auf dem Jenisei Flußdampfer aufstellten, war noch nie ein Waarenimport von, oder Export nach Europa aufgeführt. Auf einmal schien



Kirchdorf an einem sibirischen Flusse.
nach einer Photographie.

eine neue Aera zu beginnen, und ging auch der Wechsel nicht so rasch von Statten, wie Viele erwarteten, so ist doch das Leben hier nicht mehr, was es einstmals war, und mit jedem Jahr wird die Veränderung mehr und mehr merklich. Deshalb habe ich geglaubt, daß die Notizen über die Fahrt im Jahre 1875 wohl verdient hatten, aufbewahrt zu werden.

Neuntes Kapitel.

Die neusibirischen Inseln. — Das Mammut. — Funde von Mammut- und Nashornmumien. — Die Stolbowoi Insel. — Liachow's Insel. — Deren Entdeckung. — Die Fahrt durch den Sund zwischen der Liachows-Insel und dem Festlande. — Das Thierleben daselbst. — Eisbildung im Wasser über dem Gefrierpunkt. — Die Väreninseln. — Die Menge und Festigkeit des Eises beginnen zuzunehmen. — Verschiedene Arten Meereis. — Erneuerter Versuch, die eisfreie Rinne an der Küste zu verlassen. — Die Vierpfeilerinsel. — Küstenfahrt bis zum Kap Schelagskoi. — Die Weiterfahrt wird durch Eis, Untiefen und Nebel verzögert. — Erste Begegnung mit Tschuktschen. — Landung und Besuch in den Tschuktschendörfern. — Fund verlassener Zeltplätze. — Der Handel mit den Eingeborenen wird durch Mangel an Tauschobjekten erschwert. — Aufenthalt zu Irkajpi. — Onkilon-Gräber. — Nachrichten vom Volke Onkilon. — Abermalige Berührung mit Tschuktschen. — Die Kolsjutschin-Bai. — Amerikanische Angaben über die Eisverhältnisse nördlich vom Beringssund. — Einschließung.

Nach der Trennung steuerte die Lena ihren Kurs dem Lande zu; die Vega setzte ihre Fahrt in nordöstlicher Richtung nach den Neusibirischen Inseln fort.

Diese waren seit ihrer Entdeckung bei dem, wegen des außergewöhnlichen Reichthums an Zähnen und Skeletfragmenten der ausgestorbenen nordischen, bei den russischen Elfenbeinsammlern unter dem Namen Mammut bekannten Elephantengattung berühmt.

Durch genaue Untersuchung abseiten der Akademiker Pallas, v. Bär, Brandt, v. Middendorff, Fr. Schmidt u. A. weiß man, daß das Mammut eine besondere nordische, haarbewachsene Elephantengattung war, die, wenigstens zu gewissen Zeiten des Jahres, unter Naturverhältnissen, die jetzt im mittleren, ja vielleicht sogar im nördlichen Sibirien vorwalten, gelebt hat. Nordasiens weite Grasflächen und Wälder waren die eigentliche Heimath dieses Thieres, und einst muß es dort in zahlreichen Schaaren umherstreifend existirt haben.

Dieselbe, oder eine sehr nahverwandte Elephantengattung ist auch in Nordamerika, England, Frankreich, der Schweiz, in Deutschland und im nördlichen Rußland vorgekommen. Ja selbst in Schweden

und Finland sind zuweilen unbedeutende Ueberreste von Mammut zum Vorschein gekommen. Während man aber in Europa gewöhnlich nur einige mehr oder minder unansehnliche Knochenreste antrifft, findet man in Sibirien nicht nur ganze Skelete, sondern auch in der Erde eingefrorene Thiere mit erstarrtem Blut, Fleisch und Haar. Daraus darf man schließen, daß der Mammut in geologischer Bedeutung noch nicht seit so langer Zeit ausgestorben ist. Dieses wird außerdem durch einen merkwürdigen, in Frankreich gemachten, antiquarischen Fund bekräftigt. Neben einer Anzahl roh gearbeiteter Kieselsteinscherben hat man nämlich Stücke Elfenbein gefunden, auf welchen unter Anderem ein Mammut mit Rüssel, Hauern und Haar in rohen, aber nicht zu verkennenden Umrissen und in einem, den tschuktschischen Zeichnungen ähnlichen Styl eingegraben war. Diese Zeichnung, deren Echtheit bewiesen scheint, übertrifft vielleicht an Alter die ältesten Denkmäler Aegyptens hundertmal, und gibt einen bemerkungswerthen Beleg, daß das Original der Zeichnung: der Mammut im westlichen Europa gleichzeitig mit dem Menschen gelebt habe. Skelete dieses Thieres wurden von Witsen, der sich im J. 1666 in Rußland aufhielt, ausführlich besprochen, aber es geht aus mehren, von ihm citirten Berichten hervor, daß in denselben Mammut und Walroß für identisch gehalten worden sind, was aber kein Wunder ist, da beide Thiergattungen an den Küsten des Eismeeres angetroffen werden, und Beide den Magazinen der sibirischen Kaufleute Elfenbein liefern. In gleicher Weise haben alle, von dem französischen Jesuiten Avril während seines Aufenthalts in Moskau im Jahre 1686 gesammelten Mittheilungen über das am Tatarischen Meer (Eismeer) vorkommende amphibische Thier „Behemot“ nicht, wie einige Autoren angenommen haben, auf den Mammut, sondern auf das Walroß Bezug. Den Namen Mammut, der wol aus dem Tatarischen herstammt, scheint auch Witsen vom Wort „Behemot“, welches im Buch Hiob, Kap. 40 erwähnt wird, abzuleiten*). Der erste Mammutzahn wurde nach England im Jahre 1611 von Josias Logan gebracht.

---

*) Der Zusammenhang von Mammut und Behemoth scheint doch mehr als problematisch zu sein. Der Behemoth, wenn man dieses, aus dem Hebräischen stammende, und eine weibliche Pluralendung zeigende Wort als den Singular eines männlichen Thieres annehmen wollte, hat mit dem Mammut

Die Entdeckung einer „Mammut-Mumie"*) wird zuerst ausführlicher in der Beschreibung einer, von dem russischen Gesandten Evert Ysebrants Ides, einem geborenen Holländer, im Jahre 1692 durch Sibirien nach China unternommenen Reise besprochen. Sein Reisebegleiter durch Sibirien, der jedes Jahr reiste, um Mammut-Elfenbein zu sammeln, behauptete, daß er einmal in einer herabgestürzten gefrorenen Erdscholle einen Kopf dieses Thieres gefunden hätte. Das Fleisch war vermodert, die Halsknochen waren noch vom Blut gefärbt, und etwas vom Kopfe entfernt fand sich ein gefrorener Fuß vor.**) Derselbe Mann berichtete, daß — während die Heiden, Jakuten, Tungusen und Ostiaken annehmen, der Mammut lebe beständig in der Erde und gehe dort, wie hartgefroren der Boden auch sein möge, hin und her, ja das große Thier sterbe, wenn es so hoch käme, daß es die Luft sähe oder röche — alte, Sibirien bewohnende Russen der Meinung sind, der Mammut sei ein Thier derselben Gattung wie der Elephant, nur mit etwas krummeren und näher aneinander stehenden Zähnen. Vor der Sündfluth sei Sibirien auch wärmer gewesen als heutigen Tages, und Elephanten hätten dort in großen Schaaren gelebt, wären aber bei

doch nichts gemein, da ersteres zum Geschlecht des Rindes gehört, und die Schilderung in dem citirten Kapitel des Hiob auf den Wasserochsen (Nilpferd. Hippopotamus) zu gehen scheint, während das Skelet des Mammuts offenbar ein zum Geschlecht des Elephanten oder Nashorn gehörendes Thier anzeigt. Was den vom Vf. vermutheten tatarischen Ursprung des Wortes „Mammut" betrifft, so ist, mir kein, dem Geschlechte des genannten Thieres entsprechendes Wort in der tatarischen Sprache bekannt, denn der Elephant wird mit dem vom Indischen pilu und von da ins Persische übergegangene fîl auch im Tatarischen bezeichnet, und das Rhinoceros heißt im Türkisch-Tatarischen gergedân. Der Behemoth, wenn man denn diese Form als einen Singular gelten lassen könnte, ist also eben so wahrscheinlich der Wasserochse, wie der im 41. Kapitel des Hiob genannte Leviathan das Krokodil ist, und hat mit dem Mammut weder etymologische noch naturhistorische Abstammung gemein. — Anmerk. d. Bearb,

*) Mit der Benennung „Mumie" bezeichnet v. Middendorff die in Sibiriens gefrorenem Erdboden gefundenen Leichname urweltlicher Thiere.

**) Die Bedeutung noch älterer Entdeckungen von Mammutkadavern kommt, nach Middendorff (Sibir. Reise 4, 1. S. 274) schon in der seltenen und von mir nicht zu erlangen gewesenen 1. Ausgabe von Witsens Noord en Oost Tartarye (1692, II. S. 473.) vor.

der Ueberschwemmung ertrunken und später, als das Klima kälter geworden sei, im Wasserschlamm eingefroren. Nach den, von dem schwedischen, als Kriegsgefangener in Sibirien sich aufgehalten habenden J. B. Müller in seinem Werke: „Leben und Gewohnheiten der Ostiaken unter dem polo arctico wohnend (Berlin, 1720)", angeführten Berichten wären die Zähne des Thieres dessen Hörner gewesen. Mit diesen, gleich über*) den Augen sitzenden, beweglichen



Mammut.

Hörnern grübe sich das Thier durch Lehm und Sumpf hindurch, stieße es aber auf einen sandgemengten Boden, stürze der Sand zusammen, so daß es feststecken bliebe und umkäme. Müller berichtet ferner, daß ihm Viele versichert hätten, selbst Thiere dieser Art jenseits Beresowsk in den großen Grotten der Uralberge gesehen zu haben.

Eine ähnliche Mittheilung von den Gewohnheiten des Mammutthieres vernahm Klaproth aus dem Munde der Chinesen an dem

*) ?

russischen Gränz- und Handelsort Kiachta. Das Mammut-Elfenbein wurde dort nämlich als Zähne der Riesenratte Tien-shu*) angesehen, welche nur in den kalten Landstrichen an der Küste des Eismeers angetroffen wird, das Licht scheut und in dunklen unterirdischen Löchern lebt. Ihr Fleisch soll erfrischend und gesund sein. Einige chinesische Gelehrte behaupteten sogar, durch die Entdeckung dieser riesigen Erdratte auf einfache Weise die Entstehung der Erdbeben erklären zu können.

Erst während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fand ein europäischer Gelehrter die Gelegenheit, einen Fund dieser Art untersuchen zu können. Bei einem Erdrutsch am Ufer des Wilui-Flusses bei 64° nördl. Br. wurde im Jahre 1771 ein ganzes Rhinoceros mit Fleisch und Fell bloßgelegt. Der Kopf und die Pfoten des Thieres werden noch in Petersburg aufbewahrt, alles Uebrige aber wurde wegen Mangels an Transport- und Conservationsmitteln vernichtet. Das noch Vorhandene zeigte, das dieses urweltliche Nashorn behaart, von allen heutigen Elephanten der Gattung abweichend, ihnen jedoch, was Größe und Gestalt betrifft, ähnlich war. Ermann und Middendorff nehmen sogar an, daß ähnlichen Auffindungen vor einem paar Jahrtausenden die Erzählung des Herodot (Buch 4 Kap. 27) von den Arimaspen und goldbewachenden Greifen ihren Ursprung verdankte.**)

Ein neuer Fund einer Mammutmumie wurde 1787 gemacht, als die Bewohner den russischen Reisenden Sarytschew und Merk mittheilten, daß etwa 100 Werst unterhalb des, an dem in das Eismeer mündenden Fluß Alasei liegenden Dorfes Alaseisk ein riesiges Thier aus dem Sandbett des Ufers in aufrechter Stellung mit unbeschädigter Haut und Haaren hinauf geschwemmt worden sei. Der Fund scheint jedoch nicht näher untersucht worden zu sein.

*) Vielleicht die Schildkröten der indischen Sage, die unter der Erde hausen und dieselbe, gleich den Elephanten, tragen? — Anmerk. d. Bearb.

**) Was die Sage von den Arimaspen mit den Nashörnern zu thun haben soll, begreife ich nicht. Die Arimaspen waren keine Thiere, sondern eine fabelhafte, wie man annimmt, die heutige Ukraine bewohnende Nation, die ähnlich wie die Gnomen, das Gold in den Bergen gegen Greife und Drachen vertheidigten. Sie sollen der Mythe nach einäugig sein und deshalb, da diese Mythe indo-skythischen Ursprungs zu sein scheint, ist der Name Arimaspen aus dem indischen ârâmâkscha „ein einziges Auge habend“ verstümmelt. — Anmerk. d. Bearb.

Im Jahre 1799 fand ein Tunguse auf der in die See vorspringenden Tamut-Halbinsel, gleich südöstlich vom Flußarme, durch welchen das Dampfboot Lena den Fluß hinauffuhr, ein zweites eingefrorenes Mammutthier. Er wartete geduldig fünf Jahre lang, damit die Erde so aufthauen sollte, daß die kostbaren Zähne zum Vorschein kommen würden. Deshalb waren, als der Akademiker Adams im Jahre 1806 den Platz genauer untersuchte, die Weichtheile zum Theil von Raubthieren und Hunden zerrissen und verehrt, und nur der Kopf und ein Paar Pfoten ziemlich unversehrt. Das Gerippe, ein Theil des Fells, eine Menge langes Mähnenhaar und 1½ Fuß langes Wollhaar wurden aufbewahrt. Wie frisch der Körper war, konnte man daraus entnehmen, daß Theile des Auges noch deutlich unterscheidbar waren.

Ein neuer Fund wurde 1839 gemacht, als abermals ein ganzer Mammut durch einen Erdsturz am Ufer eines großen Sees westlich von der Mündungsbai des Jenisei, siebenzig Werst vom Eismeer, aufgedeckt ward. Der Kadaver war ursprünglich gänzlich unbeschädigt, so daß sogar der Rüssel wohlbehalten aufgefunden wurde, wie man aus den Aussagen der Eingeborenen schließen konnte: daß ihm eine, wie ein monataltes Rennthierjunges, große, schwarze Zunge aus dem Munde hing. Als das Thier im Jahre 1842 auf Betrieb des Kaufmanns Trofimow abgeholt wurde, war es bereits sehr verdorben.

Gleich nach dem Trofimowschen Mammut kommen die von Middendorff und Schmidts gemachten Funde; der erste im Jahre 1843 am Ufer des Taimurflusses bei 75° nördl. Br.; der andere im Jahre 1866 auf der Gyda-Marsch westlich von der Einmündung des Jenisei bei 70° 13′ nördl. Br. Die Weichtheile waren bei diesen Thieren nicht so gut erhalten wie bei den früheren, aber für die Wissenschaft dadurch wichtiger, daß die Fundorte von dazu völlig vorbereiteten Gelehrten untersucht wurden.

Von Eingeborenen geleitet, sammelte ich im Jahre 1876 am Ausflusse des Mesenkin in den Jenisei, bei 71° 28′ nördl. Br. einige Knochenfragmente und Felllappen eines Mammuts. Das Fell war 20—25 Mm. dick und vor Alter fast wie gegärbt. Das darf aber Niemandem sonderbar scheinen, wenn er bedenkt, daß obgleich der Mammut in einer der spätesten Perioden der Erdkörperbildung gelebt hat, doch Hunderttausende, vielleicht Millionen von Jahren verflossen sind, seit das Thier gestorben ist, welchem diese Stücke Haut

angehörten. Ich suchte die wahrscheinlich schon von Flußschlamm bedeckte, aus dem Marschstrande angeschwemmte Stelle, an der ich den Fund gemacht hatte, jedoch ohne Erfolg; ganz in der Nähe aber fand sich ein recht hübscher Bisamochsenschädel.

Ein neuer wichtiger Fund wurde im Jahre 1877 an einem Nebenflusse der Lena im Kreise Werchojansk bei 69° nördl. Br. gemacht. Man fand hier nämlich den besonders gut erhaltenen todten Körper eines Nashorns, von einer anderen Gattung als das von Pallas untersuchte Wilui-Nashorn war. Ehe der Kadaver vom Wasser weggeschwemmt wurde, vermochte man doch hier nur den mit Haar bewachsenen Kopf und einen Fuß zu bergen.

Je mehr man sich der Küste näherte, desto allgemeiner kommen die Ueberbleibsel des Mammuts vor, besonders an solchen Stellen, wo nach dem Schmelzen des Eises im Frühling größere Erdstürze an den Flußufern vorgekommen sind.

Neben den Mammutknochen findet man, wie es heißt, auf den Neusibirischen Inseln eine nicht unbedeutende Menge Theile von Skeleten anderer wenig bekannter aber natürlich für die Erforschung der Wirbelthierfauna höchst wichtigen Thiere, die gleichzeitig mit dem Mammut auf den Ebenen Sibiriens existirten. Nicht minder merkwürdig ist die Neusibirische Inselgruppe durch die hinsichtlich der Art ihres Entstehens höchst räthselhaften Holzberge, welche Hedenström auf der Südküste der nordöstlichsten Insel antraf. Diese Berge sind 64 Meter hoch und bestehen aus dichten horizontalen — mit Schichten sich leicht splitternder bituminöser, bis an den Gipfel des Berges aufeinander gethürmter Baumstämme abwechselnden — Sandsteinlagern. Die Baumstämme liegen horizontal am unteren Theile des Berges, während sie in den oberen Schichten aufrecht, wenn auch vielleicht nicht wurzelfest stehen.

Die Luft war still, aber größtentheils trübe, die Temperatur bis zu +4°, die See eisfrei, der Salzgehalt 1,8 Prozent mit einer Temperatur von +2° bis +3°. Anfangs ging es rasch vorwärts, nachdem wir aber am Nachmittag des 28. August die westlichsten Inseln Semenowski und Stolbowoi in Sicht bekommen hatten, ward das Meer so seicht, daß wir gezwungen waren weite Strecken über

6 bis 7 Meter Wasser zu fahren. Etwas sehr zerbröckeltes Eis oder vielmehr Eisgrus stellte sich hier ein, welches uns zu zeitraubenden Ummwegen nöthigte und die Vega verhinderte mit voller Fahrt vorwärts zu kommen.

Das Thierleben war eines der dürftigsten, die ich auf meinen vielen Reisen in den Polarmeeren gesehen hatte. Der Meeresgrund bestand an gewissen Stellen aus hart zusammen gepreßtem oder vielmehr gefrorenem Sand, von dem das Schleppnetz kein Thier heraufholte. An anderen Stellen fand sich ein an Idotheen reicher Lehmboden so wie eine unglaubliche, den Eierhaufen von Mollusken ähnliche Menge Bryozoën.

Erst am 30. August kamen wir außen vor der Westseite der Ljachows-Insel an, wo ich ans Land hatte gehen wollen. Die Nordküste und, wie sich Tages darauf zeigte, auch die Ostküste war frei von Eis aber die während der letzten Tage vorherrschenden Winde hatten neue Massen zerbröckelten Eises gegen die Westküste hin aufgehäuft. Außerdem war das Meer hier so seicht, daß man schon auf eine Entfernung von 15′ vom Lande eine Tiefe von nur 8 Meter hatte. Ich gab für dieses Mal den Plan auf ans Land zu gehen, und steuerte den Kurs südwärts nach dem in der Geschichte des sibirischen Eismeers so übel beleumundeten Sund zwischen der Insel Ljachow und dem Festlande.

So weit man aus der Ferne über das Aussehen der Berge urteilen konnte, bestand Stolbowoi aus schichtweise geordneten Bergarten, die Ljachows-Insel dagegen eben so wie das gegenüber liegende Festland aus stark zersplitterten, wahrscheinlich aus plutonischen Steinmassen gebildeten Bergspitzen. Zwischen diesen befanden sich weit ausgedehnte Ebenen, welche, nach der Angabe des Landmessers Chwoinow, der auf kaiserlichen Befehl im Jahre 1775 die Insel besuchte, von Eis und Sand gebildet werden, worin ungeheure Massen Knochen und Zähne von Mammut, mit den Hörnern und Schädeln einer Ochsengattung und Rhinoceroshörnern vermischt lagern. Walfisch- und Walroßknochen sollen daselbst nicht vorkommen, aber „lange, schmale schraubenförmige Knochen“ worunter vermuthlich Zähne des Narhwals (Narwals) verstanden sind.

Alles war jetzt, ausgenommen hier und dort eine einzelne tiefere Kluft zwischen den Bergen, frei von Schnee. Spuren von Gletschern zeigten sich nicht, nicht einmal so kleine Eisaufhäufungen wie sich

auf Spitzbergen überall zeigen, wo das Land sich ein paar hundert Fuß über die Meeresfläche erhebt. Nach dem Aussehen der Berge zu urteilen haben sich auch keine Gletscher in diesen Gegenden vorgefunden, und dasselbe ist sicherlich auch auf dem Festlande der Fall. Der nördlichste Theil Asiens ist daher niemals mit einem solchen Eislager bedeckt gewesen wie die Anhänger einer allgemeinen, das ganze Erdenrund umschließenden Eiszeit annehmen.

Das große Eiland, Swjatoi-Nos gerade gegenüber wurde 1770 von Ljachow entdeckt, dessen Namen die Insel jetzt führt. Die Entdeckung soll durch eine überaus große Rennthierheerde die Ljachow im April 1770 von Swjatoi-Nos nach Süden ziehen sah, und deren Spur über das Eis von Norden her kam, gemacht sein. In der richtigen Voraussetzung, daß die Rennthiere aus einem etwas nach Norden gelegenen Lande kämen, folgte Ljachow in einem von Hunden gezogenen Schlitten den Spuren, und entdeckte so die zwei südlichsten der Neusibirischen Inseln — eine Entdeckung, welche die Kaiserin Katharina II. mit dem ausschließlichen Privilegium für ihn, auf denselben jagen und Elfenbein sammeln zu dürfen, belohnte.

Ljachow gibt die Breite des Sundes zwischen dem Festlande und der nächsten großen Insel auf 70 Werst oder 40′, Wrangels Karte aber zu noch nicht vollen 30′ an. Das Seewasser daselbst war stark mit Flußwasser vermischt und von einer vergleichsweise hohen Temperatur, selbst bis zu einer Tiefe von 9—11 Meter. Auf dem Meeresgrund war ein an Gattungen armes aber an Individuen reiches Thierleben vorhanden.

In der Nacht zum 31. August als wir Swjatoinos vorbeidampften, wurde eine eigenthümliche Erscheinung beobachtet. Der Himmel war wolkenfrei im Zenith und am östlichen Theile der Himmelswölbung, im Westen dagegen stand eine dicke bleigraue Wolkenbank. Die Temperatur des Wassers wechselte an der Oberfläche zwischen +1° und +1°6, die der Luft auf dem Schiffe zwischen + 1°, 5 und + 1°,8. Wiewol Luft und Wasser eine Temperatur etwas über dem Gefrierpunkt hatten, wurde Eis das sich auf der ruhigen, spiegelblanken Meeresoberfläche bildete, bemerkt. Dasselbe bestand theils aus Eisnadeln, theils aus einer dünnen Eisrinde. Ich habe in den arktischen Meeren schon vordem mehrfach eine ähnliche Erscheinung beobachtet, d. h. Eis sich bei einer Lufttemperatur über 0° bilden gesehen. Bei dieser Gelegenheit, da auch die oberste

Wasserschicht über 0° war, ist die Eisbildung unverkennbar eine Art, auf der Wärmeausstrahlung sowol in die Luft hinauf als in die unter 0° abgekältete Wasserschicht, auf dem Grunde beruhendes, Reif-Phänomen.

Den ganzen Tag setzten wir unsere Fahrt nach Osten bei herrlichem Wetter und auf leichtgekräuselter eisfreier See fort. Eben so am 1. September bei schwachem Südwind und einer Lufttemperatur, Mittags im Schatten, von + 5°,6. In der Nacht auf den 2. Sept. sprang der Wind nach Norden um, und das Thermometer sank auf — 1°. Land sahen wir wenig, obgleich wir beständig nicht besonders weit von der Küste entfernt waren, in deren nächsten Nähe sich eine breite ganz oder doch fast eisfreie Rinne befand, aber weiter hinaus in die See fing das Eis wieder an. In der folgenden Nacht fiel Schnee, so daß das ganze Deck und die Bäreninseln, zu denen wir am 3. Sept. Mittags kamen, mit Schnee leicht bedeckt waren.

Bisher waren wir während unserer ganzen Fahrt die Küste entlang kaum auf andere Treibeisfelder gestoßen, als auf solche die aus zerfressenen, mitunter fast zu Eisschlamm umgewandelten, glatten, dünnen und spröden Eisstücken ohne Eisbasis und oft schmutzig an der Oberfläche bestanden. Kein Gletscher und eben so wenig größere Gletschereisblöcke, wie die, welche an den Küsten von Spitzbergen die grönländischen Gletscher ersetzen, waren uns zu Gesichte gekommen; aber östlich von Swjatoinos begann das Eis an Dicke zuzunehmen und dasselbe Aussehen zu haben wie das nördlich von Spitzbergen. Es war hier zugleich minder schmutzig und ruhte auf einem harten, bis tief unter das Wasser reichenden, für Schiffe höchst bedrohlichen Eisfuß.

Oestlich von den Bäreninseln war festes Meereis in ziemlich dichten Massen gegen die Küste zu getrieben, ließ aber dennoch eine offene, eisfreie Rinne das an höherem Thierleben äußerst arme, an niedrigerem aber reichere Land entlang. Am 3. Sept. nahmen wir, nachdem wir die Bäreninseln passirt hatten, den Kurs auf Kap Schelagskoi, der uns weit von der Küste, also auch weit von der eben erwähnten offenen Rinne abbrachte. Das Eis war fest und dicht, obgleich anfangs so vertheilt, daß wir dazwischen durchkommen konnten.

allein bei einem Nordwinde der in der Nacht zum 4. Sept. wehte, sank das Thermometer unter den Gefrierpunkt; das Wasser zwischen den Treibeisstücken bedeckte sich mit einer dicken Eisrinde, und das Treibeis kam immer dichter und dichter, weshalb es unmöglich wurde, den genommenen Kurs fortzusetzen. Wir wendeten also nach dem Lande zu und gelangten wieder, um 6 Uhr Nachmittags, nach verschiedenen Wendungen zwischen dem Eise und einzelnen Stößen gegen die uns den Weg versperrenden Eisstücke, an die 8 bis 12 Kilometer breite, eisfreie Rinne dicht am Lande. Während wir noch eine unbedeutende Strecke zwischen dem Treibeise lagen, konnten wir keine Spur von offenem Wasser sehen, sondern das feste Eis schien sich bis ans Land zu erstrecken.

Die draußen vor der Kolyma-Mündung liegenden Bäreninseln sind größerentheils aus einer plutonischen Bergformation gebildet, im oberen Theil verwittert aber mit noch übriggebliebenen aufrecht und freistehenden riesigen Pfeilern, von denen vier der östlichsten Insel den Namen Vierpfeiler-Insel gegeben haben. Aehnliche ruinengleiche Formationen findet man nicht nur auf dem gerade gegenüberliegenden Kap Baranow, sondern auch an vielen anderen Plätzen auf dem weiter östlich belegenen Theile der sibirischen Nordküste. Sehr oft stehen die Felsenruinen über bedeutende Strecken gruppenweise und in regelrechten Reihen verbreitet, nebeneinander. Dadurch gewinnen sie, vom Meere aus gesehen, eine so täuschende Aehnlichkeit mit den Ruinen einer riesigen, einst von starken Mauern umgebenen, mit Tempeln und Prachtgebäuden reichgeschmückten Stadt, daß man fast versucht wird, in ihnen das Andenken an die Thaten eines Tamerlan oder Dschengis-Chan hier oben im hohen Norden zu erblicken.

Die Nordseite der Bergfirnen war mit frischgefallenem Schnee überpudert, sonst aber war das Land schneefrei. Die Entfernung zwischen der Südspitze der Insel Ljachow und den Bäreninseln beträgt 360′, und die zwischen Kap Schelagskoi, wo wir am 6. Sept. ankamen, und letztgenannten Inseln in gerader Linie 180′. Um Mitternacht stand die Sonne bereits 12° bis 13° unter dem Horizont, und die Nächte waren nunmehr so finster, daß wir uns darein ergeben mußten, während derselben mehre Stunden lang, an irgend einem größeren Grundeisstücke vor Tajanker still zu liegen. Einen ferneren Zeitverlust verursachte der oft am Tage herrschende dichte Nebel, der den Kapitän Palander nöthigte in dem unbekannten

seichten Fahrwasser nah am Lande, mit größter Vorsicht zu fahren. Die Schifffahrt längs der Nordküste Asiens fing an etwas einförmig zu werden. Selbst dem eifrigsten Polarfahrer können ewiges Eis, Untiefen und unaufhörlicher Nebel, und wieder nichts als Nebel, Untiefen und Eis zuletzt langweilig werden.

Nun trat aber doch eine angenehme Abwechselung ein, indem wir endlich mit den Eingeborenen in Berührung kamen. Am 6. Sept. wurden, als wir unweit des Kaps Schelagskoi lagen, zwei Böte geprait. Die gesamte Bemannung, ausgenommen den Koch (den keine Katastrophe zum Verlassen seiner Grapen und Schmorpfannen verleiten konnte, und der Asien und Europa umschifft hatte, vielleicht ohne ein einziges Mal am Land gewesen zu sein,) stürzte aufs Deck. Die Böte waren aus Fellen, wie die Umiaks oder Weiberböte der Eskimos gebaut. Sie waren voll lachender und schwatzender Eingeborenen, Männer, Frauen und Kinder, die durch Zurufe und Geberden zu erkennen gaben, daß sie an Bord kommen wollten. Die Maschine wurde gestoppt, die Böte legten bei, und eine Menge pelzbekleidete, barhäuptige Geschöpfe kletterten so über den Dahlbord, daß man deutlich erkennen konnte, wie sie schon früher Schiffe gesehen hatten. Es entspann sich ein lebhaftes Gespräch, aber wir entdeckten bald, daß Niemand von der Mannschaft der Böte oder des Schiffes eine von Beiden verstandene Sprache kannte. Es war dies allerdings sehr unangenehm, aber man half sich so gut es anging mit der Zeichensprache. Dem Geplauder that dies keinen Eintrag, und bald herrschte große Freude, besonders nachdem einige Geschenke, hauptsächlich Tabak und holländische Thonpfeifen, vertheilt worden waren. Merkwürdig genug war es, daß Keiner von ihnen ein einziges Wort Russisch sprechen konnte, wogegen ein Bursche leidlich auf Englisch bis Zehn zählen konnte — ein Beweis, daß die Eingeborenen öfter mit amerikanischen Walfängern als mit russischen Kaufleuten in Berührung kommen. Sie selbst erkannten den Namen Tschuktsch oder Tschautschu als richtig an.

Viele von ihnen waren große, hoch und gut gewachsene Leute. Sie trugen knapp anschließende lederne Beinkleider und Kamisole von Rennthierfell. Der Kopf war unbedeckt, das Haar ganz kurz geschnitten, ausgenommen einen schmalen Streif vorn, wo das Haar eine Länge von 4 Centimeter hatte und über die Stirne heruntergekämmt war. Einige trugen eine Mütze nach Art derjenigen,

welcher sich die Russen bei Chabarowa bedienen, hinten in den Gürtel hineingesteckt, aber sie schienen das Wetter für noch zu warm zu halten um einer Kopfbedeckung zu bedürfen. Das Haar der Meisten war blauschwarz und sehr dicht. Die Weiber waren mit schwarzen oder schwarzblauen Strichen über Stirne und Nase, einer Menge ähnlicher Striche auf dem Kinn und endlich einigen Verzierungen auf den Backen tätowirt. Der Typus des Gesichts kam uns nicht so unangenehm vor wie der der Samojeden und Eskimos. Einige junge Mädchen waren sogar nicht geradezu häßlich zu nennen; im Vergleich mit den Samojeden waren sie sogar ziemlich reinlich und hatten einen schönen, fast weißrothen Teint. Ein paar Männer waren ganz blond; wahrscheinlich Nachkommen kriegsgefangener oder desertirter Russen, die sich hier niedergelassen hatten und naturalisirt geworden waren.

Nach einer Weile setzten wir unsere Fahrt fort, nachdem die Tschuktschen zu ihren Böten zurückgekehrt waren, und zwar augenscheinlich sehr zufrieden mit den erhaltenen Geschenken, dem Tabak in Blättern, den ich packetweise ausgetheilt hatte, mit den Thonpfeifen, von denen Jeder so viele erhielt als er in der Hand tragen konnte, so wie mit den Schmucksachen und alten Kleidern, die meine Kollegen und die Mannschaft freigebig vertheilt hatten. Wir waren nämlich Alle überzeugt, daß wir im Verlauf einiger Tage in Fahrwasser kommen würden, wo Winterkleider durchaus unnöthig sein dürften, wo dem Mangel an einem oder anderem leicht im nächsten Hafen abgeholfen werden könnte, und Tauschmittel nicht in Waaren, sondern in geprägten Metallstücken und Papierzetteln bestehen würden.

Den ganzen 7. September über fuhren wir unter Dampf in ziemlich vereinzeltem Eis weiter die Küste entlang. Nachts legten wir an einer Treibeisplatte bei. Der Schwabber und das Schleppnetz ergaben eine sehr reiche Beute. Am nächsten Morgen waren wir aber wieder dermaßen von Eis und Nebel umschlossen, daß wir nach einigen vergeblichen Versuchen weiter zu kommen gezwungen wurden an einem größeren Treibeisstück in der Strandnähe beizulegen. Als der Nebel sich so weit zertheilt hatte, daß das Schiff vom Lande aus wahrgenommen werden konnte, bekamen wir wieder zahlreichen Besuch von Eingeborenen, die wie früher nach besten Kräften von uns bewirthet wurden. Sie luden uns mit deutlichen Zeichen ein ans Land zu kommen und ihre Zelte zu besuchen. Da es jedenfalls unmöglich war, die Reise sogleich fortzusetzen, nahm

ich ihre Einladung an, ließ ein Boot aussetzen, und ging in Begleitung meiner meisten Kollegen ans Land.

Das Ufer wird hier von einem niedrigen Sandwall gebildet, der zwischen dem Meere und einer kleineren, fast in gleicher Höhe mit ihm gelegenen seichten Lagune oder Süßwasser-Binnensee hinläuft. Weiterhin erhebt sich das Land nach und nach zu kahlen, von Schnee freien oder von dem Schneefall der letzten Tage mit einem dünnen Schneeflockenpuder überdeckten Bergeshöhen. Die Lagunenbildungen, entweder mit süßem oder salzigem Wasser, in der Art wie wir hier zum ersten Male sahen, sind bezeichnend für die nordöstliche Küste von Sibirien.

Die Dörfer der Tschuktschen werden gewöhnlich auf dem Strandwall errichtet, der die Lagune vom Meere trennt. Die Wohnungen bestehen aus geräumigen Zelten von Fell, welche ein von warmen, gut zubereiteten Rennthierfellen umgebenes und von einer oder mehren Thranlampen erleuchtetes und erwärmtes Schlafzimmer in der Form eines Parallelipipedum umschließen. Hier schläft die Familie im Sommer, und hält sich im Winter hier meistentheils den ganzen Tag über auf. Im Sommer öfter als im Winter heizt man außerdem in der Mitte des äußeren Zeltes mit Holz, zu welchem Behufe eine Oeffnung an der Spitze des durchbrochenen Zeltdachs angebracht wird; aber gezwungen zu sein, Holz zur Heizung des inneren Zelts zu verwenden, das sehen die Tschuktschen als den äußersten Mangel an Feuerung an.

Wir wurden überall sehr freundlich aufgenommen, und man bot uns an, so viel das Haus vermochte. Eben jetzt war Vorrath an Lebensmitteln in Fülle da. In einem Zelte wurde Rennthierfleisch in einem großen Grapen von Gußeisen gekocht; in einem anderen war man damit beschäftigt, zwei eben geschossene oder geschlachtete Rennthiere zu zerlegen und auszuweiden; in einem dritten war eine alte Frau damit beschäftigt den grünlichen spinatähnlichen Inhalt aus den Eingeweiden herauszunehmen und in einen Sack von Seehundsfell zu stopfen, um denselben augenscheinlich zu grünem Futter für den Winter aufzubewahren. Sie gebrauchte die Hände hierbei als Schöpflöffel, und die nackten Arme waren bis oben von dem eben nicht appetitlichen Spinat gefärbt, der aber doch nach der Aussage dänischer Kolonisten in Grönland gar nicht so übel schmecken

soll. Andere mit Thran gefüllte Ledersäcke standen längs der Zeltwände in Reihen aufgestellt.

Man bot Thran zum Kauf an und schien sich darüber zu verwundern, daß wir uns nichts davon eintauschen wollten. In allen Zelten fanden sich zerstückelte Seehunde, ein Beweis, daß der Fang derselben in den letzten Tagen ein reichlicher gewesen war. Bei einem Zelt lagen zwei frische Walroßköpfe mit großen schönen Gebissen. Ich versuchte vergebens die Zähne einzutauschen, aber am nächsten Tage wurden uns diese Köpfe angeboten. Die Tschuktschen scheinen ein Vorurteil gegen die Veräußerung der Köpfe erlegter Thiere zu haben. Nach älteren Reisebeschreibern erweisen sie sogar dem Walroßkopfe eine Art Anbetung.

Frische und gesunde Kinder fanden sich in Menge vor. Im inneren Zelte gingen die größeren Kinder fast nackt, und von dort aus sah ich sie ohne Schuhe oder andere Bekleidung hinauslaufen und zwischen den Zelten auf dem bereiften Erdboden umherspringen. Die kleineren wurden von Männern und auch von Frauen auf den Schultern herumgetragen, wobei sie dermaßen eingewickelt waren, daß sie Pelzkugeln glichen. Die Kinder wurden außerordentlich freundlich behandelt, und nie hörte man die Aeltern ein böses Wort gegen sie äußern. Ich tauschte mir hier eine Menge Haushaltungsgegenstände und Kostüme ein.

Am 9. September Morgens suchten wir weiter zu fahren, wurden aber bald von dem dichten Nebel genöthigt, an einem Grundeisstück beizulegen, welches, wie wir sahen als der Nebel sich vertheilt hatte, ganz nahe dem Lande festgelaufen war. Die Tiefe betrug hier 11 Meter. An dieser Stelle lagen wir noch bis zum Morgen des Zehnten.

Zelte fanden sich in der Nähe unseres Ankerplatzes nicht vor, aber an vielen Stellen des Strandes erblickte man Spuren alter Zeltplätze, eingeschwärzte runde Feldsteine, die zum Aufschlagen der Zelte gebraucht wurden, zerschlagenes Hausgeräth und vor Allem Knochenreste von Seehunden, Rennthieren und Walrossen. An einer Stelle lag eine Menge Walroßschädel in einem Kreise umher, möglicherweise Ueberbleibsel eines nach einem größeren Fang stattgehabten Banketts*). In der Nähe eines Zeltplatzes an der Mündung eines

*) Vielleicht auch Spuren eines früheren heidnischen Opferplatzes; s. S. 59 bis 61. — Anmerk. d. Bearb.

noch nicht versiegten oder gefrorenen Bachs entdeckte Dr. Stuxberg einige kleine, verbrannte Knochen enthaltende Anhöhen. Die Verbrennung war so vollständig, daß nur eines der gefundenen Knochenfragmente von Dr. Almqvist erklärt werden konnte. Es war dies ein Menschenzahn. Nach der Verbrennung waren die Knochenüberreste und die Asche in eine Grube gesammelt und zuerst mit Torf und dann mit flachen Steinen bedeckt worden. Die Zeltplätze schienen mir erst vor wenigen Jahren verlassen worden zu sein, und die Knochenansammlungen kamen mir auch noch nicht alt vor.



Tschuktschen-Zelt.

Es war dies das erste Mal, daß ein Schiff bei dieser Küste anlegte. Unsere Ankunft wurde daher offenbar von den Eingeborenen als ein außerordentlich merkwürdiges Ereigniß angesehen, und das Gerücht von derselben schien sich schnell verbreitet zu haben. Wir erhielten nämlich, obgleich sich keine Zelte in der Nachbarschaft befanden, dennoch zahlreichen Besuch. Ich benutzte die Gelegenheit, um mir eine Menge, die Lebensweise der Tschuktschen bezeichnende Geräthschaften einzutauschen. Acht Jahre früher hatte ich viele Ethnographica im nordwestlichen Grönland gesammelt und aufgekauft, und ich erstaunte ob der großen Uebereinstimmung zwischen dem von den

Tschuktschen eingehandelten Hausrath und dem, welchen man in Grönland in alten Eskimogräbern antrifft.

Mein Handel mit den Eingeborenen war übrigens diesmal ganz besonders schwierig. Ich litt nämlich offenbaren Mangel an den ersten Bedingungen für den ordentlichen Verlauf eines Handelsgeschäfts: an entsprechender Valuta. Während ich auf den Reisen in den Jahren 1875 und 1876 die Kleinigkeiten, die ich zum Tauschgeschäft mit den Einwohnern bei mir führte, nicht verwerthen konnte, wohl aber die russischen Banknoten, die begierig angenommen wurden, hatte ich bei der Abreise der Vega aus Schweden nur Geld, aber keine für den Tausch bestimmte Waaren mitgenommen; für dieses fand ich jedoch hier wenig Verwendung. Ein Bankzettel von 25 Rubeln hatte für die Tschuktschen weniger Werth als ein hübscher Umschlag um ein Stück Seife, und eine Gold- oder Silbermünze weniger als zinnerne und messingene Knöpfe. Mitunter konnte ich wol einmal ein 50=Örestück anbringen, aber erst, wenn es vermittelst Durchbohrung zu einem Ohrring brauchbar gemacht worden war.

Die einzigen wirklichen Tauschwaaren, die ich jetzt besaß, waren Tabak und holländische Thonpfeifen. Tabak hatte ich nur noch einige Dutzend Büschel von der Partie, die Herr Sibiriakow über den Jenisei nach Sibirien zu führen beabsichtigt hatte. In der Ueberzeugung, schon in diesem Herbst zum Stillen Ocean zu gelangen, verschleuderte ich meinen Tabaksvorrath so liberal, daß er bald zu Ende und dem Bedarf meiner tschuktischen Freunde auf Wochen lang genügt war. So wurde ich, was diese Münzart betrifft, schon beim Einfrieren der Vega vom Geschick des Verschwenders: bald knapp bei Kassa zu sein, ereilt. Holländische Thonpfeifen hatte ich in Ueberfluß und vertheilte sie als Willkommensgeschenke an Groß und Klein, theilte auch eine Anzahl Silbermünzen mit dem Bilde König Oskars aus, um, wenn uns ein Unglück begegnen sollte, die Stellen anzugeben, wo wir gewesen waren.

Künftigen Reisenden zum Nutzen will ich hier die am meisten begehrten Waaren anführen: grobe Näh- und Stopfnadeln, Grapen, Messer (am besten große), Aexte, Sägen, Bohrer und anderes Eisengeräth, leinene und wollene Hemden (am besten bunte aber auch weiße), Halstücher, Tabak und Zucker; ferner der bei allen wilden Völkern so sehr begehrte Branntwein, ein Artikel, der allerdings reichlich an Bord der Vega vorhanden war, den ich mich aber wohl hütete, zu verwenden,

obgleich es auch hier Leute giebt, die ein Glas dieses Getränks mit Verachtung zurückweisen. Die Tschuktschen sind sonst schlaue und berechnende Handelsleute, die ihren Vortheil gut wahrzunehmen verstehen, wozu sie durch den Tauschhandel zwischen Amerika und Sibirien erzogen werden. Manches in Irbit auf den Markt kommende Biberfell rührt von einem in Amerika gefangenen Thiere her, und ist von Hand zu Hand zwischen den amerikanischen und sibirischen Wilden gegangen, ehe es schließlich in die des russischen Kaufmanns gelangte. Für diesen Tauschhandel zwischen Amerikas und Sibiriens Polarvölkern wird eine Art Markt auf einer Insel im Beringssund abgehalten. An dem entlegensten Handelsplatz in Polar-Amerika soll man noch vor einigen Jahren ein Biberfell mit einem Blatt Tabak bezahlt haben, doch jetzt sind die Preise auch hier in die Höhe gegangen. Als die Russen zuerst nach Kamtschatka kamen, erhielten sie acht Zobelfelle für ein Messer und achtzehn für eine Axt, und doch verlachten die Kamtschadalen die leichtgläubigen Fremden, die sich so leicht anführen ließen. In Jakutsk soll sogar, als die Russen sich dort zuerst niederließen, ein Grapen mit so vielen Zobelfellen bezahlt worden sein, als in denselben hineingingen.

In der Nacht zum 10. September wurde die Meeresfläche mit einer dicken Rinde neuen Eises bedeckt, das aber nahe beim Schiffe von umhertreibenden alten Eisstücken wieder entzwei gebrochen wurde. Das Treibeis selbst schien etwas aus dem Wege geräumt zu sein, weshalb wir uns losmachten, um unsere Fahrt fortzusetzen. Anfänglich mußten wir einen Umweg nach Westen machen, damit wir um ein Eisfeld herumschiffen konnten. Jedoch auch hier wurde uns der Weg bald von einem Bande alten Eises versperrt, das von dem über Nacht sich gebildet habenden Eise so dicht zusammengefügt war, daß erst nach einem mehrstündigen Arbeiten mit Aexten und Eishauen eine Wasserrinne durch dasselbe geschafft werden konnte. Jenseits dieser Eiskette kamen wir wieder in ziemlich eisfreies Wasser, dagegen ward der Nebel so dicht, daß wir, um nicht ganz und gar festzusitzen, bei einem weiter in die See hinaus, aber mehr westlich als unser früherer Ankerplatz liegenden Grundeis wieder beilegen mußten. In der Nacht zum 11. war eine heftige Bewegung im Eise. Glücklicherweise klärte sich die Luft des Morgens auf, so daß wir unseren Weg zwischen ziemlich vertheiltem Eise fortsetzen konnten,

bis wir bei Einbruch der Nacht, wie gewöhnlich gezwungen, bei Grundeis anlegen mußten.

Am nächsten Tage, dem 12. Sept., als wir Irkaipij (oder Nordkap) schon ein gutes Stück Weges vorbei gekommen waren, trafen wir so dichtes Eis an, daß es nicht möglich war, weiter vorzudringen. Wir mußten also abermals wenden, und konnten nur mit genauer Noth uns einen Weg durch die dicht aufgehäuften Treibeismassen hindurch nach dem Lande zu bahnen. Hier wurde das Schiff innerhalb eines Grundeises, das nahe bei dem nördlichsten Vorsprung von Irkaipij an den Strand getrieben war, befestigt, bis ein gewaltiger Stromandrang große Stücke Treibeis dem Vertauungsplatz des Schiffes vorbei trieb. Dieses wurde nun aus seiner Lage fortgebracht und in einer kleinen, nach Norden zu offenen, von zwei vom Festlande vorspringenden Bergspitzen gebildeten Bucht vor Anker gelegt. Leider wurden wir hier in der Erwartung veränderter Eisverhältnisse bis zum 18. Sept. aufgehalten. Diese unfreiwillige Verzögerung war es, welche zunächst unsere Ueberwinterung veranlaßte.

Irkaipij ist die nördlichste Spitze des Theils von Asien, der im J. 1778 von Cook gesehen wurde. Er nannte sie daher Nordkap, ein Name, der seitdem auf den meisten Karten adoptirt ist, obgleich er dadurch irre führen kann, daß ebenso benannte Spitzen sich in den meisten Ländern vorfinden; er ist ferner auch darum unrichtig, weil die Spitze nicht den nördlichsten Vorsprung weder Sibiriens noch irgend eines bedeutenderen Theils dieses Landes bildet. Die nördlichste Spitze des sibirischen Festlandes ist nämlich Kap Tscheljuskin, die nördlichste des Landes östlich von der Lena Swjatoinos, und die nördlichste auf der Küstenstrecke östlich von der Tschaunbay Kap Schelagskoi u. s. w. „Nordkap" müßte also mit dem ursprünglichen, allen Eingeborenen zwischen der Tschaunbay und dem Beringssund bekannten Namen „Irkaipij" benannt werden.

Auf der Landspitze, welche Irkaipij mit dem Festlande verbindet, fanden wir bei unserem Besuche ein aus 16 Zelten bestehendes Dorf. Wir sahen hier sogar Ruinen, nämlich Ueberreste einer Anzahl Hausplätze, die einem, Onkilon*) genannten Volke angehört hatten,

---

*) Ankali bedeutet auf Tschuktschisch „Küstenbewohner" und wird jetzt für die küstenbewohnenden Tschuktschen gebraucht. Ein ähnliches Wort Onkilon

welches vordem diese Gegenden bewohnt hatte, und vor mehren hundert Jahren von den Tschuktschen nach einigen (wie die Sage kündet) fern im Polarmeer liegenden Inseln hin vertrieben worden war. Auf diesen alten Hausplätzen stellten Dr. Almqvist und Lieutenant Nordqvist Ausgrabungen an, um Beiträge zur Ethnographie jenes Sagenvolks zu sammeln. Die Häuser schienen wenigstens zum Theil aus Walfischknochen erbaut und zur Hälfte in die Erde eingegraben gewesen zu sein. Die Haufen von Abfällen in der Nähe enthielten Knochen von verschiedenen Walarten, darunter von Weißwalen, Seehunden, Walrossen, Rennthieren, Bären, Hunden, Füchsen und mehren Gattungen von Vögeln. Außer diesen Ueberbleibseln von der Jagdbeute wurden Geräthschaften von Stein und Knochen gefunden, und unter ihnen steinerne Aexte, die noch jetzt, nachdem sie 250 Jahre in der Erde gelegen hatten, an ihren Holz- oder Knochenstielen fest saßen. Sogar die Riemen, mit denen die Axt am Stiel angebunden oder in denselben eingekeilt war, fanden sich noch vor. Walroßzähne hatten den früheren Bewohnern des Orts eben so wie den heutigen Tschuktschen ein Material geliefert, das in vielen Fällen besser als der Feuerstein zu Lanzenspitzen, Vogelpfeilen, Fischangeln, Eisbeilen u. dgl. m. gebraucht werden konnte. Mehr oder weniger bearbeitete Walroßzähne wurden daher bei den Ausgrabungen in großer Menge gefunden. Auch Walfischknochen wurden in großem Maßstabe verwendet, aber größere Stücke von Mammutgebissen fanden wir nicht, woraus hervorgeht, daß das Volk in keine häufige Berührung mit den an Mammuts so reichen westlichen Gegenden gekommen war. An manchen Stellen waren die alten Onkilon-Wohnungen von den Tschuktschen als Speckkeller gebraucht worden, und an anderen schien es, als ob Nachgrabungen in Haufen von Abfällen zum Auffinden von Walroßzähnen vorgenommen worden waren. Unsere Untersuchungen wurden von den Tschuktschen mißtrauisch betrachtet. Ein alter Mann kam aus dem Innern des Landes wie zufällig an der Stelle vorüber, wo wir arbeiteten, blieb daselbst eine Weile stehen, indem er unser Thun mit scheinbarer Gleichgiltigkeit beobachtete, bis er sich überzeugt hatte, daß wir aus

---

galt früher als Namen für die an der Eismeerküste wohnenden Eskimos, als die tschuktschische Völkerwanderung hierher kam. — (Nach Wrangel bedeutet Onkilon „Seeleute“ — Anm. d. Bearb.).

Einfältigkeit oder einem anderen ihm unverständlichen Grunde uns enthielten, die Speckkeller zu berühren, sondern statt dessen nach alten Knochenstücken und Steinfliesen suchten.

Ueberreste alter Wohnungen wurden auch hoch oben zwischen den Steinhaufen von Irkaipij angetroffen, und hier war vielleicht die letzte Zufluchtsstätte der Onkilon gewesen. Mehrerorts an den Abhängen des Berges erblickte man große Haufen von Knochen, die theils aus einer Menge (an einer Stelle gegen 50) von Flechten bewachsenen, im Kreise liegenden, die Schnauze nach innen gerichteten Bärenschädeln, theils aus Rennthier-, Eisbären- und Walroßschädeln bestanden, welche in einem minder regelmäßigen Kreise (in dessen Mitte Rennthierhörner aufgehäuft waren) durch einander lagen. Außer den Rennthiergeweihen wurde ein Stirnknochen mit daran sitzenden Gehörntheilen eines Elennthiers aufgefunden. Neben den übrigen Knochen lagen unzählige, größtentheils frische und nicht mit Flechten bedeckte Schläfenbeine von Seehunden; andere Knochen dieser Thiere waren fast gar nicht vorhanden, und auch Theile von menschlichen Gerippen fanden sich in der Nachbarschaft nicht vor. Diese Plätze sind sicherlich Opferstätten, die ein Volk von dem anderen überkam.

Ueber das hier einstmals ansässige Volk berichtet Wrangel wie folgt:

„Die Anadyr-Bucht wurde, wie bekannt, von einem Volke bewohnt, das sich durch Körperbau, Kleidung und Sprache augenscheinlich von den Tschuktschen unterscheidet und sich Onkilon „Seeleute" nennt. In der Beschreibung der Reise des Kapitän Billing durch das Tschuktschenland schildert derselbe die nahe Verwandtschaft, welche die Sprache dieses Küstenvolks mit der der Aleuten von Kadshak hat, die desselben Ursprungs mit den Grönländern sind*).

---

*) Hier folgen im Original zwei Erzählungen; die eine, betreffs einer Fehde zwischen einem Tschuktschen und einem Eskimohäuptling, und die andere, welche den Bericht von den Schicksalen einer Frau enthält. Ich überging diese Episoden, theils weil sie für den Zweck der vorliegenden kürzeren Bearbeitung überflüssig scheinen, theils weil sie nicht zu der Geschichte der Reise der Vega oder zu den werthvollen Beobachtungen des berühmten Verf. oder seiner verdienstvollen Begleiter gehören, und endlich weil sie der Wrangelschen Reisebeschreibung entlehnt sind, wo man sie im zweiten Theil des Werkes (Wrangels Reise) finden kann. — Anmerk. d. Bearb.

Zwischen uns und den Bewohnern des heutigen Tschuktschendorfs bei Irkaipij entspann sich bald ein sehr freundschaftliches Verhältniß, obgleich hier wie in allen Tschuktschendörfern, die wir später besuchten, eine vollständige Anarchie herrschte, welche sich aber nicht auf das Familienleben erstreckte. Frische, gesunde, von den Mitgliedern der kleinen, oberhauptlosen Gemeinde liebreich behandelte Kinder waren in großer Anzahl vorhanden. Ein an diese gerichtetes freundliches Wort genügt, um auch eine freundliche Aufnahme im Zelte zu bereiten. Die Weiber waren gleichberechtigt mit den Männern, und die Frau wurde stets, wenn es einen wichtigeren Tauschhandel betraf, von diesen um Rath gefragt, und oft kam ein solcher Handel erst zu Stande nachdem die Rathgeberin mit einem Halstuche oder buntem Taschentuche bestochen worden war. Die Gegenstände, die der Mann eingetauscht hatte, wurden auch alsbald der Frau zur Verwahrung übergeben. Eines der Kinder trug ein Perlenband mit einer daran hangenden, ein viereckiges Loch in der Mitte habenden chinesischen Münze; ein anderes ein durchbohrtes amerikanisches Cent-Stück. Niemand verstand ein russisches Wort, aber selbst hier konnte ein junger Mensch auf Englisch bis 10 zählen, auch das Wort „ship“ war ihnen bekannt. In allen Zelten sah man Rennthierbäuche mit den Eingeweiden, oder Säcke mit anderem Grünfutter. Mehrmal bot man mir als Gegengeschenk für die Stücke Zucker und Tabaksprisen, die wir ausgetheilt hatten, runzlige Wurzelknollen, etwas größer als eine Haselnuß, die sehr gut, ähnlich wie frische Nüsse, schmeckten. Eine in unserem Beisein mit dem Netz im Eise gefangene Robbe wurde im Zelte von den Weibern zerschnitten. Sie waren dabei von einer Menge Kindern umringt, welche ab und an mit blutigen Fleischstreifen traktirt wurden. Das Zerstücken wurde von den jungen Mädchen so recht con amore besorgt, indem sie dabei mit ihren blutbespritzten Armen und Gesichtern etwas kokettirten.

Ueber die lange Aufhaltung an diesem Ort beunruhigt, machte ich, um von einer größeren Höhe eine vollständigere Uebersicht über die Lage des Eises zu haben als die, welche durch eine Rekognoscirung vom Boote aus möglich war, einen Ausflug nach einem in der Nähe des Ankerplatzes gelegenen Berg, der nach der Barometermessung 129 Meter hoch war. Derselbe wurde von den Tschuktschen Hammong-Ommang genannt. Von diesem aus hatte man eine weite Aussicht über das überall mit dicht zusammengepreßtem Treibeise be-

deckte Meer. Nur dicht am Lande sah man eine offene Wasserrinne, die aber doch an vielen Stellen auf bedrohliche Art von Eisgürteln unterbrochen war.

Das plutonische Gestein, aus dem der Berg bestand, war fast überall durch die Einwirkung des Frostes in eckige Steinblöcke zerbrochen, so daß die Bergoberfläche in einen riesigen Steinhaufen verwandelt war. Die Steine waren auf der Windseite mit einer durchsichtigen, glasähnlichen, leicht absplitternden Eisrinde bedeckt, welche das Klettern bedeutend erschwerte. Die Bildung einer solchen Eisrinde hatte ich früher schon auf den nördlichsten Bergspitzen von Spitzbergen beobachtet. Sie beruht ganz sicher auf Niederschlägen durchkälteter Wassernebel, d. h. solcher, deren Tropfen bedeutend unter den Gefrierpunkt erkaltet wurden, ohne in Eis verwandelt worden zu sein, was erst eintrifft, wenn sie nach dem Niederfallen mit anderem Eis oder Schnee oder mit einem eckigen harten Gegenstand in Berührung kommen. Ein solcher Nebel ist es, der das Beeisen der Schiffs-Takelage verursacht, ein für Seefahrer sehr unangenehmer Umstand, der auch uns in den nächsten Tagen traf, als das Tauwerk der Vega von so großen Eiszapfen und so dicken Eislagerungen bedeckt wurde, daß durch deren Niederfallen auf das Verdeck leicht ein Unglück hätte entstehen können.

Noch am 18. Sept. war die Lage des Eises unverändert. Falls eine Ueberwinterung umgangen werden sollte, war es jedoch nicht rathsam länger zu zaudern. Es hatte sich außerdem von der Spitze des Berges aus, den ich Tages vorher besucht hatte, gezeigt, daß eine nur an einem paar Stellen von Eis unterbrochene Wasserrinne sich beständig die Küste entlang vorfand. Deshalb wurde der Anker gelichtet, und die 4,8 bis 5 Meter tief liegende Vega dampfte weiter, allein nur bei 6 bis 8 Meter Tiefe, so daß wir wenig Wasser unterm Kiel hatten, und obendarein zwischen Eis in einem ganz unbekannten Fahrwasser. Etwa 20 Kilometer vom Ankerplatz trafen wir auf eine Eisbank, durch die wir nur sehr schwer und durch die gewaltigen Stöße, welchen der starke Bug der Vega Widerstand leisten konnte, hindurch zu dringen vermochten. Darauf wurde die Fahrt, oft in noch seichterem Wasser als vorher, fortgesetzt, bis das Schiff um acht Uhr Nachmittags gegen einen Grundeisboden stieß. Das Wasser war im Fallen, und wir konnten daher erst am nächsten Morgen loskommen, nachdem ein bedeutender Theil des Grundeises, an dessen unterstem Theil

die Vega festgefahren war, mit Aexten und Eishacken entzwei geschlagen war. Mehre Versuche, das Eis vermittelst Pulver zu sprengen, mißlangen; für solchen Zweck ist Dynamit viel wirksamer.

Am 19. setzte die Vega ihre Fahrt in derselben Weise wie vorher fort, in ruhigem und größtentheils seichtem Wasser, in der Nähe der Küste zwischen hohen Grundeisstücken mit den malerischsten Formen. Später trafen wir im Laufe des Tages wieder sehr niedriges, in Flüssen oder eingeschlossenen Seebuchten gebildetes Eis und kamen in Wasser von wenigem Salzbestand mit einer Temperatur über 0°.

Nachdem wir in der Nacht an größerem Grundeis vertaiankert, wurde die Fahrt am 20. Sept. fast ausschließlich zwischen niedrigem, schmutzigem, während des vorigen Winters nicht sehr zusammengepreßtem Eis fortgesetzt. Sehr bald kamen wir auch an eine Stelle, wo das Eis sich so dicht ans Land geschoben hatte, daß nur eine $3^1/_2$ bis $4^1/_2$ Meter tiefe eisfreie Rinne hart am Ufer übrig geblieben war. Wir mußten deshalb nach einer Fahrt von mehren Stunden bei einem Grundeis beilegen, um günstigere Umstände abzuwarten. Der Wind war inzwischen von West nach Nord und Nordwest umgesprungen. Das Wetter war trotzdem milde und regnerisch, ein Zeichen von großen eisfreien Wasserstrecken Nord und Nordwest von uns. In der Nacht zum 21. regnete es stark mit N.N.W.-Wind und einer Temperatur von + 2°. Am Tage wurde versucht, eine Stelle zu finden, wo das gegen das Land gepreßte Treibeisband durchbrochen werden konnte, was aber, des starken Nebels wegen, mißlang.

Am 22. machte ich mit Kapitän Palander in der Dampfschaluppe einen Ausflug, um mit dem Loth nach Osten zu sondiren. Es gelang uns bald eine genügend tiefe, nicht gar zu sehr mit Eis gefüllte Rinne zu entdecken, und am 23. konnte die Vega wieder die Fahrt zwischen vielem dichten Treibeis fortsetzen, oft dem Lande so nah, daß sie nur $^1/_4$ Meter Wasser unterm Kiel hatte. Es ging indessen vorwärts, wenn auch langsam.

Das Land bildete hier eine grasreiche, noch von Schnee freie Ebene, die sich gegen das Binnenland hin zu sanft aufsteigenden Bergen oder Erdhügeln erhob. Die Küste war mit einer ziemlichen Menge Treibholz überstreut und hier und dort sah man Ueberreste von alten Wohnplätzen. Am Abend des 23. Sept. legten wir in der ziemlich großen Oeffnung eines Eisfeldes an einem Grundeis-

stück bei. Diese Oeffnung schloß sich während der Nacht, so daß wir am 24. und 25. nur sehr wenig von der Stelle kommen konnten, aber am 26. vermochten wir die Fahrt, wenn auch anfangs mit vielen Schwierigkeiten, später aber in ziemlich offenem Wasser bis zu der auf der Landkarte Kap Onman genannten Landspitze fortzusetzen. Das Eis, auf das wir jetzt stießen, war stärker als früher, bläulich weiß und nicht schmutzig, also aus dem Meere kommend.

Am 27. wurde die Fahrt in ziemlich eisfreiem Wasser bis zur Koljutschin-Bai fortgesetzt. Kein größerer Fluß ergießt sich in das Innere dieses großen Fjords, dessen Mündung voll dichten, festzusammenhangenden Eises war, das sich um die hier belegene, von einer Menge Tschuktschenfamilien bewohnte Insel aufgestaut hatte. Um diesem Eise zu entgehen, machte die Vega einen weiten Umweg den Fjord hinauf. Das Wetter war ruhig und schön, aber überall, wo das alte Eis aufgehäuft lag, schob sich neugebildetes Eis dazwischen. Im Eise tummelten sich Hunderte von kleinen Robben, die dem Kielwasser des Fahrzeugs neugierig folgten; dagegen ließen sich Vögel nur in geringer Anzahl sehen; augenscheinlich waren die meisten bereits nach südlicheren Meeren fortgezogen. Um 4 Uhr 45 Min. Nachmittags wurde das Schiff bei einer Eisscholle nahe am östlichen Ufer des Fjords vor Gabelanker gelegt. Von da aus konnte man sehen, wie das Eis an der Landspitze, die im Osten die Fjordmündung begränzte, dem Lande so nah lag, daß man befahren mußte, das eisfreie Wasser am Strande würde nicht tief genug für die Vega sein.

Lieutenant Hovgaard wurde deshalb mit der Dampfschaluppe abgeschickt, um Peilungen vorzunehmen. Er kehrte mit dem Bescheid zurück, daß das Fahrwasser vor der Landspitze hinreichend tief sei. Zu gleicher Zeit machten wir, ich und einige der Naturforscher, einen Ausflug ans Land. Inzwischen wurde der Walfänger Johnsen nach dem Gipfel des Höhenzugs, der an der Binnenseite der Landspitze lag, entsandt, um von da aus eine Uebersicht über die Eiszustände weiterhin nach Osten zu gewinnen. Auch er kam mit der beruhigenden Nachricht zurück, daß eine recht offene breite Wasserrinne sich jenseits der Landspitze die Küste entlang in südöstlicher Richtung hinziehe. Ich selbst strich mit meinen Gefährten um die Strandanhöhen herum, um, so viel es die einbrechende Dunkelheit gestattete, deren Natur zu untersuchen. Als Johnson herabkam, berichtete er, daß

man vom Gipfel der Anhöhe herab Lärm und Geräusch höre, und von einem Zeltplatz jenseits der Spitze Feuer sehen könne. Er vermuthete, daß die Eingeborenen irgend ein Fest feierten. Ich hatte große Lust, dorthin zu gehen, um, wie ich glaubte, von den Tschuktschen Abschied zu nehmen, denn ich hegte die feste Ueberzeugung, daß wir an einem der nächsten Tage in den Stillen Ocean einfahren würden. Theils war es aber schon spät am Abend und finster, theils waren wir noch nicht so hinreichend mit der Stimmung der Tschuktschen bekannt, um ohne dringende Ursache in so geringer Anzahl und nur mit Jagdwaffen versehen, bei Nacht nach einem uns unbekannten Zeltplatz zu gehen. Erst später ward es uns klar, daß ein derartiger Besuch von keiner Gefahr begleitet gewesen wäre. Statt dessen blieben wir, da das Schiff an diesem Abend in keinem Falle die Anker lichten konnte, noch einige Stunden am Ufer und zündeten dort ein ungeheures Feuer von Treibholzstämmen an, um welches wir uns alle versammelten, in fröhlichem Geplauder von dem noch bevorstehenden Theile der Reise in Meeren, wo nicht Kälte sondern Hitze uns lästig fallen, und wo unsere Fahrt wenigstens nicht von Eis, beständigem Nebel und unbekannten Untiefen gehemmt sein würde. Keiner von uns ahnte da, daß wir statt der tropischen Hitze während der nächsten zehn Monate einen Kältepolwinter, auf einer offenen Rhede eingefroren, unter fast beständigen Schneestürmen und bei einer oft tief unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers gesunkenen Temperatur, ertragen würden.

Es war ein herrlicher Abend, der Himmel klar und die Luft so still, daß die Gluthen und der Rauch des Holzfeuers hoch zum Himmel empor stiegen. Die dunkle, von einer dünnen Eishaut bedeckte Wasserfläche spiegelte den Schein wie einen schnurgeraden Feuerpfad wider, der weithin am Gesichtskreis ein Eisband, dessen Unebenheiten den Gipfeln einer fernen hohen Gebirgskette glichen, begränzte. Die Temperatur zeigte sich bei der vollkommen zugfreien Luft mild, und das Thermometer stand nur 2° unter dem Gefrierpunkt. Dieser geringe Kältegrad reichte dennoch hin, während der Nacht das Meer mit einer Lage neugefrorenen Eises zu bedecken, welches, wie wir am nächsten Tage erfuhren, an offenen Stellen die Fahrt der Vega wol verzögern, nicht aber hindern konnte, dennoch aber die vor der Küste aufgehäuften Treibeisfelder so eng zusammendrängte, daß ein Schiff, selbst mit Zuhilfenahme der Dampfkraft, schwerlich durch dasselbe hindurch zu bringen im Stande war.

Als wir am nächsten Tage, dem 28. Sept., der Landzunge, welche im Osten die Koljutschinbai begränzt, vorüber gefahren waren, wurde die von Treibeis freie, aber mit jungem Eise bedeckte Wasserrinne dicht an der Küste rasch seicht. Die Tiefe wurde für die Vega zu gering, und diese mußte daher versuchen, sich durch die draußen liegenden Grundeisstücke und Treibeisfelder Bahn zu brechen, aber der Frost hatte dieselben während der Nacht so fest aneinander geschoben, daß der Versuch nicht ausführbar war. Wir waren also gezwungen, an Grundeis beizulegen, was um so sicherer war, als wir beim ersten Umspringen des Windes loskommen und die wenigen Meilen, die uns vom offenen Wasser an der Beringsstraße trennten, zurücklegen konnten, da ja auch mehrmal die Walfänger diese Gegenden erst in der Mitte Oktobers verlassen hatten.

Freilich hatte ich Gründe über mein Unglück, abermals einige Tage an einem Platze zu verlieren, dessen magere, den Winden des Eismeeres ausgesetzte Küste durchaus kein wissenschaftliches Interesse darbot, ungeduldig zu sein, aber keine Gründe, die Nothwendigkeit einer Ueberwinterung befürchten zu müssen. Dies glaubte ich aus meiner Ueberwinterung im J. 1872—73 auf Spitzbergen schließen zu dürfen, wo sich erst im Laufe des Februar dauerhaftes Eis in unserem Hafen bildete. Jetzt verhielt sich die Sache aber anders: Die dünne Eisdecke nahm bei der immer strenger werdenden Kälte täglich zu, bis sie erst vor der Wärme des folgenden Sommers schmolz. Nur vier oder fünf Kilometer von unserem Winterhafen fand sich jedoch noch lange Zeit nach unserer Einschließung offenes Wasser an der Küste; und nach meiner Heimkehr erfuhr ich, daß ein amerikanischer Grönlandsfahrer an demselben Tage, an welchem wir einfroren, sich bei dieser nämlichen Stelle vor Anker gelegt hatte.

Ob unsere Fahrt längs der Nordküste Asiens bis zur Koljutschin-Bai ein Glückstreffer gewesen ist oder nicht, wird die Zukunft lehren; ich meinestheils glaube, daß es einer war, der öfter vorkommen dürfte. So viel ist jedenfalls gewiß, daß, als wir bis hierher gekommen waren, unsere Einschließung im Eise ein ganz zufälliges Mißgeschick und von ungewöhnlichen, im nördlichen Beringsmeer im Herbst 1878 herrschenden Eisverhältnissen bedingt war.



Toroß bei Vega's Winterquartier.

Zehntes Kapitel.

Die Ueberwinterung wird nothwendig. — Die Lage der Vega. — Eis rings um das Schiff. — Amerikanisches Schiff in der Nähe der Vega bei ihrer Einschließung im Eise. — Die Beschaffenheit des naheliegenden Landes. — Die Vega wird für die Ueberwinterung hergerichtet. — Proviantdepot und Observationshaus werden am Lande angelegt. — Winterkostüm. — Die Temperatur am Bord. — Gesundheitszustand und Speiseordnung. — Kälte-, Wind- und Schneeverhältnisse. — Die Tschuktschen am Bord. — Menkas Besuch. — Briefsendung in die Heimath. — Nordqvist's und Hovgaard's Fahrt nach Menka's Gezelt. — Menka's zweiter Besuch. — Das Schicksal der Briefe. — Nordqvist's Reise nach Pidlin. — Auffindung eines tschuktschischen Grabes. — Jagd. — Wissenschaftliche Arbeiten. — Das Leben am Bord. — Weihnachtabend. —

In der festen Ueberzeugung, daß einige wenige Stunden Südwindes hinreichen würden den kaum eine schwedische Meile breiten Eisgürtel, der uns den Weg versperrte, fortzuschaffen, war ich Anfangs nicht besonders wegen der Aufhaltung besorgt, die zu kleinen Ausflügen ans Land und zum Umgang mit den Einwohnern benutzt wurde. Erst nachdem Tag auf Tag ohne irgend eine Aenderung vergangen war, wurde es uns klar, daß wir uns auf eine Ueberwinterung grade an der Schwelle zwischen dem Eismeer und dem Stillen Weltmeer vorbereiten mußten. Es war das eine unerwartete, um so schwerer mit Gleichmuth zu ertragende Widerwärtigkeit, als der Augenschein lehrte, daß, wären wir einige Stunden früher an der Ostseite der Koljutschin-Bai angekommen, wir sie wol hätten vermeiden können.

Die Lage der Vega war keinesweges besonders sicher. Sie befand sich beim Einfrieren nicht etwa in einem Hafen verankert, sondern erwartete eine günstige Gelegenheit um weiter zu dampfen, während sie hinter einem Grundeise vertäut lag, das bei $9^1/_2$ Meter Tiefe und 1400 Meter vom Lande auf einer von preß Nord 74°, westlich über Nord nach Osten zu vollständig offenen Rhede, gestrandet war. Sie hatte hier keinen anderen Schutz gegen den gewaltigen Eisdruck, den die Winterstürme in den Polarmeeren gewöhnlich zuwegebringen, als eine bei Hochwasser gestrandete, und deshalb auch bei hohem

Wasser nicht sehr sicher wurzelfeste Eisklippe. Zum Glück schien der Wasserstand des Meers eben jetzt bei Gelegenheit der Einschließung höher gewesen zu sein als zu irgend einer anderen Zeit während des Winters. Die Eisklippen wurden deshalb erst im hohen Sommer 1879, als ihr, das Wasser überragender Theil durch Schmelzen kleiner geworden war, von Neuem flott. Wenig fehlte überdies, so wäre der Winterhafen noch schlimmer geworden, als er es in Wirklichkeit war. Die Vega wurde nämlich zuerst am 28. Sept. bei einigen kleineren Eisblöcke vertäut, die 200 Meter näher am Lande auf den Strand gelaufen waren, ward aber am nächsten Tage von der Stelle geschafft, indem sie daselbst nur einige wenige Zoll Wasser unter dem Kiele hatte. Wäre sie an ersterer Stelle vor Gabelanker geblieben, so würde es uns schlecht ergangen sein. Das junge Eis wurde nämlich bei den furchtbaren Herbststürmen, besonders während der Nacht vom 14. auf den 15. Decb., gewaltsam über diese Eisblöcke geschoben, die dadurch dem Lande bedeutend näher kamen. Diese ungefähr $^1/_2$ Meter dicke Eisdecke zersplitterte dabei unter heftigem Gepolter in tausend Stücke, die von dem darunter liegenden Grundeise zu einem riesigen „Toroß" (Mauer von losen, eckigen Eisblöcken) emporgethürmt wurden. Ein an dessen Seite vertäutes Schiff war mit Eisstücken überschüttet, auf den Grund hinabgedrückt und schon zu Anfang Winters zertrümmert worden.

Am 2. Oktober konnte man mit der nöthigen Vorsicht über das dem Schiffe zunächstbefindliche Eis gehen, und am 3. kamen Tschuktschen zu Fuß an Bord. Noch am 10. Nov. fanden sich hier und da schwache Stellen zwischen Schiff und Land, und eine blaue Wolke im Osten zeigte beständig offenes Wasser in dieser Richtung. Daß diese „Lichtung" gleichwol noch weit vom Schiffe entfernt war, zeigte sich bei einem von Dr. Almqvist am 13. Okt. in nordöstlicher Richtung unternommenen Ausfluge, als er nach einer Wanderung von ungefähr 20 Kilometern über dicht aufgestapeltes Treibeis, gezwungen war, umzukehren, ohne das offene Wasser erreicht zu haben. Hieraus zeigte es sich klar, daß die Vega jetzt von einem wenigstens 30 Kilometer breiten Kreis von Treibeisfeldern umringt war, die durch neuentstandenes, im Verlaufe des Winters eine bedeutende Stärke erlangt habendes Eis mit einander verbunden waren.

In dieser gewaltigen Eisdecke entstanden während des Winters

oft Risse oder Waken, die sich sehr weithin erstreckten und ununterbrochen quer über neuentstandene Eisfelder und hohes altes Grundeis strichen. Eine der größten dieser Waken bildete sich in der Nacht zum 15. Dezbr. quer vor dem Schiffsbug; dieselbe war beinahe ein Meter breit und sehr lang. Gewöhnlich waren diese Waken nur einige Centimeter breit, aber trotzdem oft recht beschwerlich, indem das Flußwasser durch dieselbe bis an die Oberfläche des Eises vorquoll und den ihnen zunächst liegenden Schnee durchnäßte.

Die Ursache des Entstehens dieser Waken war eine zwiefache. Entweder entstanden sie dadurch, daß ein heftiger Wind die Lage des Eises etwas verschob oder auch durch das Zusammenziehen des Eises bei strenger Kälte. Das Zerspringen geschah mit einem mehr oder minder starken Knall und zwar, nach der Menge der Detonationen zu urteilen, öfter als man nach dem Aussehen des schneebedeckten Eises merken konnte. Selbst bei strenger Kälte war deshalb die scheinbar zusammenhangende Eisdecke in zahllose, dicht an einander passende Stücke getheilt, die entweder vollständig lose oder nur durch den schwachen, bei Kleinem sich unter dem Schnee auf der Oberfläche des in die Sprünge eingedrungenen Wassers bildenden Eisgurt zusammengehalten wurden. Noch bis auf eine Entfernung von etwa 6 Kilometer vom Strande lag das Eis jedenfalls während des ganzen Winters, mit Ausnahme der erwähnten kleinen Waken, fast unbeweglich da. Dagegen war es weiter hinaus nach der See zu in beständiger Bewegung. Sogenannte Polynia's oder offene Stellen kommen hier wahrscheinlich das ganze Jahr vor, und bei günstiger Witterung konnte man daher fast beständig eine bläuliche Wasserwolke am Horizont von N.-W. nach Osten hin streichend, gewahren. Ein südlicher Wind während einiger weniger Tage brachte später die offene Wasserrinne dem Schiffe so nahe, daß man in einigen Stunden bis dahin gehen konnte. Es wimmelte daselbst von Robben, ein Zeichen, daß sie mit einem stets offenen Meer in Verbindung stand. Daher mochte es auch wol kommen, daß wir in den, das Schiff umschließenden Eisfeldern kein einziges Robbenloch sahen.

Das Grundeis, an welchem die Vega am 29. Sept. vor Täuanker lag, wo sie auch den ganzen Winter liegen blieb, war ungefähr 40 Meter lang und 25 Meter breit, und seine höchste Spitze ragte 6 Meter über die Wasseroberfläche empor. Es war also nicht besonders groß, verlieh aber dem Schiffe einen guten Schutz. Freilich

trieb auch dieses Grundeis samt dem Schiffe und dem innerhalb liegenden neuentstandenen Eisfeld bei den furchtbaren Herbststürmen dem Lande bedeutend näher. An und ab zeigte ein Aechzen und Knarren im Rumpfe des Schiffs an, daß dieses dabei recht harten Stößen nicht entging, aber eine Havarie erlitt die Vega während des ganzen Winters weder davon noch von der starken Kälte, während welcher häufiges scharfes Knallen zeigte, daß ein Sprung im Holzwerk, durch das Gefrieren des eindringenden Wassers zu Eis, sich erweitert hatte. „Kalt, daß es im Bindeholz kracht" ist eine bekannte Redensart, mit der wir Nordländer die Erinnerung an einen bitterlich kalten, am häuslichen Herde zugebrachten Winterabend verbinden, aber hier waren diese besonders zur Nachtzeit in unseren Kajüten hörbaren Knalle höchst unangenehm, indem man befürchten mußte, daß die neuentstandenen oder erweiterten Sprünge irgendwo einen gefährlichen Leck im Schiffsrumpf verursachen würden. In Folge dessen, daß sich bei der Kälte Eisen stärker zusammenzieht als Holz, verbogen sich während des Winters die Köpfe der eisernen Bolzen, von denen das Schiffszimmerholz, tief unten in der Schiffsverkleidung, zusammengehalten war; aber auch dadurch entstand kein irgend ernster Leck — vielleicht deshalb, weil die Kälte nur auf den Theil des Fahrzeuges einwirkte, welcher über dem Wasser lag.

Schon in den ersten Tagen unserer Ueberwinterung legten wir verschiedene lebhafte durch Zeichen verdeutlichte Mittheilungen der Eingeborenen dahin aus, daß ein Waljägerschiff bei Serdzekamen in der Nähe unseres Winterhafens anzutreffen sei. Daraufhin wurde am Morgen des 4. Oktober Lieutenant Brusewitz mit zwei Mann und dem kleinen, in Kopenhagen für die Expedition der Jahre 1872 und 73 gebauten und für Schlittenfahrten eingerichteten Boote „Louise" entsandt, mit dem Auftrag, sich wenn möglich Kunde von der Sache zu verschaffen. Er kehrte in derselben Nacht spät zurück, ohne ein Schiff zu Gesicht bekommen zu haben. Wir setzten nun voraus, daß Alles auf einem Mißverstehen der Berichte der Tschuktschen beruhe. Ein vom 6. Januar 1880 datirter Brief, den ich später von Herrn W. Bartlett aus New-Bedford erhielt, zeigte aber, daß die Tschuktschen wahrheitsgemäß berichtet hatten, indem der Schoner „W. M. Mayer" noch zwei Tage, nachdem wir in unserem Winterhafen vor Anker gegangen waren, in Serdzekamen lag.

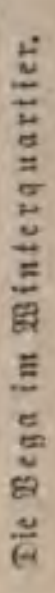
Unerachtet die Erfahrung aus früheren Polarfahrten und

namentlich die der schwedischen Expedition von 1872—73 zeigte, daß selbst unterm 80. Breitegrad die See mitten im Winter aufgehen kann, fanden wir doch bald, daß wir, wie bereits erwähnt, uns auf eine Ueberwinterung gefaßt machen mußten, weshalb denn auch die nöthigen Vorkehrungen getroffen wurden. Der Schnee, der sich auf dem Deck ansammelte und Anfangs tagtäglich fortgefegt wurde, sollte da liegen bleiben, so daß er endlich ein 30 Centimeter hohes, festgetretenes Schnee- oder Eislager bildete, welches wesentlich dazu beitrug, die Widerstandskraft des Verdecks der Kälte gegenüber zu vermehren, und Haufen von angewehtem Schnee wurden zu dem gleichen Zwecke längs der Schiffsborde aufgeworfen. Eine prächtige Eistreppe wurde vom Eise bis zur Gallerie des Steuerbords gebaut. Ein in Karlskrona speziell zu diesem Behufe gearbeitetes großes Zelt wurde von der Kommandobrücke nach dem Vordertheil aufgeschlagen, so daß nur das Achterdeck beständig frei blieb. Das Zelt war nach rückwärts vollständig offen, wozu noch kam, daß Wind und Schneegestöber freien Zugang von den Seiten und eine unvollkommen nach vorn zu geschlossene Oeffnung hatten. Freilich wurde der Schutz, den dasselbe gegen die Kälte gewährte, dadurch bedeutend abgeschwächt, aber dafür wirkte es auch nicht im mindesten schädlich auf die Beschaffenheit der Luft im Schiffe, ein für den Gesundheitszustand an Bord besonders wichtiger Umstand. Während der dunklen Wintertage flammte oft unter diesem Zelt ein hohes Schmiedefeuer, um das die Tschuktschen sich in neugieriger Bewunderung der Geschicklichkeit, mit welcher der Schmied das glühende Eisen formte, sich haufenweise schaarten. Hier vertheilte der Koch die übrig gebliebene Suppe und das Fleisch so wie die Brotklöse, die bei jedem Backen besonders für sie gebacken wurden. Hier war der Empfangssalon, wo Tabak und Zucker an die Frauen und Kinder ausgetheilt wurden, und mitunter, wenn auch selten, ein frierender Walfänger oder Fuhrmann mit einem Schnaps erquickt wurde. Hier wurden Stücke Holz und Walknochen taxirt und gekauft, und hier wurden auch weitläufige Unterhandlungen wegen Reisen in Hundeschlitten nach verschiedenen Orten hin, gepflogen.

Die gewaltige Bewegung, die in der Nacht zum 15. Dezember statthatte, rief uns deutlich ins Gedächtniß, daß unsere Lage auf der offenen Rhede durchaus nicht so beruhigend war, wie wol zu wünschen gewesen wäre, sondern daß es eine Möglichkeit gab, daß das Schiff

plötzlich und vielleicht ohne vorgängige Warnung vollständig zertrümmert werden könne. Hätte sich ein solcher Unglücksfall ereignet, so wäre es allerdings für die Bemannung der Vega nicht schwierig gewesen, über das Eis ans Land zu gelangen; aber so unbedeutend wie die Jagdbeute hier zu sein schien und so entblößt von allen Vorräthen wie die Tschuktschen beinahe immer waren — denn sie befolgen das Gesetz: nicht für den morgenden Tag zu sorgen, buchstäblich — war alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir, wenn auch wohlbehalten dort angekommen, doch vor Hunger hätten umkommen müssen, falls wir nicht Proviant vom Schiffe geborgen hätten. Solches hatte aber, da der größte Theil des Proviants natürlich im Lastraum untergebracht war, seine großen Schwierigkeiten, wenn die Vega plötzlich bei Nacht in der Wassermarke vom Eise durchgeschnitten worden wäre. Um uns so viel wie möglich gegen die Folgen eines solchen Unglücksfalls zu schützen, wurde eine Niederlage von Lebensmitteln, Gewehren, Schießbedarf u. s. w. für 30 Mann auf 100 Tage berechnet, am Lande errichtet. Glücklicherweise kamen dieselben nicht zur Verwendung. Der Vorrath war am Ufer niedergelegt ohne den Schutz von Schloß und Riegel, sondern nur mit Segeln und Rudern verdeckt, und ohne daß Wache dabei gehalten wurde. Trotzdem und obgleich unter den Eingeborenen Nahrungsmangel herrschte, blieben die Vorräthe sowol von den benachbarten Tschuktschen, wie auch von denen, welche täglich aus entfernten Gegenden dort vorbeifuhren, nicht berührt, und doch kannten Alle den Inhalt des mit Segeln bedeckten Haufens, und nahmen es als gewiß an, daß unermeßliche Schätze und Lebensmittel genug auf ein Jahr für die Gesamtbevölkerung der tschuktischen Halbinsel darunter verborgen waren.

Das magnetische Observatorium wurde am Ufer 1½ Kilometer vom Schiffe entfernt, errichtet. Um zu diesem Hause zu gelangen, mußten die Observatoren wenigstens viermal täglich über ein, mit lockerem, wie Staub feinem, vom geringsten Windhauch bewegtem, jede Fußspur in Kurzem verdeckendem Schnee belegtes Eisfeld hin und zurückgehen. Die Winternächte waren, wenn der Mond nicht schien, so finster, daß man die nächsten Gegenstände nicht unterscheiden konnte, und außerdem hatten wir täglich den Winter über so dichtes Schneegestöber, daß selbst der hohe, dunkle Schiffsrumpf nur in seiner unmitttelbaren Nähe sichtbar war. In der Nacht oder beim Schnee-



Die Vega im Winterquartier.

sturm das Schiff ohne Leitung zu finden, wäre sehr schwer gewesen, und wer sich dann verirrt hätte, wäre unrettbar verloren gewesen. Auf daß ein solcher Unglücksfall sich nicht ereignen könne, gebrauchte man die Vorsichtsmaßregel, eine Leine über hohe Eispfeiler zwischen dem Observatorium und dem Schiffe zu ziehen, und selbst mit Hülfe dieses Leittaues war es oft schwer genug, den Weg zu finden.

Versuche, den ganzen Winter über eine Rinne im Eise und um das Schiff herum offen zu halten, mußten bald eingestellt werden, dagegen wurden beständig zwei Waken offen gehalten, die eine neben dem Fahrzeuge zur Sicherheit gegen Feuersgefahr, die andere zu den von Kapitän Palander während des Winters angeordneten Beobachtungen der Fluth. Diese letztere Wake erwählte ein kleiner Seehund lange Zeit als Aufenthaltsort, bis wir uns eines Tages damit unterhielten, ihn mit der erforderlichen Vorsicht zu fangen und einen unfreiwilligen Besuch am Bord abstatten zu lassen, wo er zu verschiedenen Leckerbissen eingeladen wurde, die er aber dennoch verschmähte. Er wurde in seine Wake freigelassen, kehrte aber trotz aller ihm erwiesenen Freundlichkeit nie mehr wieder.

Aus den meteorologischen Beobachtungen geht hervor, daß wir an unserer Winterstation eine Kälte von — 30° bis 46° C. und heftigen Sturm hatten. Diese Kälte ist aber selbst mit — 40° bei ruhigem Wetter nicht gefährlich, während schon mit — 35° Der, welcher unvorsichtig d. h. mit entblößtem Gesicht und eben solchen Händen dem Winde entgegen geht, Gefahr läuft, daß ihm diese Körpertheile erfrieren, wenn er dieselben nicht durch Reiben mit der Hand oder schmelzendem Schnee wieder erwärmt. Wir hatten dergleichen Frostschäden selten zu beklagen, nachdem die Neulinge sattsam gewarnt worden waren.

Dazu trug auch das zweckdienliche Kostüm bei, welches außer den auch bei uns gebräuchlichen Winterkleidern noch aus folgenden eigens für den hohen Norden mitgenommenen Zeugstücken bestand:

1. dicke gute, wollene Unterkleider,
2. eine mit Taschen reich versehene Blouse von Segeltuch,
3. ein lappländisches Pelzkamisol mit langen Gamaschen,
4. ein Paar sehr große Stiefeln aus Segeltuch mit ledernen Sohlen, in die man Seggenheu legte; ein Fußlappen von Filz über den Strümpfen zu tragen. Wir erprobten, daß diese Stiefel dem ledernen Fußzeug vorzuziehen waren, da

dieselben, wenn sie naß geworden waren, ebenso wie das darin befindliche Heu schnell trockneten.

5. eine „Oeresundmütze“ und ein weiter Baschlik von Filz.
6. Fausthandschuhe von Seehundsfell und Sämischleder mit Schafsfell gefüttert und am Handgelenk mit langhaarigem Pelzwerk besetzt; bei der Arbeit im Freien wurden baumwollene Handschuhe genommen,
7. gefärbte Brillen gegen das grelle, weiße Sonnenlicht im Winter und Frühling.

An Bord hatten wir in den etwas von der Verschalung entfernten bewohnten Theilen des Schiffs + 12 + bis 17°, dagegen sank das Thermometer bei Nacht auf + 5 bis 10° und die Verschalung über den Bettstellen wurde mit Eis beschlagen. Im Arbeitsraum des Zwischendecks zeigte das Thermometer gewöhnlich gegen + 10°, und sogar in dem ungeheizten, aber unter der Wassermarke liegenden Schiffsraum war die Temperatur nie unter, sondern meist 1° oder 2° über dem Gefrierpunkt des Wassers. Bei weitem mehr als von der Kälte hatten wir in den Kajüten von der Siedehitze und dem Brodem zu leiden, welche das Heizen in großen gußeisernen Oefen in kleinen verschlossenen Zimmern hervorzubringen pflegt, so daß wir oft des Morgens zur Abkühlung eine kalte Uebergießung nebst Abreibung nehmen und aus der Kajüte bei — 30—40° W. auf Deck stürzen mußten.

Den vortrefflichen Gesundheitszustand an Bord der Vega verdankte man der Reinlichkeit, dem guten Geist, der Alle ohne Ausnahme beseelte, und der dem Klima angemessenen, nahrhaften, regelmäßig eingehaltenen Speiseordnung. — Die Ausbeute, die wir von der Jagd erhielten, beschränkte sich während des Winters auf einige Schneehühner und Hasen, lieferte also keinen besonders nennenswerthen Beitrag zur Verproviantirung des Schiffs, wogegen ich uns durch Tauschhandel mit den Eingeborenen eine reichlichere Menge Fische zu verschaffen wußte, so daß wir zu gewissen Zeiten wöchentlich einmal frischen Fisch essen konnten.

Auf vielen Grundeisstücken in der Nähe des Schiffs waren bedeutende, tiefe Süßwasseransammlungen, die allerdings auf der Oberfläche bereits stark zugefroren waren, uns aber doch lange Zeit hindurch herrliches Trink- nnd Spülwasser lieferten. Nach dem 14. Dezbr., als alle kleineren Süßwasseransammlungen auf den Grundeisstücken

fast bis auf den Grund zugefroren waren, und Salzwasser in die größten und am meisten gebrauchten eindrang, wurden wir gezwungeu, Wasser vermittelst Schmelzen von Eis anzuschaffen.

Die Witterungsverhältnisse waren natürlich von der größten Wichtigkeit für unsere tägliche Existenz und dienten gleichsam als Probirstein für unsere Ausrüstung. Nach den meteorologischen Beobachtungen war die in verschiedenen Monaten herrschende Kälte am niedrigsten am 2. Juli mit — 1° und am strengsten den 25. Januar mit — 45,7°.

Während des Winters war die Witterung stürmisch, und die Windrichtung an der Erdoberfläche fast beständig zwischen N.-W. und N.-N.-W.; aber schon in Luftschichten von eben nicht bedeutender Höhe herrschte, nach dem Wolkenzuge zu urteilen, eine ebenso ununterbrochene Luftströmung von S.-O., welche, wenn sie sich mitunter bis dicht zur Erde herniedersenkte, eine wärmere und mit Feuchtigkeit weniger geschwängerte Luft mitbrachte. Die kältesten Winde hatten wir aus S.-W. zum W., d. h. von dem im Gebiet von Werchojansk gelegenen Kältepol der alten Welt.

In unseren Witterungsnotizen wurde ein Unterschied zwischen Schneegestöber (Schneefall bei Wind) und Schneetreiben (Schneesturm ohne Schneefall) gemacht. Der Niederschlag von Schnee war nicht besonders groß, da jedoch während des Winters kein so anhaltend weiches Wetter eintrat, daß der Schnee mit irgend einem zusammenhangenden Ueberzug bedeckt wurde, so blieb ein bedeutender Theil des gefallenen Schnees so locker, daß er vor dem geringsten Windeswehen hin und her wirbelte. Beim Sturm oder einer steifen Brise wurde der Schnee in die höheren Luftschichten emporgeführt, die rasch mit einem so dichten feinen Schneestaub angefüllt wurden, daß die Gegenstände schon auf einige wenige Meter Entfernung nicht mehr unterschieden werden konnten. Es war durchaus nicht möglich, bei solchem Wetter Wege gangbar zu halten, und wer irre ging, war hülflos verloren, falls er nicht, wie die Tschuktschen dies vermochten, bei einem Gestöber eingeschneit, das Ende des Sturmes abwarten konnte. Jedoch auch bei flauem Winde und unter wolkenleerem Himmel zog ein Schneesturm einige Centimeter hoch mit dem Winde den Boden entlang, vorzugsweise von Nordwest nach Südost. Auch dieser häufte Treibschnee überall, wo Windschutz war, auf, und begrub, wenn auch nicht so schnell, doch sicherer als das Sturm-

schneegestöber hingelegte Gegenstände und betretene Wege. Die Menge Wasser, welche in gefrorener Gestalt in diesem allerdings nicht gewaltigen, aber unausgesetzten und windschnellen Strom über die Nordküste von Sibirien nach südlicheren Gegenden fortgeführt wurde, muß mit der Wassermasse in den Riesenflüssen der Erde verglichen werden können, und spielt eine ziemlich große Rolle in klimatischer Beziehuug.

Die sandige Landzunge, welche nahe beim Schiff die Lagunen vom Meere trennt, war mit kolossalen Walknochen und mit Abfällen, welche die Jahrhunderte dort gelebt habenden und von dort aus herumwandernden Tschuktschen zurückgelassen hatten, so wie mit Skelettheilen von Robben und Walrossen, mit Exkrementen von Menschen, Hunden, Vögeln u. s. w. bestreut. Die Gegend war eine der häßlichsten und ungesundesten, die ich je in einem der von Fischerlappen, Samojeden, Tschuktschen und Eskimos bewohnten Districte gesehen hatte. Bei unserer Einschließung im Eise standen zwei Tschuktschendörfer am nahgelegenen Strand, von denen das eine, dem Winterhafen der Vega nächstliegende, Pitlekaj hieß. Dieses Dorf bestand anfangs aus sieben Zelten, aber wegen Nahrungsmangels zogen die Bewohner im Laufe des Winters nach und nach — die letztn im Februar — fort und nach einer der Berings-Straße näher gelegenen, fischreicheren Gegend. Beim Umzug nahmen sie nur das Allernothwendigste mit, da sie um die Jahreszeit, wenn die Jagd wieder ergiebig wurde, zurückzukehren beabsichtigten. Jinretlen lag der Landzunge gegen die Koljutschin-Bai zu näher und zählte zu Anfang unserer Ueberwinternng gleichfalls sieben Zelte, deren Bewohner sich besser standen als die von Pitlekaj. Sie hatten während des Herbstes reicheren Fang gethan und mehr Vorräthe gesammelt. Von ihnen zog während des Winters nur ein Theil fort. Folgende Zeltläger lagen in etwas weiterer Entfernung von unserem Winterquartier, doch so nahe, daß wir von deren Bewohnern oft Besuch hatten:

Pidlin, am östlichen Ufer der Koljutschin-Bai, 4 Zelte,

Koljutschin auf der Insel gl. N., 25 Zelte. Von den Mitgliedern der Vega-Expedition wurde das Dorf nicht besucht,

Rirajtinop, 6 Kilometer östlich von Pitlekaj, 3 Zelte,

Irgunnuk, 7 Kil. östlich hinter Pitlekaj, 10 Zelte, von

denen im Februar nur noch vier dastanden. Die Bewohner der übrigen hatten für den Winter einen besseren Fangplatz mehr nach Osten zu gesucht.

Die Zahl der Personen, die zu jedem Zelte gehörten, war schwer zu bestimmen, da die Tschuktschen einander besuchen, um zu schwatzen und zu klatschen. Im Durchschnitt kann man sie zu fünf bis sechs Personen rechnen. Die Einwohner auf der Insel Koljutschin mitgerechnet wohnten ungefähr 300 Eingeborene in der Nachbarschaft unseres Winterlagers.

Als wir vom Eise eingeschlossen wurden, war dasselbe, wie gesagt, zu schwach, um einen Fußgänger zu tragen, und die Schwierigkeit, mit den Mitteln, über welche die Tschuktschen zu verfügen hatten, vom Lande aus an unser Schiff zu kommen, war also sehr groß. Als die Eingeborenen uns gewahrten, entstand jedenfalls alsbald eine große Bewegung unter ihnen. Männer, Weiber, Kinder und Hunde liefen wie wild und wirr am Ufer umher. Einige schienen mit Hundeschlitten auf dem Eiswege dicht am Meeresrand hinzufahren. Sie fürchteten augenscheinlich, daß die herrliche Gelegenheit, sich hier Branntwein und Tabak eintauschen zu können, verloren gehen dürfte. Vom Schiffe aus konnten wir mit Ferngläsern sehen, wie mehre Versuche Böte auszusetzen angestellt, aber wieder aufgegeben wurden, bis es endlich gelungen war, ein Fahrzeug bis zu einem eisfreien oder nur mit dünnem Eise bedeckten Uferrainstrich, der in die Nähe des Fahrzeugs führte, zu schleppen. An diesem wurde ein großes, aus Fellen bestehendes, bis an den Rand mit Männern und Frauen beladenes Boot hinausgeschoben, ohne Rücksicht auf die ersichtliche Gefahr, mit einem solchen schwerbeladenen Boote durch scharfes, junges Eis hindurch zu fahren. Man ruderte alsbald an das Schiff, und dort wohlbehalten angekommen, kletterten die Meisten ohne Weiteres unter Scherzen und Lachen und mit dem Rufe: anoaj! anoaj! (guten Tag! guten Tag!) über den Dahlbord. Unsere erste Begegnung mit den Bewohnern dieser Gegend, wo wir später zehn lange Monate zubrachten, war von beiden Seiten sehr herzlich, und bildete den Ausgangspunkt zu einem besonders guten Vernehmen zwischen den Tschuktschen und uns, das während der ganzen Zeit unseres dortigen Aufenthalts unverändert dasselbe blieb.

Im Hinblick auf Reinlichkeit sahen wir uns genöthigt, die Tschuktschen nur ausnahmsweise unter Deck zuzulassen, was sie an-

fänglich sehr verdroß, so daß Einer von ihnen sogar Lust zeigte, Wiedervergeltung zu üben, indem er uns von der Schlafkammer in seinem Zelte ausschlösse. Unsere Festigkeit in dieser Beziehung, im Verein mit Freundlichkeit und Freigebigkeit, beruhigte sie aber bald, und uns von dem inneren Zelte auszuschließen war für die Männer nicht so leicht, da wir bei dergleichen Besuchen stets Süßigkeiten und Tabak sowol für sie selbst, wie für die Frauen und Kinder mitbrachten. An Bord ward das zeltüberspannte Verdeck bald ein wirklicher Empfangssalon für die gesamte benachbarte Bevölkerung. Hundegespann bei Hundegespann stand in Reihen da oder lag vielmehr täglich im Schnee vor dem aus Eis errichteten Treppenaufgang zur Vega und wartete geduldig auf die Wiederkehr der Besuchenden oder auf das Preßfleisch, welches ich dann und wann aus Mitleid unter die ausgehungerten Thiere vertheilen ließ. Das Gerücht von der Ankunft der merkwürdigen Fremdlinge mußte sich übrigens schnell verbreitet haben. Wir erhielten nämlich bald Besuche selbst von entfernteren Gegenden, und die Vega ward schließlich eine Ruhestation, bei der jeder Vorüberfahrende mit seinem Hundegespann einige Stunden anhielt, um seine Neugierde zu befriedigen und gegen gute Worte oder andere greifbarere Waare etwas Warmes, ein bischen Tabak und zuweilen, wenn sehr schlechtes Wetter war, einen Schnaps, den die Tschuktschen (nach dem englischen Worte rum) ram nennen, zu erhalten.

Wer kam, konnte ungehindert auf unserem, mit einer Menge Sachen vollgekramten Verdeck hin- und hergehen. Wir hatten uns jedoch auch nicht über den Verlust der kleinsten Kleinigkeit zu beklagen. Die Ehrlichkeit war hier ebenso heimisch wie in den Erdhütten der Rennthierlappen. Dagegen wurden sie uns bald durch ihre von keinem Selbstgefühl in Schranken gehaltene Bettelei lästig. Sie scheuten sich auch nicht beim Tauschhandel alle möglichen Vortheile aus dem, ihrer Ansicht nach, gewiß außerordentlich unpraktischen Wesen der Europäer zu ziehen; kleine Betrügereien zu diesem Zwecke rechneten sie sich offenbar nicht als Fehltritt, sondern als etwas Verdienstliches an. So verkauften sie z. B. denselben Gegenstand zweimal, waren auch stets sehr freigiebig mit Versprechungen, die zu halten sie niemals beabsichtigten, und machten oft falsche Angaben über Sachen, die zum Verkauf standen. Körper von Fuchs wurden, nachdem sie abgebalgt und Kopf und Pfoten abgeschnitten waren,



Angelnde Tschuktschen.

mehrmals als Hasen zu Kauf angeboten, und komisch war es mitanzusehen, wie sie sich darüber wunderten, daß wir sogleich den Betrug entdeckten. Die völlige Unbekanntschaft der Tschuktschen mit Geld und der geringe Bestand an Tauschobjekten, die nach ihrem Geschmack waren, zwangen auch mich, wenigstens einen Theil unserer Waaren hoch im Preise zu halten. Die gewöhnlichen Produkte der Polarländer, Felle und Speck, wurden zum großen Erstaunen der Einwohner, durchaus nicht auf der Vega eingehandelt; dagegen erwarben wir durch Tausch eine vollständige Sammlung von Waffen, Trachten und Hausgeräth. Alle Einkäufe dieser Art geschahen ausschließlich für Rechnung der Expedition, und überhaupt war das Sammeln von naturhistorischen und ethnographischen Gegenständen für Privatrechnung ein für allemal untersagt, ein Verhaltungsbefehl, der bei jeder wissenschaftlichen Expedition nach entlegenen Gegenden gang und gäbe sein sollte.

Als die Tschuktschen anfingen an unseren Speisen Geschmack zu finden, schleppten sie, besonders wenn ihre Jagd fehlschlug, täglich Treibholz nebst allerlei Knochen von Walthieren an Bord, und tauschten dieselben gegen Brot um. Nach und nach nahmen ein Paar junge Eingeborene die Gewohnheit an, sich täglich an Bord einzufinden, um — wohlverstanden in aller Gemächlichkeit — als eine Art Dienstboten zu fungiren. Der Koch wurde ihr Schutzherr und sie erhielten dafür einen brüderlichen Antheil von den übrig gebliebenen Gerichten. Theils als Bezahlung für geleistete Dienste oder verkaufte Waaren, theils als Geschenk wurde eine so große Menge Speisen ausgetheilt, daß wir wesentlich zur Linderung der Hungersnoth, welche in der Mitte des Winters unter der Bevölkerung auszubrechen drohte, beitrugen.

Kein Einziger von den Eingeborenen in der Nähe unserer Winterstation war Christ. Keiner von ihnen sprach irgend eine europäische Sprache, nur Einer oder der Andere kannte ein paar englische Wörter oder ein russisches Begrüßungswort. Es war dies ein widriger Umstand, der uns viele Unannehmlichkeiten bereitete; dem ward aber dadurch abgeholfen, daß der Lieutenant Nordqvist sich speciell dem Studium ihrer Sprache mit solchem Eifer befleißigte, daß er sich in einigen Wochen ziemlich verständlich machen konnte. Als Frucht seiner Studien hatte er ein reichhaltiges Verzeichniß von Wörtern dieser wenig bekannten Sprache und einen Hinweis auf

deren grammatikalischen Bau verfaßt*). Die Kenntniß des Tschuktschischen, welche die übrigen Mitgliedern der Expedition erwarben, beschränkte sich auf eine größere oder geringere Anzahl Ausdrücke, wobei die Eingeborenen eines oder das andere Wort aus unserer Sprache lernten, so daß dadurch allmälig ein für beide Theile halbweges verständliches Rothwälsch entstand, in welchem mehre von der Mannschaft bald ganz gut bewandert wurden, und mit dem man sich im Nothfall recht hübsch helfen konnte, wiewol in dieser neugebildeten Sprache alle grammatikalischen Beugungsformen ganz und gar fehlten. Außerdem dispensirte ich einen von der Mannschaft, den Walfänger Johnsen, für längere Zeit von allen Arbeiten an Bord, damit er täglich, theils der Jagd, theils des Umgangs mit den Tschuktschen wegen im Lande umherstreifen könne. Es gelang ihm zu Anfang des Winters, einige Schneehühner und Hasen zu erlegen; er verschaffte mir auch eine Menge wichtiger Aufschlüsse über die Lebensweise der Tschuktschen und erwarb verschiedene werthvolle ethnographische Gegenstände. Nach einiger Zeit aber empfand er, aus welchem Grunde blieb mir stets unerfindlich, einen unbesiegbaren Widerwillen dagegen, fernerhin die Zelte der Tschuktschen zu besuchen, ohne daß er jedoch mit der Bevölkerung irgendwie in Streit gerathen gewesen wäre. Am 5. Oktober waren die Oeffnungen zwischen den Treibeisfeldern in der Nähe des Schiffs mit prächtigem Schlittschuheis bedeckt, weshalb wir uns die Gelegenheit zur Feier eines fröhlichen Schlittschuhfestes nicht entgehen lassen wollten. Wir sahen da die tschuktschischen Weiber und Kinder längs des Strandes Eisplötzen angeln; dabei bedienten sie sich eines dünnen meterlangen Stocks, an dessen Ende ein einzelner oder doppelter Haken angebracht war, mit dem sie den Fisch fangen, nachdem der sie begleitende Mann, vermittelst einer eisenbeschlagenen Lanze, ein Loch in das Eis gehauen und die angelnde Frau durch einen eigenthümlich schnalzenden Laut den Fisch heraufgelockt hat. Mit dem Haken des Stockes werfen die Männer sehr geschickt den Fisch aufs Eis.

*) Das im Original aufgeführte Verzeichniß tschuktschischer Vokabeln habe ich hier weggelassen, theils weil sie lediglich für Philologen ein Interesse haben dürften, theils weil keine allgemeiner interessirende Aehnlichkeit mit anderen, auch amerikanischen oder bekannteren asiatischen Sprachen daraus hervorgeht, sonst hätte ich sie behufs der Sprachvergleichung mit aufgenommen. — Anmerk. d. Bearb.

Am 6. Oktober Morgens sahen wir vom Schiffe aus einen eigenthümlichen Zug, der über das Eis herankam. Eine Menge Tschuktschen zog einen Hundeschlitten, in dem ein Mann lag, den wir anfänglich für einen Kranken hielten, der aber bald darauf ganz munter die mit Eis überzogene Fallrepstreppe (unsere Eistreppe hatten wir nämlich noch nicht in Stand gesetzt) emporkletterte und mit einer, von hoher Würde zeugenden Zuversicht auf das Halbdeck kam, das Zeichen des Kreuzes über sich machte, gnädig grüßte und in gebrochenem Russisch zu erkennen gab, daß er ein angesehener Mann in diesem Landesdistrict sei. Es stellte sich heraus, daß wir die Ehre des Besuchs abseiten des Repräsentanten der russischen Regierung auf der Tschuktschischen Halbinsel, des Starosten der Rennthier-Tschuktschen, Namens Wassili Menka, hatten. Er war klein, von dunklem Teint, ziemlich mager, mit einem schönen weißgesprenkelten Rennthierüberwurf über einem blauen Flanellhemde bekleidet. Um uns gleich bei seiner Ankunft Achtung einzuflößen und vielleicht auch um sein theures Leben nicht der Tücke der falschen Ran*) auszusetzen, kam er in einem, nicht von Hunden, sondern von seinen Untergebenen gezogenen Schlitten daher gefahren. Bei seinem Erscheinen zeigte er uns sogleich ein Dokument seiner Würde und verschiedene Zeugnisse über abgelieferte Steuern (oder Jahrmarktsabgaben?), die in einigen wenigen rothen und einigen weißen Fuchspelzen, erstere zu 1 Rubel 80 Kopeken, letztere zu 40 Kopeken berechnet, bestanden.

Er wurde alsbald in den Konstablersaal (Offizierskajüte) eingeladen, nach besten Kräften bewirthet und mit einer Menge, ihm offenbar schwerfaßlicher Fragen belästigt, die er in einem schwer verständlichen Russisch beantwortete. Er war jedenfalls der Erste, mit dem einige von uns sich wenigstens nothdürftig verständigen konnten. Des Lesens und Schreibens war er nicht kundig, dagegen konnte er eine ihm gezeigte Landkarte bald verstehen und mit großer Sicherheit auf derselben eine Menge wichtiger Plätze in Nordostsibirien an-

*) Bei den Skandinaviern die Göttin des Meeres, Gattin des Seegottes Aegir. Sie zieht mit ihrem Netze Schiffe und Schiffer in die Tiefe. Nach der Farbe des Meeres wird sie „die blaue", und nach dessen Unbeständigkeit „die falsche" genannt. Die Seefahrer bringen ihr als Opfer Gold dar, das sie in die Wellen werfen. — Anmerk. d. Bearb.

geben. Von der Existenz eines russischen Kaisers hatte er, der oberste Beamte, keine Ahnung, dagegen wußte er, daß eine sehr mächtige Person in Irkutsk ansässig war. Uns theilte er Isprawnik-Stellen*) in den umliegenden Städten aus. Anfangs bekreuzte er sich sehr eifrig vor einigen im Saal hangenden Photographieen und Kupferstichen, hörte aber bald damit auf, als er merkte, daß wir dies nicht thaten. Menka war von zwei schlechter gekleideten Eingeborenen mit stark schielenden Augen begleitet, die wir zuerst für seine Diener oder Sklaven hielten; nachher aber erfuhren wir, daß es Rennthier-Besitzer, die sich für eben so gut wie Menka betrachteten, seien, und wir hörten noch später, wie einer von ihnen sich mitleidig lächelnd über dessen Ansprüche auf die Häuptlingswürde ausließ. Jetzt waren sie jedoch ganz unterwürfig und trugen mit einer gewissen Feierlichkeit Menka's Willkommensgeschenk, zwei Rennthierbraten herbei, wofür ich ihm ein wollenes Hemd und einige Bunde Tabak verehrte. Er erzählte mir, daß er in einem paar Tagen nach Markowa, einem von Russen bewohnten Platze am Flusse Anadyr reisen würde, weshalb ich die Gelegenheit benutzte, ihm einen offenen Brief in russischer Sprache an den Generalgouverneur in Irkutsk anzuvertrauen, mit der Bitte an diesen, den Inhalt S. Majestät dem Könige Oskar zu übermitteln. Diesen Brief, so wie noch einige versiegelte, zwischen ein paar Brettschindeln gelegte Privatbriefe sollte Menka den russischen Behörden in Markowa abliefern. Zuerst schien es, als ob er den Brief als eine weitere Vollmacht für sich selbst aufgefaßt hatte, denn, als er wieder ans Land gekommen war, versammelte er im Beisein einiger der Unserigen, einen Kreis von Tschuktschen um sich, vor denen er das Papier auf und nieder wendete und ihnen, die ihm andächtig zuhörten und über seine Gelehrsamkeit erstaunten, einen langen Wortschwall in Tschuktschisch vortrug. Am folgenden Tage besuchte er uns abermals, und es wurden aufs Neue von beiden Seiten Geschenke gemacht; er wurde wieder bewirthet und tanzte schließlich nach der Musik eines Positivs, zum größten Gaudium der anwesenden Europäer und Asiaten, theils ein Solo, theils mit einigen seiner Wirthe. Um etwas Näheres über das Innere des Landes zu erfahren, gab ich den Lieutenants Nordqvist und Hovgaard Urlaub zu

*) ein Wort, das etwa unserem: Kreishauptmann entspricht. — Anmerk. d. Bearb.

einem Besuch bei Menka's Zeltlager. Sie reisten am 8. Okt. Morgens ab Ersterer berichtete über diese Reise etwa Folgendes:

„Wir fuhren südsüdöstlich von Pitlekaj auf Hundeschlitten. Hovgaard's Schlitten, als der schwerste, wurde von 10 Hunden, der meinige von 8 und der Menka's, der allein in seinem Schlitten, dem kleinsten, saß, von 5 Hunden gezogen. Hovgaard und ich hatten jeder einen tschuktschischen Kutscher, Menka hatte einen Diener bei sich, der fast die ganze Zeit über als Führer voran lief. Am nächsten Morgen gelangten wir zum Lager von Menka's Bruder, das in einem von Bergen umschlossenen Thal stand. Hier kamen uns einige der vornehmsten Tschuktschen entgegen, während die gesamte Bevölkerung, des, aus 18, zu beiden Seiten eines den Thalweg durchschneidenden Baches aufgeschlagenen Zelten bestehenden Lagers sich draußen versammelte, um uns zu betrachten. Die Zelte waren von Rennthier-Tschuktschen bewohnt, die einen Zwischenhandel zwischen den Russen am Flusse Kolyma und einem jenseits der Berings-Straße wohnenden Volke, das von ihnen Jekargauler genannt wurde, trieben.

Die Messer, Aexte, Bohrer u. dgl. die ich dort sah, waren von Eisen und Stahl und kamen unverkennbar von Amerikanern oder Russen her. Das Hauptgeräth im Zelte von Menka's Bruder bestand aus etlichen gewöhnlichen Kaffékannen aus Kupfer, die zum Wasserkochen gebraucht werden, einem Becher aus Neusilber mit englischer Inschrift, einem Paar Theetassen mit Unterschalen, flachen Holztrögen und Getreidemaßen. Die Rennthiertschuktschen tragen zum Unterschied von ihren küstenbewohnenden Landsleuten ausschließlich Kleider aus Rennthierfellen, mitunter auch bunte Zeugblousen, wahrscheinlich russisches Fabrikat. Zu ihrem Schmuck verwenden sie u. A. auf Sehnen aufgereihte Glasperlen, die besonders von den Frauen in den Ohren oder um den Hals getragen wurden. Die Weiber waren tätowirt, wie die der Küstentschuktschen, doch sah ich hier auch eine ältere Frau, die nicht nur im Gesicht sondern auch auf den Schultern tätowirt war, und eine andere, die auf der äußeren Seite der Hände zwei die Hand parallel entlang laufenden und einen sie quer verbindenden Strich hatte. Die Männer waren nicht tätowirt. Einige von ihnen trugen Kreuze mit slavonischen Inschriften um den Hals, andere ebenso zweizinkige Stücke Holz; ob sie dieselben als ihre Götter oder als Amulete betrachteten, weiß ich nicht.

Da wir die für Rechnung der Expedition zu kaufenden Rennthiere nicht erhalten konnten, so fuhren wir mit Menka zusammen zum Zeltlager seines Schwiegersohnes, wo wir sehr freundlich aufgenommen wurden und übernachteten. Alle Bewohner eines Zeltes schlafen in einem gemeinschaftlichen, ziemlich kleinen Schlafgemach. Männer und Frauen tragen in der Nacht nur ein cingulum pudicitiae, sonst sind sie ganz nackt.

Morgens stand die Hausfrau zuerst auf und kochte Fleisch, das im Schlafzimmer vorgesetzt wurde, ehe die Insassen desselben sich angekleidet hatten. Wir sahen auch, wie die Tschuktschen ihre Rennthiere einfangen und schlachten. Zwei Knechte gehen zwischen die Heerde, und wenn sie das ausersehene Thier gefunden haben, werfen sie ihm in einer Entfernung von neun bis zehn Meter eine Schlinge um das Gehörn. Das Thier springt nun vor- und rückwärts, um zu entkommen, und schleppt dabei Den, der die Schlinge hält, einige Augenblicke lang mit sich; der andere Knecht sucht inzwischen sich dem Rennthier zu nähern, packt es am Geweih und wirft es zu Boden, worauf er es mit einem Messerstich hinter dem Schulterblatt tödtet. Darauf wird das Thier den Weibern überlassen, die vermittelst eines Schnittes seitwärts vom Bauche die Eingeweide ausnehmen. Der Inhalt des Magensackes wird fortgeschafft, und dieser dient dazu, das Blut zu verwahren. Schließlich wird der Balg abgestreift.

Auf unserer Rückreise brachten wir die nächste Nacht in einem armseligen und schmutzigen Tschuktschenzelt zu, in welchem wir nichts als einige Kleidungsstücke, einen eisernen Grapen, ein paar Holzgeschirre und eine Schamanentrommel*) entdecken konnten. Am nächsten Tage sahen wir am anderen Ufer des Utschunutsch-Sees zwei aus umgestülpten, mit Fellen überdeckten Böten bestehende Wohnungen. Am 11. Oktbr. um 7 Uhr Nachmittags trafen wir wieder am Bord der Vega ein.“ — Nordqvist brachte auch zwei, zu $1^1/_2$ Rubel gekaufte Rennthiere mit. Lieutenant Hovgaard bespricht

*) Buben genannt, ist eine mit flatternden Bändern geschmückte Schellentrommel, deren sich die Schamanen bei den Kamtschadalen, Tschuktschen u. a. m. bedienen, wenn sie den Gott Kutka anflehen, sie in prophetische Ekstase zu versetzen. — Anmerk. d. Bearb.

u. A. die Ausdauer, welche die Tschuktschen und ihre Hunde unterweges bewiesen.

Am 18. Oktober besuchte uns Menka, den wir schon in Markowa glaubten, mit seinem Schwiegersohne, und bot uns drei geschlachtete Rennthiere gegen åkmimil (Feuerwasser) an, wurde aber wegen seiner Saumseligkeit bezüglich der Briefe, die wir ihm übergeben hatten, und weil er die, statt des verlangten Branntweins ihm von mir angebotenen Halbimperiale und Silberrubel nicht annehmen wollte, minder freundschaftlich aufgenommen als vordem, und verließ uns deshalb auch bald. Erst im Februar 1879 erfuhren wir durch einen der Tschuktschen, die ihn früher begleitet hatten, daß Menka wirklich mit den Briefen nach Jakutsk gereist sei. Wir maßen dieser Nachricht nicht recht Glauben bei, später entnahmen wir, jedoch aus Zeitungen, daß er wirklich seinen Auftrag vollzogen hatte. Er kam jedoch erst am 7. März, (23. Februar a. St.) nach Anadyrsk, von wo der Brief nach Irkutsk gesandt wurde, wo derselbe am 10. Mai (28. April a. N.) eintraf. Nach Schweden kamen diese Nachrichten durch den Telegraphen sechs Tage später (am 16. Mai), gerade zu einer Zeit, wo man schon wegen des Schicksals der Vega-Expedition sehr besorgt war und die Frage über Rettungsexpeditionen ernstlich ventilirt wurde.*)

Um unsere Landsleute in Schweden zu beruhigen, war es sehr wichtig, ihnen Nachrichten von der Winterlage der Vega zukommen zu lassen, und ich bot etlichen Eingeborenen alle im Schiffe befindlichen Schätze an Gewehren, Pulver, Kugeln, Speisen, bunten Hemden, ja sogar an Branntwein, die Lieutenants Nordqvist und Bove nach Markova oder Nischni-Kolymsk zu fahren. Es wurde Vorschuß verlangt und bewilligt, als aber die Reise angetreten werden sollte, weigerten sich die Tschuktschen unter allerlei Vorwänden; bald war es zu kalt, bald zu dunkel und bald fand sich kein Hundefutter vor. Diese Unterhandlungen dienten also nur dazu, uns mit einer der minder guten Seiten des Charakters der Tschuktschen, nämlich mit der völligen Unzuverlässigkeit dieser sonst so braven Wilden, und ihrer

*) Der König von Schweden hat dem Wassili Menka später, als Anerkennung der Treue, mit welcher derselbe den Auftrag, unsere Briefe einer russischen Poststation zu überbringen, ausgeführt hatte, eine goldene Medaille übermacht.

eigenthümlichen Auffassung von der Verbindlichkeit bei Verabredungen, bekannt zu machen. Dieses veranlaßte den Lieutenant Nordqvist zu einer Fahrt mit Hundeschlitten, um einen der Eingeborenen, welcher Vorschuß empfangen, um ihn nach Markowa zu bringen, aber sein Wort nicht gehalten hatte, zur Verantwortung zu ziehen. Ueber diese Fahrt berichtet er Folgendes:

„Am 5. December, Morgens 8½ Uhr begab ich mich mit einem Hundeschlitten nach dem Dorf Pidlin, wobei die Hunde aber so schlecht genährt und schwach waren, daß sie nicht mehr als etwa 2—3 englische Meilen in der Stunde zurücklegten. In Pidlin wurde ich von den Einwohnern, nicht mehr als etwas über 20 Personen an der Zahl vor den Zelten empfangen, und zu einem derselben geführt, wo Tscheptscho wohnte, der jetzt versprach, mich im Februar nach Anadyrsk zu bringen. Er hatte eine Frau und drei Kinder; zur Nacht wurden letztere gänzlich entkleidet, die Erwachsenen trugen kurze Beinkleider, der Mann von gegärbtem Leder, die Frau von Zeug. Bei der, von zwei die ganze Nacht über brennenden Thranlampen verursachten drückenden Wärme und bei dem üblen Geruch — die Tschuktschen verrichteten nämlich ihre natürlichen Bedürfnisse im Schlafgemach — konnte ich es nicht aushalten, sondern mußte mehrmals hinausgehen, um frische Luft zu schöpfen. Am nächsten Morgen trug die Wirthin auf einem flachen Troge das Frühstück auf, das aus Seehundsfleisch und Speck mit einer Art Sauerkohl aus gegohrenen Weidenblättern und dann aus Seehundsleber und endlich Seehundsblut — Alles gefroren — bestand.

Unter den Gegenständen von ethnographischem Interesse sah ich, außer der in jedem Zelt vorhandenen Schamanentrommel, ein Bund Amulete an einem schmalen Riemen, einen Wolfsschädel gleichfalls an einem Riemen hangend, das Fell mit den Knorpeltheilen einer Wolfsschnauze und einen platten Stein. Diese Amulete bestanden aus 4—5 Centimeter langen gespaltenen Hölzern, wie die Tschuktschen sie als wirksames Mittel gegen Krankheiten oft auf der Brust tragen.

Während mein Kutscher die Hunde zu meiner Rückkehr vorspannte, hatte ich Gelegenheit einige kleinere Mädchen tanzen zu sehen, was sie auf die nämliche Art thaten, wie ich schon früher die Mädchen in Pitlekaj und Jinretlen tanzen gesehen hatte. Zwei von ihnen stellen sich gewöhnlich entweder gegen oder nebeneinander auf;

in ersterem Falle legen sie sich oft die Hände gegenseitig auf die Schultern, wiegen sich abwechselnderweise nach allen Seiten, hüpfen zuweilen mit beiden Füßen zugleich vor und drehen sich, wobei sie den Takt singen oder, besser gesagt, grunzen.

Die Rückreise wurde um 8 Uhr Vormittags angetreten, dabei sang mein Kutscher tschuktschische Lieder; diese bestehen oft nur aus Nachahmungen von Thierlauten oder aus Improvisationen ohne bestimmtes Versmaß oder Rhythmus und ganz geringem Tonwechsel; nur ein paar Mal glaubte ich eine wirkliche Melodie zu hören. Abends nannte er mir die tschuktschischen Namen mehrer Sterne. Um 5 Uhr Nachmittags kam ich bei der Vega an."

Noch am 10. Oktober war das junge Eis an vielen Stellen nahe um das Schiff so schwach, daß man nicht darüber gehen konnte, und blaue Wasserwölkchen zeigten an, daß bedeutende Strecken offenen Wassers noch in der Nähe zu finden waren. Das Treibeis in unserer Umgebung lag jedoch so fest, daß ich schon auf dem Verdeck Sonnenhöhen mit einem Quecksilberhorizont aufnehmen konnte. Um mich zu überzeugen, wie es sich in der Wirklichkeit mit dem offenen Wasser verhielt, wurden am 13. Oktober Ausflüge nach verschiedenen Richtungen hin unternommen. Dr. Kjellman konnte nun von der 42 Meter hohen Bergspitze bei Jinretlen nach Norden zu ganz beträchtliche eisfreie Stellen im Meere sehen. Dr. Almqvist ging gerade aufs Eis hinaus, indem er der Spur von Tschuktschen folgte, welche auf den Robbenfang ausgegangen waren. Er legte ungefähr 20 Kilometer über dicht gestaute Treibeisfelder zurück, ohne zu offenem Wasser zu gelangen, und fand das neugefrorene Eis, mit welchem die Treibeisstücke zusammenhingen, noch überall ungebrochen. Tschuktschen, welche am 28. Oktober in Hundeschlitten das Schiff besuchten, berichteten jedoch, daß die See östlich von uns vollständig eisfrei sei.

Am 15. Oktober kehrte der Walfänger Johnsen ganz entsetzt von seiner Jagdfahrt zurück. Er erzählte, daß er auf seinem Streifzuge in der Marsch einen ermordeten Menschen gefunden habe, und brachte als species facti einige bei dem Todten befindlich gewesene Gegenstände mit, so u. A. eine recht hübsche Lanze, auf deren Klinge man noch Spuren von eingelegtem Golde fand. Glücklicherweise war er mit diesen Sachen unbemerkt durch das Tschuktschenlager gekommen. Nach der mir von ihm gemachten Beschreibung konnte ich

aber gleich merken, daß hier von Mord keine Rede war, sondern von einem auf der Marsch hingelegten todten Menschen. Ich ließ Dr. Almqvist die Stelle besuchen, um Näheres über den Zusammenhang zu berichten. Es war, wie ich vermuthet hatte. Da Wölfe, Füchse und Raben den Leichnam bereits zerrissen hatten, so meinte der Doktor, daß auch er sich seinen Antheil davon nehmen könne, und brachte deshalb von seiner Ausfahrt einen sorgfältig eingehüllten und in der Jagdausrüstung verborgenen Gegenstand, nämlich den Kopf des Tschuktschen, mit. Derselbe wurde alsbald ins Meer versenkt, wo er ein paar Wochen blieb, um dort, wo es von Schalthieren wimmelte, von diesen skeletirt zu werden, und befindet sich jetzt in den von der Vega-Expedition heimgebrachten Sammlungen. Diesen Raub an Heiligem bemerkten die Tschuktschen niemals, und vermuthlich mußten die Wölfe die Schuld tragen, als man im nächsten Frühjahr sah, daß die Leiche, die im Herbst fortgelegt worden war, während des Winters den Kopf verloren hatte. Schwieriger dürfte es gewesen sein, das Verschwinden der Lanze zu erklären, aber auch hier mußten die Magen der Wölfe die Schuld tragen.

Unsere Jäger unternahmen jetzt Jagdausflüge nach verschiedenen Richtungen, aber das Wildpret war selten. Die Robben in den Eisöffnungen konnte man der Entfernung wegen ohne Boot nicht jagen. Von Eisbären war auch nicht ein einziger in der Nachbarschaft zu finden. Wölfe schienen allerdings genug vorzukommen, wenn auch einer oder der andere von den bei Nebel oder im Schneegestöber angetroffenen und mit Flintenschüssen begrüßten Wölfen sich bei näherer kritischer Untersuchung als einer unserer eigenen Hunde herausstellte. Weiße, rothe und schwarze Füchse kamen hier in Massen vor, waren aber um diese Zeit schwer zu bekommen, und hatten sich auch vielleicht während der Mitte des Winters von der Küste entfernt. Hasen hielten sich dagegen auf dem Eise zum Theil bei der Landzunge und Nachts um die Zelte herum auf, wo sie an den, unter dem Schnee verborgenen und durch Abfälle aller Art hervorgelockten Pflanzen Nahrung fanden, und, zwar merkwürdig genug, ohne von den ausgehungerten Dorfhunden beunruhigt zu werden. Die Jäger behaupteten, daß eine Anzahl Hasen im Frühling schneeblind würden.

Die meisten Vögel hatten schon bei unserer Ankunft die während des Winters so unwirthlichen Gegenden verlassen oder man sah sie, wie sie hoch oben in der Luft in dichten Schaaren der südlichen

Mündung der Bering-Straße zuflogen. Noch am 19. Oktober wurde ein unübersehbarer Zug von Vögeln dorthin fliegen gesehen, aber schon am 3. November wurde es als etwas Ungewöhnliches bemerkt, daß eine Möwe, vielleicht eine Art Eismöwe, auf den Haufen von Abfällen in der Nähe des Schiffes herniederkam. Alle Vögel, die uns vorüberzogen, kamen von Nordwesten, d. h. von der Nordküste Sibiriens, den Neusibirischen Inseln oder Wrangels-Land. Nur die Bergeule, eine Rabenart, und das Schneehuhn überwinterten in der Gegend, letzteres zu Zeiten eingeschneit.

Um Abwechselung in die Einförmigkeit an Bord zu bringen, wurden oft Feste gegeben, dazu kamen Besuche der Tschuktschen und die unserigen in den nahen Dörfern, Fahrten mit Hundeschlitten, ein Sport, der sehr unterhaltend gewesen sein würde, wären die einheimischen Hunde nicht gar so abgemagert und schlecht gewesen, fleißige Lectüre und eifrige Studien in der aus fast tausend Bänden bestehenden, für die Gelehrten, Offiziere und Leute bestimmten Expeditions- und Privatbibliothek.

Dabei durften natürlich die rein wissenschaftlichen Arbeiten nicht vernachlässigt werden. In erster Reihe unter ihnen standen die meteorologischen und magnetischen Beobachtungen, welche vom ersten November stündlich bei Tag und Nacht am Lande angestellt wurden, da es unmöglich war auf dem, wenn auch noch so festen Eise um das Schiff für die magnetischen Variationsinstrumente eine zuverlässige Unterlage zu erhalten. Es wurde also daselbst das magnetische Observatorium aus großen parallelepipedischen fein blaufarbigen Eisblöcken aufgeführt, und hatte deshalb bei den Tschuktschen den Namen Tintinjaranga (das Eiszelt) erhalten, der denn auch von den Leuten auf der Vega allgemein aufgenommen wurde. Es war mit wassergemischtem Schnee cementirt und mit einem Bretterdach, über das zur Abwehr gegen Schneegestöber ein Segel gespannt wurde, gedeckt, und erregte so und durch die ihnen unbekannte Beleuchtung mit Stearinkerzen und Photogenlampen, die scheue Bewunderung der Tschuktschen, wenn sie einmal die Erlaubniß erhielten, einzeln einzutreten und durch den Tubus zu sehen.

In der Nachbarschaft des Eishauses wurde der Thermometerkasten aufgestellt und weiterhin im Winter in den umliegenden Treibschneehaufen noch ein paar andere Observatorien in grönländischem Baustyl aus Schnee errichtet. Auch unser Proviantdepot war in

diese Gegend hinverlegt, und in genügender Entfernung vom magnetischen Observatorium stand eine große Holzlade, in welche die Remingtongewehre, die man bei Ausflügen vom Schiffe der Sicherheit wegen mitnahm, so wie auch andere eiserne Gegenstände, die der Observator beim Eintreten in das Observatorium mit sich führte, hingelegt wurden.

Als das Eishaus nun ganz fertig war und die Stundenbestimmungen darin begonnen hatten, nahm das Leben am Bord das Gepräge an, welches es nachher im Verlaufe des Winters alltäglich beibehielt und wovon Dr. Kjellman in einem Briefe eine lebendige Schilderung gibt.*)

„Es ist gegen halb neun Uhr Morgens. Der Wachthabende ist nach fünfstündigem Aufenthalt im Eishause, wo die Temperatur in der Nacht auf ungefähr — 16° geblieben war, zurückgekehrt. Seine Wetterangaben sind ziemlich günstig: nur einige 30° Kälte, halbklar, und zur Abwechselung kein Wind. Das Frühstück ist vorbei. Cigarren, Cigaretten, Pfeifen werden angesteckt, das Konstabler-Personal (Offiziere) geht aufs Verdeck, um sich zu bewegen und frische Luft zu athmen, denn da unten ist es eng und dumpfig. Das Auge verweilt auf der öden, noch wenig beleuchteten Landschaft, welche dieselbe ist wie gestern; weiße Fläche überall, auf der sich hier und dort eine niedrige, gleichfalls weiße Kette von Anhöhen oder Torossen erhebt, über welchen einige Raben, schweren Flügelschlags nach Atzung spähend, schweben. „Metschinko Orpist, „Metschinko Okerpist“, „Metschinko Kellman“ u. s. w. erschallt es jetzt überall auf dem Schiffe und vom Eise in der Nähe. „Orpist“ soll Nordqvist und „Okerpist“ Stuxberg vorstellen. Das ist der Morgengruß der Tschuktschen. Heute hat das verhältnißmäßig schöne Wetter eine größere Anzahl Eingeborener als gewöhnlich herbeigelockt, 30—40 Menschen vom zarten Säugling bis zu ergrauten Männern und Weibern. Die zahlreichen kleinen, niedrigen, schmalen, leichten mit vier bis zu zehn oder 12 Hunden bespannten, neben dem Schiffe haltenden Schlitten sind aus kleinen Holzstücken und Rennthierhörnern, die durch Riemen von Seehundsfell zusammengebunden sind, verfertigt. Als Spritzleder werden dünne Scheiben aus Walfischrippen genommen. Die spitzschnäuzigen, langzottigen

*) Aus Stockholms „Dagblad“ vom 4. November 1879.

im höchsten Grade schmutzigen Hunde haben sich, auf dem Schnee zusammengekrümmt, zur Ruhe gelegt.

Auf die Begrüßung folgen heute wie früher einige andere Worte: ouinga mouri kauka, was so viel heißen soll wie: ich bin so hungrig, ich habe nichts zu essen, gebt mir ein wenig Brot! Die armen Wesen leiden jetzt Noth. Robbenfleisch, ihre hauptsächlichste Nahrung sind sie mit dem besten Willen nicht im Stande sich zu verschaffen; die einzige, die zu bekommen ist, besteht aus Fischen (zwei Arten Dorsch), aber das ist doch eine gar zu geringe Kost für sie, daher sind sie auch so abgemagert, seitdem wir zuerst mit ihnen zusammentrafen.

Bald sind wir von tschuktschischen Bekannten umringt. Der tägliche Markt beginnt. Sie haben verschiedene Gegenstände anzubieten, von denen sie wissen, daß sie für uns werthvoll sind, wie: Waffen, Pelzwaaren, Schmuck, Spielsachen, Fische, Fischbein, Algen, Grünwaaren u. s. w. Für alles dieses verlangen sie jetzt nur „Kauka“ (Brot). Heute ist die Zufuhr von Fischbein, in Folge unseres früher ausgesprochenen Wunsches, dasselbe zu bekommen, groß. Einer ist mit einem oder einem paar Rückenwirbeln, ein Anderer mit einer Rippe oder einzelnen Rippenknöchelchen und wieder ein Anderer mit einem Schulterblatt, gekommen. Sie schämen sich nicht, ihre Hunde so schwer zu bepacken.

Nach Schluß der Promenade und des Tauschhandels mit den Eingeborenen hat das Personal des Offiziersaals seine Arbeiten begonnen. Einige halten sich in ihren Kajüten, Andere im Saal selbst auf. Die Tags vorher angestellten meteorologischen und magnetischen Beobachtungen werden reingeschrieben und einer vorläufigen Bearbeitung unterzogen, die naturhistorischen Sammlungen untersucht und sortirt und Studien und literarische Arbeiten vorgenommen. Mitunter wird die Arbeit durch theils ernste theils scherzhafte Unterhaltung unterbrochen. Von dem innern Maschinenraum hört man die Schläge von Hämmern und das Knirschen von Feilen. In dem ziemlich gut erwärmten, aber nicht besonders hell erleuchteten Zwischendeck ist ein Theil der Mannschaft mit allerlei Schiffsarbeiten beschäftigt und in der Küchenregion ist der Koch gerade mitten in der Zurichtung des Mittagessens begriffen. Er ist wie gewöhnlich munter, brummt aber vielleicht doch ein wenig über die „Mosucken“, (eine an Bord gebräuchliche Benennung für die Tschuktschen,) die ihm mit

ihrem fortwährenden Rufen nach „Mimil" (Wasser) keine Ruhe lassen.

Der Vormittag verfließt in aller Ruhe. Gleich nach 12 Uhr wandeln die Offiziere wieder auf dem Verdeck hin und her. Auf dem vorderen Schiffstheile herrscht jetzt viel Leben. Es ist die Eßzeit der Mannschaft. Die ganze Schaar der Tschuktschen ist am Zugang zu diesem Raum, dem Windelboden, versammelt. Eine Suppenschüssel nach der anderen kommt herauf, ihr Inhalt wird augenblicklich von denen geleert, die so glücklich waren, in dem Gedränge und Wirrwarr bis zu ihr zu gelangen. Brot, Stücke Fleisch, Bissen Zuckers u. s. w. werden fleißig ausgetheilt und verschwinden ebenso schnell. Schließlich zeigt sich der Koch selbst mit einem großen Kessel, der eine bedeutend große Portion Fleischsuppe enthält, über welche die Tschuktschen wie ausgehungerte Thiere herstürzen, und sie mit Löffeln, leeren Conservebüchsen und hauptsächlich mit den Händen ausschöpfen. Trotz der beißenden Kälte haben manche Frauenzimmer einen Arm und die halbe Brust entblößt, um nicht bei der Bemühung, zum Inhalt des Suppenkessels zu gelangen, von den weiten Aermeln aus Rennthierfell genirt zu werden. Das Schauspiel ist nichts weniger als angenehm.

Um 3 Uhr Nachm. fängt es an dunkel zu werden und einer von unseren Gästen nach dem anderen begibt sich fort, um, wenigstens die meisten von ihnen, morgen wiederzukommen. Jetzt wird es still an Bord. Gegen 6 Uhr hat die Mannschaft ihre Arbeiten beendet und verfügt über den Rest des Tages nach Belieben. Größtentheils sind sie während des Abends mit Lesen beschäftigt. Sobald die Abendmahlzeit um $^1/_2$8 Uhr im Salon servirt ist, rüstet sich der, welcher von 9 Uhr bis 2 Uhr Morgens die Wache im Eishause hat, zu seiner unangenehmen Pflicht; die übrigen Herren versammeln sich im Saal und vertreiben sich die Abendzeit mit Unterhaltung, Spiel, leichterer Lektüre u. s. w. Um 10 Uhr geht jeder in sein Gemach, und die Lampen werden ausgelöscht; dennoch brennt in mancher Kajüte noch bis nach Mitternacht Licht.

So verlief im Allgemeinen ein Tag nach dem anderen gleichmäßig während des Winteraufenthalts auf der Vega."



Weihnachten auf der Vega.

Der Weihnachtsabend wurde auf die im Norden gebräuchliche Art festlich begangen. Wir hatten allerdings versäumt, wie bei der Expedition von 1872—73 einen Weihnachtsbaum mitzunehmen. Dafür aber besprach sich Dr. Kjellman mit unseren tschuktschischen Freunden, daß sie von den jenseits der Berge belegenen Thälern Weidenreiser mit Hundeschlitten holen sollten. Vermittelst dieses Strauchwerkes wurde ein kahler Treibholzstamm in einen frischen, zweigreichen Baum verwandelt, der um das grüne Laub zu ersetzen mit bunten Papierstreifen behängt und in dem, nach unserer Einschließung, zur Werkstube hergerichteten, zum Weihnachtsfeste ausgefegten und mit Flaggen reich und zierlich geschmückten Zwischendeck aufgerichtet wurde. Eine Menge zu diesem Zweck eigens mitgebrachter kleiner Wachslichte wurden an dem Weihnachts-Tannenbaum befestigt, zugleich auch gegen zweihundert vor der Abreise als Geschenk erhaltene oder gekaufte Weihnachtsgeschenke. Um 6 Uhr Nachmittags versammelten sich alle Offiziere nebst der Mannschaft im Zwischendeck und die Verloosung begann, dann und wann von einer donnernden Polska unterbrochen, rings um den eigenthümlichen Weihnachtsbaum herum. Bei der Abendmahlzeit fehlte es nicht an Weihnachtenbier und Schinken, und später am Abend wurden im Zwischendeck fünf Bowlen Punsch aufgesetzt, die unter Gesängen und Toasten auf König und Vaterland, auf den Zweck der Expedition, auf deren Offizierkorps und die Mannschaft, auf die in der Heimath befindlichen Familien-Angehörigen und Freunde, und zuletzt auf Die, welche die Weihnachtstanne hergerichtet und aufgeputzt hatten, nämlich auf die Matrosen C. Lundgren und O. Hansson, so wie auf die Heizer O. Ingelsson und C. Carlström geleert wurden.

Auch die anderen Feiertage wurden auf das Festlichste begangen, und in der Sylvesternacht wurde um 12 Uhr das neue Jahr mit scharfen Sprenggranatschüssen aus den gezogenen Kanonen der Vega und mit einer Menge vom Verdecke aufgefeuerter Raketen begrüßt.

Elftes Kapitel.

Hoffnung auf Befreiung zum neuen Jahre. — Bove's Ausflug nach dem offenen Wasser. — Thauwetter und von Neuem strenge Kälte. — Gefrorenes Quecksilber. — Populäre Vorlesungen. — Brusewitz's Ausflug nach Najtskaj. — Abermalige Briefsendung in die Heimath. — Berichte der Eingeborenen über die Eisverhältnisse an der Küste des Tschuktschenlandes. — Die Tschuktschen vermitteln den Tauschhandel zwischen dem arktischen Amerika und Sibirien. — Ausflüge in die Umgebungen des Winterquartiers. — Die Witterung während des Frühjahrs. — Das Schmelzen des Schnees. — Das Nordlicht. — Die Ankunft der Zugvögel. — Das Thierleben des Tschuktschen-Landes. — Noak Elisej's Entsatzexpedition. — Ein merkwürdiger Fisch. — Das Land wird frei vom Schnee. — Erlösung. — Die Nordostpassage vollendet.

Das neue Jahr wurde mit einer schwachen Hoffnung auf Befreiung begonnen. Nachdem nämlich die gegen Schluß des December fast beständig vorherrschenden Nord- und Nordwestwinde den aus Ost und Süd wehenden Platz gemacht hatten, bildeten sich wieder bedeutende, freie Stellen gegen das Meer hin, und die Tschuktschen sprachen wieder davon, daß das Eis forttreiben dürfte, so daß das Schiff seine Fahrt würde fortsetzen können, eine Prophezeiung, die sie immer mit einer in Wort und Geberde gegebenen Erklärung, daß sie alsdann bitterlich weinen würden, schlossen — wozu sie auch gewiß, in Anbetracht der sowol von den Offizieren wie von der Mannschaft genossenen guten Behandlung, triftigen Grund gehabt hätten.

Um zu sehen, wie es sich mit dem Eise weiter hinaus in die See verhielt, machte Lieutenant Bove, in Begleitung des Waljägers Johnsen, gleich am Neujahrstage wieder einen Ausflug nach dem offenen Wasser, worüber er Folgendes mittheilt:

„Ich verließ das Schiff am Vormittage des 1. Januars und kam nach vier Stunden beständigen Marschirens an das offene Wasser. Der tiefe lockere Schnee machte die Wanderung sehr mühsam und drei Reihen Schneehügel trugen auch hier dazu bei, hauptsächlich in Folge der oft schneebedeckten Waken, die in deren Nähe die Eisdecke

durchschnitten. Die Größe der hier übereinander gehäuften Eisblöcke, von denen einer 10 Meter hoch war, zeigte, welche gewaltige Kräfte auf die Bildung der Torosse einwirkten. Diese Eiswälle bilden nun einen genügenden Schutz für den unsicheren Winterhafen, und von der Höhe eines derselben konnte man gegen N.O. oder N. hin keine Begränzung des offenen Wassers sehen."

Die Tschuktschen wiederholten öfters, daß das offene Wasser im Januar sich längere Zeit halten würde, und brachten deshalb ihre Fanggeräthschaften in Ordnung; allein ihre Hoffnung ging eben so wenig in Erfüllung wie die unserige. Dies rief unter den Eingeborenen eine so große Hungersnoth und besonders solchen Mangel an Thran hervor, daß sämtliche Einwohner des uns am nächsten gelegenen Dorfes, Pitlekaj, sich genöthigt sahen, in östlicher Richtung auszuziehen, obgleich eine Menge Nahrungsmittel zur Linderung der Noth täglich vom Schiffe aus vertheilt wurde.

Es scheint jedoch, als ob eine wirkliche, vorjährige Erfahrung den Witterungsprophezeiungen der Tschuktschen zu Grunde lag, denn am 6. Februar sprang ein südwestlicher Wind auf, und plötzlich ließ die strenge Kälte nach; die Temperatur stieg sogar einige Stunden lang über 0°, und von den Berghöhen an der Küste sah man eine weithin sich erstreckende Oeffnung im Eisfeld, die etwas östlich hinter Irgunnuk bis nahe an den Strand ging. Einige Kilometer noch weiter nach Osten hin war sogar der Strand selbst frei, und von den Bergen glaubten unsere Seeleute einen starken Seegang an dem den Horizont begränzenden blauen Wasserrand zu bemerken.

Den Tschuktschen in Irgunnuk glückte es nun einen Eisbären und siebenzig Robben zu fangen, während die Jäger in dem uns näher belegenen Zeltplatze Jinretlen nur acht Robben bekommen hatten. Freude und Sorglosigkeit für den nächsten Morgen herrschten jedenfalls auch hier, und unsere bepelzten Freunde warteten nur auf die Gelegenheit, eine selbstgefällige Mißachtung der einfachen Lebensmittel von der Vega zu zeigen, um die sie Tags zuvor mit so kläglichen Gesten gebettelt hatten, und zu denen sie ein paar Tage später wieder ihre Zuflucht nehmen mußten. Die Bettelei hörte einige Zeit lang auf, aber das Schiff blieb doch ein liebgewordener Sammelplatz für Männer, Frauen und Kinder. Viele brachten hier, bei einer Temperatur von — 40° C., froh und munter den größeren Theil des Tages hin, und halfen ein wenig, aber immer nur sehr wenig, bei

den Arbeiten am Bord u. s. w. Das weiche Wetter, die Aussicht loszukommen und der reiche Fang der Tschuktschen hatten jedoch bald ein Ende. Das Thermometer fiel wieder unter den Gefrierpunkt, und die See fror so weit von der Küste zu, daß die Tschuktschen nichts mehr fangen konnten. Statt dessen sahen wir sie eines Morgens, wie die Gefangenen auf einem ägyptischen oder assyrischen Siegesmonument, im Gänsemarsch auf das Fahrzeug zukommen, jeder mit einer Bürde auf den Schultern, deren eigentliches Wesen wir von fern vergeblich zu errathen suchten. Es waren nicht besonders große Eisstücke, welche sie, mit sich selbst zufrieden, froh über ihre neue Erfindung dem Koch überlieferten, um von diesem dafür etwas von dem, einige Tage früher so verachteten Kauka (Essen) zu erhalten.

Während der strengen Kälte nahm das Eis selbstverständlich immer mehr und mehr an Dicke zu, und bei den beständigen nördlichen Winden häuften sich immer höhere Torosse um das Schiff und immer größere und größere Schneemassen zwischen diesem und dem Lande, so wie längs der Höhenzüge an der Küste auf. Alle Hoffnungen oder Befürchtnngen frühzeitig loszukommen verschwanden wieder, und eine merkliche Leere begann sich nach dem Lärmen und den Festlichkeiten der Weihnachten zu zeigen. Statt derselben wurde jetzt eine Reihe populärer Vorträge, wie z. B. über die Geschichte der nordöstlichen und nordwestlichen Durchfahrt, die ersten Weltumschiffungen, die österreichisch-ungarische Expedition, die Veränderungen der Erdrinde, die Abstammung des Menschen, die Bedeutung des Blattes für die Pflanze u. s. w., auf dem Windeldeck gehalten. Es war das für Offiziere und Mannschaft eine kleine Abwechselung in der Einförmigkeit des arktischen Winterlebens. Auch einige schwache Versuche musikalischer Abendunterhaltungen wurden gemacht, aber es fehlte an Musikinstrumenten und musikalischen Talenten. Einen Direktor für theatralische Vorstellungen hatten wir auch nicht, und hätten wir auch einen solchen besessen, so würde er doch die erforderlichen dramatischen Talente schwerlich unter uns zusammengebracht haben.

Am 17. Febr. machte Lieutenant Brusewitz einen Ausflug nach Najtskaj, worüber er wie folgt berichtet:

„Ich und Notti verließen Nachmittags das Schiff und kamen nach einigen Stunden in Rirajtinop, Notti's Heimath an, wo wir die Nacht zusammen mit seinen drei jüngeren Brüdern und einer kranken Schwester, welche alle dieselbe Zeltkammer bewohnten, zubrachten. Diese Schwester machte zwei Thranlampen zurecht, über denen zwei Kochgeschirre, das eine früher eine Konservenbüchse, das andere ein alter Kübel aus Eisenblech hingen. Man genoß jetzt das, wie gewöhnlich aus Robbenspeck, gefrorenem Gemüse und Suppe (wahrscheinlich aus Robbenblut) bestehende Mahl, von dem auch die Schwester ihre Portion bekam, an dem ich aber keinen Theil nehmen wollte. Nach dem Essen zündeten die älteren Brüder ihre Pfeifen an, die jüngeren legten sich, nachdem die eine Lampe ausgelöscht wurde, schlafen, während man mir einen Seitenplatz im Zelte, augenscheinlich Notti's eigene Schlafstelle, einräumte. Morgens um 6 Uhr weckte ich die ganze Gesellschaft und mahnte an unsere Reise. Ein Frühstück wurde nicht gereicht, aber Alle schienen zufrieden, als ich ihnen von meinem aus Brot und Konservebeeffsteak bestehenden Vorrath gab. Darauf wurden vier Hunde vor den Schlitten gelegt, und Notti und ich setzten unsere Fahrt, ich im Schlitten und er neben demselben her laufend, nach Najtskaj fort, wo wir gegen 10 Uhr Vormittags ankamen. Dort ging ich, in Begleitung eines Tschuktschen, auf die Jagd. Wir scheuchten acht Hasen auf, konnten sie aber nicht zu Schuß bekommen. Ein rother Fuchs zeigte sich in bedeutendem Abstand, aber von Schneehühnern war keine Spur zu entdecken. Um 2 Uhr Nachm. kehrte ich nach Irgunnuk zurück, wo ich einen mit 10 Hunden bespannten Schlitten erhielt, mit dem ich bald wieder beim Schiffe ankam."

Am 20. Febr. hielten drei große, mit Waaren bepackte und mit 16 bis 20 Hunden bespannte tschuktschische Schlitten neben der Vega; wie es hieß, kamen sie von Osten her und waren auf dem Wege zum Markte in der Nähe von Nischni Kolymsk. Ich versuchte abermals, mit ihnen Briefe in die Heimath zu senden, wofür ich ihnen, da sie kein Geld annehmen wollten, drei Flaschen Rum und reichliche Bewirthung sowol für Leute wie für Hunde gab. Sie versprachen dafür meinen Auftrag zu erfüllen und im Mai wiederzukommen, und hielten auch ihr Wort. Am 8. u. 9. Mai kam eine Menge Hundeschlitten, schwer mit Rennthierfellen beladen, von Westen nach Osten die Küste entlang. Die Leute theilten mir

mit, daß in einigen Stunden noch andere Schlitten mit einem sehr großen Paket von Europa kommen würden, für welch freudige Botschaft sie denn auch eine sehr große Portion Rum erhielten. Schließlich stellte es sich aber heraus, als der Brief ankam, daß das Ganze in einem sehr kurzen Billet von einem Beamten der russischen Behörden in Kolyma bestand, in welchem mir der Erhalt unserer Briefe am 4. April (23. März a. St.) und die Absendung derselben mit Expresser nach Jakutsk angezeigt wurde. Diese Briefe, die am 14. Mai (26. n. St.) mit Post nach Irkutsk kamen, trafen am 2. August in Schweden ein.

Während des Herbstes und der Mitte Winters war natürlich der Sonnenschein nicht so stark und anhaltend, daß er für die Augen gefährlich werden konnte, aber im Februar wurde das Licht von den Schneewolken und dem Schneetreiben sehr beschwerlich, weshalb am 22. Febr. an die ganze Besatzung Schneebrillen vertheilt wurden, eine nothwendige Vorsichtsmaßregel auf arktischen Reisen. Auch viele Tschuktschen wurden etwas später von der Schneeblindheit befallen, weshalb sie sich wegen blaugefärbter Brillen an uns wandten. Selbst Hasen sollen an diesem Uebel leiden.

Am Abend des 22. Februar brach bei 36° Kälte ein Schneesturm los, bei dem es nicht einmal für einen tschuktschischen Hund taugt im Freien zu sein, wie dies schon am folgenden Tage die Thatsache bewies, daß ein verirrter Tschuktsche, der einen starrgefrorenen Hund wie einen todten Hasen trug, an Bord kam. Der Mann, der weiter keinen Schaden gelitten hatte, aber ganz ausgehungert war, wurde nebst seinem, kein Lebenszeichen von sich gebenden Hunde in das Zwischendeck gebracht und sorglich verpflegt, während der Hund nach stundenlangem Reiben und Kneten zu unserem und des Eigenthümers Erstaunen wieder ins Leben zurückgerufen wurde.

Zu Anfang des März fuhr uns eine große, mit Rennthierfellen beladene und von 8—10 Hunden gezogene Anzahl Schlitten vorüber. Jeder Schlitten hatte einen Kutscher, aber Frauenzimmer befanden sich, wie gewöhnlich, nicht dabei. Es waren Handelsreisende, die von Irkaipij nach Päk (Berings-Straße) zogen. —

Im Verlaufe des Winters sammelte Lieutenant Nordqvist von vorüberfahrenden, eine lange Strecke Weges kommenden tschuktschischen Fuhrleuten Aufschlüsse bezüglich der Lage des Eises zwischen der Tschaun-Bai und der Beringsstraße während der verschiedenen

Jahreszeiten ein. In Hinsicht auf die außerordentliche Wichtigkeit, selbst in rein praktischer Beziehung, will ich hier anführen, was er solcherweise vernommen hatte*).

Am 13. März erfuhren wir, daß auch hier der Branntwein ein Handelsartikel ist. Ohne von der Vega geistige Getränke erhalten zu haben, tranken sich an benanntem Tage die Tschuktschen bei Jenretlen einen allgemeinen Rausch, und selbst ihr sonst so friedfertiger Charakter konnte der Einwirkung des Trunkes nicht widerstehen. Sie kamen denn auch am folgenden Tage mit blau und gelb geschlagenen Augen, mit einem gehörigen Katzenjammer und nicht wenig beschämt an Bord. Im Herbste erzählte uns sogar ein großes und plump gewachsenes tschuktschisches Riesenweib, das uns besuchte, daß ihr Mann in einer Prügelei bei einem Saufgelage ermordet worden war.

Eine bedeutende Anzahl mit Rennthieren bespannter Fuhren zog in der zweiten Hälfte des März bei der Vega vorbei; sie waren mit Rennthierfellen und anderen auf den russischen Märkten zum Tauschhandel an der Berings-Straße gekauften Waaren befrachtet.

Der Rennthier-Tschuktsche ist besser gekleidet und sieht anständiger und wohlhabender als der Küstentschuktsche aus. Er muß beständig ein Nomadenleben führen, vermittelt aber dabei den Tauschhandel zwischen den Wilden im nördlichsten Amerika und den russischen Pelzwaarenhändlern in Sibirien. Der Hauptmarkt wird jährlich im März auf einer Insel im Flusse Klein-Anjui, 250 Werst von Nischni Kolymsk, abgehalten. Nach einer zwischen den russischen Händlern und den Tschuktschen-Aeltesten festgestellten Normaltaxe

*) Im schwed. Original werden die Aussagen von 13 befragten Tschuktschen wortgetreu citirt. Da dieselben aber in ihrer Ausführlichkeit und in ihren Einzelheiten wol nur für Seefahrer von überwiegendem Interesse sein dürften, so will ich mich damit begnügen, das Ergebniß dieser Mittheilungen für das größere Publikum dahin zusammenzufassen, daß das Meer in diesen Gegenden während der Zeit von Ende Mai oder Anfang Juni bis zum Oktober frei von Eis ist. Als Besonderheit meldet ein Berichterstatter, daß die See zwischen Irgunnuk und der Berings-Straße auch im Winter, aber nur bei südlichem Winde, eisfrei sei, wogegen ein anderer aussagt, daß die Beringsstraße im Winter bei nördlichem Winde eisfrei, bei südlichem aber voll Eis sei. — Anmerk. d. Bearb.

und nach einer von Letzteren zu entrichtenden unbedeutenden Marktabgabe wird der Jahrmarkt abseiten der Russen mit einer von dem, die russischen Kron-Beamten begleitenden Priester gelesenen Messe*) und im Tschuktschenlager mit den Gaukeleien eines ihrer Schamanen eingeweiht. Es muß bei einem solchen Jahrmarkt, nach einer lebendigen, allerdings vor 60 Jahren von Wrangel (Reise I. S. 269) gelieferten Schilderung zu urteilen, bunt hergegangen sein; es mag sich seitdem freilich Vieles verändert haben.

Außerdem fuhren uns im Laufe des Winters viele Tschuktschen mit leeren Schlitten vorbei, und kehrten nach einigen Tagen mit einer großen Ladung von Fischen, die sie in einem östlich an der Küste belegenen, stehenden Wasser gefangen haben wollten, zurück. Um dieses Wasser zu besuchen und zugleich einen Begriff von der Lebensweise der Rennthiertschuktschen zu bekommen, wurden später im Winter vielfach Ausflüge unternommen; doch wagte ich, aus Furcht, ein mehre Tage anhaltender Sturm aus Süd könne das Meer um die Vega öffnen und das Schiff vom Täuanker an der offenen Rhede losreißen, niemals die Erlaubniß zu einer längeren Abwesenheit zu ertheilen. So kurz diese Ausflüge auch waren, so gaben sie doch

*) Während des Jahrmarkts versucht der russische Priester Proselyten zu machen, und es gelingt ihm auch vermittelst Austheilung von Tabak Einen oder den Anderen zu vermögen, sich der Taufceremonie zu unterwerfen. Von einer wirklichen Bekehrung kann dagegen schon wegen der Verschiedenheit der Sprachen kaum die Rede sein. Als Beispiel, wie es dabei zugeht, möge folgender Bericht Wrangels dienen: Auf dem Marktplatze war ein junger Tschuktsche überredet worden, sich gegen Empfang einiger Pfunde Tabak taufen zu lassen. Die Ceremonie begann im Beisein einer Menge von Zuschauern. Der Neophyt stand ruhig und ziemlich anständig auf seinem Platze, bis er in das Taufbecken, eine große Holzwanne voll eiskalten Wassers, hinabsteigen sollte. In dieses mußte er, nach dem russischen Taufritual, dreimal untertauchen, wozu er sich unter keiner Bedingung verstehen wollte. Er schüttelte ernsthaft das Haupt und führte eine Menge Gegengründe an, von denen Niemand etwas verstand. Auf vielfache Ermahnungen des Dolmetschers, in welchen vermuthlich das Versprechen von Tabak wieder die Hauptrolle spielte, gab er endlich nach und sprang muthig in das eiskalte Wasser, hüpfte aber, vor Kälte zitternd, sogleich wieder hinaus mit dem Rufe: „mein Tabak, mein Tabak!“ Alle Versuche ihn dazu zu bestimmen, das Bad zu wiederholen, waren fruchtlos; die Ceremonie blieb unbeendet und der Tschuktsche halb getauft.

viele Aufschlüsse über unser Winterleben und über unsere Beziehungen zu dem wenig bekannten Volk, an dessen Heimathküste die Vega eingefroren war, und es dürfte daher wol angebracht sein, einige Auszüge aus den an mich eingegangenen Berichten über jene Ausflüge mitzutheilen.

Palander's und Kjellman's Ausflug nach einem Rennthier-Tschuktschenlager S.W. von Pitlekaj schildert Ersterer wie folgt:

„Am 17. März fuhr ich in Begleitung des Dr. Kjellman in einem Schlitten und mit 5 Leuten, worunter ein Eingeborener als Führer, nach dem, in der Nähe des Tafelbergs befindlichen Tschuktschenlager, um dort, wenn möglich, frisches Rennthierfleisch zu erhalten. Die Expedition war mit Proviant für zwei Tage, Zelten, Matratzen und Pelzüberwürfen versehen. Elf engl. Meilen vom Schiffe trafen wir auf die Rennthiertschuktschen. Auf einer Anhöhe standen zwei Zelte, von denen eines eben unbewohnt war. Das andere wurde von dem Tschuktschen Rotschitlen, seiner jungen Frau und einem anderen, gerade auf Besuch anwesenden jungen Paar aus Irgunnuck, bewohnt.

Um die Zelte, welche viel kleiner waren als die, welche wir täglich an der Küste sahen, lag eine Menge übereinander aufgeschichteter Schlitten, die sich von den gewöhnlichen Hundeschlitten darin unterschieden, daß sie bedeutend größer und breiter von Gleisen, und die Unterbalken plump und von dickem Holz gehauen waren.

Unser Begehren, Rennthiere, einzuhandeln, wurde uns, obgleich wir dagegen Brot, Tabak, Rum, ja sogar eine Flinte boten, sogleich abgeschlagen, weil, wie die Leute sagten, die Rennthiere um diese Jahreszeit zu mager zum Schlachten wären. Auf einen Abstand von einigen tausend Fuß sahen wir auf einer Anhöhe eine Anzahl von etwa fünfzig Rennthieren weiden.

Nachmittags wurden wir, Kjellman und ich, in das Zelt eingeladen, wo wir eine Stunde in ihrem Schlafgemach zubrachten. Bei unserem Eintreten wurde die mit Seehundsthran gefüllte Lampe angesteckt, deren Docht aus einer Art Moos bestand. Die Wirthin suchte uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, sie rollte Rennthierfelle zu Kopfkissen zusammen und machte das Bett

zurecht, so daß wir vollkommen ausgestreckt die Ruhe, deren wir wohl bedurften, genießen konnten. Im äußeren Zelte bereitete eine andere Frau ein aus gekochtem Seehundsfleisch bestehendes Abendmahl, daß wir aber unter dem Vorwande, erst kürzlich zu Mittag gespeist zu haben, ablehnten. Sie selbst aßen, mit dem Körper im inneren, mit dem Kopf unter den Rennthierfellen im äußeren Zelte, wo sich das Essen befand. Nach der Mahlzeit zogen sie den Kopf in die Felle hinein. Der Wirth legte alle Kleidungsstücke mit Ausnahme der Hosen ab. Die Wirthin ließ ihre Pelzjacke über die Schultern herabgleiten, so daß der Oberkörper entblößt wurde. Die Stiefeln aus Rennthierfell wurden ausgezogen, nach außen und innen gewendet ,abgewischt und am Balken oberhalb der Lampe aufgehängt, um über Nacht zu trocknen. Die Weiber wurden von uns mit Zucker traktirt, den sie, weil sie ihn nicht kannten, erst vorsichtig untersuchten, der ihnen aber nachher vortrefflich schmeckte. Nach dem Mahle schienen unsere Wirthe müde zu werden, weshalb wir ihnen eine gute Nacht wünschten und uns in unser eigenes Zelt verfügten, wo es Alles Andere nur nicht warm war, denn wir hatten daselbst während der Nacht ungefähr —11° C.

Nach einer größtentheils schlaflosen Nacht weckten wir Alles am nächsten Morgen um halb sieben Uhr auf. Als wir aus dem Zelte traten, waren sämtliche Rennthiere in dicht geschlossenen Reihen im Anmarsch. An der Spitze erschien ein altes, großgehörntes Rennthier, das auf seinen Herrn, der inzwischen der Heerde entgegen gegangen war, zulief und ihm seinen Morgengruß darbrachte, indem es seine Schnautze gegen dessen Hände rieb. Die übrigen Thiere waren in geordneten Gliedern, wie die Mannschaft an Bord eines Kriegsschiffes divisionsweise aufgestellt. Der junge, stattliche, wohlgewachsene Eigenthümer begrüßte darauf jedes einzelne Thier, indem er es am Geweih faßte und genau untersuchte, worauf die ganze Schaar ein Kehrt machte und in geschlossenen Gliedern, den Alten an der Spitze, zu der früheren Weide zurückkehrte.

Da wir auf abermalige Vorstellung keine Rennthiere erhielten, brachen wir unsere Zelte ab und kamen am 18. März nach einem $4^3/_4$ stündigen Marsch um 3 Uhr Nachmittag wieder an Bord. Wir hatten während dieser zwei Tage Schnee, dicke und trübe Luft, so daß wir nur auf kurze Distanz vor uns sehen konnten; wir gingen aber doch,

Dank den guten Augen und dem stark ausgeprägten Ortssinn unseres eingeborenen Führers, nicht irre."

Brusewitz's und Nordqvist's Ausflug nach Nutschoitjin.

Nordqvist theilt darüber Folgendes mit:

„Am 20. März 9 Uhr Vormittags verließen Lieutenant Brusewitz, Bootsmann Lustig, die norwegischen Walfänger Johnsen und Sievertsen, der Tschuktsche Notti und ich die Vega. Unsere aus Proviant für 8 Tage, einem Kochgeschirr, Segeltuchzelt, Kautschukmatratzen, Rennthierfelljacken u. s. w. bestehende Ausrüstung zogen wir auf einem Schlitten nach. Um 2 Uhr 45 Min. Nachm. gelangten wir nach Nutschoitjin (Schnepelsee). Nachdem wir einen passenden Lagerplatz gewählt und ein, aber erst am nächsten Tage fertiges Schneehaus errichtet hatten, besahen wir, Brusewitz und ich, am 21. die nächste Umgebung, wo wir viele Spuren von Füchsen, Hasen und Schneehühnern fanden. Am 22. schlugen wir mehre Waken in das $1^1/_2$ Meter dicke Eis und warfen Netze aus, um zu sehen, welche Art von Schnepeln es wäre, die nach Notti's Aussage in diesem See vorkommt. Am nächsten Morgen hatten wir elf Schnepel, von denen die größten gegen 35 Centimeter lang waren, im Netze. Trotz des trüben Wetters gingen wir nach dem Berge Hotschkeanranga, theils um dessen Höhe zu bestimmen, theils um von seinem, weit umher sichtbaren Gipfel einen allgemeinen Blick über das Aussehen der umliegenden Gegend zu haben.

Als ich auf dem Hinweg mit Notti zusammen ging, forderte er mich auf, der Gottheit des Sees, dem Itjaken Kamak etwas an Speisen und Branntwein zu opfern, um einen guten Fang ins Netz zu bekommen. Neben diesem Gott gibt es nach Notti's Ansicht auch Gottheiten in den Strömen, in der Erde und auf einigen Bergen; außerdem bringen die Tschuktschen der Sonne und dem Monde Opfer*); dagegen scheint es nicht, als ob sie, wie verschiedene

*) Die Sonne ist der Wohnsitz des höchsten Gottes, in Kamschatka Niu stititsch, bei den Koriäken Kuikenjach genannt, neben dem es, (wie Lesseps in seiner Reise durch Kamtschatka und Sibirien sagt), eine große Anzahl Götter (Gir) und Geister (Kámak) gibt, welche die Haine, Flüsse und Berge bevölkern und gute Genien zu sein scheinen; doch gibt es auch böse, denen, um sie zu versöhnen, die Erstlinge der Jagd und des Fischfangs geopfert werden. — Anmerk. d. Bearb.

andere Völker, ihren Todten irgend eine Verehrung erweisen. Als ich ihm nachher einen Zwieback mit der Anweisung, denselben zu opfern, gab, machte er mit der Ferse eine kleine Vertiefung im Schnee auf Nutschoitjin, brach einen Bissen vom Zwieback in Krümel und warf dieselben in die Grube. Den Rest des Zwiebacks gab er mir mit der Erklärung wieder, daß der Kamak nicht mehr brauche, und daß wir jetzt mehr Fische im Netze fangen würden, als beim ersten Male. Er sagte mir ferner, daß die Tschuktschen für jeden Fang etwas zu opfern pflegten. So sind wahrscheinlich die Ansammlungen von Bären- und Robbenschädeln so wie von Rennthiergeweihen entstanden, die wir oft an der tschuktschischen Küste, besonders auf Hügeln gesehen haben. Am 23. und 24. herrschten beständig Schneestürme, so daß wir am 25. an Bord zurückkehrten.

Nach den während der Fahrt angestellten Aneroid-Beobachtungen war die höchste Höhe des von uns besuchten Berggipfels 197 Meter."

Lieutenant Bove's Bericht über einen Ausflug nach Najtskaj und Tiapka.

„Am 19. April um 4 Uhr Vorm. begab ich mich mit dem Walfänger Johnsen auf einen kurzen Ausflug östlich die Küste entlang, um den stark frequentirten Fischplatz Najtskaj zu besuchen, wo unsere alten Freunde von Pitlekaj sich niedergelassen hatten. Wir zogen unseren kleinen, mit Lebensmitteln auf drei Tage und einigen meteorologischen und hydrographischen Instrumenten beladenen Schlitten eigenhändig.

Um 6 Uhr Vorm. erreichten wir Rirajtinop, wo wir Notti, einen tüchtigen, geschickten und gefälligen jungen Mann abholten. Das Dorf Rirajtinop, welches früher aus sehr vielen Zelten bestand, besaß jetzt nur eines, das Notti's, und dieses war recht klein und gewährte den Bewohnern nur wenig Schutz gegen Wind und Kälte. Unter dem Hausgeräth bemerkte ich besonders eine hölzerne Gesichtslarve, die, wie ich später erfuhr, von Päk (Beringsstraße) stammte, wohin sie vermuthlich von der gegenüberliegenden amerikanischen Küste gebracht worden war.

Das Dorf Irgunnuk liegt 300—400 Meter von Rirajtinop und besteht aus fünf Zelten, die gewöhnlich auf Erdhöhen stehen und, wenn möglich, ihren Eingang einige Schritte von einem steilen Abhang haben, augenscheinlich, auf daß die Thüröffnung nicht zu

sehr vom Schnee bedeckt werde. Irgunnuks Bevölkerung schlage ich auf 40 Köpfe an.

Außerhalb des erwähnten Dorfes liegt das Eis noch bis zum Land heran, in 5 bis 6 Meter hohen Eishügeln, welche eine Kette bilden, die eine Strecke von 500—600 Meter nach Osten am Strande hinstreicht. Die Küste von Irgunnuk nach Najtskaj läuft in gerader Linie, ist niedrig und nur hier und dort von kleinen Erdaufwürfen unterbrochen, welche sämtlich Spuren alter Wohnungen tragen, und von denen jeder seinen besonderen Namen hat, wie zuerst: Uelkantinop, dann Tiumgatti, und schließlich Tiungo, zwei Meilen westlich von Najtskaj. In der Nähe von Uelkantinop wurden wir von einem Rennthiertschuktschen eingeholt, welcher uns bis Najtskaj, wo er Fische und Seehundsspeck kaufen wollte, Gesellschaft leistete. Um Mittag kamen wir nach Najtskaj, wo unsere Ankunft von einem Eingeborenen, der mit seinem Hundegespann an uns unterwegs vorübergefahren, bereits angezeigt worden war. So wurden wir denn bei unserem Einzug von der Dorfjugend umringt, die uns mit ihrem unablässigen Rufen nach Brot (Kauka), Tabak, Rum u. s. w. betäubte. Nach einigen Augenblicken gesellten sich auch Weiber und erwachsene Männer den bettelnden Buben zu. Wir begaben uns in ein Zelt, das einem Freunde oder vielleicht Anverwandten Notti's gehörte und wurden sehr gut aufgenommen. Eben daselbst kehrte auch der Rennthier-Tschuktsche ein, der uns unterwegs Gesellschaft geleistet hatte. Er ging in die Schlafkammer, wo er sich niederließ, und an dem Abendbrot der Familie theilnahm, Alles fast ohne ein Wort mit der Wirthin zu reden, und am nächsten Morgen reiste er ab, ohne den Wirth begrüßt zu haben. Nach allem, was ich sah, wird jeder, ob reich oder arm, ob er mit großen Schlitten oder zu Fuß kommt, gleich gastfrei aufgenommen.

Die Zeltkammer (jaranga) nimmt ein gutes Drittheil des ganzen Zeltes ein, und dient als Arbeits-, Speise und Schlafzimmer. Sie hat die Form eines Parallelepipedum. Die Wände sind Rennthierhäute mit den Haaren nach innen, und werden von einem Zimmerwerk aus Pfeilern und Querhölzern gestützt. Der Fußboden besteht aus einer Lage Gras, über das ein Walroßfell gebreitet wird, was zwar kein besonderes weiches Bett, aber doch immerhin ein Lager ist, auf dem auch ein müder europäischer Wanderer Ruhe finden kann. Die Schlafkammer wird von Lampen erleuchtet und erwärmt,

deren Zahl nach der Größe des Gemachs verschieden ist. Eine mittelgroße Kammer hat drei Lampen, von denen sich die größte gerade dem Eingange gegenüber befindet, die beiden anderen an den Seitenwänden angebracht sind; sie werden aus einer, Ukulschi genannten Steinart verfertigt und haben die Gestalt einer großen Kelle. Es wird in ihnen Thran zum Brennen und Moos zum Docht, den man mit einem Stückchen Holz putzt, gebraucht. Uebrigens bedürfen diese Lampen einer beständigen Aufmerksamkeit, denn wenn diese eine halbe Stunde ausgesetzt wird, so rauchen sie oder erlischen. Die Lampe ruht auf einem Fuße, und dieser wieder in einer Schale, in der jeder Tropfen Oel, mit dem man sehr sparsam umzugehen gezwungen ist, aufgefangen wird. In der Schlafkammerdecke waren über den Lampen einige Stangen angebracht, an denen man Kleider und Schuhe zum Trocknen aufhängte. Die Lampen brennen den ganzen Tag; bei Nacht werden sie gewöhnlich ausgelöscht, da man sonst beständig nach ihnen sehen muß. Einige Kleider und Fischgeräth, und zwei oder drei Rennthierfelle, um darauf zu schlafen — das ist das ganze Mobiliar eines tschuktschischen Zeltes.

Jedes Zelt hat außerdem einige Trommeln (járar) die aus einem etwa 70 Centimeter im Durchschnitt habenden Holzrand, über den man ein Fell von Robben- oder Walroßdärmen gespannt hat, bestehen und mit einem Stäbchen von Fischbein geschlagen werden. Der Ton einer solchen Trommel ist melancholisch, und wird dies in noch höherem Grade, wenn er von den eintönigen, gewöhnlich rhythmischen, an die japanesischen und chinesischen Weisen erinnernden Gesängen der Eingeborenen begleitet wird. Eine noch größere Uebereinstimmung glaubte ich in den Tänzen dieser Völker zu finden. Notti ist ein ausgezeichneter Jararschläger, und nach vielen Bitten spielte er einige Nationallieder mit mehr Gefühl, als ich ihm zugetraut hätte. Er hatte eine zahlreiche Zuhörerschaft, aus deren Lachen und freudestrahlenden Augen man ersehen konnte, daß sie von den Tönen, die Notti der Trommel zu entlocken vermochte, hingerissen waren. Er wurde mit tiefem Schweigen und einer Bewunderung, wie wir in einem großen Salon einem ausgezeichneten Pianisten lauschen, angehört.

Der Tag, an welchem wir in Najtskaj anlangten, wurde zur Besichtigung der Umgebungen des Dorfes benutzt; am nächsten Tage besuchten wir das sechs Kilometer entfernte Dorf Tjapka, welches

aus dreizehn Zelten besteht und unter diesen mehre geräumiger und besser gebaute, als alle Tschuktschenzelte, die ich bisher gesehen hatte.

Tjapka gegenüber liegt eine kleine, von den Eingeborenen Idlidlja genannte, ungefähr 800 Meter im Umkreis habende Insel. Ihre Ufer senken sich lothrecht nach allen Seiten hinab, diejenigen ausgenommen, welche gegen Tjapka hinaus liegen, wo die Insel steil abschießt.

Folgendes will ich noch über das Leben in den Zelten mittheilen. Die schwersten Arbeiten werden den älteren Frauenzimmern aufgetragen; sie stehen früh auf, um die Lampen anzuzünden und nach-



Räucherkammer.

zusehen, die Hunde anzubinden und zum Fischen zu gehen; die jungen schlafen dagegen bis spät in den Tag hinein. Die Frauen kehren erst zur Mittagszeit zurück; ihre Arbeit ist dann beendet, wenn man nicht das fortdauernde Gehen der Zunge zu Schwatzen und Klatschen als eine Arbeit betrachten will. Die Jüngeren müssen Kleider nähen, Angelschnüre und Netze in Ordnung bringen, Felle zurecht machen u. s. w. Der Zwirn wird aus den Rennthierrückensehnen, die sie von den Rennthiertschuktschen gegen Fische und Robbenspeck eintauschen, verfertigt.

Ohne es selbst gesehen zu haben, kann man sich keinen Begriff machen von der Masse Speisen, die sie zu verzehren im Stande sind. Eines Abends sah ich acht Personen, ein Kind mit eingerechnet,

30 Skol-Pfund*) Essen, das aus rohem Fisch, Suppe, gekochtem Fisch, Robbenspeck und Robbenfleisch bestand, verschlingen. Der rohe Fisch besteht gewöhnlich aus gefrorenem Dorsch, die Suppe wird theils mit Gemüsen, theils mit Robbenblut gekocht. Ich sah beide Arten. Zur Gemüsesuppe wurde eine gleiche Portion Wasser und Grünkram genommen, bis die Mischung einen dicken Brei bildete. Die Blutsuppe wurde in der Weise hergestellt, daß das Blut mit Wasser, Fisch und Fett zusammen gekocht wurde. Diese Suppe ist sehr beliebt bei ihnen. Robbenspeck essen sie auf die Weise, daß sie das Stück, das ihnen servirt wird, in den Mund stecken und darauf einen passenden Bissen mit dem Messer, das sie bis dicht an die Lippen bringen, abschneiden. Ebenso machen sie es mit dem Fleisch.

Bis auf das Geklatsch der alten Weiber herrscht in der Schlafkammer die größte Ruhe. Bei Besuchen spricht Jeder, der etwas redet, mit gedämpfter Stimme, gleichsam als wäre er schüchtern, und wird aufmerksam angehört, ohne daß ihn Jemand unterbricht. Erst wenn Einer aufgehört hat zu reden, fängt ein Anderer an.

Die Liebe zwischen Eheleuten, Eltern und Kindern ist außerordentlich groß. Ich habe Väter ihre Kinder küssen und streicheln sehen, ehe diese schlafen gingen, und was ich am merkwürdigsten fand, war, daß die Kinder solche milde Behandlung nicht mißbrauchten. Was man ihnen auch geben mochte, immer war ihr erster Gedanke, den Eltern einen Theil davon zu geben. In dieser Beziehung und in vielen anderen standen sie hoch über vielen Kindern in Europa."

Lieutenant Bove's Bericht über einen mit Dr. Almqvist gemeinschaftlich unternommenen Ausflug nach dem Innern der tschuktschischen Halbinsel, d. 13.—17. Juni 1879.

„Wir gingen am Morgen des 13. Juni vom Bord, um so weit wie möglich in das Innere der tschuktschischen Halbinsel vorzubringen. Für die Reise hatten wir gegen eine runde Summe an Entschädigung von dem Tschuktschen Rotschitlen aus Irgunnuk zwei mit Hunden bespannte Schlitten gemiethet. Hunde und Schlitten übertrafen alle unsere Erwartungen. In vierzehn Stunden legten wir, wenn man

*) 20 Skolpfund = 1 Liespfund oder 16 gewöhnliche Pfund, also 30 Skolpfund = 24 Pfund. — Anmerk. d. Bearb.

die Wegekrümmungen mit einberechnet, gegen 40 Minuten zurück, was einer Geschwindigkeit von drei vielleicht auch vier englischen Meilen in der Stunde entspricht, wenn man die Halte abzieht, welche der Zweck der Reise, nämlich wissenschaftliche Untersuchungen, hinwegnahm. Diese Geschwindigkeit kommt mir nicht unbedeutend vor, wenn man auf die schwere Last, welche die Hunde fortschleppen mußten, die schlechte Beschaffenheit der Straße und die Unebenheit der Wege Rücksicht nimmt. Der Boden ging nämlich wellenförmig, wie ein sturmbewegtes Meer, herauf und hinunter. So zufrieden wir mit unseren Schlitten und Hunden waren, so unzufrieden waren wir mit Rotschitlen, einem muthlosen, jungen Menschen, ohne Thatkraft und Erfahrung. Mit einem anderen Fuhrmann hätten wir in einigen Tagen bis zum Inneren der Koljutschin-Bai, deren Gestaltung von der, welche ihr russische, englische und deutsche Landkarten geben, sehr verschieden ist, vordringen können. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie vermittelst Seeen, Lagunen und Flüssen beinahe mit der St. Lorenz- oder Metschigme-Bai, deren innere Theile noch unerforscht sind, in Verbindung steht.

Nachdem man die Lagunen bei Pitlekaj und Jinretlen verlassen hat, fängt die Küste an allmälig in Terrassen, jede ungefähr 5 Meter hoch, aufzusteigen. Auf einem von zwei, 20 Meter hohen Klippenabsätzen, zwischen denen ein Bach hervorspringt, schlugen wir unser Zelt auf, um einige, schon der neun Monate lang getragenen Wintertracht entledigte Bergspitzen abzuzeichnen und zu untersuchen. Wir fanden an unserem Rastplatz eine Menge Rennthiergeweihe und eine Masse auseinander geschlagener Knochen.

Nachdem wir unsere Fahrt wieder angetreten hatten, gelangten wir rasch an den Fuß des Tafelberges, dessen Höhe ich auf 180 Meter taxirte, und auf dessen anderer Seite der Boden sich regelmäßig nach der Koljutschin-Bucht hernieder senkt. Eine Zeit lang suchten wir hier vergeblich Jettugin's Zelt, in welchem wir die Nacht zubringen wollten, und das zum Ausgangspunkt für künftige Ausflüge bestimmt war, bis endlich die Spuren von Rennthieren und darauf das Erblicken einiger dieser friedlichen Thiere uns auf den richtigen Weg brachten, so daß wir gegen 9 Uhr Nachmittags die ersehnte, mitten in einer Schneewüste liegende Wohnung zu Gesicht bekamen. Beim Rufe: Jaranga (Zelt)! spitzten die Hunde die Ohren, stießen ein Freudengeheul aus und liefen in vollem Trabe dem Ziele zu.

Wir kamen um ½ 11 in der Nacht an. Wir wurden von der Frau gastlich aufgenommen, während Jettugin erst bald darauf zu Schlitten ankam. Kaum waren die Rennthiere ausgeschirrt, so eilten sie zur Heerde, die sich nach Jettugins Aussage 9 Kilometer östlich vom Zelte aufhielt, zurück. Dieses Zelt war an einem Orte aufgeschlagen, der uns die Aussicht über eine weite rings von hohen Bergen umschlossene Schneefläche gewährte. In Nord und Nordost halten der Tafelberg und der Berg Tenen die Nordwinde ab, und im Süden ist der Zeltplatz durch eine lange und hohe Kette von Bergen, deren einige 1200—1500 Meter hoch sind, gegen die südlichen Winde geschützt. Zwischen diesem Berg und der jetzt mit Eis belegten und einen größeren als den auf den Karten angegebenen Raum einnehmenden Koljutschin-Bucht steht Jettugins Zelt.

Nach einem, am 14. von mir zu astronomischen und geodätischen Beobachtungen und von Dr. Almqvist zu Untersuchungen der dortigen Fauna und Flora verwendeten Ausfluge, beschlossen wir unsere hydrographischen Forschungen bis in das äußerste Ende der Koljutschin-Bucht, das nach Jettugins Beschreibung zwei Tagesmärsche vom Zelte entfernt sein soll, auszudehnen. Wir konnten unseren Plan aber nicht ausführen, da unser Führer erklärte, uns unter keiner Bedingung weiter begleiten zu wollen. Ein Versuch, die Schlitten selbst zu fahren, mißlang, weil die Hunde trotz aller Hiebe sich nicht von der Stelle rührten.

Aus diesem Grund beschlossen wir nach dem Weideplatz der Rennthiere Jettugin's zu fahren. Die inzwischen eingetretene Wärme machte bereits die Reise über die Schneefelder sehr beschwerlich; die Hunde sanken bis an den Bauch in den Schnee, und öfters mußten wir aussteigen und den armen Thieren behülflich sein, die Berganhöhen, über die wir mußten, zu erklimmen. Kaum waren sie jedoch auf Rennthierspuren gekommen, so stürmten selbst die ermüdetsten was Zeug hielt vorwärts, was bergauf ganz angenehm sein mag; geht es aber bergab, so wird es, weil der Abhang meist mit einer steilen Böschung schließt, ganz gefährlich. Ohne es zu merken, kamen wir einmal in voller Fahrt an den Rand eines solchen steilen Abhanges, und wenn es uns nicht bei Zeiten geglückt wäre, in der Fahrt inne zu halten, so würde ein recht nettes Gewirr von Menschen, Hunden und Schlitten in die Tiefe hinuntergestürzt sein. Um ihr Gespann anzutreiben, benutzen die Tschuktschen den Trieb der Hunde, den

Rennthieren nachzulaufen, und auf ihren Fahrten suchen sie dieselben noch dann und wann anzuhetzen, indem sie das Geschrei der Rennthiere nachmachen. Nach einer zwei- oder dreistündigen Fahrt trafen wir das erste Rennthier, und nach und nach immer mehre und mehre an, bis wir endlich gegen 11 Uhr Nachmittags zu einer zahlreichen von Jettugin geführten Heerde kamen. Ich wendete mich an ihn, um gegen eine mitgenommene Flinte ein ganz frisches Rennthier umzutauschen, das er mir endlich, nach verschiedenen Ausflüchten, am nächsten Tage gegen die Büchse zu verabfolgen versprach. Er wollte jedoch nicht selbst mit seinem eigenen Messer das Rennthier tödten, weshalb ich Dr. Almqvist ersuchte, demselben den Gnadenstoß zu geben.

In Folge der Auflösung des Schnees mußten wir bis zum 16. Abends warten, um den Rückweg anzutreten. Wir fuhren dann über die Hügelkette, welche den Tafelberg mit dem Tenen verbindet. Der 17. begann mit Nebel und bedeutender Wärme. Ersterer beschränkte auf einige Meter Entfernung den Gesichtskreis, und die hohe Temperatur zerstörte in kurzer Zeit die Rinde, welche sich auf dem Schnee gebildet hatte, und schmelzte die Schneelagen, die noch die nördliche Abdachung der obengenannten Berge bedeckten. Am südlichen Abhang dagegen waren die Gipfel fast ganz nackt und die Thalgänge begannen sich mit Wasser zu füllen. Die Trugbilder welche der weiße vom Sonnenlicht beschienene Nebel hervorrief, waren besonders überraschend. Jeder unbedeutende Erdfleck sah aus wie ein weites schneefreies Feld, jeder Grashalm wie ein Gebüsch, und ein Fuchs in unserer Nähe wurde auf einen Augenblick für einen riesenhaften Bären gehalten. Außerdem war bei einem solchen Nebel die Wirkung des Sonnenlichtes besonders schmerzhaft für die Augen, selbst derer, die Conservationsbrillen trugen. Auf der Rückfahrt verirrte sich Rotschitlen in Folge der vielen verschiedenen Spuren. Zum Glück hatte ich mir die Richtung gemerkt, in welcher wir gekommen waren, und konnte mit Zuhülfenahme des Kompasses unsere beiden kleinen Fahrzeuge in den richtigen Hafen lootsen. Am 17. Juni 2½ Uhr Nachmittags waren wir wieder wohlbehalten am Bord der Vega."

Bei der Gesellschaft am Bord waren natürlich während des Winters die Aussichten auf Veränderung des beständigen Nordwindes, der ewigen Schneestürme und der unaufhörlichen Kälte, nebst der Hoffnung einer baldigen Erlösung aus den Fesseln des Eises ein immer wieder und wiederkehrender Gegenstand der Unterhaltung. Am 8. Februar stieg die Temperatur einmal auf + 0, 1° C. allein Nordwind, Schneesturm und Kälte nahmen doch kein Ende, und bis zum 15. Juni blieb die Dicke des Eises fast unverändert. Am 14. März schmolz schon so viel Schnee, daß kleine Eiszapfen sich am Dahlbord bildeten; aber das war eine der vielen trügerischen Lenzboten, die mit Wonne begrüßt wurden. Gleich darauf trat wieder strenge Kälte ein, die den ganzen April anhielt und bei der die Luftwärme nie über — 4°,6 stieg und die mittlere Temperatur, 18°,9 betrug. Der Mai begann mit einer Kälte von 20°, auch der Juni war sehr kalt, am 3. hatten wir —14,°3, und noch am 13. um Mitternacht zeigte das Thermometer — 8°, aber gegen Mittag lief der Wind nach Süden um, und seitdem sank das Thermometer im Freien nur ausnahmsweise unter Null. Gegen Ende des Monats war aller Schnee zerschmolzen und verdunstet. Nach den Temperaturbeobachtungen bei Pitlekaj stand vom 13. Juni bis 8. Juli das Thermometer wie folgt: größte Kälte — 8°, und hob sich nicht über + 11°, 5.

Das Nordlicht ist, wie bekannt, eine zugleich kosmische und terrestrische Erscheinung, die einerseits an den Luftkreis der Erde gebunden ist und in nahem Zusammenhange mit dem Erdmagnetismus steht, andererseits aber auf gewissen, hinsichtlich ihrer Natur noch wenig bekannten Veränderungen beruht, die bei mehr oder minder regelmäßig wiederkehrenden Perioden der Sonnenverschleierung eintreten und sich uns durch Bildung von Sonnenflecken zeigen. Dieses prächtige Phänomen spielt, wenn auch mit Unrecht, eine sehr große Rolle in den erdichteten Schilderungen des Winterlebens im hohen Norden, und ist in der öffentlichen Meinung so verbunden mit dem Eis und Schnee der Polarländer, daß die meisten Leser von Beschreibungen arktischer Reisen als sicher annehmen, daß es eine

unverantwortliche Vergeßlichkeit abseiten des Verfassers ist, wenn er nichts über das Nordlicht während des Aufenthalts in seinem Winterquartier berichtet. Das wissenschaftliche Resultat der Untersuchungen über das Nordlicht hat aber selten den davon gehegten Erwartungen entsprochen. Unter den rein arktischen Expeditionen sind, so viel ich weiß, nur zwei: die österreichisch-ungarische nach Franz-Josephs-Land (1872—74) und die schwedische nach der Mossel-Bai (1872—73) mit neuen, reichhaltigen und wissenschaftliche Aufschlüsse gebenden Aufzeichnungen des Nordlichts zurückgekehrt. Es war also viel weniger zu erwarten, daß die Vega-Expedition in dieser Hinsicht eine Ausnahme machen sollte, als ihre Fahrt während eines Jahres stattfand, von welchem man im voraus wußte, daß es ein Minimaljahr für das Nordlicht werden würde. Dieser Umstand aber hat mir gerade gestattet, in einer sehr passend liegenden Gegend einen Theil dieser Naturerscheinung unter unerwartet günstigen Umständen zu studiren. Die Lichtbögen, welche auch in Skandinavien der Ausgangspunkt für das Strahlennordlicht sind, haben sich hier nämlich unverdunkelt von den prächtigen Formen des Nordlichts gezeigt.

Das Nordlicht an der Berings-Straße während des Minimaljahres 1878—79 wies nie die prachtvollen Strahlenbänder oder Strahlendraperien auf, an welche wir in Skandinavien so sehr gewöhnt sind, sondern nur mondhofähnliche Lichtbögen, die Stunde auf Stunde, Tag auf Tag unverändert in ihrer Lage blieben. War das Himmelsgewölbe nicht mit Wolken überzogen, und wurde der matte Schimmer des Nordlichts nicht durch die Strahlen der Sonne oder des Mondes verdunkelt, so zeigten sich seine Bögen gewöhnlich zuerst zwischen 8 und 9 Uhr Nachmittags, und blieben dann während der Mitte des Winters ununterbrochen bis 6 Uhr, weiterhin im Jahre bis 3 Uhr Morgens sichtbar.

Den einfachen, doppelten oder mehrfachen Lichtkranz, der die Erde fast beständig umgibt, habe ich wegen seiner Form und Aehnlichkeit mit der Strahlenkrone um das Haupt eines Heiligen: „Nordlichtsglorie“ genannt. Er steht in demselben Verhältniß zu Skandinaviens Strahlen- und Draperie-Nordlicht, wie die Passat- und Munsunswinde des Südens zu den unregelmäßigen Winden und Stürmen des Nordens. Das Licht des Kranzes selbst vertheilt sich nicht in Strahlen, sondern gleicht dem durch eine mattgeschliffene

Glasscheibe scheinenden Lichte. Wenn das Nordlicht stärker wird, so verändert sich der Umfang des Lichtkranzes; man sieht doppelte oder mehrfache Bögen am häufigsten ungefähr in derselben Fläche und mit gemeinschaftlichem Mittelpunkt, und die Ausstrahlung findet zwischen den verschiedenen Bögen statt. Selten sieht man Bögen, die unregelmäßig gegen einander zu liegen und sich gegenseitig durchschneiden.

Das Horizontgebiet für den gewöhnlichen Bogen wird von zwei auf der Erdoberfläche gezogenen Kreisen begränzt, den Nordlichtpol



Elliptisches Nordlicht, am 21. März 1879 2 Uhr 8 M. Vorm.

in der Mitte und die Radien auf der Ründung der Erde von 8° und 28° gemessen. Die allermeisten Polarexpeditionen haben dem Nordlichtpol so nahe überwintert, daß der gewöhnliche Nordlichtbogen unter dem Horizonte oder demselben ganz nahe lag, und da das Strahlennordlicht selten innerhalb dieses Kreises vorzukommen scheint, so ist es leicht erklärlich, warum die Winternacht bei diesen Expeditionen so selten vom Nordlicht beleuchtet war, und warum die Beschreibung dieses Phänomens eine so geringe Rolle in den Schilderungen der Reisen derselben spielt.



Nordlichtbogen.

Lange bevor der Boden frei und weiches Wetter eingetreten war, begannen Zugvögel anzukommen; zuerst am 23. April der Schneesperling, darauf große Schaaren Gänse, Eidervögel, Winterenten, Fischmöwen, mehre Arten Strandläufer und Singvögel. Alle waren außerordentlich abgemattet, und das Erste, was die armen Kleinen thaten, war: bequeme Schlafstellen zu suchen, woran es ja in dem Tauwerk eines Schiffes nicht fehlt, wenn es für kleine Vögel dienen soll. Ich brauche wol nicht erst hinzuzufügen, daß unsere neuen Gäste, die Herolde des Frühlings, so wenig wie möglich am Bord gestört wurden.

Man trifft auch hier Vögel mit Formen, die denen auf Spitzbergen und Nowaja Semlja sehr nahe verwandt sind, außer diesen aber auch eine unerwartet große Menge eigenthümlicher Arten wie z. B. den amerikanischen Eidervogel, eine schwanenähnliche Gans weiß mit schwarzen Flügelspitzen, eine graubraune Gans mit reicher, gelblich-weißer Federkrone auf dem Kopfe, eine auf dem Kopf absonderlich bunt, in Sammetschwarz, weiß- und grüngefärbte Polarenten-Art, die schön gezeichnete, seltene Möwenart Larus Rossii, von der Dr. Almqvist ein Exemplar vom Schiffe aus schoß, eine kleine braune Schnepfe mit löffelartig ausgebogener Schnabelspitze und verschiedene bei uns nicht vorkommende Singvögel u. s. w. Die Löffelschnepfe findet sich nur in einigen wenigen Museen, weshalb wir, da sie eine Zeit lang im Frühling so allgemein war, daß sie mehremale am Offiziertisch aufgegeben ward, bei unserer Heimkehr schwere Vorwürfe erhielten.

Eine eigenthümliche Anziehungskraft für den Polarfahrer üben die höheren Thierformen aus, die mit ihm zugleich der Kälte und Dunkelheit der arktischen Nächte zu trotzen wagen. Ueber diese hat Lieutenant Nordqvist Folgendes mitgetheilt:

„Das im Winter gewöhnlichste Säugethier auf der nördlichen Küste der tschuktschischen Halbinsel ist der Hase. Er unterscheidet sich von dem in Skandinavien vorkommenden Berghasen durch seine ansehnliche Größe und die nicht so schnell schmaler werdenden Nasenbeine. Am häufigsten wird er in Abtheilungen von 5 oder 6 Stücken auf den, nur von einer dünnen Schneelage bedeckten Anhöhen in der Nähe von Zelten angetroffen, trotz der hungrigen, daselbst umherstreifenden Hundeschaaren.

Sehr zahlreich sind die Berg- (Schnee) Füchse. Gewöhnliche Füchse scheinen auch hier allgemein zu sein. — Von Lemmingen habe ich drei Arten gesehen. Außerdem soll hier, wie die Tschuktschen aussagen, noch eine kleine Maus, wahrscheinlich eine Spitzmaus vorkommen. Seltener in diesen Gegenden überwinternde Land-Säugethiere sind: der Wolf, den wir ein paarmal sahen und das wilde Rennthier. Außerdem leben hier noch zwei Säugethiere, obgleich man sie nur im Sommer oder Herbst erblickt, weil sie die übrige Zeit des Jahres im Schlafe liegen. Es sind dies der Landbär und das Murmelthier. Außer den genannten Thieren sprachen die Eingeborenen von einem Thiere, dem sie den Namen „Nennet" geben und das, wie es heißt, an Flußufern lebt. Nach den Beschreibungen scheint es die gewöhnliche Otter zu sein. Wie an den meisten Orten, wo die Lemminge allgemein sind, trifft man auch hier das kleine Wiesel. Ob das Hermelin in dem Theil des Tschuktschenlandes vorkommt, den wir besucht hatten, vorkommt, kann ich mit Sicherheit nicht behaupten; glaublich ist es jedoch, da Tschuktschen mir mitgetheilt haben, daß sich hier ein Wiesel mit schwarzer Schwanzspitze finden soll.

Nur zwei Seesäugethiere sind während des Winters in der Gegend gesehen worden, nämlich der Snad oder geringelte Seehund und der Eisbär. Letzterer scheint sich doch eigentlich an den Oeffnungen im Eise, weiter hinaus im Meere aufzuhalten.

Von Landvögeln überwintern nur drei Gattungen in der Gegend, nämlich eine Eulen-, eine Raben- und eine Schneehuhn-Art, letztere am allgemeinsten. Nach der Aussage der Tschuktschen sollen sich im Winter an offenen Stellen im Meere noch zweierlei Schwimmvögel zeigen, nämlich Tauchervögel und Seetauben." — Nach der Ankunft der Zugvögel bildeten Jagdausflüge eine sehr willkommene Unterbrechung unseres einförmigen Winterlebens, und die Jagdbeute eine nicht minder angenehme Abwechselung mit der Konserven-Nahrung. Außerdem boten uns die Tschuktschen täglich eine Menge verschiedener Vögel zum Kauf an, besonders seitdem sie bemerkt hatten, daß wir für manche seltene kleine aber nicht besonders eßbare Vogelart einen höheren Preis zahlten als für eine große fette Gans. Das kleine Geflügel tödteten die Tschuktschen entweder durch Steinwürfe oder sie erschossen es mit Pfeil und Bogen, wobei zu bemerken ist, daß die meisten nur sehr schwache Schützen waren. Sie fingen die

Vögelchen auch mit Schlingen aus Walfischbarten, die über nackte Stellen am Ufer, sehr oft zwischen zwei Walfischknochen, gespannt wurden.

Etwas jenseits des Schiffes bildeten sich Ende des Mai zwei Waken von einigen Faden Breite im Eise. Ich sandte am 31. Mai mehre Leute aus, um daselbst zu dreggen; sie kehrten mit reicher Beute zurück, aber leider schloß sich die Oeffnung schon wieder am nächsten Tage, und als ich am 2. Juni mit Lieutenant Bove die Stelle besuchte, hatte sich bereits ein neuer Eishügel am Rande der vorigen Rinne aufgethürmt. Einige Tage später bildete sich eine neue Wake, schloß sich aber bald abermals durch eine Verschiebung in der Lage des Eises, wobei wieder ein hoher, von losen, übereinander gehäuften Eisblöcken gebildeter Eiswall die Lage der vorigen Oeffnung anzeigte. Selbst das stärkste Fahrzeug würde bei dem Zusammenschub des Eises in einer solchen Rinne zermalmt worden sein. Ungleicher Art mit diesen zwei zufälligen Löchern war eine weite Oeffnnng, die sich 1 oder 2 Kilometer nördlich vom Schiffe zeigte, welches noch beständig von festem und unzerbrochenem Eise umgeben war. Die Tschuktschen schienen auch nicht zu erwarten, daß dasselbe so bald aufgehen würde, wenigstens konnte man dies aus der Menge, von Hunden und Rennthieren gezogenen Schlitten schließen, die fortwährend sowol nach Osten wie nach Westen hin, bei uns vorüber fuhren.

Am 19. Juni besuchten uns eine Menge vorbeireisender Tschuktschen, unter denen sich ein Mann von mittleren Jahren befand, den wir früher noch nicht gesehen hatten, dessen Gesicht voll Runzeln war, der über seinem Kamisol ein altes sammetnes Oberhemd trug, und sich mit anspruchsvollem Wesen als den Häuptling Noak Elisej vorstellte, den wir aber, durch frühere Erfahrungen zurückhaltend gemacht, mit einer Kälte aufnahmen, die ihn doch zu beleidigen schien. Unser Benehmen modificirte sich aber bald, als wir von einem unserer tschuktschischen Gäste erfuhren, daß Jener einen großen, sehr großen Brief bei sich hatte. Der alte Noak brachte also eine Post, vielleicht eine aus Europa, und ward dergestalt plötzlich ein wichtiger Mann in unseren Augen. Mit Fragen von uns bestürmt, nahm er aus

einem um den Hals hangenden Beutel die gewöhnlich zusammengebundenen Brettschindeln, die hier als Postfelleisen dienen. Wir fanden darin nichts als einen kurzen Brief von einem russischen Beamten in Nischnij Kolymsk, ohne Nachrichten aus Europa, aber mit der Anzeige, daß Fürst Noak Elisej abgesandt war, um uns erforderlichen Falls Beistand zu leisten. Vor allen Dingen rüttelte Noak an seinem Bauch, um uns anzuzeigen, daß er hungerig sei und etwas zu essen begehre, rülpste und zeigte mit dem Finger auf die Kehle, um anzudeuten, daß ein Rum ihm gut schmecken würde. Darauf berichtete er etwas, das wir nicht recht verstanden, was wir jetzt aber als eine Anzeige erklären können, daß er eine von den sibirischen Behörden zu unserer Befreiung ausgesandte Expedition führe und deshalb willig sei, uns gegen angemessenen Entgelt einige Rennthiere zu überlassen. Ich nahm das Anerbieten an und erstand drei Thiere für Zucker, Thee und etwas Tabak. Noak war übrigens ein freundlicher und gemüthlicher Mann, der, obgleich ein Christ, doch mit zwei Weibern und einer Menge von Kindern, die alle natürlich das Schiff besehen und ihren Willkommen von Tabak, Thonpfeifen, Zucker, Rum u. s. w. erhalten sollten, herumreiste.

Es hatte sich jetzt so viel Wasser auf dem Eise, besonders in der Nähe des Landes angesammelt, daß es sehr schwierig war zwischen Schiff und Ufer hin- und herzugehen, so daß mancher beabsichtigte Ausflug unterbleiben mußte, wenn man nicht in ein tieferes Loch gerathen und so ein kaltes Bad nehmen wollte. Um den Botanikern und Zoologen eine solche Unannehmlichkeit zu ersparen, ließ ich ein Zelt neben der großen Lagune zwischen Pitlekaj und Jinretlen aufschlagen und ein leichtes Boot dorthin bringen. Die erste Blume (cochlearia fenestrata) wurde am 23. Juni erblickt, und in der Woche darauf begann die Erde zu grünen und Blumen verschiedener Art zeigten sich in immer größerer Anzahl. Auch einige Fliegen sahen wir schon im Mai auf dem Schnee, aber erst gegen Ende Juni ließen sich Insekten in größerer Anzahl blicken. Uebrigens trifft die Ansicht, daß, wenn die innere animalische Wärme unter 0° sinkt, auch jedes animalische Leben aufhören muß, nicht zu, wie das reiche Leben der wirbellosen Thiere am Grunde des Eismeeres, wo das Wasser beständig eine Temperatur von — 2° bis — 2°,7 C. hat, zeigt. Ja, es gibt Krustazeen, die in einem nassen Schnee bei — 10° 2 C. leben können. Eine derselben (die Metridia armata), eine

Krabbenart leuchtet bis — 10°, über welche hinaus ihre Leuchtkraft zu erlöschen scheint. In dem Bericht über die schwedische Polarexpedition im J. 1872—73*) heißt es:

„Wenn man im Winter längs der Seeküsten auf dem Schnee geht, so entsteht bei jedem Schritt ein sehr intensiver, prächtiger, blauweißer Schein, der im Spektroskop ein einfarbiges labradorbläuliches Spektrum ergibt. Der schöne Lichtschimmer entsteht in dem vorher vollkommen dunklen Schnee, wenn dieser umgerührt wird, dauert nur einige Augenblicke, nachdem der Schnee unberührt gelassen wird, und ist so intensiv, daß bei jedem Schritte ein Feuermeer sich zu öffnen scheint, so daß man befürchten möchte, Kleider und Schuhzeug zu verbrennen.“ Dieser Lichtschein rührt von der oben erwähnten Krabbenart her.

Da die Tschuktschen uns erzählt hatten, daß im vom Meere abgeschlossenen, Winters bis auf den Grund gefrorenen, Süßwasser bei Jinretlen ein außerordentlich schmackhafter, schwarzer Fisch vorkommen solle, machten wir am 8. Juli einen Ausflug dorthin. Unsere Freunde aus dem Zeltlager, besonders die Frauenzimmer Aitanga und die 12jährige, etwas verzogene Reitinacka, ein allgemeiner Liebling der Vega-Besatzung fanden sich sogleich bereit uns zu helfen. Wir hatten denn auch einen reichen Fang; zu Hunderten ging ein schwarzer, uns ganz unbekannter Fisch in die Netze. Unsere Beute wurde in einem Hundeschlitten an Bord der Vega gebracht, wo die gefangenen Fische theils für die Zoologen in Spiritus gelegt, theils trotz ihres häßlichen Aussehens gebraten und gegessen wurden. Ihr Fleisch war wirklich wohlschmeckend und glich dem der Aale, nur daß es feiner und weicher war, übrigens waren sie eben so zählebig wie diese, denn nachdem sie 1½ Stunden in der Luft gelegen hatten, schwammen sie, ins Wasser gekommen, eben so schnell umher wie vordem. Wie diese Fischgattung den Winter zubringt ist noch räthselhafter als das Winterleben der Insekten, da die Lagune keinen Ausfluß hat und bis auf den Grund gefroren zu sein scheint. Bei der wissenschaftlichen Untersuchung in Stockholm wurde der Fisch als zu einer neuen, mit Recht Dallia delicatissima benannten Art gehörend erklärt.

---

*) Anhang zu den Abhandlungen der (schwedischen) Akademie der Wissenschaften Bd. 2 Nr. 18 S. 52.

Zu Anfang des Juli wurde der Boden fast schneefrei, aber der Anblick war nicht besonders angenehm. Südlich stieg in terrassenförmigem Absatz der von uns so genannte Tafelberg empor. Wenn ich die Bergkuppe bei Jinretlen, wo ein von Raben bewohnter Felssteil ins Meer hinabschießt, und einige am Strand des Koljutschin-Busens stehende Klippen ausnehme, besteht die Seeküste in der unmittelbaren Nähe unseres Ueberwinterungsplatzes aus einer niedrigen Strandfläche von grobem, stets gefrorenem Sand, über dem sich eine mit dem Strande parallellaufende, mit dem von den hier zeltenden Tschuktschen zurückgelassene Kehricht aller Art bedeckte Düne erhebt. Diesen gefrorenen Sand findet man auch am Meeresgrund, der von Krebsthieren aller Art wimmelt, und auch Algen kommen, wenngleich in geringer Anzahl in dem gefrorenen Sand auf dem Grunde des Eismeers vor.

Am 17. löste sich endlich das Jahreseis nächst dem Ufer, so daß ein langer Strich Landes sich erhob, aber das Grundeis war unverrückt, und zwischen diesem lag das Jahreseis noch immer so fest, daß Alle einig waren, es würden wenigstens noch vierzehn Tage vergehen, ehe eine Aussicht zu unserer Befreiung vorhanden wäre.

Nach einem am 16. unternommenen, vergeblichen Ausflug in einem flachgehenden Boote behufs einer Auffindung von Mammutzähnen und Walknochen, saßen wir eben am 18. mit den Vorbereitungen zu einem neuen Versuch beschäftigt, bei Tische, als plötzlich eine schwache schaukelnde Bewegung des Schiffes bemerkt wurde. Palander stürmte aufs Verdeck, sah, daß das Eis in Bewegung war, ließ die Maschine heitzen, die schon längst, in der Erwartung dieser Stunde, in Ordnung gebracht war, und zwei Stunden später, am 18. Juli 3 Uhr 30 Min. Nachm., hatte die Vega geflaggt, und war unter Dampf und Segel wieder auf dem Wege nach dem ihr gesetzten Ziele zu.

Wir fanden nun, daß eine vollständig eisfreie Spalte zwischen dem Schiffe und dem offenen Wasser dicht am Strande entstanden war, wobei das Eisfeld westlich von unserem Grundeise weiter hinaus zur See rückte, so daß die Strandrinne so weit wurde, daß sie der Vega hinreichend tiefes Fahrwasser ließ. Der Kurs wurde erst nach NW. gerichtet, um die uns zunächst liegenden Treibeisfelder zu umfahren, und darauf längs der Küste der Beringsstraße zu. An der Küstenhöhe bei Jinretlen standen, als wir vorbei dampften, Männer,

Weiber und Kinder, insgesamt ins Meer hinaus nach dem Feuerroß — die Tschuktschen dürften vielleicht sagen: Feuerhund oder Feuerrennthier — blickend, das ihre Freunde aus den langen Wintermonaten her, von ihrem kalten kahlen Strande für immer entführte. Ob sie wirklich, wie sie oft ausgesagt hatten, bei unserer Abreise Thränen vergossen, konnten wir wegen der Entfernung, die uns jetzt



Reitinacka.

von ihnen trennte, nicht gewahren; doch ist es wol möglich, daß das leichtgerührte Gemüth von Wilden sie dazu bewog. Gewiß ist aber, daß bei Vielen von uns die Wehmuth der Trennung sich mit den Gefühlen stürmischer Freude, die jetzt die Brust eines jeden Mannes auf der Vega erfüllte, vermischte.

Die Vega traf auf ihrem Wege nach dem Stillen Meer keine Hindernisse durch Eis mehr an. Serdzekamen wurde in der Nacht

zum 19. um 1 Uhr 30 Min. Vorm. bei dichtem, die Umrisse des Landes halbverdeckendem Nebel passirt. Man konnte nur über die Nebelbank am Horizont weg sehen, daß diese, in der Geschichte der sibirischen Eisfahrten berühmte Landzunge mit hohen, gleich den Bergen östlich von den Bäreninseln, in ruinenähnliche Riesenmauern und Pfeiler zerklüftetem Bergen besetzt war. Das Meer war spiegelblank und fast eisfrei, einzelne Walrosse steckten ihre vom Nebel ins Ungeheure vergrößerten Häupter nahe dem Schiff in die Höhe, Massen von Robben schwammen um uns her, und Schaaren von Vögeln, die wahrscheinlich auf den steilen Felsen von Serdzekamen nisten, umschwärmten unser Fahrzeug. Vom Meeresgrunde holte das Schleppnetz zu wiederholten Malen eine reiche Ernte von Insekten, Mollusken, Krebsthieren u. s. w. herauf. Ein Zoolog hätte hier ein reiches Arbeitsfeld gefunden.

Der Nebel hielt an, so daß wir jenseits Serdzekamen alle Landsicht verloren, bis am 20. Morgens dunkle Anhöhen aufingen aufzutauchen. Es waren die Berggipfel an der östlichen Spitze Asiens: das Ostkap, eine nicht sehr passende Benennung, die ich auf der Karte gegen den Namen Kap Deschnew nach dem kühnen Kosaken, der vor 230 Jahren dasselbe zuerst umschiffte, vertauschte.

Um 11 Uhr Vorm. waren wir mitten in dem Sund, der das Nördliche Eismeer mit dem Stillen Ocean verbindet, und von hier aus begrüßte die Vega die Alte und die Neue Welt mit Flaggen und schwedischem Salut.

Endlich war also das Ziel erreicht, nach dem so viele Nationen gestrebt hatten, seitdem Sir Hugh Willoughby unter Kanonensalut und Hurrahrufen der festlich gekleideten Matrosen im Beisein einer unermeßlichen, jubelnden Menschenmenge im J. 1553 siegesgewiß die lange Reihe der Nordostfahrten eröffnete. Allein die Hoffnungen wurden, wie bereits oben gesagt, grausam getäuscht. Sir Hugh und alle seine Leute kamen als Bahnbrecher der Seefahrt Englands und der Reisen ins eisvolle Meer, das im Norden Europa und Asien begränzt, um. Zahllose andere See-Expeditionen haben seitdem dieselben Wege eingeschlagen, stets ohne Erfolg, und meist mit dem Verlust von Schiffen und von Leben und Gesundheit vieler kühnen Seeleute. Jetzt erst, nach Verlauf von 336 Jahren und nachdem die meisten in Seeschifffahrtsangelegenheiten erfahrenen Männer das Vorhaben für etwas Unmögliches erklärt hatten, ist die

Nordostpassage endlich vollendet worden. Dank dem Ordnungsinn, dem Eifer und der Tüchtigkeit der Seeleute unserer Kriegsmarine und ihrer Offiziere ist dies ohne Verlust eines einzigen Menschenlebens, außer durch Krankheit unter den Theilnehmern am Unternehmen, ohne die geringste Beschädigung des Schiffs, und unter Verhältnissen geschehen, welche zeigen, daß dasselbe in den meisten Jahren, vielleicht in jedem Jahr, wenn auch für einige Wochen, gemacht werden kann. Man möge es uns verzeihen, wenn wir unter solchen Umständen mit Stolz unsere blaugelbe Flagge am Masttop emporsteigen sahen und den schwedischen Salut in der Meerenge hörten, wo Alte und Neue Welt einander die Hände reichen. Freilich bedarf man des Weges, den wir entlang fuhren, nicht mehr als Handelsstraße zwischen Europa und China; aber es war dieser und den kurz vorhergehenden schwedischen Expeditionen vergönnt, einen Ocean für die Seefahrt zu eröffnen, und beinahe einem halben Welttheile die Möglichkeit einer Verbindung zur See mit dem Weltmeer zu gewähren.

Zwölftes Kapitel.

Geschichte, Leibesbeschaffenheit, Charakter und Sitten der Tschuktschen.

Die Nordküste von Sibirien ist jetzt, mit Ausnahme seines westlichsten und östlichen Theils im wahren Sinne des Worts unbebautes Land. Im Westen tritt zwischen der Mündungsbucht des Ob und dem südlichen Theile des Karischen Meeres die Halbinsel Jalmal hervor, die durch ihre Abgelegenheit, ihre grasreichen Ebenen und fischreichen Flüsse das irdische Paradies der heutigen Samojeden zu sein scheint. Mehre Hunderte von den Familien dieses Volks streifen hier mit zahlreichen Rennthierheerden umher. Gegen Winter ziehen sie sich in das Innere des Landes oder nach Süden hin zurück, und die Küste soll dann unbewohnt sein. Dasselbe gilt nicht nur von Beli Ostrow und dem äußersten Theil der Halbinsel zwischen Ob und Jenisej (Mattesol), sondern auch von der langen Küstenstrecke zwischen der Mündung des Jenisej und der Tschaunbai. Während der Fahrt der Vega im J. 1878 sahen wir auf dieser Strecke nicht einen

einzigen Eingeborenen. Keine Spur von Menschen konnte an dem Orte entdeckt werden, wo wir ans Land gingen, und obgleich wir eine Zeit lang nahe der Küste vorbeifuhren, gewahrten wir nur ein einziges Haus am Strande, nämlich das schon früher erwähnte hölzerne an der Ostseite der Halbinsel Tscheljuskin. Russische Simowien und Zeltplätze der Eingeborenen werden freilich an den Flüssen, ein Stück von deren Mündung entfernt, angetroffen, aber die Küstenbevölkerung hat sich in das Innere des Landes zurückgezogen oder ist ausgestorben*), und erst an der Tschaunbai wird die Nordküste Asiens wieder bewohnt, nämlich von dem Volke, mit dem wir während des letzteren Theils der Küstenfahrt der Vega im J. 1878 und während der Ueberwinterung in Berührung kamen.

*) Die nördliche Küste von Amerika bildet beständig einen Aufenhalt für eine nicht unbedeutende Eskimo-Bevölkerung, die sich noch vor einem paar Jahrzehnten bis zum 80. Breitengrade erstreckt. Da das Klima im nördlichen Theile der Alten Welt sich wenig von dem in den entsprechenden Gegenden der Neuen Welt unterscheidet, da beiderorts Reichthum an Fischen vorhanden ist, und Robben- und Walroßfang, wenigstens zwischen Jenisej und Chatanga, eben so ergiebig sein kann wie an der Nordküste von Amerika, so kommt diese, erst in späteren Zeiten entstandene Ungleichheit sehr auffallend vor. Dieser Umstand scheint mir auf folgende Weise erklärbar zu sein. Bis auf unsere Tage haben eine Menge kleiner, wilder Volksstämme in Amerika einander bekriegt, wobei die schwächeren, um der Vertilgungswuth der mächtigeren zu entgehen, gezwungen waren, sich in die Eiswüsteneien des Nordens zurückzuziehen, und sich noch glücklich schätzten, wenn sie daselbst Ruhe vor ihren Feinden und Schutz finden konnten, indem sie die für das Klima und die Nahrungsquellen passende Lebensweise der Polarvölker annahmen. Eben so war es einst in Sibirien, und man findet viele Andeutungen, daß Trümmer geschlagener Volksstämme einst von Süden nicht nur bis zur Nordküste des Festlandes sondern nach den darüber hinausliegenden Inseln gejagt wurden. In Sibirien hatten sich seit länger als vor 250 Jahren die Umstände durch die russische Eroberung ganz und gar verändert. Der Druck der neuen Herrschaft ist, trotz vieler einzelnen Gewaltthätigkeiten, für die ursprüngliche Bevölkerung doch viel weniger verderblich gewesen, als der Einfluß, den die Europäer auf Amerika gehabt haben. Die russische Herrschaft hat wenigstens in einer Hinsicht eine unbedingt wohlthätige Einwirkung geübt, indem sie die beständigen Fehden zwischen den einheimischen Völkerschaften verhinderte. Die nach dem ungastlichen Norden vertriebenen Stämme konnten zu wärmeren Himmelsstrichen zurückkehren, und wo dies nicht stattfand, sind

Zwar habe ich bereits Einiges über die Tschuktschen, ihren Charakter und ihre Lebensweise gesagt, aber ich glaube daß eine erschöpfendere Zusammenstellung dessen was die Vegafahrer in dieser Beziehung wahrgenommen haben, für den Leser von Interesse sein dürfte.

Diese, den nordöstlichsten Theil Sibiriens bewohnenden Völkerstämme wurden früher: Tsjukfi und Zuczari, und ihr Land ward verschiedentlich: Tenduc, Quinsai, Catacora u. s. w. genannt. Ein russischer Kaufmann, Michael Ostatiow der 14 Jahre in Sibirien reiste, spricht u. A. von „Koriäken und Soegtsie's, welche letztere er als ein gottloses Gesindel das den Teufel anbetet, und die Gebeine seiner Eltern herumträgt und sich derselben zu Zauberkünsten bediente" schildert. Spätere Nachrichten haben wir in der Histoire généalogique des Tartares (Leyden 1726) durch in Sibirien kriegsgefangene Schweden. Die Russen verkehrten mit den Tschuktschen schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, als eine Gesellschaft Jäger im Jahre 1646 aus dem Kolyma-Fluß ins Eismeer hinausfuhr. Oestlich hinter Kolyma trafen sie auf Tschuktschen, mit denen sie auf die folgende Art Handel trieben. Sie legten ihre Waaren auf den Strand, und sobald sie sich entfernt hatten, kamen die Tschuktschen herbei, nahmen die Waaren und legten dafür Pelzwerk, Walroßzähne oder Schnitzereien aus Walroßelfenbein hin.

Bei diesen Reisen kamen die Russen in öftere und zwar nicht immer friedliche Berührung mit den Bewohnern des nordöstlichen Theiles von Asien. Die muthigen Jäger die so viel zur Eroberung Sibiriens beigetragen und sogar auf eigene Hand mit ganzen, chinesischen Armeen kämpften, konnten doch nichts gegen die tschuktschischen Krieger ausrichten, theils wegen deren Tapferkeit, theils wegen der Unfruchtbarkeit des Landes, in dem es selbst für eine geringe Truppenanzahl nicht möglich war sich zu verproviantiren. Folgendes wird als ein Beispiel dieser Kriegszüge und des Characters sowie der Lebensweise der damaligen Tschuktschen angeführt.

Im Jahre 1701 beschwerten sich einige, Rußland tributpflichtige Jukagiren über die Einfälle der Tschuktschen und verlangten von dem

---

sie in Ermangelung neuer Zuzüge von Süden her, im Kampfe mit Kälte, Hunger und Pocken oder anderen, von den neuen Herren des Landes eingeschleppten Krankheiten untergegangen.

Kommandirenden in Anadyrsk russischen Beistand gegen jene Feinde. Hierauf wurde eine Streifpartie von 24 Russen und 110 Jukagiren von Anadyrsk aus längs der Küste bis Tschukotskoj-Nos entsandt. Diese stieß unterweges auf dreizehn von Tschuktschen, die keine Rennthiere besaßen, bewohnten Zelte, deren Insassen vergeblich aufgefordert wurden sich zu unterwerfen und Tribut zu zahlen, wonach die größere Anzahl der Männer von den Russen getödtet, die Weiber und Kinder zu Gefangenen gemacht wurden. Die nicht erschlagenen Männer brachten sich untereinander um, indem sie den Verlust des Lebens dem der Freiheit vorzogen. Einige Tage darauf hatte man aufs Neue mit 300 Tschuktschen zu kämpfen, wobei aber diese 200 Mann verloren haben sollen; die Ueberlebenden flohen, kehrten aber am nächsten Tage in zehnfacher Stärke zurück und zwangen die russisch-jukagirische Streitmacht unverrichteter Sache umzuwenden. Im Jahre 1711 wurde ein ähnlicher Feldzug in kleinem Maßstabe und mit dem gleichen Ausgang unternommen. Auf die Aufforderung Tribut zu zahlen antworteten die Tschuktschen: „Die Russen sind schon früher zu uns gekommen um Tribut und Geißeln zu fordern, was wir aber abgeschlagen haben, und so wollen wir auch fernerhin handeln.“*)

Ungefähr 15 Jahre später machte der Kosakenoberst Afanasej Schestakow der Regierung den Vorschlag den widerspänstigen Volksstamm zu unterwerfen, und zugleich von Tschukotskojnos nach der bis dahin nur gerüchtweise bekannten amerikanischen Seite hinüber zu gehen um auch der dortigen Bevölkerung Tributzahlung an Rußland aufzuerlegen. Sein Vorschlag ward angenommen. Ein Steuermann Jakob Hens, ein Geodät Michael Gwosdew, ein Mineralog Herdebol und zehn Matrosen wurden von dem Admiralitätskollegium der Expedition mitgegeben. In Jekaterinenburg erhielt Schestakow einige kleine Kanonen und Mörser nebst Zubehör, und in Tobolsk vierhundert Kosaken. In Folge vieler Unfälle, wo-

*) Als Garantie für die Unterwerfung des besiegten Volkes pflegten die Russen ihnen eine Anzahl Männer und Frauen aus den vornehmsten Geschlechtern als Geißeln fortzunehmen. Diese Personen hießen Amanaten (von dem Orientalischen aman: Begnadigung, Pardon abgeleitet? Anm. d. Bearb.) und wurden von den Russen in den befestigten Wohnplätzen in einer Art von Sklaverei gehalten.

runter auch Schiffbruch im Ochotskischen Meere, blieb ihm nur ein geringer Theil dieser Kriegsstärke zur Verfügung, als er seinen Feldzug vom Pentschinabusen aus ins Land hinein begann. Es ging ihm da auch ganz besonders unglücklich. Nach einigen wenigen Tagesmärschen stieß er unvermuthet auf eine zahlreiche Schaar Tschuktschen die ihrerseits gegen die Korjäken zu Felde gezogen waren. Am 14. (26.) März 1730 entstand ein Streit, in welchem Schestakow selbst, von einem Pfeile getroffen auf der Kampfstatt blieb, und seine Begleiter getödtet oder in die Flucht geschlagen wurden.

Einer der Theilnehmer dieser unglücklichen Campagne war der Kapitän Dmitri Paulutski, unter dessen Anführung ein neuer Feldzug gegen die Tschuktschen unternommen wurde. Mit einem Corps von 215 Russen 160 Kosaken und 60 Jukagiren brach Paulutski 12. (24.) März 1731 von Anadyrsk auf, und zog östlich von den Quellen des Anadyr dem Eismeer zu, das er aber erst nach einem Marsche von zwei Monaten erreichte. Darauf ging er, immer ostwärts die Küste entlang, theils zu Land, theils auf dem Eise, und traf nach 14 Tagen auf ein großes tschuktschisches Heer. Nachdem er sie vergeblich aufgefordert hatte sich zu ergeben, lieferte er ihnen 7. (19.) Juni ein Treffen, in welchem er sie vollständig schlug. Auf seinem Weitermarsch längs der Küste war er genöthigt sich in noch zwei Treffen einzulassen in denen er gleichfalls siegreich war. Nach den officiellen Berichten hätte er in allen drei Gefechten nur 3 Kosaken, 1 Jukagiren und 5 Korjäken verloren. Trotz aller dieser Niederlagen weigerten sich die Tschuktschen sich zu unterwerfen und Tribut zu zahlen, so daß der Gewinn der Russen auf diesem Feldzuge nur darin bestand, daß sie Schestakows Niederlage gerächt hatten und triumphirend über Tschukotskojnos marschiren konnten.

Besiegt waren also die Tschuktschen, aber nicht wirklich unterworfen. Ein neuer Versuch, zu diesem Zwecke unterblieb, weil man einsah, daß alle ihre Schätze an Walroßzähnen und Fellen kaum hinreichen durften die Kosten, selbst des unbedeutendsten Streifzuges wider sie zu decken. Die Siege Paulutski's hatten indessen dem alten Ruf der Tschuktschen als eines wilden und muthigen Volkes keinen Abbruch gethan. So heißt es in einer Anmerkung (S. 110) zu der oben erwähnten „Histoire généalogique des Tartares:“ Der nördöstlichste Theil Asiens wird von zwei verwandten Völkern den Tzuktzchi und Tzchalatzki bewohnt, und südlich von ihnen

am Ostmeere lebt ein dritter Stamm, die Olutorski. Sie sind die wildesten Völker im ganzen nördlichen Asien, wollen mit den Russen nichts zu schaffen haben und ermorden dieselben, wenn sie ihnen in die Hände fallen auf barbarische Weise, während Die, welche von den Russen gefangen genommen werden sich selbst tödten. Auf Lotteri's Karte v. J. 1760 ist die tschuktschische Halbinsel mit einer anderen Farbe bezeichnet als das russische Sibirien, und mit der Bemerkung: Tjuktzchi natio ferocissima et bellicosa, Russorum inimica, qui capti se invicem interficiunt.*) Noch im Jahre 1777 heißt es in Georgi's Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, (Th. II. S. 350) von den Tschuktschen: „Sie sind wilder, roher, stolzer, unbändiger, diebischer, falscher und rachsüchtiger als die umherziehenden Korjäken. Sie sind ebenso bösartig und gefährlich, wie die Tungusen gutmüthig sind. Zwanzig Tschuktschen schlagen fünfzig Korjäken in die Flucht. Die ihrem Lande benachbarten Ostrogen (befestigte Ortschaften) schweben sogar in beständiger Gefahr vor ihnen und kosten so viel, daß die Regierung vor Kurzem die älteste russische Niederlassung in diesen Gegenden, Anadyrsk hat eingehen lassen." Auch andere Berichte sprechen sich in demselben Sinne aus, und noch heutigen Tages gelten die Tschuktschen, ob mit Recht oder Unrecht, im ganzen Sibirien als störrisch, muthig und freiheitsliebend. Was aber die Gewalt nicht vermochte, ist auf friedlichem Wege gelungen.**) Allerdings bezahlen die Tuschktschen keine anderen als kleine Jahrmarkts-Abgaben aber eine lebhafte Handelsverbindung besteht zwischen ihnen und den Russen und mehre

*) Die Tschuktschen eine sehr wilde und kriegerische Nation, feindselig gesinnt den Russen, tödten sich, wenn gefangen genommen, gegenseitig.]

**) Lütke sagt (Ermanns Archiv III S. 464) daß die friedlichen Beziehungen zu den Tschuktschen nach einem Friedensschluß begann, der zehn Jahre nach der Räumung von Anadyrsk zu Stande kam, in welcher Stadt nämlich 36 Jahre hindurch eine Garnison von 600 Mann lag, die dem Staate über eine Million Rubel gekostet hatte. Diesen „Frieden" hat das früher so streitlustige Volk bis auf den heutigen Tag gewissenhaft gehalten, bis auf einige Jahrmarktsstreitigkeiten, welche den Generalgouverneur von Ostsibirien, Treskin, veranlaßten im Jahre 1817 einen Handelstraktat mit ihnen abzuschließen, der wie es scheint, zur Zufriedenheit und zum Vortheil beider Kontrahenten getreulich gehalten wurde.

Reisende haben ohne Ungelegenheiten ihr Land bereist oder sind längs der ziemlich dicht bevölkerten Seeküste gefahren.

Von früheren Besuchern werden außer Bering, Cook und anderen Seefahrern, welche die Zeltplätze der Küsten-Tschuktschen besuchten, noch genannt:

Der Kosak Peter Iliin Sin Popow 1771, der sehr interessante Mittheilungen über seine Beobachtungen gemacht hat (Müller Sammlung russischer Geschichten III S. 56)*) — Billings besuchte das Tschuktschenland 1791 — Ferdinand von Wrangel kam auf seinen berühmten sibirischen Reisen oft in Berührung mit ihnen und lieferte viele Notizen über sie (Wrangels Reisen Band 1 und 2) — Friedrich von Lütke machte ihre Bekanntschaft auf seiner Weltumschiffung 1826—29. Zu bemerken ist dabei, daß die Küstenbevölkerungen zwischen dem Anadyr und Kap Deschnew die er besuchte, nicht zum Stamm der Tschuktschen gehören, sondern mit den Eskimos auf der amerikanischen Seite der Berings-Straße verwandt sind und Nomollo's heißen. — Kapitain Moore, der die englische Franklin-Expedition an Bord des „Plover" führte, überwinterte 1848—49 bei Tschukotskojnos. Die dabei gemachten Beobachtungen finden sich in dem wichtigen Buche des Lieutenants Hooper: Ten months among the tents of the Tuski, London 1853 — C. von Dittmar**) reiste 1853 im nördlichen Kamtschatka, wo er mit Rennthier-Tschuktschen und besonders mit Korjäken in Berührung kam; was er über Erstere berichtet hat er aus den Mittheilungen des Kaufmannes Trifonow aus Nischnij Kolymsk, der 28 Jahre mit Jenen Handel trieb und öftere Reisen dorthin machte. — Interessante Mittheilungen über die Rennthiertschuktschen lieferte Baron v. Maydell, der 1868 und

*) Müller hat gleichfalls einige andere Nachrichten über die Tschuktschen vor dem Vergessenwerden gerettet; dieselben wurden bald darauf bei Anadyrsk gesammelt. Wenn man nun diese Berichte liest, so findet man nicht nur, daß die Tschuktschen auch die amerikanischen Eskimos kannten, sondern auch daß Sagen von den Indianern des westlichen Amerika bis zu ihnen gedrungen, und durch die Behörden in Sibirien weiter nach Europa gekommen waren, ein Umstand, der vielleicht bei der Beurteilung der Schriften Herodot's und Marco Polo's beobachtet zu werden verdient.

**) Ueber die Korjäken und die ihnen sehr nahe verwandten Tschuktschen (Bulletin historico-philologique de l'Académie de St. Pétersbourg T. XIII 1856 S. 126.)

1869 mit Dr. Karl von Neumann eine Reise von Jakutsk nach der Koljutschin-Bucht machte. — Steller und Krascheninnikow die in ihren Schriften nur nebenbei von den eigentlichen Tschuktschen sprechen, aber sehr wichtige Nachrichten von den mit ihnen, etwa wie die Spanier mit den Portugiesen, anverwandten Korjäken liefern.

Gleich den Lappländern und den meisten europäischen und asiatischen Polarvölkern, zerfallen die Tschuktschen in zwei Abtheilungen, welche dieselbe Sprache sprechen und sich als zu einem und demselben Volksstamme gehörend betrachten, dennoch aber eine sehr verschiedene Lebensweise führen. Die eine Abtheilung besteht aus Rennthier-Nomaden, welche mit ihren oft sehr zahlreichen Rennthierheerden zwischen der Berings-Straße, Indigirka und der Pentschina-Bucht umherschweifen; die andere besteht aus den Küsten-Tschuktschen, welche keine Rennthiere besitzen, aber in festen, jedoch leicht beweglichen und oft von ihrer Stelle verlegten Zelten, längs der Küste zwischen der Tschaun-Bai und der Berings-Straße wohnen. An der anderen Seite des Ostkaps aber längs der Küste des Beringmeeres trifft man einen anderen, den Eskimos sehr nahe verwandten Volksstamm an. Es sind dies Wrangel's: Onkilon, Lütke's: Namollo. Jetzt haben sich doch auch Tschuktschen auf einigen Punkten dieser Küstenstrecke niedergelassen, und ein Theil der Eskimos hat die Sprache des vornehmeren Tschuktschenstammes angenommen. Die Einwohner an der St. Lorenz-Bai sprechen also Tschuktschisch mit einigen fremden Wörtern dazwischen, und unterschieden sich, was Lebensweise und Aussehen betrifft, nur wenig von den Tschuktschen die wir im Laufe des Winters fast von allen Gegenden der tschuktschischen Halbinsel her kennen lernten. Ebenso verhielt es sich mit den Eingeborenen, welche an Bord der Vega kamen, während sie dem Ostkap vorbeifuhr, und mit den beiden Familien, die wir in der Konjam-Bai trafen; aber die Eingeborenen des nordwestlichen Theils der St. Lorenz-Insel sprachen einen, der tschuktschischen Sprache ganz unähnlichen Eskimo-Dialekt. Was die Zahl der Bevölkerung des ganzen Tschuktschenlandes betrifft, so dürfte sie jetzt sich auf 4000 bis 5000 Individuen belaufen, und zwar jede der beiden Theile zu 2000 bis 2500 Personen gerechnet.

In der Sprache des Volkes scheinen keine sehr von einander abweichende Dialekte vorzukommen. Ob fremde, andere asiatische

Sprachen in das Tschuktschische aufgenommen sind, wurde nicht bekannt, russische Wörter gewiß nicht.*)

Wie die meisten Polarvölker, sind die heutigen Tschuktschen wahrscheinlich eine Mischlings-Race; diese Ueberzeugung gewinnt man bei einer genauen Beobachtung der Bewohner eines größeren Zeltlagers. Ein Theil besteht aus riesigen Gestalten mit borstenähnlichen, rabenschwarzem Haar, braunem Teint, hoher, gebogener Nase, kurz den nordamerikanischen Indianern ähnlich; ein anderer Theil erinnert durch schwarzes Haar, schwachen Bartwuchs, platte Nase oder vielmehr hervorstehende Backenknochen und schiefe Augen an die mongolische Race, und wieder Andere können durch helle Farbe des Gesichtes und dessen Form zu dem Verdacht berechtigen, daß sie von russischen Deserteuren oder Kriegsgefangenen abstammen. Der gewöhnlichste Typus ist: Mittelgröße, aufrechtstehendes, grobes, schwarzes Haar, nach oben schmal zulaufende Stirne, zartgebildete Nase deren Wurzel aber doch oft eingedrückt ist, horizontal liegende, durchaus nicht kleine Augen, ausgeprägte schwarze Augenbrauen, lange Wimpern, hervorstehende oft von Frost angeschwollene Backenknochen, die besonders stark hervortreten, wenn man das Gesicht im Profil betrachtet, heller, nicht sehr brünetter Teint, bei jungen Frauen oft so roth und weiß, wie der der Europäerinnen. Fast Alle sind stark und gut gewachsen, Krüppel sahen wir unter ihnen nicht. Die jüngeren Frauenzimmer erscheinen zuweilen recht anmuthig, wenn man den unangenehmen Eindruck des Schmutzes, der nur von den Schneewirbeln abgewaschen wird, und des widerwärtigen Thrangestankes den sie im Winter von den dumpfigen Zeltkammern an sich haben, los werden kann. Die Kinder machen durch ihr frisches Aussehen und ihr freundliches, anständiges Wesen fast immer einen angenehmen Eindruck.

Das Volk ist abgehärtet aber, wenn Mangel an Nahrungsmitteln nicht zu Anstrengungen zwingt, sehr bequem. Auf den Jagdzügen bringen die Männer den ganzen Tag bei 30 bis 40° Kälte, ohne Schutz und ohne Essen oder Feuerung mitzunehmen, auf dem Eise zu, wobei der Durst mit Schnee gelöscht, der Hunger, wenn die Jagd gut ausfällt, mit dem Blute und Fleische des erlegten Wildes

*) Eine sehr brauchbare tschuktschische und korjakische Sprachlehre hat Radloff verfaßt, Petersburg 1861. — Anm. d. Bearb.

befriedigt wird. Fast unbekleidete Frauenzimmer bringen bei strenger Kälte oft eine ganze Weile außerhalb des inneren Zeltes oder der Zeltkammer, wo die Thranlampe eine oft drückende Wärme unterhält, zu, und hegen kein Bedenken bei der niedrigen Temperatur des ungeheizten äußeren Zeltes fremden Besuchern auf einige Augenblicke ein- oder zweijährige nackte Kinder zu zeigen. Trotzdem sind Krankheiten, wenn ich die im Herbst vorkommenden Husten und Schnupfen abrechne, sehr selten; doch sind Ausschläge und vom Frost herrührende Geschwüre so häufig, daß der Aufenthalt im innern Zelte für Europäer ekelhaft wird.

Einem Begräbniß oder einer Hochzeit beizuwohnen hatten wir keine Gelegenheit. Es scheint, daß man die Todten zuweilen verbrennt, zuweilen dieselben mit Waffen, Schlitten und Hausgeräthen den Raubthieren als Futter auf die Marsch hinlegt.*) Ueber den am 15. Oktober auf letztere Weise begrabenen oder ausgelegten Mann berichtet Dr. Almqvist der den Platz am nächsten Tag (16. Oktober) besuchte, also:

„Der Ort war 5 bis 7 Kilometer vom Dorfe Jinretlen nahe am Schlusse des kleinen, sich von diesem Dorfe in südlicher Richtung hin landeinwärts erstreckenden Thales gelegen. Der Leichnam war auf einer kleinen Anhöhe hingelegt, mit Schnee überdeckt und nicht sehr steif gefroren. Nachdem er losgeeist war, zeigte sich in dem

---

*) Sarytschew berichtet nach der Mittheilung des Dolmetschers Daurkim (der von 1787 bis 1791 unter den Rennthiertschuttschen lebte, um ihre Sprache und Sitten zu lernen und ihnen die Ankunft von Billings Expedition zu melden), daß die Tschuktschen ihre Todten mit verschiedenen Ceremonien verbrennen. Die Küstenbevölkerung, mit der Hooper verkehrte, legte dagegen ihre Todten auf verschiedene Stellagen, auf denen sie von den Raben gefressen wurden oder vermoderten.**)

**) Nicht nur die Tschuktschen, Jakuten und andere, diesen verwandte Stämme setzen ihre Todten aus, sondern auch mehre amerikanische Völker thun dieses u. A. die Irokesen, welche ihre Todten auf die Erde legen und beim großen Todtenfeste die Leichen in ein gemeinschaftliches Grab tragen; Die Apalatschen, die ihre Todten den wilden Thieren des Waldes überlassen; die Tschokthas und andere Stämme lassen die Leichen in freier Luft verwesen, dann alle Knochen in einem Leichenhause sammeln, und wenn dieses voll ist, schließlich dieselben aufhäufen und mit Erde bedecken. Auch bei den Dajaken auf Borneo und den wilden Battak's auf Sumatra herrschen ähnliche Gebräuche. — Anm. d. Bearb.)

unter ihm liegenden Schnee und Eis keine eigentliche Vertiefung. Er lag in der Richtung von N. N. W. nach S. S. O., den Kopf nach ersterer Weltgegend hin ausgestreckt. Unter dem Haupte lagen zwei schwarze abgerundete Steine, wie die Tschuktschen sie in ihrer Wirthschaft gebrauchen. Die Kleider waren von Raubthieren vom Körper abgerissen, der Rücken unberührt, aber Gesicht und Brust arg benagt, Arme und Beine fast vollständig aufgefressen. Auf der Höhe sah man deutliche Spuren von Wölfen, Füchsen und Raben. Dicht an die rechte Seite der Leiche hatte man die Waffen und häusliche Geräthschaften gelegt, welche Johnsen Tags vorher mitgebracht hatte. Neben den Füßen fand sich ein vollständig zerschlagener, augenscheinlich neuer und auf dem Platze selbst auseinandergehauener Schlitten. Nicht weit davon sahen wir auf dem Schnee Fetzen von Pelzjacke und Fußbekleidung, (Beides neu und von ausgezeichneter Beschaffenheit) welche die Raubthiere zweifellos abgerissen und umhergeschleppt hatten. Auf der Anhöhe fanden sich außerdem noch fünf oder sechs andere Gräber vor, die durch kleine Steine und einen Holzklotz auf dem flachen Boden liegend bezeichnen. Einige von diesen Gräbern waren mit einer Sammlung von Rennthiergeweihen geschmückt. Den Kopf des Tschuktschen hielt ich mich für befugt mitzunehmen, da ihn sonst die Wölfe aufgefressen haben würden; er wurde mit an Bord genommen und daselbst skeletirt."

Die Tschuktschen bauen weder Schneehütten noch hölzerne Häuser, da sich kein Bauholz im Land der Küsten-Tschuktschen findet und dergleichen Häuser sich nicht für Rennthiernomaden passen. Sie wohnen Winter und Sommer über in Zelten von einer eigenthümlichen, bei anderen Völkern nicht vorkommenden Construction. Um Schutz gegen die Kälte zu gewähren ist nämlich das Zelt doppelt, indem die äußere Umhüllung ein inneres Zelt oder eine Schlafkammer umschließt. Letztere ist von parallelepipedischer Form, ungefähr 3,5 Meter lang, 2,2 Meter breit und 1,8 Meter hoch. Sie ist von dickem, warmen Rennthierfell umgeben und außerdem noch auf dem Dache mit einer Lage Gras gedeckt. Der Fußboden besteht aus einem Walroßfell, das über einen Zwischenboden von Reisig und Stroh gespannt wird. Zur Nacht wird der Boden mit einer Matte von Rennthierfell überzogen, welche am Tage fortgenommen wird. Die Räumlichkeiten an den Seiten des inneren Zeltes sind

gleichfalls mit Vorhängen abgesperrt und dienen als Vorrathskammern Der Geruch der im innern Zelt hangenden, dasselbe beleuchtenden und wärmenden drei Thranlampen, die im engen Raum zusammengepferchten Menschen, die dort ganz nackt weilen, die Bereitung der Speisen und oft sogar die Verrichtung der natürlichen Bedürfnisse, das Alles macht die Atmosphäre in diesem Raume ekelhaft und unerträglich.

Im Sommer wohnt, kocht und arbeitet man im äußeren Zelte; dieses besteht aus zusammengenähten Seehunds- und Walroßfellen, die aber mitunter so alt, ohne Haar und löcherig sind, daß sie von mehren Generationen gebraucht geworden zu sein scheinen. Die Felle des äußeren Zeltes sind über, sorgfältig mit Fellriemen zusammengebundene Holzribben gespannt; diese Ribben ruhen theils auf Stützen, theils auf Dreifüßen aus Treibholz; die Stützen sind in den Boden geschlagen und der Dreifuß erhält die nöthige Festigkeit durch einen schweren Stein oder einen mit Sand gefüllten Sack aus Robbenfell, der in der Mitte aufgehängt ist. Um dem Zelt eine weitere Festigkeit zu verleihen, wird ein noch schwererer Stein auf dieselbe Weise an einem in der Spitze des Zeltdachs angebrachten Riemen aufgehängt, oder aber die Spitze des Dachs wird mit starken Riemen am Erdboden befestigt. An einer Stelle wurde hierzu eine Talje von einem gescheiterten Schiff verwendet, die mit einem Flaschenzuge zwischen der Spitze und einem im Erdboden eingefrorenen eisernen Haken festgespannt war. Außerdem wurden die Ribben in jedem Zelt mit Querstützen in der Form eines T gesteift.

Den Eingang bildet eine niedrige Thür, die im erforderlichen Falle mit einem Rennthierfell geschlossen werden kann. Der Fußboden im äußeren Zelt besteht aus der bloßen Erde; er wird sauber gehalten, und das wenige Hausgeräth ist mit Sorgfalt und ordentlich längs der Wände an der inneren oder äußeren Seite vom Zelte aufgehängt. Nahe dem Zelte befinden sich einige in die Erde eingeschlagene mannshohe Pfeiler mit Querleisten, auf welche die Böte aus Fell, Ruder, Wurfspieße gelegt und an denen die Fisch- und Robbennetze aufgehängt werden.

In der Nähe der Wohnung liegt das Vorrathshaus, welches aus einem, an irgend einer passenden Stelle in den Erdboden gegrabenen Keller besteht. Oft werden auch Bauplätze von alten

Onkilon-Wohnungen dazu verwendet. Der Eingang zu diesen Kellern ist gewöhnlich mit angeschwemmtem Bauholz gedeckt und mit Steinen beschwert; an einem Orte bestand die Thür oder richtiger gesagt die Kellerluke aus einem Walfischschulterblatt. Wegen des unbegränzten Vertrauens welches sonst zwischen den Eingeborenen und uns herrschte, waren wir über die Unlust, die sie Anfangs zeigten, den Leuten von der Vega den Zutritt zu diesen Magazinen zu gestatten, ganz erstaunt. Möglicherweise hatte sich das Gerücht von unseren Grabungen nach alten Geräthschaften an den Baustellen der Onkilon, von Irkaipij bis nach Koljutschin verbreitet und wurden dieselben als Plünderungsversuche ausgelegt.

Die Zelte liegen stets am Meeresstrande, oft auf den engen Landzungen, welche die Küstenlagunen von der See trennen. Sie werden in einigen Stunden aufgeführt und abgebrochen. Eine tschuktschische Familie hat es daher leicht, mit der Wohnung oft zu wechseln; so ziehen sie denn auch von einem Dorf zum andern, und nehmen nur die Zeltumhänge, Hunde und die nothwendigsten Pelzwaaren samt den Hausgeräthschaften mit; das Uebrige wird uneingehägt, unverschlossen und unbewacht an der alten Wohnstätte zurückgelassen, und bei der Rückkehr der Eigenthümer unberührt wiedergefunden.

Die Böte werden aus Walroßfell verfertigt, zusammengenäht und über ein leichtes Gestell von Ribben aus Holz- und Knochenstücken gespannt. Das tschuktschische große Boot (atkuat), von den Russen bajdar genannt, kommt an Form und Größe ganz und gar dem umiak oder Weiberboote der Grönländer gleich. Es ist so leicht, daß vier Männer es auf die Schultern laden können, und dabei doch so geräumig, daß dreizig darin zum Fahren Platz hätten. Anatkuat oder einsitzige Böte sieht man nur selten, sie sind viel schlechter gebaut und häßlicher als das kajak der Grönländer. Die großen Böte werden mit breitschaufeligen Rudern regiert, von deren jedem ein Mann oder eine Frau nur ein einziges handhabt. Vermittelst dieser Ruder kann eine genügende Anzahl Ruderer eine Zeit lang die Geschwindigkeit des Bootes bis auf zehn Kilometer in der Stunde bringen; gleich den Grönländern lassen sie doch oft die Ruder rasten um auszuruhen, zu plaudern und zu lachen. Dann rudern sie wieder einige Minuten aus allen Kräften, ruhen abermals, rudern dann aufs Neue u. s. w. Ist das Meer mit dünnem, jungem Eise bedeckt, so setzen sich zwei Mann ganz vorn ins Boot, mit dem einen Bein

über den Schiffsrand, um das Eis entzwei zu treten. Im Winter werden die Böte umgelegt, und statt ihrer die Hundeschlitten in Bereitschaft gesetzt.

Die Hunde werden nicht mit Zügeln gelenkt, sondern durch beständiges Rufen und Bedrohen und zugleich mit Schmitzen von einer langen Peitsche. Außerdem befindet sich auf jedem ordentlich ausgestatteten Schlitten ein kurzer dicker Stock mit Eisen beschlagen und einer Menge eiserner Ringe am oberen Ende. Wenn nichts Anderes hilft, so wird dieser Stock nach dem widerspänstigen Hunde geworfen, und ist so schwer, daß das Thier leicht seinen Tod durch einen solchen Wurf findet. Das wissen die Hunde auch, und haben daher eine solche Furcht vor diesem barbarischen Werkzeuge, daß schon das Rasseln mit den daran befindlichen Ringen hinreicht, sie zu den höchsten Anstrengungen anzutreiben. Die tschuktschischen Hunde sind von derselben Race, aber kleiner als die der Eskimos in Dänisch-Grönland. Sie ähneln den Wölfen, sind hochbeinig, langhaarig, zottig, kurzöhrig und von verschiedener Farbe. Da sie stets nur zum Ziehen nie aber zum Bewachen verwendet wurden, weil Diebstahl und Gewaltthätigkeit nicht vorkommen, so ist es kein Wunder, daß sie das Vermögen zu bellen vergessen oder vielleicht nie besessen haben. Wir hatten zwei schottische Schäferhunde an Bord. Diese jagten anfänglich durch ihr Gebell den Einwohnern einen außerordentlichen Schrecken ein; den tschuktschischen Hunden gegenüber nahmen sie bald dieselbe überlegene Stellung ein, wie die Europäer sich den Wilden gegenüber anmaßen. Wenn ein Hund getödtet werden sollte, so stach ihn der Tschuktsche mit seinem Spieß und ließ ihn dann verbluten. Selbst wenn die Hungersnoth so groß war, daß die Eingeborenen in Pitlekaj und Jinretlen hauptsächlich von den Speisen lebten, die wir ihnen schenkten, aßen sie die getödteten Hunde nicht, hatten jedoch nichts dagegen, einen erschossenen Raben zu verzehren.

Die Kleidung der Tschuktschen wird aus Rennthier- und Robbenhäuten gemacht; erstere hat den Vorzug im Winter, weil sie wärmer ist. In dieser Jahreszeit tragen die Männer zwei Pelzjacken, deren untere aus dünnem Fell, mit den Haaren nach innen, besteht, während die äußere aus dickem Fell, mit den Haaren nach außen gekehrt verfertigt ist. Außerdem tragen sie, wenn es regnet oder nasser Schnee fällt, einen Regenrock aus Därmen oder aus Baumwollen-

zeug, das sie „Kaliko" nennen und der oft sehr zierlich garnirt ist. Auch rothe und blaue Wollenhemden, die sie von uns erhalten hatten, trugen sie über den Pelzjacken, und unter ihnen zwei Paar eng anliegende, und bis an die Fußbiege reichende Beinkleider (deren unterstes die Haare nach innen, das oberste dieselben nach außen gekehrt hat). Die Fußbekleidung besteht in Mokassins aus Rennthier- oder Robbenfell, die Sohlen derselben sind aus Walroß-



Tschuktschische Kinder.

oder Bärenfell mit den Haaren nach innen, und die Strümpfe aus Robbenfell und Heu. Als Kopfbedeckung dient eine mit Perlen gestickte Kappe, über der bei strenger Kälte noch eine zweite mit Hundefell besetzte getragen wird. Diese letztere schließt oft dicht unter dem Kinn und breitet sich mit einem sehr gutsitzenden Kragen über die Schultern hin. Dazu kommt ein Halstuch von Fell oder eine Boa und eine Kinnbinde aus mehrfach gelegtem Rennthierfell oder aus verschiedenartigen und schachbrettähnlichen Rauten zusammengenähten Fellen. Im Sommer und noch weit in den Herbst hinein gehen

die Männer barhäuptig, obgleich das Scheitelhaar bis auf die Wurzel abgeschnitten ist. In der warmen Jahreszeit besteht die sehr einfache Tracht der Männer aus einer Felljacke, dem Regenrock, einem Paar Hosen und langschäftigen Mokassins; dagegen tragen sie oft Perlbänder in den Ohren und ein Kinnband mit großen geschmackvoll gereihten Perlen oder um die Stirn ein Lederband mit einigen größeren Perlen, deren Anzahl die Menge der erlegten Feinde anzeigen soll, was aber bei der jetzigen Sinnesart des Volkes nur die Reminiscenz einer Sage von alten kriegerischen Zeiten zu sein scheint. Zur Tracht der Männer gehört ferner ein oft mit Perlen und silbernem Besatz hübsch geschmückter Augenschirm, der besonders im Frühling gegen das grelle von der Schneefläche zurückgestrahlte Sonnenlicht getragen wird. Um diese Jahreszeit ist die Schneeblindheit allgemein, und trotzdem schienen die Schneebrillen wie sich deren die Eskimos und auch die Samojeden bedienen, hier unbekannt zu sein. Die Männer sind nicht tätowirt, tragen aber mitunter ein schwarz oder roth gemaltes Kreuz auf den Backen. Das Haar wird, wie gesagt, bis an die Wurzel beschnitten, mit Ausnahme eines kurzen Büschels mitten auf dem Scheitel und eines kleinen Saums am Haarboden. Die Weiber tragen langes Haar, mitten auf der Stirne gescheitelt und mit Perlenbändern zu Flechten, welche die Ohren entlang herabhangen, zusammengeflochten. Sie sind sehr oft im Gesicht, zuweilen auch auf den Armen oder anderen Theilen des Körpers tätowirt, wobei gewisse Striche vielleicht erst bei der Verheirathung eingeätzt werden. Im Winter gleicht ihre Tracht der der Männer, nur daß die äußere Pelzjacke länger und weiter ist, ebenso das Beinkleid und die Aermel. Da die Jacke hinten sehr tief ausgeschnitten wird, so ist ein Theil des Rückens bloß, selbst bei 30 ja 40 Grad Kälte. Im inneren Zelt gehen sie fast nackt bis auf ganz kurze Unterbeinkleider von Fell oder „Kaliko" oder einen schmalen Schamgürtel. Auf dem nackten Körper tragen sie außerdem einen oder zwei lederne Riemen um einen Arm, einen ähnlichen um den Hals und den Leib, sowie ein eisernes, seltener ein kupfernes Armband um die Handwurzel. Die jüngeren Frauenzimmer schienen sich in diesem Kostüm nicht gerne vor Fremden sehen zu lassen. Die Kleider der Kinder gleichen denen der Eltern. Die Kleinen werden in ein weites Fellfutteral gesteckt, das unten an den Armen und Beinen zugenäht ist, und an dem hinten ein viereckiges Loch angebracht ist,

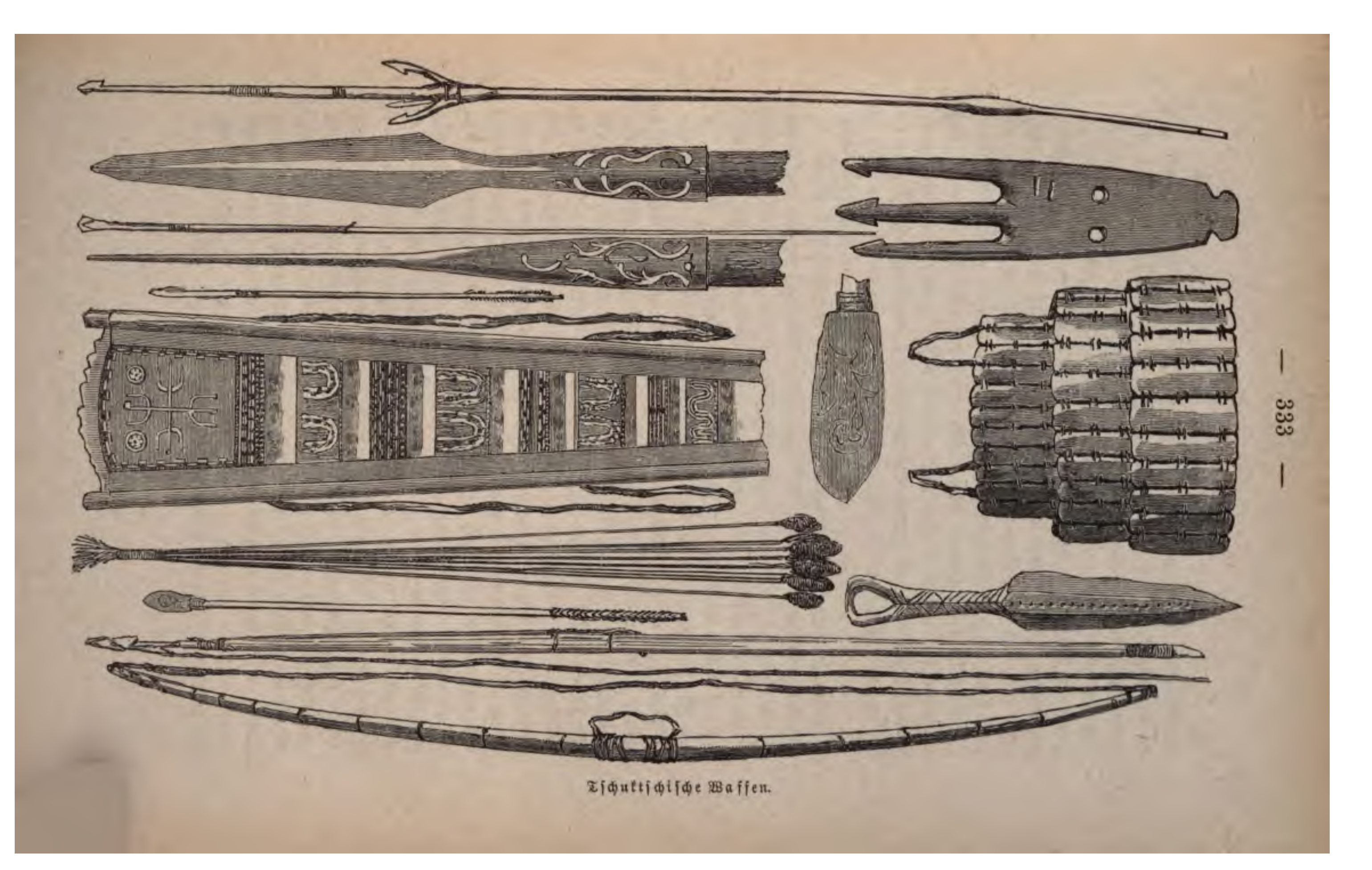
durch welches der verwelkte Theil einer Moosart zur Aufnahme von Exkrementen bestimmt, hineingesteckt und zur Zeit gewechselt wird.

Im Winter bedienen sich Männer und Weiber der Schneeschuhe, welche denen der Indianer ganz gleich und höchst zweckmäßig sind. und an die man sich leicht gewöhnt. Eine andere Art wurde von einem Tschuktschen ausgeboten; sie bestand aus einem Paar ungeheuer breiter, auf beiden Seiten aufwärts gebogener Schlittschuhe von dünnem, mit Robbenfell überzogenem Holz, und scheint als eine Art Schlitten gebraucht zu werden.

Um den Reinlichkeitssinn der Tschuktschen scheint es schlecht bestellt zu sein. So z. B. bedienen sich die Frauen des Urins als Schönheitswasser. Bei einem gemeinschaftlichen Mahle wird die Hand sehr oft als Löffel gebraucht und am Schlusse des Essens geht, wenn es an Wasser fehlt, eine Schale mit frisch gelassenem Urin umher, in welcher die Hände gewaschen werden. Die Kleider wechseln sie selten, und wenn auch das Obergewand neu und rein ist, so sind doch die Unterkleider sehr schmutzig und ziemlich voll Ungeziefers. Das Essen wird oft auf eine für uns ekelhafte Weise genossen, so z. B. geht ein Leckerbissen von Mund zu Mund, das Eßgeschirr wird zu mancherlei Sachen benutzt und selten gewaschen u. s. w. Dagegen wird in den Zeltkammern in gewissen Dingen auf große Ordnung gesehen, so ist u. a. im Zelt nicht erlaubt, auf den Fußboden zu spucken, sondern in ein Gefäß, das auch im Nothfall als Nachtgeschirr dient u. s. w. Früher mußten gute und schöne Waffen bei einem so kriegerischen Volke, wie die Tschuktschen waren, in hohem Preise gewesen sein, jetzt sind sie aber seltene Antiquitäten. Einen elfenbeinernen Panzer und Bruchstücke eines zweiten erstand ich durch Tausch. Die Panzerplatten bestehen aus 12 Centimeter langen, 4 Centimeter breiten und 1 Centimeter dicken Elfeinbeinscheiben, in deren Ecken Löcher für die ledernen Riemen, durch welche sie aneinander festgebunden werden, gebohrt sind. Diese Aneinanderheftung ist so gemacht, daß das ganze Panzerhemd. wenn es nicht gebraucht wird, zusammengelegt werden kann. Außer Spieß und Panzer verwendeten die alten Tschuktschen auch Bogen im Kriege, jetzt aber nur zur Jagd und es scheint, daß sie auch dazu bald außer Gebrauch kommen werden, doch treffen noch mehre Eingeborene sehr gut mit dem Bogen. In den unserer Winterstation benachbarten Zeltplätzen

befanden sich ein paar Pistongewehre mit Zündhütchen, Pulver und Blei, wurden aber offenbar wenig gebraucht und mein Versuch, die Tschuktschen durch das Versprechen einer Büchse mit der nöthigen Ammunition zu längeren Reisen zu verlocken, mißlang ganz und gar. Als der Tschuktsche, der unsere Briefe nach Nischnij Kolymsk befördert hatte, bei seiner Rückkehr mit einem rothen Hemd, einem Gewehr, Zündhütchen, Kugeln und Pulver belohnt wurde, wollte er das Gewehr mit sämtlichem Zubehör gegen eine Axt umtauschen.

Der Hauptnahrungszweig der Tschuktschen besteht aus Jagd und Fischerei. Außer Fisch und Fleisch verzehren sie noch ungeheure Massen Gemüse und andere Gegenstände aus dem Pflanzenreiche, wie z. B. im Sommer Bergbrombeeren, Heidelbeeren u. s. w., die im Innern des Landes in großer Menge vorkommen sollen, ja selbst saftige Blätter und Stengel verschiedener Gewächse. Die Zubereitung der Speisen ist, wie bei den meisten wilden Völkern, höchst einfach. Abwechselnd mit dem rohen Fleisch erlegter Thiere werden auch Stücke Speck, Mark so wie Därme, die durch Drücken zwischen den Fingern von ihrem Inhalt befreit werden, genossen. Fisch wird nicht nur roh, sondern auch so hart gefroren, verzehrt, daß er entzwei gebrochen werden kann. Vorkommenden Falles versäumen sie nicht, das Essen zu kochen oder die Stücke Fleisch über der Thranlampe zu rösten — das Wort „rösten" sollte hier eigentlich durch „anrußen" ersetzt wergen. Im Sommer kochen sie mit Holz im Freien oder im Außenzelte, und in letzterem während des Winters nur im äußersten Nothfalle. — Andere Gabeln als ihre Finger kennen die Tschuktschen nicht, und selbst der Gebrauch des Löffels ist nicht allgemein, obgleich sich einzelne eines solchen von Kupfer, Eisenblech oder Knochen bedienen. Die Suppe wird oft unmittelbar aus dem Kochtopf getrunken oder mit hohlen Knochen geschlürft, die auch als Trinkbecher gebraucht und ebenso wie die Löffel am Gürtel befestigt werden. Sie genießen auch die mit einem Hammer ganz fein auf einem Walfischbein oder Steinen pulverisirten Knochen, die dann mit Wasser und Blut als Suppe zubereitet werden. Anfangs glaubten wir, daß dieses Gericht nur für die Hunde bestimmt sei, später aber hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß auch die Eingeborenen selbst davon aßen, und zwar lange vor der Zeit, ehe sie Mangel an Lebensmitteln hatten.



Tschuktschische Waffen.

Während des Winters kam ein großer Theil der Bevölkerung aus Jinretlen, Pitlekaj, ja noch von jenseits Irgunnuks täglich an Bord, um Essen zu erbetteln oder einzutauschen. Dabei gewöhnten sie sich denn bald an unsere Lebensmittel, besonders gerne mochten sie Erbsensuppe, Grütze; diese letztere legten sie gewöhnlich in einen Schneehaufen zum Frieren, und nahmen sie dann in der gefrorenen Gestalt mit sich in ihre Zelte. Salz gebrauchten sie nicht, aber vom Zucker waren sie ganz und gar entzückt. Thee tranken sie gleichfalls gern, obgleich Wasser ihr hauptsächlichstes Getränk ist; doch waren sie im Winter, infolge der Schwierigkeit, über den Thranlampen genügend Eis zu schmelzen, manchmal gezwungen, den Durst mit Schnee zu löschen. An Bord verlangten sie oft Wasser, das sie in großer Menge tranken.

Vom Branntwein, den sie auch Feuerwasser (akmimil) nennen, waren sie große Liebhaber, und das Versprechen desselben war das wirksamste Mittel, einen widerstrebenden Tschuktschen fügsam zu machen Daß dabei nicht die Befriedigung des Geschmackes, sondern der Rausch der Hauptzweck war, beweist der Umstand, daß sie oft als Preis für einen Gegenstand, von dem sie merkten, daß ich ihn gerne haben wollte, sich soviel Branntwein ausbedangen, daß sie vollkommen davon berauscht wurden. Doch habe ich selbst mehre Male gesehen, daß zwei kleine Schnäpse hinreichten, sie zum Taumeln zu bringen. Während des Rausches sind sie munter, froh und freundlich, aber lästig durch ihre übergroßen Liebkosungen. In einer Gesellschaft mit betrunkenen Eingeborenen muß man sich wohl in Acht nehmen, daß man nicht unvermuthet einen Kuß von irgend einem alten schmierigen Robbenschläger bekommt. Auch die Weiber tranken gern ein Gläschen, waren aber offenbar den Rauschmitteln nicht so ergeben, als die Männer. Wenn, wie es ein paarmal im Winter der Fall war, eine Zeltgesellschaft das Glück hatte, von der Beringsstraße einen größeren Branntweinvorrath zugeschickt zu erhalten, so war die Trunkenheit allgemein, und nicht nur blaugelbe Augen waren, wie oben erzählt, die Folgen, sondern es kamen hier im Frühling in den der Beringstraße näher liegenden Dörfern sogar zwei Mordthaten vor, von denen die eine wenigstens von einem betrunkenen Mann begangen war.

Der Tabak ist allgemein im Gebrauch, sowol zum Rauchen

wie zum Kauen*). Jeder Eingeborene trägt eine den tungusischen ähnliche Pfeife und einen Tabaksbeutel bei sich. Der Tabak ist verschiedener Art, sowol russischer wie amerikanischer, und wenn der Vorrath davon erschöpft ist, so gebraucht man inländische Ersatzmittel. Der Vorzug scheint dem süßen starken Kautabak, wie ihn die Seeleute gewöhnlich nehmen, gegeben zu werden. Um den Tabak, der nicht vorher mit Melassen getränkt ist, süß zu machen, pflegen die Männer, wenn sie ein Stück Zucker erhalten, denselben zu zerkrümeln, und in den Tabaksbeutel zu stecken. Oft wird der Tabak zuerst gekaut, worauf das Gekaute hinter dem Ohre getrocknet, in einem besonderen Beutel um den Hals verwahrt und nachher geraucht wird. Die Pfeifen sind so klein, daß sie wie die der Japaner, mit einigen kräftigen Zügen zu Ende geraucht sind. Der Rauch wird verschluckt. Weiber und Kinder rauchen und kauen gleichfalls, und dies geschieht schon in einem so zarten Alter, daß wir ein Kind, welches allerdings gehen konnte, allein jedenfalls noch an der Mutterbrust lag, Tabak kauen und rauchen und einen „Ram (Rum)“ zu sich nehmen sahen.

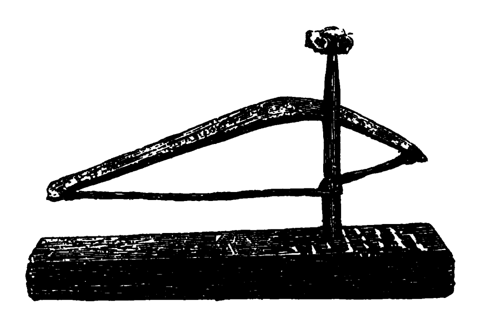
Einige Bündel Ukraine-Tabak, die ich als Tauschwaare für die Eingeborenen mitgenommen hatte, setzten mich in den Stand, für die ethnographische Sammlung eine Menge Beiträge herbeizuschaffen, die ich in Ermangelung anderer Tauschobjekte sonst nicht hätte erlangen können. Auf Geld verstehen sich die Tschuktschen nämlich gar nicht. Es ist dies. um so sonderbarer, als sie einen ausgedehnten Tauschhandel betreiben und augenscheinlich gute Handelsleute sind. Nach v. Dittmar's Aussage existirt oder existirte noch 1856 ein anhaltender, langsamer aber regelmäßiger Waarentransport längs der ganzen Nordküste Asiens und Nordamerikas, durch den Waaren von Rußland nach den innersten Gegenden von Polar-Amerika verführt werden und Pelzwaaren dagegen von dort sich einen Weg nach den Basars in Moskau und Petersburg zu bahnen suchen.

Die hauptsächlichsten Handelsartikel der Tschuktschen bestehen in Robbenfell, Thran, Fellen von Füchsen und anderen Pelzthieren, Walroßzähnen, Walfischbarten u. a. m. Dafür kaufen sie Tabak,

*) Schon im Anfange des 17. Jahrhunderts rauchten alle sibirischen Volksstämme, Männer und Frauen, Groß und Klein leidenschaftlich. (Histoire généalogique des Tartares. S. 66).

Eisenwaaren, Rennthierfelle und selbst Rennthierfleisch und, wenn er zu haben ist, Branntwein.

Der Thran und andere flüssige Waaren werden oft in Säcken von Seehundshaut bewahrt. Diese Säcke sind aus den vollständigen Fellen gemacht, von denen der Leib aus der, durch das Abschneiden des Kopfes entstandenen Oeffnung herausgenommen ist und worauf diese nebst allen anderen, natürlichen oder durch die Tödtung des Thieres gemachten Löchern fest zusammengebunden werden. In der einen Vorderpfote wird dann mit großer Geschicklichkeit ein hölzerner luft- und wasserdichter Klotz mit Zwickloch und Zapfen angebracht. Bei den für trockene Waaren bestimmten Säcken werden auch die



Drillbohrfeuerzeug.

Pfoten abgeschnitten und die Oeffnung, durch welche der Inhalt hineingelegt oder herausgenommen werden soll, wird quer über der Brust gleich unten vor den Vorderbeinen gemacht.

Feuer wird auf die, noch vor einigen Jahrzehnten bei uns gebräuchliche Weise, vermittelst Stahl, Feuerstein und Schwamm oder durch ein Drillbohrgeräth angemacht. Der Stahl besteht oft aus einem Stücke von einer Feile oder irgend einem alten, speciell für diesen Zweck geschmiedeten Stahl- oder Eisenwerkzeug. Der Stein ist ein schöner Chalcedon oder Achat, die in den Höhlungen der, im nordöstlichen Asien häufig vorkommenden vulkanischen Bergarten und wahrscheinlich auch als lose Steine in den Wasserbetten der Marschlande gefunden werden. Als Zunder werden theils die wolligen Haare verschiedener Thiere, theils allerlei trockene Bestandtheile von Pflanzen gebraucht. Stahl und eine Menge Feuersteinstücke werden

mit dem Tabak in einen Fellbeutel gethan, der um den Hals gehängt wird, und in diesem Beutel befindet sich ein kleinerer zur Aufbewahrung des Feuerschwamms.

Die andere Art Feuerzeug besteht in einem trockenen Holzstock, der sich vermittelst eines gewöhnlichen Bogendrillbohrers gegen einen hölzernen Schaft aus trockenem halb verfaultem Holz reibt. Der obere Theil des Pflocks, der umher gedreht wird, läuft in einer, mit einem runden Loch versehenen Bohrscheibe von Holz oder Knochen. Im Zündschaft sind Krampenschnitte angebracht, um dem Drillpflock eine Stütze zu geben, und die Bildung des halbverkohlten Holzmehls zu erleichtern, das sich von dem Zündschaft losreißt, und worin die Gluth entsteht. Wenn mit diesem Instrument Feuer angemacht werden soll, so wird der untere Theil der Bohrpinne mit etwas Thran bestrichen, der eine Fuß hält den Zündschaft fest gegen den Boden, die Bogensehne wird um den Bohrpflock geschlungen, die linke Hand drückt mit der Bohrscheibe scharf gegen den Zündschaft und dabei wird der Bogen nicht besonders schnell, aber gleichmäßig, fest und ununterbrochen hin und her geführt, bis Feuer herauskommt, was in einigen wenigen Minuten zu geschehen pflegt. Eine neue verbesserte Art dieses Feuerzeugs bestand in einem Holzstock, an dessen unterem Theil ein linsenförmiger und durchbohrter Holzkloben angebracht war, welcher als Schwungrad und Gewicht diente. Ueber dem Holzpflock lief ein durchbohrtes Querholz, das mit zwei Strängen an dessen oberem Ende befestigt war. Durch das Hin- und Herbewegen dieses Feuerholzes konnte der Pflock mit großer Schnelligkeit umhergedreht werden.

Bei den Tschuktschen, wie bei vielen anderen wilden Völkern haben die Zündhölzchen die Ehre gehabt, die erste Erfindung civilisirter Nationen zu sein, deren Vorzüge vor ihren eigenen unbedingt anerkannt wurden. Das Gesuch um Zündhölzchen war daher eine der gewöhnlichsten Betteleien, mit denen unsere Freunde uns während des Winters plagten, und sie waren bereit, für ein einziges Kästchen verhältnißmäßig werthvolle Sachen dahinzugeben.

Von Hausgeräthschaften will ich noch folgende erwähnen:

Die Gärberkratze ist von Eisen oder Stein und an einem hölzernen Schaft befestigt. Mit diesem Werkzeug wird das angefeuchtete Fell sauber reingemacht, dann wird es gerieben und so sorg-

sam aufgespannt und gewalkt, daß es mehre Tage braucht, um ein einziges Rennthierfell zuzubereiten.

Von der Eishacke gibt es zwei Arten: die eine hat eine spatenähnliche Form und ist aus Walfischknochen, die andere aus einem Walroßzahn verfertigt. Der Schaft ist von Holz.

Die Schleifsteine sind von inländischem Thonschiefer, oft an einem Ende durchbohrt, und werden zugleich mit Messer, Löffel und Pfeifensaugrohr vermittelst einer im Gurt befindlichen elfenbeinernen Zwinge befestigt.

Geschirre aus Holz, Fischbein, Walfischbarten und Fellen verschiedener Art eigener Fabrik.

Messer, Bohrer, Aexte, Grapen europäischen, amerikanischen oder sibirischen Ursprungs. Hierzu kommen Schüsseln, Glieder von Ankerketten, alter Eisenkram, Konservenbüchsen, Gläser, Flaschen u. s. w., die sie von Schiffen, welche an der Küste vor Anker gegangen waren, erhalten hatten.

Die Küsten-Tschuktschen sind nicht allein Heiden, sondern es fehlt ihnen auch, so viel wir bemerken konnten, jede Vorstellung von höheren Wesen*); dennoch ist Aberglauben vorhanden. So tragen die Meisten Lederriemen um den Hals, an denen kleine Holzzwingen oder Holzschnitzereien befestigt sind, und die nicht gerne den Fremden gezeigt oder gegen andere Dinge umgetauscht werden.

*) Diese Behauptung des berühmten Vfs. scheint doch wol auf einer irrthümlichen Auffassung zu beruhen, denn die Tschuktschen eben so wol wie die Korjäken glauben an ein höchstes Wesen, dessen Wohnsitz die Sonne ist. Von den Korjaken wird er Kuikenjach genannt, wohnt aber in der Gestalt eines Walfisches im Meere. Unter ihm stehen viele Hausgötter, deren Bildnisse sich in den Jurten (Zelten) dieser Völker finden, so wie andere Genien (Kâmak, Gîr) welche zum Theil die Haine, Flüsse und Berge bevölkern und denen Opfer gebracht werden (s. Lessep's Reise durch Kamschatka und Sibirien. S. 172 der deutschen Ausgabe.) Wahrscheinlich werden die Tschuktschen auch die Götter der Kamtschadalen, Sibirier, Jakuten, Ostiaken und anderer, dem Schamanismus ergebenen Völker Asiens und Amerikas verehrt, wenigstens gekannt haben. Die im schwedischen Original ausgesprochene Vermuthung, daß einzelne Schnitzereien an buddhistische Originale erinnern, hat sehr viel Wahrscheinliches für sich, da die Tschuktschen mit den Kalmüken. Tungusen, Buräten und anderen Stämmen, die entweder Buddhisten waren, oder neben dem Buddhaismus auch dem Schamanismus ergeben waren, in verschiedenen Beziehungen standen. — Anmerk. d. Bearb.

An einigen Geräthschaften sind hölzerne Bilder befestigt. Sollten dieselben auch wirklich als Abbilder höherer Wesen betrachtet werden können, so sind die mit ihnen verbundenen religiösen Begriffe, selbst vom schamanischen Standpunkte aus beurteilt, sehr unbestimmt, und weniger ein noch immer im Volke fortlebendes Wissen, als eine Erinnerung aus alten Zeiten. Die meisten dieser Bilder haben ein deutliches Gepräge der Volkstracht und Lebensart der Gegenwart. Bemerkenswerth scheint es mir, daß auf sämtlichen Knochen- und Holzschneidereien, die ich erhalten habe, das Gesicht platter geschnitten als es in Wirklichkeit bei diesem Volke ist. Einige Schnitzereien erinnern, wie mir vorkommt, an buddhistische Originale.

Die bei den meisten europäischen, asiatischen und amerikanischen Polarvölkern, wie Lappländer, Samojeden, Tungusen und Eskimos gebräuchliche Trommel (oder richtiger: Tamburin) findet sich in jedem tschuktschischen Zelt. Die Trommel hat aber noch eine andere Verwendung, die mit ihrer Eigenschaft als Schamanen-Psychograph oder Kirchenglocke sehr wenig zu harmoniren scheint. Wenn die Damen ihr langes schwarzes Haar loswickeln und kämmen, so geschieht dies vorsichtigerweise über der Trommel, auf deren Boden die zahlreichen Geschöpfe, welche der Kamm von dem warmen Heerde der Heimath in die kalte, weite Welt mit hinausnimmt, gesammelt und geknickt, — wenn nicht gar gegessen werden. Letzteres ist nach tschuktschischer Ansicht wohlschmeckend und höchst gesund für die Brust. Selbst der Gorm (die große, vollkommen ausgebildete, fette Larve der Rennthierfliege, Oestrus tarandi) wird, eben so wie die voll ausgebildete Rennthierfliege selbst, aus den Fellen der Rennthiere herausgedrückt und verzehrt.

Bei den Tschuktschen, welche wir antrafen, sahen wir keine Schamanen. Diese werden von Wrangel, Hooper und anderen Reisenden geschildert. Wrangel (Bd. I. S. 284) erzählt, daß im Jahre 1814 als eine schlimme Epidemie unter den Tschuktschen und ihren Rennthieren bei Anjui ausgebrochen war, die Schamanen erklärten, man müsse, um die Geister zu versöhnen, einen der angesehensten Männer des Volkes: Kotschon opfern. Dieser Mann war so beliebt, daß Niemand das Urteil vollstrecken wollte, das man zuerst durch Geschenke an die Propheten und nachher dadurch, daß man sie durchpeitschte, umzustoßen versuchte; da aber dieses nicht gelang, die Krankheit aber nicht nachließ, und Niemand aus dem

Volke sich dazu verstehen wollte, den Spruch zu vollziehen, so befahl Kotschon seinem Sohne, es zu thun. Dieser war also gezwungen, seinen eigenen Vater zu erstechen und seine Leiche den Schamanen auszuliefern. Diese ganze Erzählung streitet durchaus gegen den Charakter und die Gebräuche des Volkes, mit welchem wir 65 Jahre später an der Beringstraße Bekanntschaft machten, und ich wäre geneigt, die Wahrhaftigkeit dieser Mittheilung gänzlich zu bestreiten, wenn uns nicht die Geschichte unseres eigenen Welttheils gelehrt hätte, daß Blut in Strömen für dogmatische Wortklaubereien, um welche sich jetzt Niemand mehr kümmert, geflossen ist. Noch ein Beispiel des Aberglaubens, den man bei den Tschuktschen antrifft, möge hier angeführt werden. Ein Rabe wurde einmal in der Nähe des Eishauses geschossen. Der Schütze ging dann nach dem magnetischen Observatorium, legte aber, ehe er eintrat, den geschossenen Vogel nebst dem Gewehr und Gegenständen von Eisen in die oben erwähnte, vor dem Observatorium stehende Waffenkiste. Eine Weile darauf erhob sich ein großer Aufstand vor dem Zelte. Mehre eingeborene Männer, Weiber und Kinder rotteten sich schreiend und drohend vor der Waffenkiste zusammen. Sie hatten nämlich bemerkt, daß der durch den Schuß nur betäubte Rabe anfing, in der Kiste zu schreien und zu flattern, und gaben in Worten und durch Zeichen zu erkennen, daß ein großes Unglück bevorstehe. Mitleid gehört bekanntlich nicht zu den Tugenden der Wilden. Es war deutlich, daß auch bei dieser Gelegenheit nicht jenes Gefühl, sondern Furcht vor dem Unheil, das der verwundete Rabe bringen könnte, die ganze Scene veranlaßt hatte, und als ein Matrose gleich darauf dem Vogel den Hals umdrehte, hegten die Tschuktschen kein Bedenken, denselben hinzunehmen und zu essen.

Außer der Trommel bedienen sich die Tschuktschen als Musikinstrument noch eines in zwei Hälften gespaltenen Zapfens, die wieder zusammen gefügt werden, nachdem die Ritze in der Mitte etwas erweitert und ein Stück von einer Walfischbarte zwischen die beiden Hälften gespannt wurde. Sie machten auch im Verlaufe des Winters einige Versuche, nach einem, an unserem Bord gesehenen Muster, Violinen zu bauen, und es gelang ihnen wirklich, einen besseren Resonanzboden herzustellen als man vorher hätte vermuthen können. Am Zugriemen der Hundeschlitten hatte man oft eine von den Russen

gekaufte Glocke oder Schelle, und man sah mitunter die Rennthier-Tschuktschen eine solche am Gürtel tragen.

Der Tanz, dem ich beiwohnte, bestand darin, daß zwei Frauenzimmer oder Kinder einander oberhalb der Schultern anfaßten und dann bald auf einem Beine, bald auf dem anderen hüpften. Nahmen Viele Theil am Tanze, so stellte man sich in Reihen, sang ein monotones, inhaltsleeres Lied und sprang im Takt, drehte die Augen hin und her und warf sich mit krampfhaften Bewegungen, welche Lust oder Schmerz andeuten sollten, bald zur Rechten, bald zur Linken. Die Saison für Sang und Tanz; die Rennthierschlachtungszeit trat jedoch während unserer Anwesenheit hier nicht ein, weshalb unsere Kenntniß von den Talenten der Tschuktschen in dieser Beziehung eine sehr geringe ist.

Von jeder Gattung Sport waren sie entzückt, z. B. von einigen Schießübungen, die Palander am Neujahrsabend mit einer kleinen an Bord der Vega befindlichen gezogenen Kanon anstellte. Anfangs setzten sich die Frauen und Kinder ganz rückwärts, weit von der furchtbaren Schußwaffe, und gaben ihren Schreck mit ungefähr denselben Geberden zu erkennen, wie bei ähnlichen Gelegenheiten das schönere und schwächere Geschlecht in Europa, bald gewann aber die Neugierde die Oberhand. Sie drängten sich nach vorn hindurch, wo sie am besten sehen konnten, und brachen in ein schallendes Ho, Ho, Ho! aus, wenn der Schuß losging und die Granaten in der Luft platzten.

Wie steht es aber um den Kunstsinn der Tschuktschen? Viele von den Schnitzarbeiten in Elfenbein sind alt und abgenutzt, und zeigen daß sie lange Zeit in Gebrauch gewesen waren, wahrscheinlich als Amulete. Mehre von den Thiergestalten sind Phantasieprodukte und können als solche lehrreich sein. Im Allgemeinen sind diese Arbeiten plump, verrathen aber doch einen gewissen Styl. Vergleicht man sie mit den samojedischen Götzenbildern, die wir mitgebracht haben, so zeigt es sich, daß der Kunstsinn der Tschuktschen bei weitem mehr ausgebildet ist, als der des Polarvolkes, welches den westlichen Theil der Nordküste Asiens bewohnt, wogegen sie in dieser Beziehung tief unter den Eskimos bei Port Clarence stehen. Auch die tschuktschischen Zeichnungen sind grob und ungeschickt ausgeführt, weisen aber dennoch eine gewisse Sicherheit in der Zeichnung auf.

Um einen Beitrag zur Beantwortung der streitigen Frage, wie

der Farbensinn bei wilden Volksstämmen ausgebildet ist, zu liefern, stellte Dr. Almqvist während des Winters umfassende Untersuchungen an, und kommt zu dem Resultate: „daß die Tschuktschen im Allgemeinen ein eben so gutes Organ, wie wir besitzen, die Farben zu unterscheiden. Dagegen scheinen sie nicht gewöhnt die Farben zu beobachten und heben keine andere besonders hervor als die rothe." Von 300 Personen, die untersucht wurden, war bei 273 der Farbensinn vollständig ausgebildet, 9 waren vollständig farbenblind, 18 unvollständig farbenblind oder doch so, daß die Untersuchung kein sicheres Resultat ergab.

Aus dem oben Gesagten scheint hervorzugehen, daß die Küstentschuktschen eigentlich ohne eine besonders nennenswerthe Religion, sociale Ordnung und Obrigkeit sind. Hätte uns die Erfahrung bei Polarvölkern in Amerika nicht eines Anderen belehrt, so müßte man glauben, daß bei einem solchen, im buchstäblichen Sinne des Wortes anarchischen und gottlosen Volke die Sicherheit des Lebens und Eigenthums nicht existire, die Unsittlichkeit schrankenlos, und der Schwächere ohne jeglichen Schutz gegen die Gewaltthätigkeit des Stärkeren sei. Dies ist aber so wenig der Fall, daß eine Verbrechenstatistik hier aus Mangel an Verbrechen unmöglich wäre, wenn man die in der Trunkenheit begangenen Gewaltthätigkeiten abrechnet.

Während des Winters wurde die Vega, wie man aus dem Bericht über die Ueberwinterung ersehen hat, täglich von Leuten aus den benachbarten Dörfern besucht, wobei unser Schiff einen Halteplatz für alle Fuhren abgab, die aus den westlichen Zeltdorfschaften nach den Inseln in der Berings-Straße oder umgekehrt zogen. Nicht nur unsere Nachbaren sondern auch Fremde, die wir nie früher gesehen hatten und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wiedersehen dürften, kamen und gingen ungestört zwischen einer Menge von Gegenständen umher, die in ihren Händen wirklich Kostbarkeiten gewesen wären. Wir hatten aber niemals Ursache das ihnen bewiesene Vertrauen zu bereuen. Selbst während der sehr schlimmen Zeit als die Jagd gänzlich mißglückt war und die Meisten von den Lebensmitteln existirten, die am Bord ausgetheilt wurden, blieb der bedeutende Proviantvorrath, den wir für den Fall daß unser Schiff ein Unglück treffen sollte, ohne besondere Bewachung am Lande aufgestapelt hatten, unberührt. Dagegen kamen ein paar Fälle vor, daß sie sich heimlich der schon von ihnen verkauften Fische die an

einem ihnen zugänglichen Platze auf dem Verdeck verwahrt wurden bemächtigten. Mit der unschuldigsten Miene von der Welt verkauften sie dieselben dann nochmals. Diese Art von Unehrlichkeit wurde von ihnen offenbar nicht als Diebstahl, sondern als ein lobenswerther Handelskniff betrachtet.

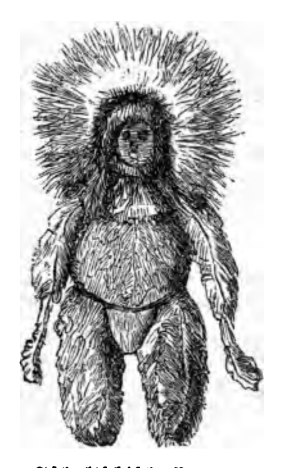
Gewöhnlich leben die Tschuktschen in der Ehe mit einer einzigen Frau, und Bigamie kommt nur ausnahmsweise vor. Die Frauen scheinen ihren Männern treu zu sein, und nur selten traf es sich, daß sich die Weiber, ob im Ernst oder im Scherz dahin äußerten: sie wünschten einen weißen Mann zum Geliebten. So sagte z. B. eine eben nicht durch Schönheit und Reinlichkeit sich auszeichnende Frau, sie hätte bereits zwei Kinder von Tschuktschen, wolle sich aber jetzt ein drittes von einem Manne von der Schiffsbesatzung anschaffen. Die jüngeren Frauenzimmer waren sittsam, oft recht anmuthig und verspürten offenbar dasselbe Bedürfniß wie die europäischen Töchter Evas, durch kleine Koketterieen und Kunstgriffe Aufsehen zu machen. Im Ganzen sind die Weiber hier sehr arbeitsam.

In der Familie herrscht die allerausgezeichneteste Eintracht, so daß wir niemals Schelte oder Wortwechsel, weder zwischen Maun und Frau noch zwischen Eltern und Kindern hörten, und eben so wenig zwischen den verheiratheten Eigenthümern eines Zeltes, und den unverheiratheten, welche zufällig das nämliche bewohnten. Das Ansehen der Frau scheint sehr groß zu sein; beim Abschluß eines wichtigeren Tauschhandels, selbst von Waffen und Fangjagdgeräthschaften wird sie in der Regel zu Rathe gezogen, und erhält meistentheils das was der Mann durch Tausch erwirbt, zur Aufbewahrung.

Die Kinder werden weder gezüchtigt noch ausgeschimpft, sind aber doch die artigsten, die ich je gesehen habe. Sie sind vielleicht nicht so wild, wie die unsrigen, mögen aber doch gern Spiele spielen ähnlich den bei uns auf dem Lande gebräuchlichen; auch Spielsachen haben sie wie z. B. Puppen, Bögen für Kinder, kleine zweiflügelige Windmühlen u. s. w. Wenn die Eltern irgend einen Leckerbissen bekommen, so geben sie den Kindern immer jedem seinen Antheil, und niemals entsteht ein Zank wegen der Größe desselben. Erhält ein Kind in einer Schaar anderer ein Stück Zucker, so läßt es denselben von Mund zu Mund gehen, und auch den Eltern bietet es von dem Zucker oder dem Brot das man ihm gegeben hat, an. Schon im Kindesalter können die Tschuktschen vieles geduldig ertragen.

Ein Mädchen, welches kopfüber die Schiffstreppe hinabfiel und dabei einen so heftigen Schlag erhielt, daß sie beinahe die Besinnung verlor, stieß kaum einen Schmerzensschrei aus. Ein dick bepelzter Junge von 3 bis 4 Jahren, der in ein, im Eise auf dem Schiffsdeck gehauenes Wasserloch fiel und sich wegen seiner schwerfälligen Tracht nicht von selbst wieder erheben konnte, lag geduldig und still da, bis man ihn bemerkte und ein Mann von der Schiffsequipage ihm aufhalf.

Einer der lästigsten Fehler der Tschuktschen ist eine von keiner



Tschuktschische Puppe.

Selbstachtung beschränkte Neigung zur Bettelei. Diese wird allerdings durch eine unbeschränkte Gastfreiheit und große Freigebigkeit unter einander aufgewogen, zugleich auch vielleicht oft von wirklicher Noth bedingt. Sie wurden dadurch aber dennoch zu wahren Plagegeistern, die nicht nur die Geduld der Gelehrten und Offiziere sondern auch die der Mannschaft auf eine harte Probe stellten. Die Gutherzigkeit mit welcher sie bei solchen Gelegenheiten von unseren Seeleuten behandelt wurden, ist über alles Lob erhaben.

Irgend eine Spur von Mißhelligkeiten zwischen den Eingeborenen und uns fand niemals statt, und ich habe allen Grund zu vermuthen, daß sie unsere Ueberwinterung noch lange in gutem Angedenken halten werden, besonders da ich um ihre Jagd nicht zu

verderben auf das Allerernstlichste jede unziemliche Einmischung in ihren Seehundsfang verbot.

Allerdings wäre es wol für einen Tschuktschen unmöglich die Stellung eines europäischen Arbeiters auszufüllen. Dennoch sind schon Tschuktschen mit Walfischfängern nach den Sandwich-Inseln gegangen und haben sich zu tüchtigen Seeleuten ausgebildet. Während unserer Ueberwinterung hatten sich einige junge Leute daran gewöhnt sich täglich am Bord einzustellen und daselbst, natürlich in aller Gemächlichkeit, bei verschiedenen Arbeiten, wie Holzsägen, Schneeschaufeln, Eisholen u. dgl. m. hülfreiche Hand zu leisten. Sie erhielten dafür übrig gebliebenes Essen und ernährten dadurch großentheils nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Familien in der Zeit, während welcher in ihrer Nachbarschaft verweilten.

Wenn man das von mir Erwähnte mit Sir Edward Parry's meisterhafter Schilderung der Eskimos auf Winter-Island und Iglolik, sowie mit Dr. Simpson's Schilderung der Eskimos im nordwestlichen Amerika, oder mit den zahlreichen Berichten über die Eskimos in Dänisch-Grönland vergleicht, so wird man eine sehr große Uebereinstimmung zwischen den natürlichen Anlagen, Sitten, Fehlern und Tugenden der Tschuktschen, der wilden Eskimos und der Grönländer finden. Dieses Zusammentreffen ist um so auffallender als die Tschuktschen und Eskimos ganz verschiedenen Racen angehören, und ganz verschiedene Sprachen reden, und erstere, nach den älteren Berichten über sie, erst in den spätesten Geschlechtern auf den unkriegerischen, friedfertigen, unschuldigen, anarchischen und irreligiösen Standpunkt gesunken sind, auf dem sie sich jetzt befinden. Auch die jetzigen Tschuktschen sind zweifelsohne ein Mischvolk von früher wilden und kriegerischen Racen, die von fremden Eroberern aus dem Süden nach Norden verjagt wurden, dort eine gemeinsame Sprache angenommen hatten, und auf welche Nahrungsverhältnisse am Strande des Polarmeeres, die Kälte, der Schnee und die Dunkelheit der arktischen Nacht, die reine, helle Luft des Polarsommers ihr unauslöschliches Gepräge gelegt hatten, ein Gepräge, das wir mit geringer Abwechselung nicht nur bei den Völkern, von denen hier die Rede ist, sondern auch — mit gehöriger Rücksicht auf die nicht immer glücklichen Veränderungen, die eine fortdauernde Berührung mit Europäern bewirkt hat, — bei den Lappländern Skandinaviens und den Samojeden Rußlands finden.

Dreizehntes Kapitel.

Unsere Kenntniß von der Nordküste Asiens. — Marco Polo. — Herbersteins Karte. — Sibiriens Eroberung durch die Russen. — Deschnew's Reisen. — Küstenfahrt zwischen Lena und Kolyma. — Nachrichten über Inseln im Eismeere und ältere Fahrten dorthin. — Entdeckung Kamtschatka's. — Die Seefahrt auf dem Ochotskischen Meere wird durch schwedische Kriegsgefangene eröffnet. — Die große nordische Expedition. — Bering. — Schalaurow. — Andrejew's Land. — Die Neusibirischen Inseln. — Hedenströms Expedition. — Anjou und Wrangel. — Fahrten von der Berings-Straße nach Westen zu. — Erdichtete Polarreisen.

Nachdem nun die nordöstliche Spitze Asiens endlich umschifft worden ist, und dergestalt Schiffe alle Küstenstrecken der alten Welt entlang gefahren sind, will ich, ehe ich in der Beschreibung der Reise der Vega weiter fortfahre, in einigen Worten die Entwickelung unserer Kenntniß von der Nordküste Asiens besprechen.

Schon im Alterthume nahmen die Griechen an, daß alle Länder der Erde vom Ocean umflossen waren. Strabo stellt, während des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, nachdem er dargethan hat, daß Homer dieser Ansicht war, seine Gründe dafür im ersten Kapitel des ersten Buchs seiner Geographie zusammen.

Wenn man nun darüber einig war, daß die Nordküste Asiens vom Meere umgränzt war, so hatte man doch noch 16 Jahrhunderte nach Chr. Geb. keine wirkliche Kenntniß von der Beschaffenheit des asiatischen Theils dieser Küstenstrecke. Dunkle Sagen davon waren indeß schon zeitig im Gange. Während Herodot im 45. Kapitel des 4. Buchs ausdrücklich sagt, daß, so viel man weiß, kein Mensch untersucht hatte, ob die östlichen und nördlichen Länder Europas von Wasser umgeben wären, macht er doch im 23. Kapitel und den folgenden desselben Buchs Mittheilungen über die im Nordosten gelegenen Länder*).

*) Die im Originaltexte enthaltenen Citate aus Strabo und Herodot habe ich ausgelassen, weil dieselben in der Ursprache dem Gelehrten, dem ganzen gebildeten deutschen Publikum aber durch Uebersetzungen genugsam bekannt sein dürften, und die nöthigen, oben angeführten Stellen leicht in einer solchen deutschen Uebersetzung nachgeschlagen werden können, die Ueber-

Alle die alten Sagen von den Gegenden und Völkern des hohen Nordens scheinen, trotz aller in ihnen zu Tage geförderten Ungereimtheiten doch ursprünglich auf Berichten von Augenzeugen zu beruhen, deren Mittheilungen sich von Mund zu Mund, von Volk zu Volk fortpflanzten, ehe sie aufgezeichnet wurden. Noch mehre Jahrhunderte nach Herodot, als die Macht Roms ihren Höhepunkt erreicht hatte, wußte man von Nordasiens entlegenen Landen noch wenig mehr als Jenen davon bekannt war. Während Herodot (Buch I Kap. 203) sagt: „das Kaspische Meer sei ein selbstständiges Wasser, das sich mit dem anderen Meere nicht vermischt,“ behauptet Strabo (Buch II Kap. 1 und 4) auf Zeugnisse des Befehlshabers einer griechischen Flotte in diesem Meer hin: „das Kaspische Meer sei ein Busen des nordischen Oceans, von dem aus man nach Indien segeln könne.“ Plinius d. Aelt. (historia naturalis, Buch VI. Kap. 13 und 17) läßt den nördlichen Theil Asiens aus weiten, im Norden vom Scythischen Meer begränzten Wüsteneien bestehen, welche in eine Landspitze: Promontorium scythicum enden, die des Schnees wegen nicht bewohnbar ist. Demnächst kommt ein von menschenfresserischen Scythen bewohntes Land, dann Wüsteneien, darauf wieder Scythen, dann Wüsten mit wilden Thieren bis zu einem sich ins Meer herniedersenkenden Bergabhang, den man Tabin nennt. Das erste Volk das man weiter hin kennt, sind die Serer. Ptolemäus und seine Nachfolger nehmen ihrerseits an, obgleich sie wol um den alten Bericht wissen mußten, daß Afrika unter dem Pharao Necho umschifft worden war, daß das Indische Meer ein Binnenmeer, das überall von Land umgeben sei, welches Südafrika mit Ostasien verbände — eine Auffassung die erst nach Vasco da Gama's Umschiffung Afrika's von den Kartographen des 15. Jahrhunderts aufgegeben wurde.

Auf diesem Standpunkte verblieb die Kunde von Nordasien bis Marco Polo*) in den Berichten über seine merkwürdigen Reisen zu

---

tragung der erwähnten Citate auch der Tendenz dieser Bearbeitung, (nämlich das für das große Publikum Wichtigste d. i. die Fahrt der Vega selbst, die Erlebnisse des Autors, und seine sowie seiner Gefährten Beobachtungen aus dem lehrreichen und interessanten schwedischen Werke in möglichster Kürze wiederzugeben) Eintrag thun würde. — Anmerk. d. Bearb.

*) Er begleitete im J. 1271, in einem Alter von 17 oder 18 Jahren seinen Vater Nicolo und seinen Oheim Maffeo Polo nach Hochasien. Hier

den Völkern Mittelasiens, einige Aufschlüsse auch über die nördlichsten Länder gab. Die davon handelnden Kapitel führen die bezeichnenden Ueberschriften: „Ueber die Länder der im Norden wohnenden Tartaren;“ „Ueber eine andere Gegend, nach welcher die Kaufleute nur in Wagen die von Hunden gezogen werden, reisen“ und „Ueber die Gegend, wo Dunkelheit herrscht (de regione tenebrarum).“ Aus dem was in diesen Kapiteln angeführt wird, geht hervor, daß das heutige Sibirien schon damals von Jägern und Handelsleuten, die kostbares Pelzwerk von schwarzem Fuchs, Zobel, Hermelin u. s. w. von dort holten, durchstreift wurde. Die am nördlichsten wohnenden Menschen sollen schön, groß und korpulent, aber in Folge des Mangels an Sonnenlicht sehr bleich sein. Sie gehorchten keinem Könige oder Fürsten, waren roh, ungesittet und lebten wie die Thiere. Unter den Erzeugnissen werden weiße Bären erwähnt, woraus hervorzugehen scheint, daß Jäger schon damals bis zur Eismeerküste kamen; indessen spricht es Marco Polo nirgends ausdrücklich aus, daß Asien im Norden vom Meer begränzt wird.

Die Reisen der Portugiesen nach Indien und dem ostasiatischen Archipel, die Entdeckung Amerika's und die erste Weltumseglung hatten wenig Einfluß auf die Begriffe von der Geographie Nordasiens. Eine neue Periode in dieser Beziehung trat erst mit der Veröffentlichung von Herbersteins: rerum moscoviticarum commentarii,

---

blieb er bis 1295 und erwarb inzwischen die hohe Gunst Kublai Chan's, der ihn zu vielen offiziellen Aufträgen verwendete, wo er die weiten Länder, die unter dem Scepter dieses Herrschers standen, genau kennen lernte. Nach seiner Heimkehr machte er großes Aufsehen durch die Schätze die er mitbrachte und die ihm den Namen: „il Millione“ verschafften, der aber doch die Nebenbedeutung eines Aufschneiders hatte, und eine beliebte Karnevalsfigur war. Möglich ist es, daß dieser Vorgänger des Columbus nur als Prototyp dieses Typus auf die Nachwelt gekommen sein würde, hätte er nicht kurze Zeit nach seiner Rückkehr an einem Krieg gegen Genua theilgenommen, wobei er in Gefangenschaft gerieth und während derselben seine Reiseerinnerungen einem Mitgefangenen mitgetheilt, der sie — in welcher Sprache ist noch unbestimmt — niederschrieb. Diese Arbeit machte großes Aufsehen und wurde, zuerst in Abschriften, später durch den Druck in verschiedenen Sprachen verbreitet. Ins Schwedische wurde sie nicht übersetzt, aber auf der königlichen Bibliothek zu Stockholm findet sich eine sehr wichtige, allein bisher wenig bekannte Handschrift der Arbeit aus der Mitte des 14. Jahrhunderts vor, die jetzt in einer photolithographischen Ausgabe erscheinen soll.

(Wien 1549) ein, wozu auch eine ebendaselbst verfertigte Karte erschien, die allerdings nur einen kleinen Theil Sibiriens umfaßt aber doch zeigt, daß die Kunde des nördlichen Rußlands anfing, sich auf wirkliche Beobachtungen zu stützen. Herbersteins Arbeit wurde nur einige wenige Jahre vor den, bereits weiter oben von mir besprochenen ersten Nordostfahrten der Engländer und Holländer veröffentlicht. Eine wirkliche Kenntniß der Nordküste Asiens in ihrer ganzen Ausdehnung erhielt man erst durch die russische Eroberung Sibiriens.

Diese Eroberung wurde durch friedliche Handelsverbindungen vorbereitet, welche ein reicher russischer Bauer, Anika, Stammvater der Familie Stroganow, mit den in Westsibirien ansässigen wilden Volksstämmen, die er sogar theilweise vermochte dem Zaren in Moskau eine jährliche Abgabe zu entrichten, anknüpfte. Er und seine Söhne erhielten deshalb in der Mitte des 16. Jahrhunderts große Belehnungen an den Flüssen Kama und Tschusowaja und deren Nebenflüssen, mit dem Rechte, daselbst Städte und Festungen zu bauen, wodurch ihr ohnehin schon großes Vermögen noch bedeutend vermehrt wurde. Die großen Belehnungen wurden aber im J. 1577 von einer schweren Gefahr bedroht, als eine Freibeuterschaar von 6—7000 Kosaken unter Anführung von Jermak Timofejew ihre Flucht nach den Gebieten am Tschusowaja nahm, um den Truppen zu entgehen die der Zar gegen sie ausgeschickt hatte sie zu bändigen, und für alle ihre früher am Don, am Kaspischen Meer und an der Wolga begangenen Räubereien zu züchtigen. Um die Freibeuter los zu werden, versah Maxim Stroganow, Anika's Enkel, nicht nur Jermak und dessen Leute mit allem Nöthigen, sondern unterstützte auch auf jede Weise den Plan des kühnen Abenteurers, einen Eroberungszug nach Sibirien zu unternehmen, der 1579 begonnen wurde. Im J. 1580 überschritt Jermak den Ural und marschirte nach verschiedenen Treffen, insonderheit gegen die Westsibirien bewohnenden Tataren, längs der Flüsse Tagil und Tura nach Tjumen und von da im J. 1581 weiter längs des Tobol und Irtisch nach Sibir, der in der Nähe des heutigen Tobolsk liegenden Residenz Kutschum-Chans. Nach dieser schon seit langer Zeit zerstörten Festung wird der ganze nördliche Theil Asiens benannt.

Von hier breiteten sich die Russen aus, indem sie hauptsächlich dem Laufe der großen Ströme folgten, und rasch von einem Fluß-

gebiet ins andere, an den Stellen wo die Nebenflüsse fast zusammenkamen, nach allen Seiten hin zogen. Jermak selbst ertrank freilich 1584 im Irtisch, aber die ihm folgenden Abenteurer überschwemmten innerhalb einiger Jahrzehnte die ganze, nördlich von Centralasiens Wüsten liegende ungeheure Länderstrecke vom Ural bis zum Stillen Meer, und befestigten ihre Herrschaft durch kleinere an passenden Stellen angelegte Festungen. Die edlen Pelzthiere in Sibiriens großen Wäldern spielten bei den russischen Jägern dieselbe Rolle, die in Südamerika das Gold bei den spanischen Abenteurern gespielt hatte.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatten sich die Kosaken bereits des größten Theils des Irtisch-Ob-Flußgebiets bemächtigt, und die Zobeljäger sich gegen Nordosten bis zum Flusse Tas ausgebreitet und die, später wieder verlassene Stadt Mangasej angelegt. Im J. 1610 erbauten die russischen Pelzjäger die Stadt Turuchansk bei Turuchan, einem Nebenflusse des Jenisej, und siebenzehn Jahre später breiteten sie sich an der Lena aus. Im J. 1636 untersuchte der Kosak Elisej Busa von Jeniseisk aus, mit 10 Kosaken und 40 Pelzjägern den westlichen Ausfluß der Lena, traf bei seinen Zügen einen Jakuten- und später einen Jukagirenstamm, unter welchen er einige Jahre verbrachte und eine reiche Beute an Zobelfellen und anderem Pelzwerk machte. Auf einige andere Jukagiren-Stämme war Iwanow Postnik gestoßen, bei denen er nach mehren Gefechten, in welchen die Wilden ihre Waffen besonders gegen die Pferde gebrauchten, (weil sie diese Thiere, die sie noch nie gesehen hatten, mehr fürchteten als die Kosaken selbst) eine Simowie anlegte, in der er 16 von seinen Leuten als Besatzung zurückließ. Einige Jahre später scheint der Kolyma-Fluß entdeckt worden zu sein, wo der Kosak Michail Staduchin eine Simowie baute, aus der sich später das Städtchen Nischnij Kolymsk entwickelte. Hier erhielten die Russen die ersten Nachrichten von dem kriegerischen Stamme der Tschuktschen und einigen Inseln im Eismeer. Nachdem eine Expedition unter Alexejew und Deschnew im J. 1647 mißlungen war, die Regierung aber neue Fahrten unter Leitung Staduchin's, Deschnew's, Motora's, Seliwestrow's, Ankudinow's u. A. zur Entdeckung bisher unbekannter Länder und Flußgebiete, wie zur Tributbarmachung der dort lebenden Völker abgeschickt hatte, wurde der Lauf des Anadyr

bestimmt, eine lebhafte Verbindung zur See zwischen Lena und Kolyma, die Neusibirischen und anderen Inseln entdeckt.

Auch Kamtschatka wurde im J. 1696 (nach Anderen 1698 und 1699) durch einen Kosaken Moroska entdeckt, der mit 16 Mann auf Befehl des Kommandanten von Anadyrsk, Atlassow, zu den südlich von dort wohnenden Völkerschaften geschickt wurde, um Abgaben zu erheben. Bald darauf unternahm Atlassow selbst einen Zug dorthin, bei welcher Gelegenheit er als Zeichen der Besitznahme am Kamtschatka-Fluß ein Kreuz aufrichtete und als Tribut die Felle von 3200 Zobeln, 10 Seeottern, 7 Bibern, 4 Ottern, 10 grauen und 191 rothen Füchsen nach Moskau brachte, dann aber wegen Plünderung eines russischen mit chinesischen Waaren befrachteten Schiffes abgesetzt, gefangen, erst 6 Jahre später freigegeben und endlich 5 Jahre später nebst mehren anderen Befehlshabern von seinen eigenen Landsleuten ermordet wurde. Bisher waren diese Streifzüge auf dem beschwerlichen Landwege gemacht. Später jedoch schickte der Fürst Gagarin 12 Kosaken unter Führung eines gewissen Sorokaumow nach Ochotsk, um von dort aus die Reise nach Kamtschatka zur See zu unternehmen. Dieser Sorokaumow aber brachte so viel Verwirrung in die Sache, daß er ins Gefängniß geworfen und dann abberufen wurde, worauf Zar Peter I. befahl, unter den gefangenen Schweden mit dem Seewesen vertraute Leute auszusuchen und sie nach Ochotsk zu senden. Dort sollten sie ein Boot bauen, mit einem Kompaß versehen werden, darauf nebst einigen Kosaken zur See nach Kamtschatka reisen und dann wieder zurückkehren. So kamen die Seefahrten auf dem Ochotskischen Meer und eine regelmäßige Verbindung auf dem Seewege zwischen Ochotsk und Kamtschatka zu Stande.

Die erste eigentliche Expedition nach Kamtschatka, unter Vitus Bering und Lieutenant Morten Spangberg (Beides Dänen) und Alexei Tschirikow diente gleichsam als Einleitung der sogenannten „großen nordischen Expedition“, die von Peter dem Großen während seiner letzten Lebensjahre angeordnet und eine der größten geographischen Expeditionen war, welche die Geschichte aufzuweisen hat, und die zugleich eine wahre Fundgrube für Ethnographie, Zoologie und Botanik ist, aus der noch heute alle Diejenigen, welche über die Naturverhältnisse Nordasiens schreiben, schöpfen müssen.

Diese Bering'sche Expedition verließ Petersburg im Februar 1725 und schlug den Landweg über Sibirien ein, wobei sie alle Vorräthe

und Materialien zum Bau und zur Ausrüstung des Schiffes, mit welchem die Entdeckungsreise unternommen werden sollte, aus Europa mitnehmen mußte. Darüber vergingen mehre Jahre, so daß man mit dem Bau des Schiffs in Kamtschatka selbst erst am 15. April (n. St.) 1728 beginnen, dasselbe am 21. Juli desselben Jahres bei Nischni Kamtschatskoj Ostrog vom Stapel laufen lassen und die Reise antreten konnte. Auf dieser Fahrt entdeckte Bering die Insel St. Lorenz, kehrte aber der Naturhindernisse wegen schon Anfang Oktobers nach Nischnij Kamtschatskoj Ostrog zurück, nachdem er die Meerenge aufgefunden, welche Asien von Amerika trennt und die nach ihm Berings-Straße (Beringssund) genannt wird, deren Entdeckung aber eigentlich dem kühnen Grönlandsfahrer Deschnew zukommt, der 80 Jahre früher bereits diese Meerenge beschifft hatte. Bering konnte auch auf seiner zweiten im nächsten Jahre unternommenen Reise nicht bis nach Amerika kommen, sondern mußte nach Ochotsk zurückkehren. Inzwischen hatte man die Richtigkeit seiner auf der ersten Reise gemachten Beobachtungen bezweifelt und um sich zu rechtfertigen, machte er den Vorschlag zu einer Fortsetzung seiner Reisen theils nach Osten um die Lage der Ostküste von Asien im Verhältniß zur Westküste Amerikas zu untersuchen, und theils nach Süden um das Forschungsgebiet der westlichen Europäer mit dem der Russen in Verbindung zu setzen.

Die russische Regierung nahm diesen Plan auf, und die große nordische Expedition wurde, nicht nur um zugleich die Ausdehnung Sibiriens nach Norden und Osten, sondern auch die bis dahin fast unbekannten ethnographischen und naturhistorischen Verhältnisse zu untersuchen, in acht Abtheilungen gesondert.

1. Eine Expedition, die unter den Befehlen der Lieutenants Paulow und Murawjew im J. 1734 von Archangel nach dem Ob abging. Diese Fahrt auf der man das Kap Jalmal und die Südküste von Beli Ostrow kartographirte, dauerte Hin- und Herreise zusammengenommen, sechs Jahre.

2. Eine Expedition die im J. 1734 vom Ob nach dem Jenisej bestimmt war und unter vielen, durch die Ausdauer ihres Befehlshabers, des Lieutenants Owzyn, überwundenen Schwierigkeiten im September 1737 die Ufer des Jenisej erreichte.

3. Reisen vom Jenisej nach Kap Taimur unter Befehl des Steuermannes Minin im J. 1738. Man konnte aber erst

im J. 1740 in ziemlich eisfreiem Wasser die Westküste der Halbinsel Taimur erreichen.

4. Reisen vom Flusse Lena nach Westen zu. Im Juli 1735 liefen von Jakutsk zwei Expeditionen aus, die eine unter Befehl des Lieutenants Lassinius in östlicher Richtung, die andere vom Lieutenant Prontschischew geführt nach Westen, wenn möglich nach dem Jenisej hin. Prontschischew erreichte den Fluß Olenek, wo er tief betrauert von der Schiffsmannschaft und seiner jungen Gattin, mit der er sich erst kurz vor seiner Reise verheirathet hatte, am 10. September (n. St.) an einer von dem Mühseligkeiten der Fahrt gewonnenen Krankheit starb, und am Ufer mit großer Feierlichkeit beerdigt wurde. Seine Gattin, welche alle Beschwerden der Reise mit ihm getragen hatte, überlebte ihn nur inige Tage und ruht an seiner Seite im Grabe an der öden Küste des Eismeeres. Darauf übernahm der Steuermann Tscheljuskin den Befehl, lief in den Olenek ein, und kehrte nachdem er daselbst überwintert hatte, im nächsten Sommer nach Jakutsk und von da nach Petersburg zurück, wo er die Unmöglichkeit der Fortsetzung der beabsichtigten Versuche darzuthun suchte. Das Admiralitäts-Kollegium theilte seine Ansicht nicht, sondern beschloß noch einen Versuch auf dem Seewege machen zu lassen, und schickte den Lieutenant Chariton Laptew ab, um zur See von der Lena zum Jenisej zu gelangen. Trotz aller bestandenen Gefahren und Entbehrungen gelang es doch nicht die Nordspitze Asiens zu umschiffen.

5. Reisen von der Lena aus nach Osten unter Lieutenant Lassinius und nach dessen Tod (in Folge des an Bord ausgebrochenen Skorbuts, der auch den größten Theil der Schiffsequipage hingerafft hatte) unter Lieutenant Dmitri Laptew. Nach mehrjährigen Fahrten erklärte dieser die Unmöglichkeit zur See den Fluß Anadyr zu erreichen, nachdem es ihm auch nicht gelungen war das Große Kap Baranow zu dubliren.

6. Reise zur Aufsuchung und Kartographirung der Nordwestküste Amerikas unter den Befehlen Berings, der mit zwei Schiffen im Jahre 1740 von Ochotsk auslief. Im Juli des folgenden Jahres erreichte er die Küste von Amerika bei 58° zu 59° nördl. Br., während Tschirikow der das zweite der Schiffe kommandirte die amerikanische Küste 56° nördl. Br. in Sicht bekam. Diese mit großem Verlust an Menschenleben vollführten Reisen vermittelten die

Kenntniß der Lage des nordwestlichen Amerikas im Verhältniß zum nordöstlichen Asien, und führten zur Entdeckung der langen, vulkanischen Inselreihe zwischen der Halbinsel Alaska und Kamtschatka.

7. Seereisen nach Japan. Kapitän Spangberg lief im Jahre 1738 mit drei Schiffen von Ochotsk aus, untersuchte die kurilischen Inseln, kehrte alsdann nach Kamtschatka zurück, wo die Schiffe überwinterten, und trat im nächsten Frühjahr von Neuem die Reise an. Zwei von den Schiffen kamen, nachdem sie durch einen heftigen Sturm vom dritten getrennt worden waren, glücklich in Japan an, wo sie von den Einwohnern freundlich aufgenommen wurden. Auf der Rückfahrt besuchte Spangberg eine große, von dem merkwürdigen, seiner Abstammung nach räthselhaften Volk der Aino's*) bewohnte Insel nördlich von Nippon und kehrte zu Anfang Novembers nach Ochotsk zurück, wohin inzwischen auch das dritte, gleichfalls an der japanischen Küste gelandete und gastfrei aufgenommene Schiff gefahren war.

8. Reisen in das Innere Sibiriens von Gmelin, Müller, Steller, Krascheninnikow, de l'Isle de la Croyère u. a. die allerdings für die Kenntniß der Ethnographie und Naturverhältnisse Nordasiens epochemachend wurden, aber die Nordküste selbst nicht berührten.

Durch diese verschiedenen Reisen zur See und zu Land hatte die „große nordische Expedition" eine auf wirkliche Untersuchungen gegründete Kenntniß der Naturverhältnisse Nordasiens bewerkstelligt, ziemlich vollständige Aufschlüsse über die Begränzung des Welttheils im Norden und die gegenseitige Lage von Asiens östlicher und Amerikas westlicher Küste gegeben, die Aleutischen Inseln waren entdeckt und die Entdeckungen der Russen im Osten mit denen der Westeuropäer in Japan und China in Verbindung gebracht worden. Die Resultate waren also außerordentlich groß und epochemachend, hatten aber bedeutende Opfer erfordert, und so dauerte es gegen

*) Die Aino's, welche Steller (Beschreibung v. Kamtschatka S. 12) „die wohlgesittetsten Völker" unter allen diesen Stämmen nennt, sind die Bewohner der kurilischen Inseln, unter denen also die eine von Spangberg erwähnte „Insel nördlich von Nippon" zu verstehen wäre, wenn nicht Jeso, als die Nippon zunächst nördlich liegende Insel damit gemeint ist. Radloff nennt aber ausdrücklich die Aino's als Kurilen, und Steller rechnet das Kurilische zu dem Sprachstamme, dessen Zweige das Tschuktschische, Korjäkische und Kamtschadalische sind. — Anmerk. d. Bearb.

zwanzig Jahr, ehe eine neue der Rede werthe Entdeckungs- und Untersuchungsreise ins sibirische Eismeer zu Stande kam. Dieselbe wurde durch einen Privatmann Namens Schalaurow, einen Kaufmann aus Jakutsk unternommen, der dabei sein ganzes Vermögen und sein Leben verlor. Er fuhr zuerst 1760 aus der Lena ins Eismeer, kam aber nur bis zur Mündung des Kolyma-Flusses, wo er ebenso wie bei seiner zweiten Reise überwinterte. Von seiner dritten im Jahre 1766 unternommenen Fahrt kehrten weder er noch sein Begleiter jemals wieder. Im Jahre 1763 hatte Tschitscherin, Gouverneur von Sibirien, einen Sergeanten, Namens Andrejew, mit Hundeschlitten auf eine Eisfahrt nach Norden zu geschickt, der wie es scheint eine südwestliche Fortsetzung des Landes besuchte, das auf den neueren Karten Wrangels-Land genannt wird. In den Jahren 1769—71 wurde abermals eine Expedition ausgesandt, die aber erfolglos war. Die schon früher oft von Küstenfahrern gesehenen Neusibirischen Inseln wurden 1770 zum erstenmale von Ljachow besucht. Im Jahre 1805 entdeckten Sannikow die Inseln Stolbowoi und Faddejew, im Jahre 1806 Sirowatzkoi Nowaja Sibir, und 1808 Bjelkow die kleinen nach ihm benannten Inseln. Der russische Kanzler Romanzow schickte den nach Sibirien verbannten Sekretär Hedenström der 1809 von Ustjansk, aber unter vielen Entbehrungen und Gefahren, im Mai des nächsten Jahres nach Kap Baranow zurückkehren mußte. Seit Hedenström und Sannikow waren die Neusibirischen Inseln erst wieder im Jahre 1823 von dem russischen Marinelieutenant Anjou besucht worden, dessen Anstrengungen über das Eis nach den im Norden und Nordosten vermutheten Ländern vorzudringen aber ebenso wenig von Erfolg gekrönt wurden wie die des russischen Marineoffiziers Ferdinand von Wrangel; jedoch hatten Beide das Verdienst: darzuthun, daß das Meer sogar in der Nähe des Kältepols nicht mit festem und zusammenhangendem Eise bedeckt ist.

Auf seiner dritten Reise war der berühmte James Cook (1778 und 1779) durch die Berings-Straße ins Eismeer vorgedrungen und dann längs der Nordostküste Asiens nach Westen bis Irkaipij, das er Nordkap nannte gefahren. Um die Meere, welche im Norden und Osten das große russische Reich umgeben, zu untersuchen, wurde Billings ein englischer Seeoffizier in russischen Diensten und Theilnehmer an Cook's letzter Reise, mit etwa hundert Personen ausge-

sandt. Das Resultat dieser großartigen Expedition entsprach aber durch Billings Unfähigkeit ein solches Unternehmen zu leiten, den davon gehegten Erwartungen nur in sehr geringem Maße.

Unter den in diesem Jahrhundert unternommenen Reisen sind zu erwähnen die von Otto v. Kotzebue der auf seiner berühmten Weltumsegelung 1815—18 u. A. durch die Berings-Straße fuhr und die in geographischer Hinsicht merkwürdigen Läger an der Eschscholz-Bai und Lütke der auf seiner Weltumsegelung 1826—29 die Inseln und die Meerenge in der Nähe von Tschukotskoi-Nos besuchte; Moore der 1848—49 bei Tschukotskoi-Nos überwinterte und uns so manche Aufschlüsse über die Sitten der Namollo's und Tschuktschen geliefert hat; Kellet (1849); John Rodgers (1855); Dallmann; Long (1867) der als Kapitän des Grönlandfahrers „Nile" die Meerenge zwischen Wrangels-Land und dem Kontinent (Long-Sund) entdeckte und von der Berings-Straße weiter nach Westen vordrang als irgend einer seiner Vorgänger; Dall u. A. m.

War die Vega wirklich, und ist sie noch jetzt wo dies geschrieben wird, das erste und einzige Fahrzeug das vom Atlantischen Ozean auf nördlichem Wege bis zum Stillen Meer fuhr? Wie aus den obigen historischen Daten hervorgeht, dürfte sowol diese Frage mit ziemlicher Gewißheit bejaht, wie auch mit Sicherheit behauptet werden, daß kein Schiff den entgegengesetzten Weg vom Stillen Ozean nach dem Atlantischen eingeschlagen hatte. Die geographische Sagen-Literatur enthält jedoch Berichte über verschiedene Seereisen nordweges in diesen Meeren, über die hier einige wenige Worte gesagt werden müssen.

Die erste soll schon 1555 von einem Portugiesen Martin Chacke*) der in Indien durch einen Westwind von seinen Begleitern getrennt und zwischen verschiedenen Inseln hindurch in den Eingang einer Meerenge bei 59° nördl. Br. nördlich von Amerika getrieben sein will. Wir wissen aber jetzt, daß an der Stelle wo dieser Kanal sich befinden soll festes Land ist.

Im Jahre 1588 soll eine noch merkwürdigere Reise von dem Portugiesen Lorenzo Ferrer Maldonado gemacht sein. Er hat

*) Chacke ist aber kein portugiesischer Name, auch diese Orthographie unmöglich. — Anmerk. d. Bearb.

einen langen ins Italiänische, Französische und Englische übersetzten Bericht über diese vermeintliche Reise verfaßt. In diesem erzählt er wie er Anfangs März von Neufundland die nördliche Küste von Amerika entlang gefahren, und nach anfänglicher Kälte, Sturm und Finsterniß, später ohne Schwierigkeit in die „Anian-Straße“, die Asien von Amerika trennt eingelaufen und auf mehre mit Russen oder Hanseaten besetzte und chinesische Waaren am Bord habende Schiffe gestoßen sei. Von einem Antreffen von Eis ist eben so wenig die Rede wie von Seehunden, wol aber von Schweinen, Büffeln u. dgl.; Alle die in dem Bericht vorkommendeu Ungereimtheiten beweisen, daß die ganze Reise erdichtet ist.

Ueber eine dritte Reise die ein Portugiese David Malguer gemacht haben soll, hat ein Seeoffizier Namens de la Madelène dem Grafen de Pontchartrin im Jahre 1701 eine Mittheilung von Daten, die er wahrscheinlich in Holland oder Portugal aufschnappte, gemacht. Nach diesem Berichte wäre der genannte Malguer am 14. März 1660 von Japan mit dem Schiffe „le Père éternel“ abgereist, und die Küsten der Tatarei (d. h. die Ostküste Asiens) zuerst gegen Norden bis zum 84° nördl. Br. gesegelt. Von da hätte er den Kurs zwischen Spitzbergen und Grönland genommen und wäre westlich von Schottland und Irland fahrend wieder nach O Porto gekommen. Daß diese Reise erdichtet ist, zeigt theils die Leichtigkeit mit welcher er über den Pol von einem Meere ins andere gelangt sein will, theils der Umstand, daß die einzigen Details, die sich in seinem Bericht finden, nämlich: daß die Küste der Tatarei sich bis zu 84° Nördl. Br. hin erstreckt, unrichtig sind.

Alle diese und ähnliche Mittheilungen über früher zu Schiffe bewerkstelligte Nordost- Nordwest- oder Polar-Passagen haben das gemeinsam, daß die Fahrt von dem einen Ozean in den anderen über das Eismeer so leicht von Statten gegangen sein soll, wie man eine Linie über eine Karte zieht; von einem Antreffen von Eis oder nordischen Jagdthieren ist nirgends die Rede, und jede darin angeführte Einzelheit streitet gegen bekannte geographische, klimatische und naturhistorische Zustände in den arktischen Meeren. Alle diese Berichte sind daher von Personen erdichtet, die nie eine Reise auf den wirklichen Polarmeeren gemacht haben.

Die Vega ist also das erste Schiff, welches nordher von einem der großen Weltmeere in das andere vorgedrungen ist.*)

Vierzehntes Kapitel.

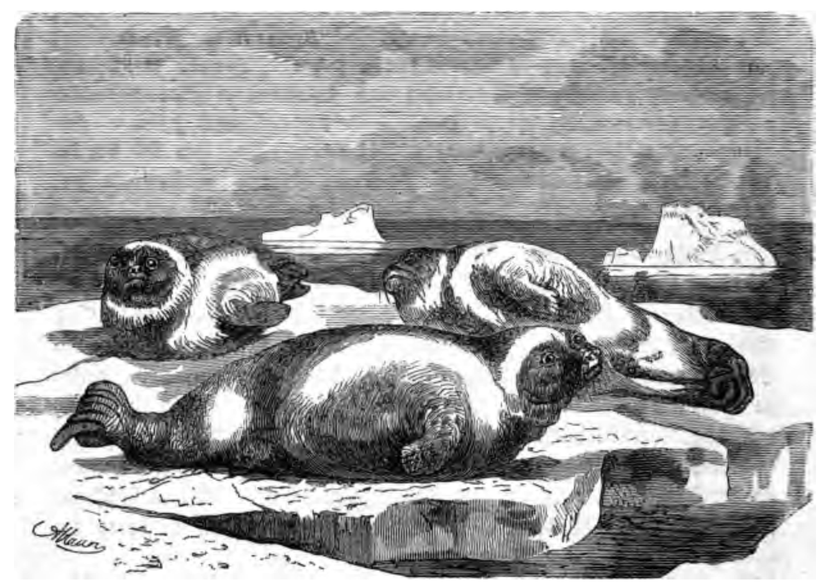
Die Fahrt durch die Berings-Straße. — Ankunft in Runamo. — Die Küstenbevölkerung im nordöstlichsten Asien. — Seltene Robbenart. — Reiche Vegetation. — Ueberfahrt nach Amerika. — Eisverhältnisse. — Port Clarence. — Die Eskimos. — Zurückreise nach Asien. — Die Konyam-Bai. — Naturverhältnisse daselbst. — Das Eis löst sich im Innern der Konyam-Bai. — Die Insel St. Lorenz. — Frühere Besuche daselbst. — Abreise nach der Berings-Insel.

Nachdem wir Asiens östlichste Spitze umschifft hatten, wurde der Kurs noch zuerst nach der St. Lorenz-Bai genommen, einer nicht unbedeutenden Meerbucht, die ein Stück südlich von der schmalsten Stelle der Berings-Straße in die tschuktschische Halbinsel hineingeht. Es war meine Absicht in dieser Bucht so weit wie möglich vor Anker zu gehen, um den Naturforschern auf der Vega Gelegenheit zu geben, mit den Naturverhältnissen auch in einem, von der Natur mehr als die kahle, den Ei smeerwinden offene, von uns bisher besuchte Küstenstrecke, beg ünstigten Theil des Tschuktschen-Landes, Bekanntschaft zu machen. Gerne hätte ich mich zuerst einige Stunden an dem, bei

---

*) Das im schwedischen Text an historischem Material überreiche dreizehnte Kapitel, ist, trotz des vielfach Belehrenden in vorliegender Bearbeitung so gekürzt, daß es nur eine allgemeine, wenn auch nichts Wichtiges auslassende aber doch nur in allgemeinen Umrissen gebende Uebersicht enthält. Der Grund zu dieser knapperen Form ist eben diese Fülle von geschichtlichen, die russischen u. a. Entdeckungsreisen mittheilenden Daten, während die Bearbeitung hauptsächlich bezweckt: die Schilderung der Fahrt des schwedischen Schiffes und die Entdeckungen und Beobachtungen des hochverdienten Führers der Expedition selbst in möglichster Kürze und für ein Publikum das sich für die Sache selbst und die dabei betheiligten Persönlichkeiten, weniger aber für einzelne wissenschaftliche Fachabhandlungen wie: über Botanik, Meteorologie, Mineralogie, Sprachliches und dgl. interessirt, wiederzugeben. — Anm. d. Bearb.

den Polarvölkern berühmten Handelsplatze, der Diomed-Insel aufgehalten, welche in dem schmalsten Theil der Meerenge, fast mitten zwischen Asien und Amerika liegt, und wahrscheinlich schon vor Columbus' Zeit eine Station für den Waarenaustausch zwischen der alten und neuen Welt war. Ein solcher Aufenthalt wäre aber, wegen des starken hier auf der Gränze zwischen dem warmen, treibeisfreien und dem kalten, treibeisvollen Meere herrschenden Nebels



Seehunde vom Berings-Meere.

mit zu großen Schwierigkeiten und zu bedeutendem Zeitverlust verbunden gewesen.

Selbst die hohen Berge an der asiatischen Küste waren beständig in einen dichten Nebel gehüllt, aus dem nur hier und dort einzelne Bergspitzen hervorlugten. Nahe dem Schiffe zeigten sich große Treibeisfelder, auf denen sich an einzelnen Stellen Schaaren einer schön gezeichneten Robbenart niedergelassen hatten. Zwischen den Eisstücken schwärmten Seevögel, die größtentheils anderen Gattungen angehörten als die in den europäischen Polarmeeren vorkommenden, umher. Das

Eis war glücklicherweise so vertheilt, daß die Vega mit voller Fahrt bis ganz in die Nähe der St. Lorenz-Bai dampfen konnte, wo die Küste von einigen dichteren Eisbarren, die aber doch mit Leichtigkeit durchbrochen werden konnten, umgeben wurde. Erst am Eingang in die Bucht selbst traf man auf unpassirbares Eis, das den vorzüglichen Hafen der St. Lorenzbai vollständig sperrte. Die Vega mußte also auf der offenen Rhede außerhalb des Dorfes Nunamo vor Anker gehen; aber auch da trieben weite, wenn auch dünne und zerbröckelte Eisfelder mit langen aber schmalen Eisstreifen in großen Massen dem Schiffe nach Süden zu vorbei, so daß es nicht rathsam war lange an der Stelle zu verweilen. Unser Aufenthalt beschränkte sich daher nur auf einige wenige Stunden.

Im Laufe des Winters hatte Lieutenant Nordqvist gesucht von vorüberziehenden Tschuktschen möglichst vollständige Erkundigungen über die, längs der Küste zwischen der Tschaun-Bai und der Berings-Straße liegenden tschuktschischen Dörfer oder Zeltläger einzuziehen. Seine Gewährsmänner schlossen beständig ihr Verzeichniß mit dem unmittelbar westlich hinter Kap Deschnew liegenden Dorf Ertryn, und mit der Angabe, daß weiter nach Osten und Süden hin ein anderes Volk wohne, mit dem sie allerdings nicht in offenbarer Feindschaft wären, dem man aber nicht trauen könne und zu dessen Dörfern einen von uns zu führen sie sich weigerten*) — Während wir im

*) Die Feindschaft schien doch sehr passiver Art zu sein und nicht auf Racenhaß zu beruhen, sondern nur darauf, daß die Einwohner des am weitesten östlich gelegenen Dorfes wegen ihres zänkischen Charakters bekannt sind und in demselben Rufe von Händelsucht stehen wie die Bauernburschen irgend eines Dorfes bei uns. Lieutenant Hooper, der im Winter 1848—49 eine Reise in Hundeschlitten von Tschukotskoj-Nos die Küste nach der Berings-Straße zu machte, erzählte nämlich, daß die Bewohner des Kaps Deschnew im nämlichen schlechten Rufe bei ihren Namollo-Nachbaren**) im Süden wie bei den nach Westen zu wohnenden Tschuktschen stehen. „Sie sprachen eine andere Sprache.“ Möglicherweise waren es wirkliche Eskimos.

**) Die Namollos oder seßhaften Tschuktschen haben mit den eigentlichen oder nomadisirenden Rennthier-Tschuktschen nur den Namen gemein, gehören aber einem anderen Stamme, nämlich dem, die Küste Nordamerika's und in Asien das Tschukotskoj-Vorgebirge, die Lorenz-Bai und die St. Lorenzinsel bewohnenden, der sich vom Fischfang nährt und mit den Eskimos verwandt st, wie dies auch die Verschiedenheit zwischen der Sprache der nomadisi-

dichten Nebel vorsichtig in der Nähe von Kap Deschnew vorwärts dampften, kamen 20 bis 30 Eingeborene in einem großen Fellboot an unser Schiff herangerudert. Wir nahmen sie mit Vergnügen auf, da wir auf ihre Bekanntschaft sehr neugierig waren. Als sie aber über den Dahlbord kletterten, sahen wir, daß es alte Bekannte, wirkliche Tschuktschen waren. Als wir am folgenden Tage an der Buchtmündung Anker warfen, empfingen wir, wie gewöhnlich, eine Menge Besuche von Eingeborenen, und machten ihnen unsere Gegenvisite in ihren Zelten. Sie sprachen fortwährend Tschuktschisch, mit Einmischung einzelner weniger, fremder Wörter; ihre Zelte wichen in der Bauart etwas von der der Tschuktschen ab, und sie schienen auch einen etwas verschiedenen Gesichtsausdruck zu haben. Einige Tage darauf ankerten wir in der Konyam-Bai und fanden daselbst nur wirkliche, Rennthiere besitzende Tschuktschen, aber keine von Jagd und Fischerei lebende Küstenbevölkerung. Dagegen bestanden die Einwohner an unserem Ankerplatz bei der St. Lorenzinsel aus Eskimos oder Namollos. Es scheint also daß ein großer Theil der, die asiatische Seite der Berings-Straße bewohnenden Eskimos, in späteren Zeiten ihre Nationalität verloren hat und mit den Tschuktschen verschmolzen ist.*) Eine gewaltsame Vertreibung ist nämlich in den späteren Jahren gewißlich nicht vorgekommen.

Das Zeltdorf Nunamo liegt nicht, wie die früher von uns gesehenen Tschuktschendörfer gleich ganz unten am Seestrande, sondern ziemlich hoch oben auf einer Anhöhe zwischen der See und einem Flusse, der gleich südwestlich vom Dorfe ausmündet und jetzt zur Zeit des Schneeschmelzens sehr wasserreich war. In geringer Entfernung von der Küste war das Land von einer hohen Bergkette umschlossen, die in eine Menge zersplitterte Spitzen auslief, und deren Seiten von riesigen, in terrassenförmige Absätze getheilten Steinhaufen gebildet wurde. Hier hielten sich eine Menge Murmelthiere und Hamster auf. Das Dorf bestand aus zehn Zelten, die ohne Ordnung auf dem

---

renden Tschuktschen, die sich dem Korjäkischen und in einigen Theilen dem Kamtschadalischen nähert und den seßhaften Tschuktschen darthut. Radloff über die Sprache der Tschuktschen u. s. w. in den mémoires de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg; série 7 c. 3 Petersburg 1861. — Anmerk. d. Bearb.

*) Siehe die vorigen Anmkgn. S. 361. — Anmerk. d. Bearb.

ersten hohen Strandabsatze aufgerichtet waren. Die Zeltbekleidung war von Seehundsfell bis hinunter über Walfischrippen und Unterkinnladen gespannt, die als Pfähle in den Boden geschlagen waren. Diese waren oben mit Ribben von Walfischknochen verbunden, von denen andere Ribben derselben Art von Knochen oder Walfischbarten zur Zeltspitze gingen, und schließlich waren, damit der Wind das Zelttuch nicht vom Boden fortreißen könne, dessen Ecken mit Massen großer, schwerer Knochen beladen. So waren elf Walfischschulterblätter rings um ein einziges Zelt aufgestellt. In Ermangelung von Treibholz braucht man im Sommer thrangetränkte Walfisch- und Robbenknochen als Brennmaterial zum Kochen im Freien. Eine große gekrümmte Walfischrippe war wie ein Bogen über dem Heerd aufgestellt, um den Kessel daran zu hängen. Kleine Walfischknochen wurden als Mörser genommen, mit Walfischschulterblättern wurde der Eingang zu den Speckkellern abgesperrt, ausgehöhltes Fischbein wurde zu Lampen verwendet, Bartenblätter oder Stücke vom Unterkiefer und die geraderen Rippen zum Beschlagen der Schlitten, zu Spaten und Eishacken, mit den Bartenfasern wurden die verschiedenen Geräthschaften zusammengebunden u. s. w.

Massen schwarzen Seehundsfleisches und lange weiße, hin und her schwebende Stränge von aufgeblasenen Gedärmen hingen zwischen den Zelten, in deren Innerem man überall blutige Stücke Fleisch auf eine ekelhafte Weise zubereiten oder umherliegen sah, wodurch sowol die Wohnungen wie die mit dem Fang beschäftigten Bewohner ein mehr als gewöhnlich widerwärtiges Aussehen hatten. Eine angenehme Abwechselung bildeten die Haufen grünender Weidenzweige, die beinahe an jedem Zelteingange lagen und gewöhnlich von Frauen und Kindern, welche die Blätter mit Begierde verzehrten, umgeben waren.

Als wir Pitlekaj verließen, war die dortige Vegetation noch bei weitem nicht vollständig entwickelt, dagegen prunkte der Strandabsatz bei Nunamo in reichster Farbenpracht. Auf einem Areal von einigen wenigen Tonnen Landes sammelte Dr. Kjellmann hier mehr als hundert Gattungen von Blumen und darunter eine bedeutende Anzahl von Arten, die er auf der tschuktschischen Halbinsel früher nicht gesehen hatte.

An den Berggipfeln gab es noch viele Treibschneefelder, und von den Höhen konnte man gewahren, daß große Eismassen beständig

längs der asiatischen Seite der Beringsstraße umhertrieben. Bei einem Ausfluge nach dem Gipfel eines der nahen Berge traf Dr. Stuxberg die, auf einem Steinaufwurf in der bei den Tschuktschen gebräuchlichen Form liegende Leiche eines Eingeborenen. Neben dem Todten lagen ein zerbrochenes Zündhütchengewehr, Spieß, Pfeile, Feuerzeug, Pfeife, Schneeschirm, Eissieb und verschiedene andere Dinge, die für den Verstorbenen als in dem, den Tschuktschen angewiesenen Theil der elysäischen Gefilde nothwendig zum Gebrauch angesehen wurden. Die Leiche lag wenigstens schon seit dem vorigen Sommer da, aber die Pfeife gehörte zu den vielen Thonpfeifen, die ich an die Eingeborenen hatte vertheilen lassen, war also lange nach dem eigentlichen Begräbniß dort hingelegt worden.

So wichtig es mir war, von einer Telegraphenstation einige beruhigende Zeilen nach Hause schicken zu können, weil ich befürchtete, daß man bereits ernstlich über das Schicksal der Vega beunruhigt war, hätte ich gerne an diesem für die Wissenschaft so wichtigen und interessanten Platze noch wenigstens einige Tage zugebracht, wenn nicht die draußen treibenden Eisbarren und Eisfelder so bedeutend gewesen wären, daß sie bei einem rasch aufspringenden Seewinde für unser Schiff, das eben auf einer gänzlich offenen Rhede vor Anker lag, leicht hätten gefährlich werden können. Der tiefer hinein in der St. Lorenz-Bai befindliche Hafen war nämlich noch mit Eis belegt und unnahbar. Schon am 21. Juli ließ ich wieder die Anker lichten um auf die amerikanische Seite der Berings-Straße hinüber zu dampfen, und bereits am nächsten Tage warfen wir Anker in Port Clarence, einem vortrefflichen Hafen südlich von der westlichen Spitze Amerikas, dem Kap Prince of Wales. Es war dort der erste wirkliche Hafen, wo die Vega, nachdem sie am 18. Aug. 1878 den Aktinia-Hafen auf der Taimur-Insel verlassen hatte, ankerte. In der ganzen Zwischenzeit war sie beständig auf offenen Rheden, ohne den geringsten Schutz vom Lande gegen See, Wind und Treibeis verankert oder vertäut; dennoch war sie, Dank der Einsicht und Bedachtsamkeit des Kapitän Palander und der Tüchtigkeit der Offiziere und der Mannschaft, nicht nur unbeschädigt, sondern ebenso seetüchtig, wie zur Zeit, als sie die Docks in Karlskrona verließ; auch hatten wir noch für beinahe ein Jahr Proviant und ungefähr 4000 Kubikfuß Kohlen am Bord.

Port Clarence wird gegen das Meer durch eine lange, niedrige

Sandbank, zwischen deren nördlichem Ende und dem Lande eine bequeme und tiefe Einfahrt ist, geschützt. In das Innere des Hafens fällt ein beträchtlicher Fluß, dessen Mündung sich zu einem Binnensee erweitert, der durch eine Sand-Erdzunge von dem Außenhafen getrennt ist. Dieser Binnensee bildet auch einen guten, geräumigen Hafen, dessen Einfahrt jedoch für tiefgehende Fahrzeuge zu seicht ist. Der Fluß selbst dagegen ist tief und durchströmt ungefähr 18 Kilometer von der Mündung einen anderen See, an dessen östlichen Strand zackige, zersplitterte Berge sich bis zu einer von mir 800—1000 Meter taxirten Höhe erhoben. Möglicherweise ist die Höhe doppelt so groß, denn bei dergleichen Schätzungen kann man sich leicht irren. Südlich von Fluß und Hafen fällt das Land mit einem 10—20 Meter hohen Absatz steil gegen den Strand ab; auf der nördlichen Seite dagegen ist der Strand größtentheils flach, aber weiter ins Land hinein erhebt sich der Boden schnell zu abgerundeten 300—400 Meter hohen Berggipfeln. Nur in den Thälern und an anderen Stellen, wo sich während des Winters große Schneemassen aufgehäuft hatten, fanden sich noch Schneetriften vor. Gletscher sahen wir dagegen nicht, obgleich man dergleichen wol an den Geländen der hohen, den inneren See im Osten begränzenden Berge hätte erwarten dürfen.

Sogleich, nachdem der Anker geworfen worden war, erhielten wir Besuch von mehren sehr großen Fellböten und einer Menge Kajaks. Letztere waren größer als die der Grönländer, da sie gewöhnlich für zwei Personen bestimmt waren, welche Rücken an Rücken darin saßen. Wir sahen sogar Böte, aus denen, wenn die beiden Ruderer ausgestiegen waren, noch eine dritte Person hervorkroch, die also fast hermetisch im Innern des Kajaks verschlossen auf dem Boden liegend, ausgestreckt gewesen war, ohne die Glieder rühren oder bei einem Unglücksfalle sich retten zu können. Besonders schien es gebräuchlich zu sein, daß die Kinder auf diese unbequeme Art ihre Eltern auf deren Ausfahrt begleiteten.

Nachdem die Eingeborenen an Bord gekommen waren, begann ein lebhafter Tauschhandel, wobei ich verschiedene Pfeilspitzen und Angelhaken von Stein erstand. Um mir ein möglichst reichhaltiges Material zur Vergleichung der Hausgeräthschaften der Eskimos mit denen der Tschuktschen anzuschaffen, durchsuchte ich ohne besondere Einwände von Seiten der Besitzer die ledernen Beutel, welche sie

trugen. Nur Einer schien sehr abgeneigt, mich den Beutel gründlich durchstöbern zu lassen, aber gerade dadurch wurde meine Neugierde gereizt, und ich ward so zudringlich, daß ich halb mit Gewalt den Beutel untersuchte, bis sich ganz unten in demselben die Lösung des Räthsels fand — ein geladener Revolver. Mehre Eingeborene hatten sogar Hinterladegewehre.

Die Bevölkerung bestand, wie gesagt, aus Eskimos, die kein Wort Tschuktschisch verstanden; ein paar Männer sprachen ein wenig Englisch, uud einer war sogar in San Francisco, ein anderer in Honolulu gewesen. Viele Geräthschaften zeigten, daß sie mit amerikanischen Grönlandsfahrern in Berührung gekommen waren, und in ökonomischer so wie in moralischer Hinsicht von diesem Umgange mit civilisirten Völkern Nutzen gezogen hatten. Die Meisten wohnten in Sommerzelten von dünnem Baumwollenzeug. Manche kleideten sich europäisch, während Andere noch immer Beinkleider von Seehunds- oder Rennthierfell und eine leichte, reiche, oft hübsch verzierte Jacke von Murmelthierbalg und darüber, bei nassem Wetter einen Regenrock von zusammengenähten Därmen, trugen. Die Haartracht glich der der Tschuktschen. Die Frauen waren mit einigen Strichen am Kinn tätowirt, von den Männern trugen Viele kleine Schnurrbärte, Einige sogar einen ziemlich dünnen Vollbart, und Andere hatten versucht, sich amerikanische Kinnbärte wachsen zu lassen. Die Meisten, aber nicht Alle, hatten zwei, 6 bis 7 Millimeter lange Löcher unter den Mundwinkeln in die Lippen geschnitten. In diesen Löchern wurden große Stücken Knochen, Glas oder Stein getragen; oft wurden aber diese Zierrathen herausgenommen, und dann schlossen sich die Ränder der großen Löcher so eng zusammen, daß sie das Gesicht nur wenig entstellten. Viele hatten außerdem noch ein ähnliches Loch vorn an der Lippe. Es schien mir jedoch, als würde dieser sonderbare Gebrauch ganz abkommen oder das Loch am Munde auf europäische Art mit einem Loch in dem Ohre vertauscht werden. Einem jungen, fast ausgewachsenen Mädchen hing eine große blaue Glasperle von der Nase herab, in deren Scheidewand ein Loch zu diesem Zwecke angebracht war; sie wurde aber sehr verlegen und verbarg ihr Haupt in die Falten der Pelzjacke ihrer Mutter, als jener Schmuck die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Alle Frauenzimmer trugen lange Perlenschnüre in den Haaren und Armbänder von Eisen oder Kupfer, ähnlich denen der Tschuktschen. Die Haut-

farbe war nicht sehr dunkel, die Wangen offenbar röthlich, das Haar schwarz und borstig, die Augen klein, braun, ein wenig schief, das Gesicht platt, die Nase klein und an der Wurzel eingedrückt. Die Meisten waren von Mittelgröße, sahen frisch und gesund aus und zeichneten sich weder durch auffallende Magerkeit oder Fettleibigkeit aus. Hände und Füße waren klein.

Eine gewisse Zierlichkeit und Ordnung herrschten in ihren Zelten, deren Boden mit Matten von geflochtenen Pflanzen bedeckt war. Vielfach sah man Geräthschaften von Kokosnußschalen die, so wie die Matten, von Walfischfängern aus den Südseeinseln hingebracht waren. Hauptsächlich waren ihre Haus- und Jagdgeräthe, Aexte, Messer, Sägen, Hinterlader, Revolver u. s. w. amerikanischen Ursprungs, aber dabei brauchten sie auch oder verwahrten in den Plunderwinkeln der Zelte Bogen und Pfeile, Vogel-Wurfspieße, knöcherne Bootshacken und verschiedenes Steingeräth. Besonders waren die Angelwerkzeuge mit sehr großer Kunstfertigkeit aus gefärbten Knochen oder Steinarten, Glasperlen, rothen Lappen von der Fußhaut gewisser Schwimmvögel u. s. w. fabrizirt. Diese verschiedenen Materialien waren mit Schnüren von Walfischbarten so zusammen gefügt, daß sie großen Flügelkäfern glichen und etwa wie bei uns die Fliegen zum Lachsfang gebraucht wnrden.

Feuer wurde theils mit Stahl, Stein und Schwamm theils mit dem Feuerdrillbohrer angemacht. Man bediente sich auch amerikanischer Zündhölzchen. Der Bogen, mit dem der Feuerbohrer gedreht wurde, bestand oft aus Elfenbein und war mit allerlei Jagdbildern reich verziert. Ihre Geräthschaften waren schmucker, besser geschnitten und reicher mit Graphit oder rothem Ocker gefärbt als die der Tschuktschen. Die Leute waren wohlhabender und besaßen eine größere Anzahl Fellböte, sowol Kajaks wie Umiaks.

Nachdem das erste Mißtrauen beseitigt war, zeigten sich die Eingeborenen freundlich und entgegenkommend, ehrlich, wiewol zur Bettelei geneigt und beim Tauschhandel beständig dingend. Einen Häuptling schien es bei ihnen nicht zu geben; vollkommene Gleichheit herrschte, und die Stellung der Frauen war, wie uns vorkam, der des Mannes nicht untergeordnet. Die Kinder sind, ohne irgend welche Erziehung genossen zu haben, doch was man in Europa „wohlerzogen“ nennen würde. Alle waren Heiden. Das Verlangen nach Branntwein schien minder heftig zu sein, als bei den Tschuktschen.

Der Branntweinhandel mit den Wilden soll übrigens von amerikanischer Seite nicht nur verboten. sondern sogar in solcher Art verboten sein, daß das Gesetz befolgt wird.

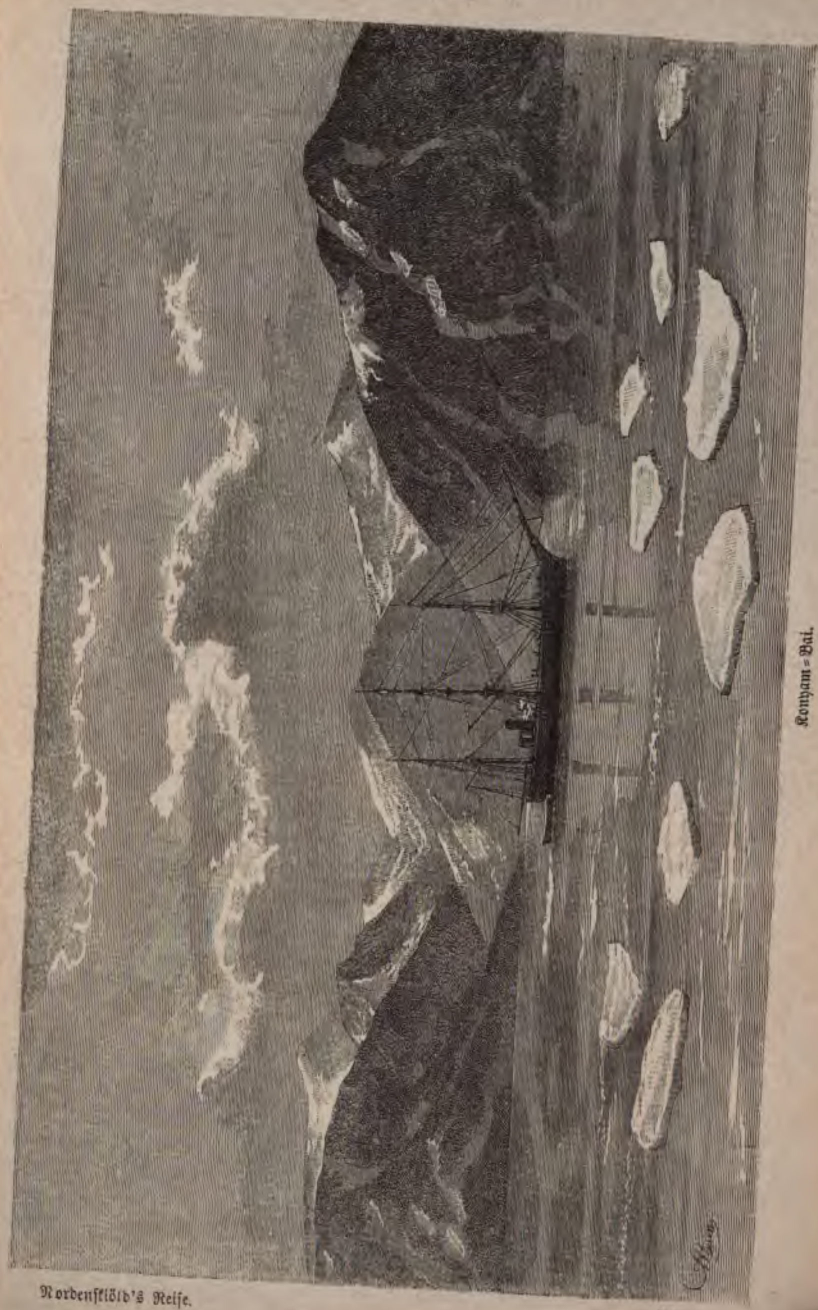
Hier konnte ich mit den vielen übriggebliebenen, in den wärmeren Gegenden überflüssigen Winterausrüstungssachen als eine Art herumziehender Handelsmann die Zeltlager mit Säcken voll Filzdecken, Strümpfen, Munition u. dgl. besuchen, und eine hübsche und ausgewählte Sammlung ethnographischer Gegenstände eintauschen. Unter diesen sind zu nennen: schöne Knochenschnitzereien so wie verschiedene Pfeilspitzen und anderes Geräth aus einer Art Nephrit, die dem bekannten Nephrit*) aus Hochasien so täuschend ähnlich ist, daß ich annehmen möchte, sie stamme wirklich daher.

Auf der Nordseite am Hafen befand sich eine alte europäische oder amerikanische Thransiederei, in deren Nähe wir auf zwei Eskimogräber stießen. Die Leichen waren vollständig gekleidet ohne Sarg auf den Boden gelegt, aber von einem dichten, aus einer Menge kreuzweise in die Erde eingerammten Zeltstangen bestehenden Gehäge umgeben. Neben der einen Leiche lag ein Kajak mit Rudern, eine geladene Piston-Doppelflinte mit halb gespanntem Hahn, aufgesteckten Zündhütchen, verschiedene andere Waffen, Kleider, Feuerzeug, Schneeschuhe, Trinkgeschirr, zwei blutbestrichene in Holz geschnittene Larven und fabelbafte Thierbilder. Aehnliches sah man auch in den Zelten. Robbenfellstücke, die zum Aufblasen und als Schwimmer an den Harpunen zu dienen bestimmt waren, hatten zur Zierde kleine aus Holz geschnitzte Gesichter. An den zwei Amuletten dieser Art, die ich mitgebracht habe, besteht das eine Auge aus einem eingelegten Stück blauen Emails, das andere aus einem auf dieselbe Art befestigten Stücke Schwefelkies. Hinter zwei Zelten standen auf 1½ Meter hohen Pfeilern rohgearbeitete, hölzerne, rothangestrichene Vogelgestalten mit ausgespreizten Flügeln. Ich suchte vergeblich diese Zeltgottheiten**) gegen eine große neue Filzdecke, eine Handelswaare

---

*) Im Orient und namentlich in China unter dem Namen Jade (früher Kascholong) bekannt, ist eine so hoch geachtete Steinart, daß alles Kostbare, ja selbst die Schönheit damit bezeichnet wird, wie es zum z. B. im 2. Kapitel des berühmten chinesischen Romans Ping schân ling jen von der Dichterin Schân tai heißt: „sie war schön wie Perlen und Jade". — Anmerk. d. Bearb.

**) Die Eskimos scheinen aber, eben so wenig wie die Tschuktschen, eine



Konyam=Bai.

gegen die ich sonst Alles erhalten konnte, einzutauschen. Dagegen tauschte ich ohne Schwierigkeit einen blendendweißen Kajak gegen ein gebrauchtes Filztuch und 500 Remingtongewehrpatronen ein.

Eben so wie die Westküste Europa's vom Golfstrom bespült wird, geht auch die amerikanische Küste des Stillen Meeres ein warmer Meerstrom entlang, der dem Lande ein milderes Klima verleiht, als dasjenige ist, welches auf der benachbarten asiatischen Seite herrscht, wo, gleichwie an der Ostküste von Grönland ein kalter nördlicher Strom hinfließt. Die Waldgränze geht deshalb im nordwestlichen Amerika ein gutes Stück nördlich jenseits der Berings-Straße, wogegen auf der tschuktschischen Halbinsel Waldungen ganz und gar zu fehlen scheinen. Auch bei Port Clarence ist das Küstenland selbst baumlos, während man einige Kilometer landeinwärts ellenhohe Erlenbüsche findet, und hinter den Küstenbergen sollen wirkliche Wälder vorkommen.

Am 26. Juli, 3 Uhr Nachm. lichteten wir Anker und dampften bei herrlichem Wetter und größtentheils günstigem Winde wieder zurück nach dem Gestade der Alten Welt. Wir warfen das Schleppnetz dreimal am Tage aus und fingen u. A. eine Menge große Schnecken und Krabben, von deren letzteren wir eine Gattung zu Hunderten mit der Scharre herauszogen und uns gut schmecken ließen, obgleich sie nicht sehr reich an Fleisch waren und einen etwas süßlichen Geschmack hatten.

Um nochmals die Naturverhältnisse der tschuktschischen Halbinsel zu untersuchen, liefen wir, südlich von der Berings-Straße, in die tiefe Senjawin-Meerenge ein, welche eine Reihe Felseninseln vom Festlande trennt. Am 28. Juni wurde hier, nicht wie zuerst beabsichtigt war, im Glasenapp-Hafen, der noch voll stehenden Eises war, sondern in der Mündung der nördlichsten unter den Buchten, der Konyam-Bai, vor Anker gegangen. Dieser Theil der tschuktschischen Halbinsel war schon vor uns von der Korvette Senjawin unter Befehl

---

eigentliche Religion oder irgend einen Begriff von einem Leben nach diesem zu haben.*)

*) Die Eskimos verehren das Feuer und glauben an einen unsichtbaren Schöpfer der Welt und Beherrscher aller Geister, der Ukkumo heißt. Ueber den Glauben der Tschuktschen s. S. 364 u. 373 Anmerk. 1. — Anmerk. d. Bearb.

des Kapitäns, späteren Admirals, Fr. Lütke und von einer englischen Franklin-Expedition am Bord des Plover, Kapitän Moore, besucht worden. Damals scheint diese Gegend ziemlich stark bevölkert gewesen zu sein; jetzt wohnten an der Bucht, wo wir Anker geworfen hatten, nur drei Familien Rennthiertschuktschen, und die umliegenden Inseln mußten gerade unbewohnt gewesen, oder aber mußte die Ankunft der Vega nicht bemerkt worden sein, denn es kamen keine Eingeborenen zu uns an Bord, was doch sonst wahrscheinlich der Fall gewesen wäre.

Der Strand am südöstlichen Theile der Konyam-Bai, die Bucht, in welcher die Vega jetzt auf einige Tage vor Anker lag wird von einem ziemlich öden Sumpfe gebildet, in dem eine Menge Kraniche horsten.

Wir besuchten auch die Wohnungen der Rennthiertschuktschen; diese Wohnungen ähnelten den früher von uns gesehenen Zelten, und die Lebensart der Bewohner unterschied sich nur wenig von der der Küstentschuktschen, mit denen wir den Winter zugebracht hatten. Sie waren auch auf die nämliche Weise gekleidet, nur daß die Männer hier eine Menge kleiner Schellen am Gurt trugen. Die Anzahl der Rennthiere, welche die drei Familien besaßen, belief sich nach meiner Berechnung auf etwa 400 Stück, also bedeutend weniger, als wovon drei lappländische Familien sich nähren können. Dagegen hatten die Tschuktschen größeren Vorrath an Fischen und vor Allem eine bessere Jagd als die Lappländer; sie trinken auch keinen Kafé und sammeln selbst einen Theil ihrer Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreich ein. Die Eingeborenen begegneten uns sehr freundlich und erboten sich, uns drei Rennthiere zu verkaufen oder besser gesagt, gegen Anderes umzutauschen, doch kam das Geschäft wegen unserer schleunigen Abreise nicht zu Stande.

Die Berge in der Umgebung der Konyam-Bai waren hoch und in scharfe Spitzen zersplittert, mit tiefen, noch theilweise von Schnee gefüllten Thalgängen. Gletscher scheinen jetzt dort nicht vorhanden zu sein, aber die hier befindlichen Fiords und Meerengen, wie St. Lorenz-Bai, Koljutschin-Bai und vermuthlich alle andere tiefere Buchten an der Küste der Tschuktschischen Halbinsel scheinen von Gletschern der Urzeit ausgegraben zu sein. Die Bergarten um die Konyams-Bai herum sind krystallinischer Art: zu unterst wenig glimmerhaltiger Granit, Glimmerschiefer, darüber grauer kohlensaurer Kalk ohne Versteinerungen und schließlich Talkschiefer, Porphyr und

Quarzit. Auf den Gipfeln bekommt der Granit ein rauhes, trachytartiges Ansehen, ohne aber wirklicher Trachyt zu werden. Schon hier ist man doch in der Nähe der vulkanischen Herde Kamtschatkas, wie die heiße Quelle darthut, welche Hooper, auf einer Schlittenfahrt nach der Berings-Straße, unfern der Küste antraf. Diese Quelle hatte in der strengen Februarkälte eine Temperatur + 69° C. und warme Wasserdämpfe und Treibschnee hatten ein hohes blendend weißes Gewölbe von gefrorenen und mit Eiskrystallen überzogenen Schneemassen, darüber gebildet. Die Tschuktschen selbst fanden dieses auffallend, sie opferten der Quelle*) blaue Glasperlen, und zeigten Hooper als etwas Merkwürdiges, daß man Fische darin kochen konnte, obgleich diesen der Mineralgehalt des Wassers einen bitteren, widerwärtigen Geschmack verlieh.**)

Das Innere der Konyam-Bai war bei unserer dortigen Anwesenheit noch mit einer festzusammenhangenden Eisdecke belegt. Diese löste sich am 30. Juli Nachmittags und hätte beinahe, so aufgelöst und zerbröckelt das Eis auch war, plötzlich der Fahrt der Vega ein Ende gemacht, indem es sie gegen das Land drückte. Glücklicherweise wurde die Gefahr noch zeitig genug bemerkt, Dampf aufgesetzt, der Anker gelichtet und das Schiff nach dem eisfreien Theile der Bucht geführt. Um den Kohlenvorrath zu schonen, und weil ich besorgte, bei längerem Verweilen keine Nachrichten in die Heimath senden zu können, so daß daselbst möglicherweise Besorgnisse entstehen und Geldausgaben daraus erwachsen dürften, zog ich es vor, sogleich weiter zu fahren, und nahm den Kurs nach der nordwestlichen Landspitze der St. Lorenzinsel, wo am 31. Juli Nachm. der Anker an einer offenen Bucht geworfen wurde. Diese von den Eingeborenen "Enguä" genannte Insel ist die größte zwischen den aleutischen Inseln und der Berings-Straße. Sie liegt näher zu Asien als zu Amerika, wird aber doch als zu letzterem gehörend betrachtet, und wurde deshalb von Rußland an die Vereinigten

*) Dieses Opfer galt dem Wasser- oder Quellengeist, der von den Tschuktschen Mimli Kiükwélei genannt wird. — Anmerk. d. Bearb.

**) Daß sich feuerspeiende Berge in Sibirien östlich jenseits des Jenisei finden, wird schon in einem Aufsatz von Isaak Massa erwähnt. Dieser Aufsatz ist in Hessel Gerrits': detectio Freti; Amstelod. 1612 aufgenommen. Das Vorhandensein von Vulkanen in Kamschatka scheint also schon zu jener Zeit in Europa bekannt gewesen zu sein.

Staaten abgetreten. Sie wird von einigen wenigen Eskimofamilien bewohnt, die mit ihren tschuktschischen Nachbaren auf der russischen Seite in Handelsverbindungen stehen und daher eine Anzahl Worte aus deren Sprache angenommen haben. Ihre Tracht gleicht der der Tschuktschen, nur daß sie aus Mangel an Rennthierfellen, Pelzhemden aus Vogel- und Murmelthierbälgen tragen. Wie die Tschuktschen und Eskimos am Port Clarence, bedienen sie sich der mit Robbendärmen genähten Regenröcke. Diese Kleidung ist auf der St. Lorenzinsel sehr zierlich, besonders mit Federbüscheln von den Seevögeln, die in zahllosen Schaaren dort hecken, geschmückt. Bei unserem Besuch gingen alle Eingeborenen barhäuptig, die Männer das schwarze, borstenartige Haar, mit Ausnahme des gewöhnlichen schmalen Kranzes rundum den Kopf, beim Haarboden bis an die Wurzel abgeschoren. Die Weiber trugen mit Perlen geschmückte Haarflechten und waren stark tätowirt nach theilweise ganz verschlungenen Mustern, und wie Kinder gingen sie meistentheils barfuß und mit bloßen Beinen. Sie waren gut gewachsen und manche sahen gar nicht übel aus, waren aber alle unverschämte Bettlerinnen.

Die Sommerzelte waren unregelmäßig aufgeschlagene, aber ziemlich saubere und helle Schauer von Darmhaut, die über ein Sparrenwerk von Treibholz und Walfischknochen gespannt war. Die Winterwohnungen waren jetzt verlassen; dieselben schienen aus Erdlöchern zu bestehen, die bis auf eine viereckige Oeffnung mit Treibholz und Torf bedeckt waren. In der Nähe der Zelte fanden sich auch Gräber vor. Die Leichen waren unverbrannt in eine Kluft zwischen den, von Frost zersprungenen und oft zu ungeheuren Steinhaufen verwandelten Felsenklippen gelegt worden. Nachher waren sie mit Steinen bedeckt, und Schädel von Bären und Robben, so wie Walfischknochen bei dem Grabe geopfert oder rings umher gestreut worden.

Nordöstlich vom Ankerplatze wurde der Strand von niedrigen Bergen gebildet, die mit einer steilen Böschung gegen das Meer hin abfielen und auf denen hier und dort ruinenähnliche Felsenformationen, den von uns an der Nordküste des Tschuktschenlandes gesehenen gleichend, emporragten. Den Fuß dieser Böschungen entlang legten die Eingeborenen vorzugsweise ihre Wohnungen an. Südwestlich vom Ankerplatz fing eine sehr große Ebene an, die weiterhin im Innern der Insel sumpfig war, längs der Küste aber einen festen, flachen an Blumen sehr reichen Graswall bildete. Im Meere fanden wir viele Algen

und eine wenn auch an Verschiedenheit der Arten dürftige Fauna von wirbellosen Strandthieren. Während ich die Küste entlang ging, erblickte ich fünf einfarbige graubraune Seehunde, die sich ein Stück vom Lande auf Steinen sonnten und zu jener Gattung gehörten, die ich in den Polarmeeren nicht gesehen hatte. Da ich kein Boot zur Hand hatte, verbot ich inzwischen, obgleich die Robben in Schußweite waren, dem Jäger, der mich begleitete, seine Geschicklichkeit im Schießen zu beweisen. Vielleicht waren es Weibchen der Histriophoca fasciata, deren schöngezeichnetes Fell (d. h. vom Männchen) ich früher bei der St. Lorenz-Bai gesehen und beschrieben hatte. Die Eingeborenen hatten einige wenige Hunde aber keine Rennthiere, obgleich dieselben zu Tausenden auf der Insel Futter gehabt hätten. Man bediente sich nicht der Kajaken, wol aber großer Baidaren von derselben Bauart wie die der Tschuktschen.

Die St. Lorenzinsel wurde auf Bering's erster Reise entdeckt, aber der Erste, der mit den Eingeborenen in Berührung kam, war Otto von Kotzebue, (am 27. Juni 1816 und 20. Juli 1817). Die Bewohner der Insel hatten bis dahin keine Europäer gesehen und nahmen die Fremdlinge mit einer Freundlichkeit auf, die Kotzebue schweren Leiden aussetzte.

Als v. Kotzebue zwei Tage darauf die nördliche Landzunge der Insel passirte, begegneten ihm drei Baidaren. In einer derselben erhob sich ein Mann, hielt einen kleinen Hund empor und durchbohrte ihn mit seinem Messer, als Opfer (wie Kotzebue glaubte) der Fremden wegen.*)

Seit 1817 sind verschiedene Forschungsexpeditionen auf der St. Lorenzinsel gelandet, aber nur auf einige Stunden. Es ist aber auch sehr gefährlich sich mit Schiffen hier aufzuhalten. Man kennt nämlich keinen Hafen an den weiten, vom offenen Meer umgebenen Küsten der Insel. In Folge des starken Wellenschlages der, wenn die See umher eisfrei ist, fast beständig hier stattfindet, ist es schwer, mit einem Boote an der Insel zu landen, und das auf der offenen Rhede vor Anker liegende Schiff läuft beständig Gefahr, von einem

*) Einige Tage nach unserer Ankunft in Pitlekaj wurden mehre Hunde erstochen. Ich glaubte damals, daß dies geschah, weil man sie nicht den Winter über füttern wollte, aber es ist nicht unmöglich, daß man sie opferte, um die Unglücksfälle abzuwenden, die, wie man befürchtete, die Ankunft der Fremden veranlassen könnte.

sich rasch erhebenden Sturme gegen die Strandklippen geworfen zu werden. Die genannten Mißstände galten im vollsten Maße bei dem Ankerplatz der Vega, und Kapitän Palander lag daher Alles daran, diesen Platz so bald wie möglich zu verlassen. Schon am 2. August um 3 Uhr Nachm. setzten wir also unsere Reise fort. Der Kurs wurde anfänglich auf die Insel Karaginsk, an der Ostküste von Kamschatka, genommen, wo ich einige Tage mich aufzuhalten beabsichtigte, um Gelegenheit zu haben, eine Vergleichung zwischen den Naturverhältnissen von Mittel-Kamtschatka und der Tschuktschischen Halbinsel anzustellen. Da aber widrige Winde die Ueberfahrt länger verzögerten, als ich berechnet hatte, gab ich, wiewol ungern, den Plan auf, dort ans Land zu gehen. Statt dessen wurden die Kommandeurs-Inseln das nächste Ziel der Expedition. Hier warf die Vega am 14. August Abends Anker in einem ziemlich schlechten, gegen Westen, Nordosten und Süden hin ganz offenen Hafen, westlich von der Beringsinsel, zwischen der Hauptinsel und einem nach außen davor liegenden Werder.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Lage der Beringsinsel. — Deren Bewohner. — Die Entdeckung der Insel durch Bering. — Bering's Tod. — Steller. — Das frühere und das jetzige Thierleben auf der Insel: Füchse, Seeottern, Seekühe, Seelöwen und Seebären. — Einsammlung von Rhytina-Knochen. — Besuch auf einer „rookery“. — Die Insel Toporkow. — Alexander Dubowski. — Reise nach Jokohama. — Gewitter.

Die Beringsinsel liegt zwischen 54° 40′ und 55° 25′ nördl. Br. und 165° 40′ und 166° 40′ östl. L. von Greenwich. Sie ist die westlichste und Kamschatka am nächsten liegende in der langen auf vulkanischem Wege entstandenen Inselkette, die zwischen 51° und 56° n. Br. im Süden das Beringsmeer begränzt. Nebst der benachbarten Kupferinsel und einigen umherliegenden Werdern und Klippen bildet sie eine besondere, von den eigentlichen Aleutischen Inseln geschiedene Inselgruppe, die nach dem Range des hier umgekommenen großen Seefahrers: Kommandeurs- oder Kommandirski-Inseln be-

nannt ist. Diese werden nicht zu Amerika sondern zu Asien gerechnet und gehören Rußland an. Trotzdem hat die Amerikanische Aljaska-Gesellschaft dort die Jagdgerechtigkeit erworben*) und unterhält auf den Hauptinseln zwei nicht unbedeutende Handelsstationen, welche die, einige hundert Personen betragende Anzahl von Bewohnern mit Lebensmitteln und Manufakturprodukten versehen, wogegen die Kompagnie von ihnen Pelzwaaren, hauptsächlich das Fell einer Ohrenrobbe (Seekatze oder Seebär), von welchem Thiere jährlich 20,000 bis 50,000 in dortiger Gegend erlegt werden, kauft. Um die Rechte des russischen Staates zu wahren und die Ordnung aufrecht zu erhalten, sind auch einige russische Behörden auf der Beringsinsel angesiedelt. Ein halbes Dutzend zweckdienlicher, hölzerner Häuser sind hier als Wohnstätten für die Diener der russischen Krone und die der amerikanischen Handelsgesellschaft, zu Magazinen Handelsläden u. s. w. erbaut worden. Die Eingeborenen wohnen theils in ganz geräumigen und im Innern nicht ungesunden Häusern von Torf, theils in kleinen Häusern von Holz, welche das Consortium statt der früheren einzuführen sucht, indem sie jährlich einige hölzerne Gebäude den Verdienstvollsten unter der Bevölkerung zuschrieb oder schenkte. Jede Familie hat ihr eigenes Haus. Auch eine griechisch-katholische Kirche und ein geräumiges Schullokal, letzteres für die aléutischen Kinder, befinden sich daselbst. Die Schule war bei unserem Besuche leider geschlossen, aber nach den Schreibheften die im Schulzimmer vorlagen, zu urteilen, ist der Unterricht hier nicht zu verachten. Bei der „Kolonie“ sind die Häuser zu einem Dorf geordnet, das in der Nähe der Meeresküste in angemessener Entfernung vom Fangplatze in einem zur Sommerszeit grünenden aber waldlosen, und von waldlosen, rundlichen Berghöhen umgebenen Thale liegt. Einzelnstehende Häuser finden sich außerdem hier und dort an anderen Theilen der Insel, so z. B. auf der nordöstlichen Seite, wo Kartoffelbau in kleinem Maße betrieben werden soll und am Fangplatz auf der Nordseite, wo ein paar große Pelzschuppen und eine Menge, nur während der Schlachtzeit benutzte, sehr kleine Erdhöhlen angelegt sind.

*) Im Februar 1871 wurde das Jagdrecht auf diesen Inseln von der russischen Regierung an Hutchinson, Kohl, Philippeus u. Comp. verpachtet, aber diese haben ihre Privilegien der Alaska Commercial Company in San Francisco abgetreten.

Sowol in geographischer, wie in naturhistorischer Beziehung ist die Beringsinsel eine der merkwürdigsten im nördlichen Theile des Stillen Ozeans. Hier beschloß Bering nach seiner letzten unglücklichen Fahrt in dem Meere, das jetzt seinen Namen trägt, seine lange Entdeckerlaufbahn. Er wurde aber von vielen seiner Begleiter überlebt, unter denen sich der Arzt und Naturforscher Steller befand, der eine, mit selten übertroffener Meisterschaft ausgeführte Schilderung der Naturverhältnisse und des Thierlebens auf der, früher nie von Menschen besuchten Insel, wo er unfreiwillig die Zeit von Mitte Novembers 1741 bis Ende Augusts 1742 zubrachte, lieferte.

Um für unsere Museen Felle oder Skelete der hier vorkommenden merkwürdigen Säugethiere zu erwerben, hatte ich beschlossen, diese Insel zu besuchen; da ich aber aus amerikanischen Zeitungen ersah, welche Unruhe in Europa unsere Ueberwinterung verursacht hatte, kürzte ich meinen Aufenthalt ab, da ja auch unsere Sammlungen und Erfahrungen genügend bereichert waren. Ehe ich jedoch unsere eigenen Erlebnisse auf der Insel berichte, will ich einige Worte über die Entdeckung und die erste Ueberwinterung daselbst sagen.

Nachdem Berings Schiff in Folge der Skorbutepidemie, von welcher fast die ganze Schiffsbemannung ergriffen war, eine längere Zeit reeblos*) im Beringsmeer umher trieb, ohne daß irgend ein Besteck gemacht wurde**) und schließlich ohne Segel und Steuer, buchstäblich ein Spiel von Wind und Wellen war, bekam man am 15. Nov. (n. St.) 1741 Land in Sicht, vor dessen Küste man am nächsten Tage Anker warf. Eine Stunde später riß indessen das Ankertau und eine ungeheure Sturzsee warf das Fahrzeug an die Strandklippen. Alles schien verloren; statt aber durch neue Sturmwogen gegen das Land geschleudert zu werden, gerieth das Schiff unvermuthet in ein, von Klippen umgebenes, 4½ Faden tiefes Bassin vollkommen stillen Wassers, das nur durch eine schmale Einfahrt mit dem Meere in Verbindung stand.

Nur mit großer Mühe vermochte die kranke Mannschaft ein

---

*) Reeblos nennt man ein Schiff, das Maste, Tauwerk und Anker verloren hat. — Anmerk. d. Bearb.

**) Besteck ist die Berechnung nach der Seekarte, wo das Schiff sich zur Zeit befindet. — Anmerk. d. Bearb.

Boot auszusetzen, mit welchem der Lieutenant Waxel und Steller ans Land fuhren, das sie unbewohnt, waldlos und nicht sehr einladend fanden; allein ein Bach mit frischem, klarem Wasser rieselte noch unzugefroren über die Berglehnen hinab, und in den Sandhügeln an der Küste fanden sich verschiedene tiefe Gruben, die, nachdem man sie weiter ausgeräumt und mit Segeln überdeckt hatte, in Wohnstätten verwandelt werden konnten. Die noch auf den Beinen stehen könnende Mannschaft machte sich insgesamt an die Arbeit. Am 19. Nov. (n. St.) konnten die Kranken ans Land geschafft werden doch, wie das oft zu geschehen pflegt, starben Viele, indem sie aus den Kajüten an die frische Luft gebracht, Andere, während sie aus dem Schiffe geführt wurden oder gleich nachdem sie ans Land gekommen waren. Alle, bei denen der Skorbut bereits so überhand genommen hatte, daß sie schon am Bord bettlägerig waren, kamen um. Die Ueberlebenden hatten kaum Zeit und Kraft, die Todten zu begraben, und Mühe, die Leichen vor den hungrigen Füchsen zu bewahren, von denen es auf der unbewohnten Insel wimmelte, und die noch nicht gelernt hatten, die Menschen zu fürchten. Am 20. November wurde Bering ans Land geschafft, er war aber schon sehr geschwächt und mißmuthig und konnte nicht bewogen werden, sich Motion zu machen. Er starb am 19. December.

Vitus (Veit) Bering war ein geborener Däne und hatte schon als Junge Reisen nach Ost- und Westindien gemacht. Im Jahre 1707 wurde er als Offizier in die russische Kriegsmarine aufgenommen und nahm als solcher in den folgenden Jahren an allen Kriegszügen der russischen Flotte gegen Schweden Theil. Er wurde gewissermaßen lebendig auf der Insel begraben, die jetzt seinen Namen trägt, denn schließlich ließ er nicht zu, daß man den Sand fortnahm, der von den Wänden der Sandhöhle, in welcher er weilte, hinabrollte. Er meinte nämlich, daß der Sand den erstarrenden Körper aufwärme. Ehe die Leiche ordentlich begraben werden konnte, mußte sie deshalb aus ihrem Lager ausgegraben werden, ein Verfahren, das auf die Ueberlebenden einen widrigen Eindruck machte.

In der Nacht zum 10. December (n. St.) ward das Schiff auf dem keine Wacht gehalten wurde, da man aller Leute am Lande bedurfte, um die Kranken zu pflegen, von einem heftigen Ost-Süd-Oststurm auf den Strand geworfen. Dadurch ging eine so große

Menge Proviant verloren, daß die übrig gebliebenen Vorräthe nicht einmal für Alle auf den Winter reichten. Die nach verschiedenen Richtungen ausgeschickten Leute sagten aus, das Schiff sei nicht, wie man anfangs gehofft, am festen Lande, sondern an einer baumlosen Insel gestrandet. Man erkannte sogleich, daß man, um Lebensmittel für die Rückfahrt übrig zu behalten, sich größtentheils durch die Jagd ernähren müsse. Die Schiffbrüchigen hielten sich, da man Fuchsfleisch nicht zur Nahrung gebrauchen wollte, zuerst an das Fleisch von Seeottern. Jetzt kommt auf der Berings-Insel die Seeotter beinahe gar nicht vor, damals aber waren die Küsten mit ganzen Horden von diesen Thieren bedeckt. Sie hatten nicht die mindeste Furcht vor den Menschen, kamen aus Neugierde geradezu auf die Feuer los, und flohen nicht, wenn Jemand sich näherte. Theuer erkaufte Erfahrung lehrte ihnen jedoch Vorsicht, aber man fing jedenfalls 800 bis 900 Stück — ein schöner Fang, wenn man bedenkt, daß das Fell dieser Thiere an der chinesischen Gränze mit 80 bis 100 Rubel das Stück bezahlt wurde. Außerdem strandeten zu Anfang Winters zwei Walfische an der Insel. Die Schiffbrüchigen betrachteten dieselben als Proviantmagazin und schienen Walfischspeck dem Seeotterfleisch, welches schlecht schmeckte und zäh war wie Leder vorzuziehen.*)

Im Frühling verschwanden die Seeottern, aber statt ihrer kamen andere Thiere in großen Schaaren, nämlich Seebären, Seehunde und Seelöwen. Das Fleisch von jungen Seelöwen**) soll besonders zart schmecken, während von Steller das Fleisch der Seekühe, das auch für die Rückreise eingesalzen wurde, für durchaus gutem Ochsenfleisch gleichkommend erklärt wurde. Als das Land in der Mitte Aprils schneefrei wurde, berief Waxel die noch am Leben gebliebenen 45 Mann zu einer Berathschlagung über die, zur Erreichung des Fest-

*) So sagt Müller in seiner „Sammlung russischer Geschichte"; Steller dagegen behauptet, Seeotterfleisch sei besser als Robbenfleisch und ein probates Mittel gegen Skorbut. Das Fleisch der jungen Seeottern könne es sogar, in Hinsicht auf Wohlgeschmack, mit Lammsbraten aufnehmen.

**) Nach Steller's Beschreibung der Beringsinsel dürfe es Niemand wagen, diese „grimmigen Thiere" anzugreifen, und der einzige Seelöwe den man während des Winters verzehrte, sei ein auf Kamschatka verwundetes und an die Küste der Berings-Insel todt angespültes Thier gewesen. Die flossenähnlichen Füße sollen der leckerste Theil vom Seelöwen sein.

landes zu ergreifenden Maßregeln. Man kam endlich zu dem Entschlusse, aus dem Holze des gescheiterten Schiffes ein neues zu bauen. Die drei Zimmerleute, welche an der Reise Theil genommen hatten, waren gestorben, aber glücklicherweise befand sich unter den Ueberlebenden ein Kosak, Sawa Starodubzow, der in Ochotsk als Arbeiter auf den Schiffswerften beschäftigt gewesen war. Dieser unternahm den Bau des neuen Schiffes und löste seine Aufgabe so gut, daß dasselbe unter dem Namen „St. Peter" schon am 21. August 1742 vom Stapel laufen konnte. Am 5. September bekam man Kamtschatka in Sicht, zwei Tage später ging der „St. Peter" in Petropaulowsk vor Anker und fuhr am folgenden Tage nach Ochotsk. Von den 76 Personen, die ursprünglich an der Expedition Theil genommen hatten, waren 32 gestorben. Steller blieb inzwischen in Kamschatka, um seine naturhistorischen Untersuchungen daselbst fortzusetzen. Zum Unglück zog er sich die Feindschaft der dortigen Behörden, deren Mißbräuche er freimüthig getadelt hatte, zu, was eine Untersuchung gegen ihn in der Kanzlei von Irkutsk zur Folge hatte. Er wurde allerdings freigesprochen und erhielt Erlaubniß zur Heimreise, aber in Solikamsk traf ihn ein Bote, der Befehl hatte, ihn nach Irkutsk zurückzubringen. Auf dem Wege dorthin traf er in Tara einen neuen Boten an, der ihm eine neue Erlaubniß zur Reise nach Europa brachte. Die Kräfte des früher so lebensfrischen Mannes waren jedoch von dem Hin- und Herjagen durch Sibiriens unermeßliche Wüsteneien erschöpft, und er starb bald darauf, 23. Nov. (n. St.) 1746 in der Stadt Tjümen, nur 37 Jahre alt an einem Fieber, das er sich auf der Reise zugezogen hatte.*)

*) Nach Müller's offfziellem Bericht; aber nach der, vor dem Buche: „Georg Wilhelm Steller's Beschreibung von dem Lande Kamschatka, herausgegeben v. J. B. S. (Scheerer) Frankf. u. Leipz. 1744" befindlichen Biographie, soll Steller im Jahre 1745 die Rückreise nach Petersburg angetreten haben und schon bis hinter Nowgorod gekommen sein, als er Befehl erhielt, sich vor der Kanzlei in Irkutsk zu stellen. Nach einem Jahr durfte er sich wieder auf die Reise nach St. Petersburg begeben, als er aber bis in die Nähe von Moskau gekommen war, erhielt er einen abermaligen Befehl zurückzukehren, und zu größerer Sicherheit wurde er unter Bewachung gestellt. Man hatte ihn schon ziemlich weit hinein nach Sibirien transportirt, als er den Tod durch Erfrieren fand, während seine Eskorte in einer Schenke eingekehrt war, um sich zu wärmen und ihren Durst zu löschen.

Die Masse kostbaren Pelzwerks, welche die Ueberlebenden von Bering's unglücklicher dritter Reise mitbrachten, machte einen so gewaltigen Eindruck auf die sibirischen Pelzhändler, Kosaken und Jäger, daß zahlreiche Expeditionen nach dem neuen pelzreichen Lande ausgerüstet, und weite, früher unbekannte Strecken dem russischen Zar tributpflichtig wurden. Die meisten dieser Expeditionen landeten auf ihrer Hin- und Herreise an der Beringsinsel, wo sie in kurzer Zeit eine vollständige Veränderung in der Fauna der Insel veranlaßten. Zum Glück haben wir durch Steller's lebendige Schilderung des Thierlebens, das er dort gesehen hatte, eine Vorstellung von der erwähnten Veränderung.

Füchse oder richtiger Eisfüchse kamen, während die Beringsche Expedition dort überwinterte, in unglaublicher Menge auf der Insel vor. Sie verzehrten nicht nur alles nur eben Eßbare, das im Freien gelassen wurde, sondern schlichen sich bei Tage wie bei Nacht in die Häuser und schleppten Alles, was sie zu nehmen vermochten, sogar Sachen die sie gar nicht gebrauchen konnten, wie Messer, Stöcke, Säcke, Schuhe und Strümpfe, fort. Selbst wenn etwas noch so gut vergraben und mit Steinen beschwert wurde, so spürten sie nicht nur richtig die Stelle auf, sondern schoben auch, wie Menschen, mit den Schultern die Steine weg. Konnten sie das Gefundene nicht auffressen, so schleppten sie es fort und verbargen es unter Steinen, wobei einige Wache hielten, und wenn ein Mensch nahte, so halfen Alle das Gestohlene schnell und spurlos in dem Sand zu verscharren. Schlief man zur Nachtzeit draußen, so schleppten die Füchse Mützen und Handschuhe fort, und zogen die Decke weg. Sie beschnüffelten die Nase des Schläfers, um zu sehen, ob derselbe todt oder lebendig sei, und versuchten an ihm zu zwacken, wenn er den Athem anhielt. Da die Weibchen der Seelöwen und Seebären im Schlafe oftmals ihre Jungen ersticken, hielten die Füchse jeden Morgen eine Inspektion des Platzes ab, wo jene Thiere in unzähligen Schaaren lagerten, und wenn sie ein todtes Junge fanden, so standen sie einander sogleich bei, wie wohlbestallte Reinigungsbeamte, den Kadaver fortzuschleppen. Bei Verrichtungen außerhalb des Hauses mußte man sie mit Stöcken verjagen und sie wurden wegen der Schlauheit, mit welcher sie ihre Diebereien ausführten und wegen der Klugheit, welche sie bewiesen, wenn es galt, mit vereinten Kräften etwas zu erreichen, was ein einzelner nicht vermochte, wirkliche Schadenthiere.

für die Schiffbrüchigen, von denen sie dafür von ganzem Herzen gehaßt, verfolgt, gepeinigt und getödtet wurden. Seitdem wurden tausend und abertausend Füchse auf der Berings-Insel von den Pelzjägern gefangen. Jetzt sind sie aber so selten, daß wir während unseres Aufenthalts daselbst auch nicht einen einzigen zu Gesicht bekamen. Die übriggebliebenen sollen übrigens, wie mir auf der Insel ansässige Europäer mittheilten, jetzt nicht mehr das kostbare, früher allgemeine schwarzblaue, sondern das sehr wenig werthvolle weiße Gewand tragen. Auf der nahen Kupferinsel trifft man doch noch schwarzblaue Füchse in ziemlich großen Mengen.*)

Von Steller und seinen Begleitern wurden hier 1741—42 neunhundert Seeottern erlegt. Aus seiner Beschreibung der Gewohnheiten dieses jetzt sehr menschenscheuen Thieres möge hier Folgendes citirt werden:

„In Hinsicht auf Munterkeit übertrifft es alle übrigen Thierarten, die im Meere wie auf dem Lande leben können. Wenn es aus der See auftaucht, schüttelt es sich wie ein Hund das Wasser aus dem Pelz und putzt darauf, wie eine Katze, den Kopf mit den Vorderpfoten, streicht sich den Körper, bringt das Haar in Ordnung, wirft den Kopf hin und her, indem es sich und sein schönes Fell

*) Schon bei Schelechows Ueberwinterung 1783—84 wurden auf der Berings-Insel hauptsächlich weiße Füchse angetroffen. Während der Ueberwinterung Steller's hatte über ein Drittheil der Füchse auf der Insel ein bläuliches Fell. (Neue nord. Beitr. II. S. 277), Im Jahre 1747—48 fing ein Pelzjäger Namens Cholodilow, auf der Berings-Insel 1481 blaue Füchse und 350 Seeottern, und im folgenden Jahre kam ein anderer Jäger mit mehr als tausend Seeottern und zweitausend blauen Füchsen, die wahrscheinlich auf der Berings- und der Kupferinsel gefangen worden waren, zurück. (Neue Nachrichten von den neu entdeckten Inseln; Hamburg u. Leipzig 1766 S. 20). In den Jahren 1751—53 fing Jugow auf denselben Inseln 790 Seeottern, 6844 schwarze und 200 weiße Füchse nebst 2212 Seebären. (citirte Schrift, S. 22). In den Jahren 1752—53 fing die Mannschaft eines, dem irkutskischen Kaufmann Nikifor Trapeznikow gehörenden Schiffes, auf der Berings-Insel 5 Seeottern, 1222 Füchse (die Farbe nicht angegeben) und 2500 Seebären, (cit. Schr. S. 32.) Es scheint also, als ob die eifrige Jagd einen Einfluß nicht nur auf die Menge der Thiere, sondern auch auf deren Farbe gehabt hat, indem die beliebteste Varietät auch relativ weniger allgemein geworden ist als früher.

mit sichtbarem Wohlbehagen betrachtet. Das Thier ist mit diesem Putzen so beschäftigt, daß man während dessen näher kommen und es tödten kann. Schlägt man eine Seeotter zwanzigmal über den Rücken, so erträgt sie es mit Geduld, wenn man sie aber auf den großen mächtigen Schwanz schlägt, so wendet sie alsbald den Kopf gegen den Angreifer, gleichsam als biete sie diesen Theil des Körpers statt des Schweifes der Keule dar. Entkommt sie einem Angriff, so macht sie dem Jäger die possierlichsten Gebärden zu. Sie sieht ihn an und legt dabei die eine Pfote über den Kopf, wie um die Augen gegen das Sonnenlicht zu schirmen, wirft sich auf den Rücken und kratzt sich, gleichsam wie verhöhnend gegen den Feind gewendet, den Bauch und die Schenkel. Das Männchen und das Weibchen sind einander sehr zugethan, umarmen und küssen sich gegenseitig ganz wie Menschen. Das Weibchen liebt auch sein Junges sehr, läßt es, wenn angegriffen, nie in Stich und wenn keine Gefahr droht, spielt es mit ihm auf tausenderlei Art, fast wie eine kinderliebe Mutter mit ihrem Kleinen, wirft es zuweilen in die Höhe und fängt es mit den Vorderfüßen wie einen Ball, schwimmt, es im Arme haltend, mit ihm umher, läßt es dann und wann los, damit es sich in der Schwimmkunst übt, und nimmt es unter Küssen und Liebkosungen wieder zu sich, wenn es müde wird."

Nach neueren Untersuchungen ist die Seeotter, der Seebiber oder Kamschatka-Biber (Enhydris lutris,) weder eine Otter- noch eine Bibergattung, sondern gehört einem besonderen, in gewisser Beziehung den Walrossen anverwandten Geschlechte an. Auch dieses, in Hinsicht auf die Schönheit des Felles unübertroffene Thier ist schon seit geraumer Zeit nicht nur von der Bering-Insel sondern auch von den meisten Jagdplätzen, wo es früher zu Tausenden erlegt wurde, verscheucht, und wenn nicht bald ein wirksames Gesetz die Jagd zu regeln und dem Vertilgungskrieg zu wehren, den die Gewinnsucht gegen dasselbe nicht mehr mit Keulen und Pfeilen, sondern mit Pulver und Kammerladungsgewehren führt, gegeben wird, so dürfte die Seeotter von demselben Loos betroffen werden, welches schon Stellers Seekuh ereilt hat. Vom Seelöwen, der zu Steller's Zeiten zahlreich auf den Strandklippen der Beringsinsel angetroffen wurde, finden sich nur noch vereinzelte Thiere, wie auch Seebären vor, und dann ist endlich das merkwürdigste aller vormaligen Säugethiere auf der Berings-Insel: die große Seekuh gänzlich ausgerottet.

Steller's Seekuh (Rhytina Stelleri) nahm gewissermaßen die Stellung der Thiere mit gespaltenen Klauen unter den See-Säugethieren ein. Sie war schwarzbraun von Farbe, zuweilen mit weißen Flecken und Streifen. Die dicke, lederartige Haut war mit Haaren bedeckt, welche zu einer äußeren, von Ungeziefer wimmelnden und der Borke einer alten Eiche ähnlichen Haut zusammengewachsen waren. Die Länge des ausgewachsenen Thieres betrug gegen 28—35 englische Fuß und das Gewicht 80 Centner. Der Kopf war im Verhältniß zu dem großen, dicken Körper nicht groß, der Hals kurz, der Leib nach rückwärts zu stark abfallend. Die kurzen Vorderpfoten endeten platt, ohne Zehen und Krallen, waren aber mit einer Menge kurzer, dicht zusammenstehender Borsten besetzt. Die Hinterbeine ersetzte eine Schwanzflosse, ähnlich der der Walfische. Zähne mangelten dem Thiere, dafür besaß es zwei Kauplatten, die eine am Gaumen, die andere an der unteren Kinnlade. Die an Milch sehr reichen Brüste der Weibchen hatten ihren Platz zwischen den Vorderbeinen. Das Fleisch und die Milch glichen denen des Rindviehs, waren sogar, nach Steller's Aussage besser. Die Seekühe weideten fast fortwährend die an der Küste reichlich vorkommenden Algen ab, wobei sie Haupt und Hals ungefähr wie Ochsen bewegten. Bei dieser Beschäftigung zeigten sie sich sehr gefräßig und ließen sich nicht durch die Gegenwart von Menschen stören. Man konnte sie sogar anrühren ohne daß sie darüber erschraken oder sich darum kümmerten. Sie hegten große Anhänglichkeit aneinander, und wenn eine von ihnen harpunirt wurde, so strengten sich die anderen auf unglaubliche Weise an, sie zu retten.

Als Steller nach der Beringsinsel kam, weideten die Seekühe längs der Küsten heerdenweise wie das Rindvieh. Wegen Mangels an tauglichem Jagdgeräth machten die Schiffbrüchigen keine Jagd auf sie; und erst nachdem eine ungeheure Mordlust alle anderen eßbaren Thiere weit vom Winterquartier ab verscheucht hatte, fing man an, auf Mittel zu sinnen, auch Seekühe zu fangen. Man suchte das Thier mit einem starken, zu diesem Zwecke angefertigten eisernen Haken zu harpuniren und es dann ans Land zu schleppen. Der erste damit am 1. Juni (n. St.) 1742 angestellte Versuch mißlang, und erst nach vielen immer erneuerten glückte es endlich, eine Anzahl dieser Thiere zu erlegen oder zu fangen und während der

Fluthzeit so nah ans Land zu ziehen, daß sie bei der Ebbe auf dem Trockenen liegen blieben. Sie waren so schwer, daß vierzig Mann zu dieser Arbeit erforderlich waren.

Merkwürdig ist es, daß die Seekuh von späteren Reisenden nur im Vorbeigehen besprochen wird, so daß dieses große, noch zu Linné's Zeit von den Europäern gejagte Thier kaum von Naturforschern in ein System hätte gebracht werden können, wenn nicht Steller bei der Ueberwinterung auf der Beringsinsel zugegen gewesen wäre; so aber ist fast Alles was Kraschaninnikow und spätere Naturforscher über das Vorkommen und die Lebensart der Seekuh anführen, den Berichten Steller's entlehnt. Die Behauptung mehrer Schriftsteller, ja selbst Akademiker, daß dieses Thier 1741 zuerst von Europäern gesehen wurde, aber schon 1768 vollständig ausgerottet war, ist aber nicht zutreffend. Auf meine vielen Nachfragen wegen dieses interessanten Gegenstandes erhielt ich die bestimmte Nachricht, daß auch später noch lebende Seekühe gesehen worden waren. So erzählte mir ein glaubwürdiger 67jähriger „Kreole," (d. i. ein Sprößling von Russen und Alëuten) daß sein Vater noch in den Jahren 1779 und 1780 auf der Berings-Insel Seekühe, während sie bei niedrigem Wasser Seetang fraßen, erlegen gesehen habe. Man hätte aber nur das Herz gegessen und das Fell zu Baidaren verwendet; wegen der Dicke aber wäre es in zwei Theile zerlegt worden. Zwei solcher gespaltenen Fellstücke hätten zu einem solchen Schiffe (Baidare) von 20 Fuß Länge, 7½ Fuß Breite und 3 Fuß Tiefe ausgereicht. Später wären keine Seekühe mehr getödtet worden.

Es ist jedoch erwiesen, daß sich eine Seekuh auch noch später auf der Insel gezeigt hatte. Zwei andere „Kreolen" berichteten mir, daß sie vor ungefähr 25 Jahren bei Tolstoj-mys auf der Ostseite der Insel ein unbekanntes Thier gesehen hätten, das von vorn sehr dick war, nach rückwärts abnahm, kleine Vorderpfoten hatte und sich mit etwa 15 Fuß Länge über dem Wasser zeigte, indem es bald auf- bald untertauchte. Das Thier „blies" aber nicht durch die Nüstern, sondern durch den Mund, der etwas in die Länge gezogen war. Das Thier war braun, mit größeren helleren Flecken. Eine Rückenflosse hatte es nicht, wenn es sich aber bog, konnte man, seiner großen Magerkeit wegen, den Rückgratsauswuchs sehen. Ich stellte ein genaues Verhör mit beiden Gewährsmännern an, und beide

stimmten in allen ihren Aussagen vollkommen überein. Daß dieses Thier eine Seekuh war, geht deutlich aus ihrer Beschreibung hervor.

So sparsam nun auch die Berichte über die Seekuh waren, so gelang es mir doch, Knochen dieses merkwürdigen Thieres zu sammeln. Ich hatte nämlich kurz nach meiner Ankunft in Erfahrung gebracht, daß sich dergleichen hier und da in den Hütten der Eingeborenen vorfanden. Ich bot nun so gute Preise dafür, daß die männliche Bevölkerung eifrig nach diesen Rhytina-Knochen suchte, und ich brachte auf diese Weise eine sehr große und schöne Sammlung von Skelettheilen zusammen.

Die Rhytina-Knochen liegen nicht hart am Rande des Wassers, sondern auf einer, mit dichtem, hohem Grase bewachsenen Strandböschung, 2 bis 3 Meter hoch über dem Meere und sind gewöhnlich mit einer Lage von Erde und Kies von 30—50 Centimeter Dicke bedeckt. Um sie zu finden, muß man, da es zu mühsam wäre, die ganze Strandböschung aufzuhauen, den Boden mit einem eisernen Spieß, einem Bayonnet oder einem ähnlichen Werkzeuge untersuchen. Man wird bald an dem Widerstande und der Art des Schalles erkennen, ob der in den Boden gebohrte Spieß auf einen Stein, ein Stück Holz oder einen Knochen gestoßen ist. Die Rippen werden ihrer Härte und elfenbeinähnlichen Eigenschaften wegen, von den Eingeborenen zum Beschlagen der Schlittenbalken und zu Knochenschnitzereien gebraucht, sind also bereits seltener als andere Knochentheile; die Zehenknochen, die vielleicht ursprünglich knorpelartig waren, scheinen meistens, ebenso wie die Schwanzknöchelchen gänzlich zerstört zu sein, und ich konnte, trotz der hohen Preise, die ich dafür bot, keine erhalten.

Das einzige größere Thier, welches noch in einer, vielleicht ebenso großen Menge wie zu Steller's Zeit, auf der Bering-Insel vorkommt, ist: der Seebär. Auch er hat so abgenommen, daß die Jahresausbeute eine unbedeutende war*), als im Jahre 1871 eine

*) Die Zahl der auf der Bering-Insel erlegten Thiere geht aus folgender, mir von Mr. H. W. Elliott gemachten Mittheilung hervor:

Im Jahr 1867—27 500	Im Jahr 1870—24 000	Im Jahr 1873—30 396
„ 1868—12 000	„ 1871— 3 614	„ 1874—31 292
„ 1869—24 000	„ 1872—29 318	„ 1875—36 274

einzige Kompagnie gegen Abgabe von (wenn ich mich recht erinnere,) zwei Rubeln für jedes getödtete Thier an die russische Krone das ausschließliche Recht zur Jagd erhielt, und diese wurde dadurch auf eine zweckdienlichere Weise eingerichtet. Zu gewissen Zeiten des Jahres sind die Seebären gegen Nachstellung geschützt. Die Zahl derer, welche getödtet werden sollen, bestimmt man im Voraus in derselben Weise, wie der Bauer im Herbst zur Schlachtzeit mit seiner Viehheerde zu thun pflegt. Weibchen und Junge werden nur ausnahmsweise getödtet; selbst die verheiratheten Männchen oder besser gesagt, die männlichen Seebären, welche sich einen Harem anschaffen und denselben vertheidigen können, entgehen gewöhnlich dem Geschlachtetwerden schon deshalb, weil ihr Fell sehr oft gar zu zerzaust, zerrissen und zerfetzt ist. Die Ledigen sind es also, die buchstäblich ihre Haut zu Markte tragen.

Daß ein wildes Thier so ordnungsmäßig geschlachtet werden kann, beruht auf seinen eigenthümlichen Gewohnheiten. Die Seebären finden sich nämlich Jahr für Jahr während des Sommers an bestimmten, ins Meer hinausragenden, Landzungen (rookeries) ein, wo sie zu Hunderttausenden versammelt, mehre Monate ohne das geringste Futter zu sich zu nehmen, hinbringen. Erst kommen die Männchen zur Stelle, die meisten im Laufe des Mai oder zu Anfang Juni. Außerordentlich heftige, oft tödtliche Kämpfe entstehen dann in einem Raum von ungefähr hundert Quadratfuß, die jedes männliche Thier für seine Häuslichkeit als nothwendig ansieht. Die Stärksten und im Kampfe Glücklichsten behaupten die besten Plätze zunächst dem Strande; die Schwächeren müssen weiter hinauf ins Land kriechen, wo die Aussicht, eine genügende Anzahl Gattinnen

---

Im Jahr 1876—26 960 Im Jahr 1878—31 340 Im Jahre 1880—48 504
„ 1877—21 532 „ 1879—42 752

Während der 18 Jahre von 1862 bis 1880 sind also 389 462 Felle von der Bering-Insel verschifft worden. Die Jagd auf den Pribilow-Inseln war aber noch ergiebiger. Diese Inseln wurden 1786 entdeckt, aber man kennt die Zahl der dort in den ersten zehn Jahren erlegten Thiere nicht, weiß jedoch, daß dieselbe ungeheuer groß war. In den Jahren 1797—1880 also in einem Zeitraum von 84 Jahren sind über $3^1/_2$ Millionen Felle von diesen Inseln ausgeführt worden. In den späteren Zeiten hat der Fang dort so zugenommen, daß man in jedem Jahr von 1872—1880 mit Bequemlichkeit über 99 000 Thiere erlegen konnte.

zu erhalten, eben nicht besonders groß ist. Der Kampf geht mit einer Menge fingirter Angriffe und Paraden vor sich. Zuerst gilt es nur das Eigenthumsrecht an der Erde. Der Angegriffene verfolgt daher seinen Gegner nie über das Gebiet hinaus, das er einmal eingenommen hat, sondern legt sich nach Rückzug des Feindes stolz nieder, um in den Armen des Schlafes Kräfte zu neuem Streit zu sammeln. Das Thier grunzt dabei voll Selbstzufriedenheit, wirft sich auf den Rücken, kratzt sich mit den Vorderpfoten, sorgt für seine Toilette oder kühlt sich, indem es langsam mit einer seiner Hinterpfoten wedelt, ist aber stets flink und fertig zu neuem Kampf, bis es, ermüdet, einen Sieger findet, der es vom Strande weiter fortjagt. Einer der eigenthümlichsten Züge bei diesen Thieren ist, daß sie bei dem Verweilen am Lande ihre Hinterpfoten beständig als Fächer mitunter sogar als Sonnenschirm gebrauchen. Hunderttausende solcher Fächer können an einem warmen Tage auf einer rookery*) zu gleicher Zeit in Bewegung sein.

In der Mitte des Juni kommen die Weibchen aus der See herauf. Sie werden am Gestade auch sehr zuvorkommend von einigen starken Männchen empfangen, denen es geglückt ist einen Platz dicht am Strande zu erkämpfen, und mit Liebkosung und Gewalt die Schönen für ihren Harem zu annektiren. Kaum aber hat sich das aus dem Wasser aufgetauchte Weibchen bei dem männlichen Seebären Nr. 1 eingerichtet, so eilt dieser schon zu einer neuen Schönen ans Gestade. Jetzt streckt der Seebär Nr. 2 seinen Hals aus und stiehlt ohne weitere Komplimente die Gattin der Nummer Eins, und ist dann demselben losen Streiche von Seiten des Mannbären Nr. 3 ausgesetzt. Dabei verhalten sich die Weibchen durchaus passiv, streiten nie mit einander, und ertragen die schweren Wunden, die sie erhalten, wenn sie von den Kämpfenden von einer Seite zur anderen gestoßen werden, mit außerordentlicher Geduld. Auf diese Art werden schließlich alle Weibchen unter die Männchen vertheilt, wodurch diejenigen von letzteren, welche dem Strande am nächsten sind, 12 bis 15 Gattinnen auf ihren Antheil erhalten; während die, welche gezwungen wurden sich entfernter vom Ufer niederzulassen, mit 4 oder

*) Ein englisches Wort, womit die Eingeborenen heutigen Tages die Landzunge benennen, wo sich die Seebären jedes Jahr zu Hunderttausenden versammeln. Eigentlich bedeutet das Wort „Heckeplatz der Saatkrähe.“

5 fürlieb nehmen müssen. Bald darauf nachdem die Weibchen am Lande sind, füttern sie ihre Jungen, die mit großer Gleichgültigkeit behandelt und nur innerhalb der Gränzen des Harems von ihrem Adoptivvater beschützt werden. Demnächst tritt die Paarungszeit ein, und wenn diese vorüber ist, hört die Anfangs so streng eingehaltene Ordnung und Familieneintheilung auf. Nach und nach verlassen die männlichen Seebären, durch dreimonatliches strenges Fasten abgemagert, die rookery, welche dann von den Weibchen, den Jungen und einer Menge jüngerer Männchen, die sich vorher nicht hierher gewagt hatten, in Besitz genommen wird. Im halben September, wenn die Jungen das Schwimmen gelernt haben, verlassen Alle, bis auf einzelne Thiere, die aus irgend einer Ursache zurückgeblieben sind, den Platz. Bei anhaltendem, heftigem Regen sollen außerdem viele von diesen Thieren im Meer Schutz suchen, aber zurückkehren, wenn derselbe nachgelassen hat. Die nämliche Wirkung bringen beständige Wärme und Sonnenschein hervor; kühle, feuchte Luft mit nebelverhülltem Sonnenlicht lockt sie dagegen zu Tausenden an's Land.

Männchen unter sechs Jahren können sich nicht, gleich den älteren, Frauen und ein eigenes Heim erkämpfen. Sie versammeln sich daher zugleich mit den jüngeren Weibchen in Schaaren von mehren Tausenden bis zu mehren Hunderttausenden an den Ufern zwischen den eigentlichen rookeries; einige dicht am Gestade zusammengepackt, andere in kleineren Abtheilungen verstreut weiter weg vom Strande im Grase, wo sie bald muthwillig mit einander wie junge Hunde spielen, bald auf ein gemeinsames Zeichen sich in allen erdenklichen Stellungen zum Schlafen niederlegen.

Die unglücklichen, unnützen, ledigen Thiere sind es die bei den gehörig geordneten Jagdstationen das Schlachtkontingent liefern. Zu diesem Zweck werden sie von den Eingeborenen in aller Gemächlichkeit (ungefähr ein Kilometer in der Stunde) vom Strande fort- und mit öfteren Ruhestationen zu dem, ein oder zwei Kilometer vom Strande entfernten Schlachtort hingetrieben. Dann werden die Weibchen, die Jungen, und die Männchen deren Fell nichts werth ist, weggejagt, die übrigen aber erst mit einem Schlage auf den Kopf betäubt und dann mit Messern erstochen.

Während die Vega der Berings-Insel zu dampfte, trafen wir schon weit vom Lande ab, Schaaren von Seebären, welche dem

Schiffe neugierig lange Strecken weit nachfolgten. Ziemlich unbekannt mit der Lebensart dieser Thiere glaubte ich daher daß sie ihre Sommerrastplätze bereits verlassen hätten, bei meiner Ankunft in der Kolonie erfuhr ich aber, daß dem nicht so sei, sondern daß sich noch eine große Anzahl derselben noch immer auf der nordöstlichen Spitze der Insel aufhielt. Natürlich war einer unserer ersten Ausflüge der nach diesem, etwa zwanzig Kilometer vom Dorfe entfernten Platze. Eine solche Reise darf man doch jetzt nicht allein und ohne Bedeckung unternehmen, da selbst eine unfreiwillige Unbedachtsamkeit leicht den Eingeborenen und der Kompagnie welche das Jagdrecht besitzt, großen pekuniären Verlust zuwegebringen kann. Wir wurden deshalb auf der Reise vom Dorfschulzen, einem schwarzhaarigen, stotternden Alëuten und dem „Kosaken" einem jungen, gefälligen und artigen Menschen der bei feierlichen Gelegenheiten einen Säbel, fast so groß wie er selbst, trug, im Uebrigen nicht im Geringsten dem von Roman- und Schauspieldichtern aufgestellten Kosakentypus entsprach, begleitet.

Die Reise ging in großen, mit zehn Hunden bespannten Schlitten vor sich, über schneefreie, rundliche Berge und Hochebenen mit ziemlich dürftiger Vegetation und durch gleichfalls baumlose aber mit üppig grünendem Gesträuch und schönen Blumen geschmückte Thäler. Die Reise ging zuweilen recht langsam von Statten, mitunter jedoch in sausender Fahrt, besonders wenn das Hundegespann über die steilen Bergterrassen oder durch Moräste und die Lehmpfützen welche sich auf dem vielbenutzten Wege gebildet hatten, dahin fuhr. Der Fuhrmann wurde dabei von Kopf bis Fuß mit einer dicken Lage von Schlamm überspritzt, — eine zu dem ungewohnten Gespann noch hinzukommende Unannehmlichkeit, die vor der Abreise von der Kolonie vorhergesehen war, weshalb unsere dortigen Freunde auch darauf drangen, daß Alle, trotz des schönen Wetters, Regenröcke mitnehmen sollten. Das Hundegespann wurde ziemlich weit vom Strande zurückgelassen, um die Robben nicht zu erschrecken, und darauf marschirten wir zu Fuß nach dem Lager der Seebären, indem wir den Weg so nahmen, daß wir gegen den Wind gingen. Auf diese Weise konnten wir, ohne sie zu beunruhigen ganz nahe an die Thiere herankommen, welche nach der, gewiß etwas übertriebenen Angabe die wir an der Stelle erhielten, zufällig in einer Anzahl von 200,000 Stück auf der Landzunge und den nahen Gestaden versammelt waren. Wir bekamen die Erlaubniß,

in Begleitung unserer Wegweiser, bis dicht an eine etwas abgesondert liegende Schaar heranzukriechen. Die älteren Thiere wurden zuerst, als sie merkten daß sich Jemand ihnen näherte, unruhig, bald aber beruhigten sie sich vollkommen, und wir hatten jetzt das Vergnügen einem eigenthümlichen Schauspiele beizuwohnen. Wir waren die einzigen Zuschauer. Die Bühne bildete ein mit Steinen bedeckter, von schäumender Brandung überspülter Strand, den Hintergrund die unermeßliche See, und die Schauspieler waren tausende wundersam gebildeter Thiere. Einige alte Männchen lagen still und unbeweglich, ohne sich um das, was um sie her vorging, zu bekümmern; andere krochen auf ihren kleinen kurzen Beinen unbeholfen zwischen den Steinen des Strandes herum oder schwammen mit unglaublicher Behendigkeit zwischen der Brandung, spielten, liebkosten oder zankten sich. An einer Stelle kämpften zwei ältere Thiere mit einem eigenthümlich zischenden Tone, und in einer Weise, als ob Angriff und Vertheidigung mit einstudirten Offensiv- und Defensivbewegungen unternommen worden wären. An einer anderen Stelle fand ein Scheingefecht zwischen einem älteren und einem jungen Thiere statt. Es schien als ob letzteres Unterricht in der Fechtkunst erhielte. Ueberall krochen die kleinen schwarzen Jungen geschäftig zwischen den Alten hin und her, dann und wann wie Lämmer blökend, um nach der Mutter zu rufen. Oft werden die Jungen von den Aelteren erstickt, wenn diese, durch irgend einen Zufall erschreckt sich ins Meer stürzen. Die Jungen werden nach einem solchen Aufruhr zu Hunderten todt am Strande liegend gefunden.

„Nur" 13,000 Thiere wurden in diesem Jahre erlegt. Ihre abgebalgten Körper lagen zusammengehäuft im Grase am Strande, und verbreiteten rings umher einen ekelhaften Geruch, der aber die auf der benachbarten Landzunge liegenden Gefährten nicht verscheuchte, da auch bei ihnen ein ähnlicher Geruch in Folge der am Strande liegenden, erstickten oder im Kampfe mit den Genossen getödteten Thieren herrschte. Unter diesen großen Schaaren von Seebären thronte oben auf einem Steine ein einsamer Seelöwe, das einzige Thier dieser Gattung das wir auf der Reise zu Gesicht bekamen.

Gegen Bezahlung von 40 Rubeln vermochte ich den Dorfschulzen für mich vier von den im Grase liegenden halbvermoderten Seebärenkadavern zu skeletiren, und nachher erhielt ich durch das Wohlwollen der russischen Behörden kostenfrei sechs Thiere zum Ausstopfen, und

dabei zwei lebende Junge, welche wir später auch tödten mußten, nachdem wir vergebens versucht hatten, sie zu vermögen einiges Futter zu nehmen. Der eine wurde, in Spiritus aufbewahrt, zur anatomischen Untersuchung mit heimgebracht.



Seebären (Männchen, Weibchen und Junge).

Der Theil der Berings-Insel, den wir sahen bildet eine auf vulkanischen Gebirgsarten ruhende Hochebene, die aber an vielen Orten von tiefen Thalkesseln unterbrochen wird, deren Boden gewöhnlich von Binnenseeen eingenommen ist, die aber durch größere oder

kleinere Flüsse mit dem Meere in Verbindung stehen. Die Ufer dieser Seen und die Abhänge der Berge sind von einer üppigen, an hohem Gras und schönen Blumen reichen Vegetation bedeckt. Eine andere Natur herrscht auf dem außerhalb des Hafens liegenden Werder über welchen Dr. Kjellman und Dr. Stuxberg Folgendes mittheilen.

„Die Insel Toporkow wird von einer eruptiven Gebirgsart gebildet, die sich überall gegen das Gestade hin, einige zehn Ellen vom höchsten Wasserstand, in der Gestalt steiler, niedriger, geborstener Mauern, von 5 bis 15 Meter Höhe verschieden an verschiedenen Stellen erheben. Oberhalb dieser steilen Bergwände ist die Oberfläche der Insel eine vollkommene Ebene; das unterhalb derselben Liegende bildet einen langsam sich absenkenden Strand.“

Die Berings-Insel würde sehr leicht große, vielleicht den hier früher geweidet habenden Seekühheerden an Zahl gleichkommende Rinderheerden ernähren können. Die Seekühe haben übrigens ihre Weideplätze mit Urteilskraft gewählt, indem das Meer hier eines der algenreichsten der Welt ist. Der Meeresgrund wird an günstig gelegenen Plätzen von 20 bis 30 Meter hohen Algenwäldern bedeckt, die so dicht sind, daß die Scharre nur mit Mühe durch sie hinabdringt, ein Umstand der das Dreggen bedeutend erschwerte. Einige dieser Algen werden von den Eingeborenen gegessen.

Auf der Fahrt zum Jagdplatz hatten wir bei einer, ungefähr halben Weges zwischen diesem und dem Dorfe befindlichen Haltestation, Gelegenheit an einem höchst eigenthümlichen Fischzuge Theil zu nehmen. Die erwähnte Haltestelle lag an einer ebenen, einer natürlichen Wiese in unserem Lande ähnlichen, von vielen kleineren Bächen durchschnittenen Fläche. Diese Bäche waren voll verschiedener Arten Fische, darunter Schnäpel, kleine Forellen, mittelgroße Lachse mit fast weißem Fleisch obgleich mit purpurrother Haut, und eine andere Lachsart von etwa derselben Länge aber sehr breit und mit einem Höcker auf dem Rücken — alle diese wurden leicht gefangen. Man griff sie mit den Händen, harpunirte sie mit gewöhnlichen Stöcken ohne Zwinge oder anderen Stücken Holz, stach sie mit dem Messer fing sie mit Insekten-Ketschern u. s. w. Andere Lachsarten mit hochrothem Fleisch findet man in den größeren Flüssen der Insel. Wir erhielten

hier für eine Kleinigkeit eine willkommene Abwechslung mit der Ernährung durch Konserven, deren wir schon längst überdrüssig waren. Außerdem erhielt die Expedition als Geschenk von der Aljaska-Compagnie ein fettes, prachtvolles Rind, Milch und mehre andere Erfrischungen, und ich kann das, mir sowol von dem russischen Beamten N. Grebnitski wie auch von den Bediensteten der erwähnten Compagnie und allen anderen auf der Insel ansässigen Personen mit denen wir in Berührung kamen, bewiesene Wohlwollen nicht genug rühmen.

Ursprünglich beabsichtigte ich von der Berings-Insel nach Petropawlowsk zu fahren, um von da aus die möglicherweise zu unserem „Entsatz" geplanten Unternehmungen zu verhindern. Dies war aber überflüssig, da ein Dampfer welcher gleich nachdem er seine Ladung an Bord genommen, nach Petropawlowsk abgehen sollte, zwei Tage nach unserer Ankunft neben der Vega Anker geworfen hatte.

Wir verließen die Berings-Insel am 19. August Nachmittags. Am Abend des 2. September legten wir uns bei Jokohama vor Anker. Der erste Theil der Reise, während wir uns noch in der kalten von Norden kommenden Eismeerströmung befanden, war gut bei günstigem Wind und mäßiger Wärme. Die äußere Temperatur des Wassers war +9° bis +10°. Am 25. August bei 45° 45′ n. Br. und 156° östl. Br. von Greenwich stieg die Seewassertemperatur so rasch, daß das Thermometer schon am 28. bei 40° Breite und 147° 41′ L., an der Wasserfläche auf 25°, 4 stand — ein Zeichen daß wir aus der kalten, uns günstigen Strömung in den Golfstrom des stillen Oceans, Kuro-siwo, gekommen waren. Der Wind wurde nun minder günstig, die Hitze, trotz der häufigen, von Gewittern und starken Böen begleiteten Regenschauer, drückend. Während eines solchen Unwetters schlug der Blitz mit einem gewaltigen Donnerkrachen in den großen Mast der Vega. Die Steuerfahne wurde losgerissen und nebst einigen Zoll der Bramstengenspitze ins Meer geschleudert. Die Stenge wurde ziemlich weit hinab zersplittert, und Alle an Bord fühlten eine mehr oder minder gewaltsame Erschütterung, am stärksten ein Mann der Equipage der zufällig an der Ankertauklüse stand. Uebrigens hatte das Ereigniß keine weiteren nennenswerthen, unangenehmen Folgen.

Bei unserer Ankunft in Jokohama war Alles wohlauf und die Vega in gutem Stande, obgleich sie nach der langen Seereise einiger

kleinen Reparaturen, der In-Dockbringung und etwaiger Verkupferung bedurfte. Natürlich waren während Verlauf eines Jahres einige kleine Unpäßlichkeiten bei 30 Mann nicht zu vermeiden, aber eine allgemeine Krankheit hatte nicht geherrscht, und der Gesundheitszustand war stets ausgezeichnet günstig gewesen. Von Skorbut hatte sich keine Spur gezeigt.

Sechszehntes Kapitel.

Ankunft in Jokohama. — Telegramm nach Europa geschickt. — Strandung des Dampfers A. E. Nordenskiöld. — Feste in Japan. — Der Marineminister Kawamura. — Prinz Kito-Shira-Kawa. — Audienz beim Mikaddo. — Gräber der Shogunen. — Kaiserlicher Garten in Tokio — Dortige Ausstellung. — Besuch von Enoshima. — Japanische Sitten und Gebräuche. — Thunberg und Kämpfer. —

Jokohama, die erste Hafen- Handels- und Telegraphenstation, wo die Vega nach ihrer Umschiffung der Nordküste Asiens Anker geworfen hatte, ist eine von den japanischen Küstenstädten, welche nach dem vom Commodore Perry abgeschlossenen Vertrag zwischen Amerika und Japan, für den Welthandel geöffnet wurden.*) An dem Ort stand vormals nur ein kleines Fischerdorf, dessen Einwohner niemals Europäer gesehen hatten, und denen es bei schwerer Strafe verboten war sich in irgend welches Gespräch oder in Waarenaustausch mit den Bemannungen der fremden Schiffe, welche möglicherweise an der Küste erschienen, einzulassen. Das damalige Dorf hat

*) Die Holländer hatten schon von Alters her, die Erlaubniß jährlich einige Schiffe nach Nagasaki zu schicken.**) Durch den am 31. März 1854 unterzeichneten Perry'schen Vertrag wurden Shimoda und Hakodate den Amerikanern geöffnet. Schließlich wurden durch neuere Verträge mit den Vereinigten Staaten und einigen europäischen Mächten die Häfen Kanagawa (Jokohama,) Nagasaki, Hakodate, Niigata, Hiogo und Osaka dem Handel mit Fremden eingeräumt.

**) Bekanntlich erhielten die Holländer damals diese Erlaubniß indem sie ihre Konfession verleugneten und vor den japanischen Behörden, welche durch die zahlreichen, von katholischen Missionären herbeigeführten Bekehrungen Eingeborener, gegen das Christenthum aufgebracht waren, erklärten sie seien keine Christen sondern Holländer. — Anm. d. Bearb.

sich jetzt, 20 Jahre später, in eine Stadt mit gegen 70,000 Einwohnern umgewandelt, und besteht nicht nur aus japanischen, sondern auch aus ganz hübschen europäischen Häusern, Geschäftsläden, Hotels u. s. w. Jokohama ist auchdie Residenz des Landeshauptmanns in Kanagawa Ken. Durch eine Eisenbahn ist diese mit der nahebei gelegenen Hauptstadt Tokio und durch regelmäßige wöchentliche Dampferfahrten mit San Francisco einerseits, Hongkong, Indien u. s. w. andererseits, und endlich durch Telegraphendrähte nicht nur mit den hauptsächlichsten japanischen Städten, sondern auch mit allen im Welttelegraphennetz einbegriffenen Ländern verbunden.

Die Lage der Stadt am westlichen Strande der als Hafen vielleicht sehr großen Jeddo- oder Tokio-Bucht ist nicht besonders schön. Bei der Einfahrt aber sieht man wenn das Wetter sonst günstig ist, im Westen den mit Schnee bedeckten, unvergleichlich prächtigen Vulkankegel von Fusijama von einem coupirten waldbewachsenen Unterland sich emporheben. Man wundert sich dann nicht mehr, wenn man selbst ihn gesehen hat, daß die Japanesen mit solcher Vorliebe diesen höchsten, stattlichsten und auch furchtbarsten ihrer Berge auf lackirten Waaren, Porzellan, Zeug, Papier, Schwertzierrathen u. s. w. abbilden; denn die Menschen welche bei seinem Ausbruche umgekommen sind werden nach Hunderttausenden gerechnet, und wenn die Sage wahr spricht, so wäre in grauer Urzeit der Berg in einer einzigen Nacht entstanden. Ehe man in die Jedo-Bucht einläuft, fährt man auch einem, während der letzten Jahre thätigen, auf der vulkanischen, in der Geschichte Japans als Verbannungsort mehrer Helden in den vielen Bürgerkriegen des Landes bekannten Insel Oshima belegenen feuerspeienden Berg vorüber.

Während der Fahrt die Jedo-Bucht hinauf waren die Küsten meistens so in Nebel gehüllt, daß der Gipfel von Fusijama und die Umrisse des Strandes nur zeitweilig aus dem Gewölk und der trüben Luft auftauchten. Wir hatten außerdem Gegenwind, weshalb wir denn auch erst um 9 Uhr 30 Min. Nachmittags am 2. September in dem so lang ersehnten Hafen Anker werfen konnten. Ich eilte alsbald mit Kapitän Palander ans Land um über Sibirien über diesen glücklichen Ausgang der Fahrt der Vega nach Hause zu telegraphiren. An der Telegraphenstation erklärte man mir, daß die sibirische Linie durch Ueberschwemmungen auf eine Strecke Weges von 600 Werst unterbrochen sei, und daß Telegramme daher über

Indien geschickt werden müßten, wodurch denn die Kosten beinahe auf das Doppelte stiegen. Außerdem erhoben die Telegraphenbeamten Schwierigkeiten die verschiedenen fremden Goldmünzen, die ich bei mir hatte, anzunehmen, aber der russische Konsul, Herr Pelikan half mir aus dieser Verlegenheit, und bald darauf überlieferte mir der schwedische Konsul, Herr van Oordt ein ganzes Postpaket mit angenehmen Briefen aus dem Vaterlande für uns Alle. Die einzige unangenehme Nachricht dabei war, daß der von Herrn Sibiriakow zu unserem Entsatz nach der Berings-Straße und der Lena geschickte Dampfer „A. E. Nordenskiöld“ an der Ostküste von Jesso gestrandet war, glücklicherweise jedoch ohne Verlust von Menschenleben.

Nachdem sich die Nachricht von unserer Ankunft verbreitet hatte, erhielten wir Besuche von verschiedenen Deputationen mit schriftlichen Beglückwünschungen, Einladungen zu Festen, Klubs u. s. w. Eine Reihe von Bankets, Festveranstaltungen wurden nun eröffnet, die einen großen Theil der von uns in diesem herrlichen und merkwürdigen Lande zugebrachten Zeit in Anspruch nahmen.

Am 10. September fand ein großes Diner statt, das der holländische Ministerpräsident, Chevalier van Stoetwegen, welcher zugleich Schweden-Norwegen vertritt, in dem vornehmsten, sehr gut gehaltenen europäischen Gasthaus Grand Hôtel gab. Die 4 Mitglieder der Expedition wurden dabei mehren Herren der japanischen Regierung vorgestellt.

Am 11. September waren wir von dem Marineminister, Herrn Kawamura zu einem Déjeuner dinatoire im kaiserlichen Sommerpalast Hamagoten eingeladen. Außer den Gelehrten und Offizieren der Vega, wohnten der Gesandte Herr van Stoetwegen, mehre japanische Minister und hohe Beamte der Tafel bei. Einige von ihnen sprachen eine oder die andere europäische Sprache, Andere nur Japanisch, für welche kleinere Beamte als Dolmetscher fungirten, ohne jedoch zur Tafel gezogen zu werden. Das Essen war auf europäische Art zubereitet, mit reichlichen Vorräthen an Speisen und Wein. Der Palast bestand aus einem einstöckigen, hölzernen Hause im japanischen Baustyl. Die Zimmer zu denen wir Zutritt hatten, waren mit europäischen Möbeln garnirt, wie man sie in Europa im Landhause einer vermögenden Privatfamilie erwarten darf. Merkwürdig war es, daß man garnicht daran gedacht hatte, das Gemach oder den Tisch mit den so schönen, im Lande reichlich vorhandenen ein-

heimischen Bronze- oder Porzellangegenständen in größerem Maßstabe auszuschmücken. Der Sommerpalast war von einem Garten umschlossen, den die Japanesen als etwas Außerordentliches ja sogar als sehr groß betrachteten. Wir würden ihn einen kleinen, gut und originell gehaltenen, mit sorgsam gepflegten Grasplätzen, wunderlich geformten Zwergbäumen, steinernen Puppenbrücken, kleinen Teichen und Wasserfällen versehenen Miniaturpark nennen. Das Fest war sehr heiter und Alle, von unserem intelligenten Wirth bis zum Premierminister Daijo-Daijin und dem kaiserlichen Prinzen Sanjo-Sanitomi, bezeigten sich sehr freundlich. Letzterer sah aus wie ein kränklicher junger Mann von einigen zwanzig Jahren, und doch war er viel älter und hatte sich an den wichtigsten politischen Begebenheiten seit Eröffnung der Häfen, energisch betheiligt. Unser Wirth, der Admiral Kawamura hatte eher das Aussehen eines wissenschaftlichen Forschers als das eines Kriegers; sein anspruchsloses Aeußere barg jedoch einen großen und edlen Charakter. Kawamura hat nämlich als Befehlshaber der Truppen des Mikado mit besonderer Auszeichnung die Unterdrückung der Empörung unter dem tapferen Saigo Kischinosuka herbeigeführt. Letzterer war bei Wiederherstellung der Herrschaft der Mikado's, deren Herz und Schwert gewesen, fiel aber bald gegen die Regierung zu deren Einsetzung er selbst beigetragen hatte, und wird jetzt, ein paar Jahre darauf, von früheren Freunden und früheren Feinden als Nationalheld bewundert und besungen. Alle beim Mahle anwesenden Japanesen waren europäisch gekleidet in schwarzem Frack und mit weißem Halstuch. Einige trugen Uniform und europäische Orden. Selbst die Dolmetscher und das Dienstpersonal hatten europäische Tracht. Die Leute, die niederen Beamten und die Dienerschaft der Privathäuser sind nach japanischer Mode gekleidet, jedoch ohne Schwerter zu tragen, was heut zu Tage verboten ist. Viele aus dem Volk haben sogar die alte beschwerliche japanische Haartracht mit der bequemen europäischen vertauscht.

Während der Unterhaltung nach Tische erboten sich die Minister, Alles was in ihrer Macht stände zu thun, um uns den Aufenthalt im Lande angenehm und belehrend zu machen. Hervorragende Fremde werden in Japan immer gut aufgenommen und ein besonderer Ausschuß wird zur Anordnung ihres Empfangs angesetzt. Dieses hat auf gewisser Seite Mißvergnügen erregt, und kurz vor unserer Ankunft wurde von einer geheimen Gesellschaft eine Bekanntmachung

verbreitet, welche damit drohte, daß, wenn keine Aenderung einträte, sie einen von den Ministern und einen von den Fremden, die auf eine, nach dem Dafürhalten jener geheimen Gesellschaft, übertriebene Weise gefeiert wurden, umbringen wolle. Einer meiner japanischen Freunde versprach mir einen Abdruck dieser Anzeige, hielt aber seine Zusage nicht, wahrscheinlich weil es dem Uneingeweihten nicht möglich war, zu dem gefährlichen Schriftstück zu gelangen.

Am 13. September ward uns ein großes Mittagessen im Germanischen Klub unter Vorsitz des Photographen Andersen gegeben. Der Saal war festlich mit Flaggen nnd mit ad hoc angefertigten Zeichnungen der Vega in verschiedenen, mehr oder minder abenteuerlichen Lagen im Eise geschmückt; der Speisezettel spielte auf unsere Ueberwinterungszustände an u. s. w. Eine Menge Reden wurden gehalten und die Stimmung war munter und aufgeräumt.

Am 15. September fand eine große von der Tokio Geographical Society, der Asiatic Society of Japan und der German Asiatic Society gegebene Festlichkeit statt. Als Lokal hatte man den großen Saal in Koku-Dai-Gaku, einem großen, von schönen besonders zu dieser Gelegenheit mit einer Menge bunter Papierlampen erleuchteten Bäumen umgebenen, steinernen Hause gewählt. Auch einige japanische Damen in europäischem Kostüm, nahmen am Feste Theil. Ich hatte meinen Platz neben dem Vorsitzenden, dem Prinzen Kita-Shira Kawa, einem jungen Mitgliede des Kaiserhauses, der einige Zeit in der deutschen Armee gedient hatte und recht gut deutsch spricht. Während der Unruhen welche mit der Verlegung der Residenz von Kioto nach Jedo (Tokio) in Zusammenhang standen, hatte eine Abtheilung Aufständischer sich des damals minderjährigen Prinzen, der unter dem Namen Rinnoji No-Mija Oberpriester in einem Tempel war, bemächtigt und versucht, ihn als Gegenkaiser zu proklamiren. Der Anschlag schlug fehl, und in Folge der Versöhnlichkeit nach beigelegtem Streite, die auf eine so ehrenvolle Weise die vielen verwickelten und blutigen politischen Kämpfe in Japan während der letzten Jahre auszeichnete, hatte dieses Abenteuer keine weiteren Folgen für ihn, als daß der frühere Oberpriester in eine deutsche Kriegsschule geschickt wurde. Von da wurde er früher zurückberufen als eigentlich beabsichtigt war, weil er eine europäische Ehe eingehen wollte, die man unter der Würde eines Mikado-Abkömmlings hielt. Nach seiner Rückkehr wurde er zum nächsten



Fusi Jama,
der heilige Berg auf Nippon.

Thronerben ausgerufen, für den Fall daß der Mikado ohne männliche Erben mit Tode abgehen sollte, und sein Name Kita-Shira-Kawa-no-Mija wurde abermals in Johi-Hisha umgeändert.*) Dieser Namen stand unter der Rede, welche er uns bei dem Feste hielt, und die er mir später, mit der Hinzufügung von „Prinz von Japan" auf einer Visitenkarte zustellte. Das Festmahl war ganz europäisch, mit einer Menge Reden, vorzugsweise in europäischen Sprachen, aber auch auf Japanisch. Vor jedem Gaste lag in Gestalt eines Fächers eine Karte von Nordasien, auf welcher der Weg den die Vega genommen hatte, angegeben war. Zur Erinnerung an dieses Fest wurde mir einige Tage darauf eine große silberne Medaille mit eingelegtem Gold überbracht. Wir wurden in europäischen Equipagen auf dieselbe Art wie wir zum Feste abgeholt waren, nach dem Bahnhofe von Tokio zurückgebracht. Während der Mahlzeit spielte ein japanisches Musikkorps von der kaiserlichen Marine mit großer Fertigkeit europäische Musikstücke, worauf die Japanesen sehr stolz zu sein schienen.

Am 17. September wurden wir in Tokio von dem schwedisch-niederländischen Gesandten dem Mikado vorgestellt. Wir wurden am Bahnhofe in kaiserlichen Equipagen, einfachen aber zierlichen und bequemen mit zwei schönen aber nicht sehr großen Rappen bespannten Coupé's abgeholt. Wie es in Japan gebräuchlich ist wurde jeder Wagen von einem schwarzen Läufer begleitet. Der Empfang fand im kaiserlichen Palast, einem höchst anspruchslosen Gebäude von Holz, statt. Die Gemächer die wir sahen waren europäisch möblirt, beinahe dürftig. Wir versammelten uns zuerst in einem Vorzimmer, dessen einzig bemerkenswerther Schmuck in einem großen Stücke hellgrünen Nephrits bestand, der nur wenig geschliffen und mit einer chinesischen Inschrift versehen war. Hier befanden sich noch einige Minister und der Dolmetscher zu unserem Empfange. Nach kurzer Unterhaltung, wobei der Dolmetsch die Abschrift der Rede oder richtiger: die Begrüßungsworte die ich sprechen sollte, erhielt, wurden wir in ein inneres Gemach geführt, wo der Kaiser in europäischer Uniform und vor dem Throne stehend uns empfing. Das einzige Ungewöhnliche

*) Ueberhaupt nehmen in Japan alle Personen in ihrem zwanzigsten Jahre einen neuen Namen an; vgl. den Roman von Riutai Tanfiko: die sechs Wandschirme" Abth. I. — Anmerk. d. Bearb.

war, daß wir aufgefordert wurden beim Hinausgehen Sr. Majestät nicht den Rücken zuzuwenden, und beim Eintritt und Austritt drei Verbeugungen zu machen, die eine an der Thüre, die zweite, wenn wir einige Schritte vorwärts gethan hatten und die dritte auf dem Platze auf welchem wir stehen blieben*). Nachdem wir vorgestellt waren, las der Kaiser eine Rede in japanischer Sprache ab, die vom Dolmetsch in's Französische übersetzt und mir ehe wir uns verabschiedeten, in zierlicher Abschrift übergeben wurde. Darauf las ich meinen Gruß, wonach der Gesandte van Stoetwegen einige Worte sagte, und einige Worte als Gegenrede erhielt. Nachdem wir den Kaisersaal verlassen hatten, wurden wir im Vorgemach mit japanischem Thee und Cigarren bewirthet. Die beiden Prinzen, welche bei dem Feste am 15. zugegen gewesen waren und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten kamen und plauderten eine Weile mit uns.

Der Kaiser, Mutsuhito, in dessen Namen Reformen in einem Umfang, wozu die Geschichte kaum ein Gegenstück aufzuweisen hat in Japan eingeführt wurden, ist am 3. November 1850 geboren. Er wird als der 121. Mikado von Jimmu Tenno's**) Geschlechte, betrachtet, dessen Glieder ununterbrochen fast zweitausend Jahre unter abwechselnden Verhältnissen und Machtstellungen in Japan geherrscht haben, bald als weise Gesetzgeber und gewaltige Helden, bald lange Zeit als schwache und weibische Scheinkaiser, die einer fast göttlichen Verehrung genossen, aber sorgfältig vor allen Regierungslasten und jeder wirklichen Macht gehütet wurden. Der jetzige Repräsentant des Geschlechts sieht nicht besonders kräftig aus. Er stand während der ganzen Audienz unbeweglich da, so daß man ihn für eine

*) Diese Ceremonie ist auch an vielen europäischen Höfen gebräuchlich. — Anmerk. d. Bearb.

**) Im Japanischen Sin mu ten o (Chinesisch Schin wu thian Juang) stammte angeblich in fünfter Linie von Ten ßio dai ßin, der Göttin des Sonnenlichts und der Frühlingswärme ab. Seine Mutter war Tana jori sima, Tochter des Drachengottes Rioßin. Sin mu ten o dessen voller Name Kan jamáto-Iwa are fikono Mikoto war, regierte von 662 bis 585 v. Chr. G. Er ward Gründer des Reichs und der Dynastie der Dairi's, (auch Tensi, Himmelssöhne und Mikado genannt) die nach ihrem Tode als Götter betrachtet werden, zum Unterschied von den irdischen oder Unterregenten, die aber die eigentlichen Herrscher waren und die Siogun heißen. s. Nippon o daï itsi ran (japan. Annalen) Kap. 1. — Anmerk. d. Bearb.



Schloß eines Daimio.

Wachsfigur hätte halten können, wenn er nicht selbst seine Rede abgelesen hätte. Der Prinz Kita-Shira-Kawa sieht aus wie ein hübscher junger, europäischer Husarenlieutenant. Die meisten Minister haben scharf ausgeprägte Züge, welche an die vielen gewaltsamen Stürme die sie durchlebt hatten, die vielen persönlichen Gefahren denen sie theils im ehrlichen Kampf, theils durch Mordanschläge ausgesetzt gewesen waren, gemahnen. Leider scheint nämlich in Japan ein politischer Mord noch nicht als eine verächtliche That angesehen zu werden, wenn nur der Mörder seine That offen bekennt und sich ihren Folgen unterzieht. Wiederholte Mordversuche wurden auch gegen die Männer der Neuzeit angestellt, und um sich davor zu schützen lassen die Minister ihre Wagen gewöhnlich von einer bewaffneten Kavallerie-Eskorte begleiten.

Am 18. September waren einige Mitglieder der Vega-Expedition beim Marineminister Kawa-Mura zum Frühstück eingeladen, was für uns insofern ein Interesse hatte, als wir hier zum ersten Male in einem japanischen Hause empfangen wurden. Ich saß bei Tische neben Kawamura's Gattin; auch die Kinder waren beim Mahle zugegen. Frau Kawamura war japanisch gekleidet, geschmackvoll aber, wenn ich eine um den Leib geschlungene dicke Goldkette abrechne, höchst einfach. Uebrigens war der Tisch nach europäischer Weise mit der von den Gesetzen der Gastronomie genehmigten Reihefolge von Speisen und Wein in reichem Maße arrangirt. Nach Tische lud unser Wirth uns zu einer Ausfahrt ein, wobei ich mit seiner Gemahlin und einem der Kinder, einem etwa zehnjährigen Mädchen fuhr. Die Kleine war recht hübsch, nur, nach europäischen Begriffen, entstellt durch eine dicke weiße Schminke, mit der das ganze Gesicht bedeckt war, und die diesem ein krankhaftes Aussehen gab; die Frau Kawamura selbst war nicht geschminkt und hatte auch keine geschwärzten Zähne, wie es dort für verheirathete Frauen die Mode erheischt.*) Bei unserer Ausfahrt besuchten wir u. A. die Gräber der Taikuns,

*) Die Zähne der verheiratheten Frauen werden durch Eisenfeile und einen aus Reisbranntwein gezogenen Spiritus schwarz gefärbt, ähnlich wie bei den Malajen und anderen, diesen verwandten Völkern, die Zähne mit Pinang und Sirih (Arekanuß und Betel) schwarz gebeizt wurden, wodurch sie eine glänzend schwarze Farbe erhielten. — Anmerk. d. Bearb.

den kaiserlichen Garten und eine in der Hauptstadt eröffnete höchst bemerkenswerthe Ausstellung.

Mehre Shogun's, oder wie sie minder richtig benannt werden, Taikun's*) liegen in Tokio begraben. Ihre Grabstätte bildet eines der merkwürdigsten Monumente des alten Japan. Die Gräber liegen neben einem, in mehre, von Mauern umgebene und durch prächtige Thore miteinander in Verbindung stehende Höfe getheilten Tempel. Der erste der Tempelhöfe ist mit mehr als zweihundert steinernen Lampen geschmückt, welche dem Tempel von den Feudalfürsten des Landes**) geschenkt wurden, und mit dem Namen des Gebers, so wie mit dem der Zeit da die Gabe gemacht wurde, versehen sind. Einige von diesen eigenthümlichen Denkmälern, sind nur halbfertig. Auf einem anderen der Tempelhöfe sieht man von anderen Feudalenfürsten geschenkte Lampen aus theilweise vergoldeter Bronze. In einem dritten Hofe steht ein Tempel, ein prachtvolles Denkmal der alten japanischen Baukunst und der Art und Weise der Vorzeit ihre Heiligthümer mit Holzschnitzereien, Vergoldung und Lackirungen zu verschönern. Der Tempel ist mit Bücherrollen, Glocken, Trommeln, schönen alten lackirten Sachen u. dgl. m. reich ausgestattet. Die Gräber selbst liegen in einem abgesonderten Gehäge.

Die gewöhnlichen japanischen Gärten sind nach europäischem Geschmack eben nicht schön, und oft so klein, daß sie mit ihren Blumen, Grotten und Wasserfällen ganz bequem in einer Abtheilung eines Kleinstaats innerhalb des Krystallpalasts irgend einer Weltausstellung Platz haben könnten. Alles — Alleen, Felsen, Bäume, Teiche ja sogar die Fische in denselben sind künstlich oder durch die Kunst umgemodelt. Die Bäume sind durch eine besondere, in Japan zu einer enormen

*) Tai kun (erhabener Häuptling) ist ein Titel den früher die Mikados bei Gelegenheit der Unterhandlungen mit dem amerikanischen Commodore Perry auf den Vorschlag des Dolmetschers Hiasi, den Siogunś (s. oben S. 404 Anmerkung 2) definitiv gaben, um die verschiedenen Benennungen ein für allemal abzuschaffen. — Anmerk. d. Bearb.

**) Der grundbesitzende Lehensadel, die Daimio's genannt, welche sich fortwährend gegen den Mikado empörten, und so blutige Bürgerkriege veranlaßten, bis Minamoto no Joritomo sie besiegte und dafür zum Siogun (Feldherr des Reichs) ernannt wurde, später aber dem Mikado die Zügel der Regierung entwand, und ihm nur die Ehren und Repräsentation ließ. — Anmerk. d. Bearb.



Schlafzimmer in einer japanischen Herberge.

Höhe gebrachten Kunst, gezwungen eine zwergartige Gestalt anzunehmen, und überdies so beschoren, daß die ganze Pflanze wie ein dürrer Stamm aussieht, an dem hier und da grüne Klumpen hangen. Die Gestalt der in den Teichen schwimmenden Goldfische ist gleichfalls so umgeformt, daß sie oft doppelte oder vierfache Schwanzflossen und eine Menge anderer ihrer Natur fremde Auswüchse haben. In den Gängen finden sich große abgerundete Felssteine die hingelegt sind, damit man auf dieselben steige um sich nicht die Füße zu beschmutzen, und bei der Thüre des Wohnhauses liegt fast immer ein Granitblock in den eine topfförmige Vertiefung gehauen ist, die mit reinem Wasser voll gehalten wird. Ueber diesem steinernen Grapen liegt eine einfache aber reine Holzkelle mit der man erforderlichenfalls Wasser aus dem Eimer holen kann um sich zu waschen.

Der kaiserliche, für das große Publikum sehr oft geschlossene Garten in Tokio unterscheidet sich von diesen kleinen japanischen Puppengärten durch seine Größe und den, wenigstens meistentheils freien natürlichen Wuchs prächtiger, hoher, in herrlichstem Grün prangender Bäume aus. Bei unserem Besuch wurden wir in einem der kaiserlichen Pavillons mit Thee, Konfekt und Cigarren bewirthet.

Schließlich besuchten wir die Ausstellung. In neuerer Zeit war, der Cholera wegen, der Eintritt dem Publikum nicht gestattet. Wir sahen hier eine Menge schöner Proben japanischen Kunstfleißes, von den Kieselgeräthschaften und Töpferarbeiten aus dem Steinalter bis auf die Seidenzeuge, Porzellan- und Bronzearbeiten der heutigen Zeit. In keinem Lande hat man jetzt eine so große Vorliebe für Ausstellungen wie in Japan, weshalb man in den meisten großen Städten kleine Ausstellungen trifft, von denen viele recht lehrreich waren; in allen aber fanden sich prachtvolle lackirte Waaren, Porzellan, Schwerter, Seidengewebe u. s. w. vor. In einer sahen wir eine Sammlung japanischer Vögel und Fische, in einer anderen entdeckte ich einige Pflanzenabdrücke, wodurch ich Kenntniß von dem merkwürdigen Fundort für fossile Pflanzenüberreste bei Mogi bekam.

Am Abend des 18. September war ich von dem dänischen Konsul, Herrn Bavier zu einem Ausflug im Boot den Fluß hinauf, der bei Tokio mündet, eingeladen. Beim Ausflusse ist derselbe breit und tief, und zweigt sich etwas weiter hinauf in mehre Arme ab, die für die flachen Böte der Japanesen befahrbar sind. Bei der jetzigen geringen Entwickelung der Land- und Schienenwege Japans,

bilden dieser Fluß und seine Nebenflüsse die wichtigsten Verbindungsglieder zwischen der Hauptstadt und dem Innern des Landes. Während der Fahrt trifft man fortwährend Böte mit Lebensmitteln, die in die Stadt gebracht oder mit Waaren, die aus derselben ausgeführt werden. Der angenehme Eindruck, den dies macht und die merkwürdigen Umgebungen des Flusses werden mitunter durch den widrigen, von einem vorüberfahrenden Lastboot herkommenden Geruch gestört, der an die Sorgfalt gemahnt, mit welcher die Japanesen menschliche Exkremente zu Rathe halten, da diese das wichtigste Düngemittel in ihrem gut angebauten Land ausmachen. Die Flußufer entlang stehen eine Menge Wirths- und Theehäuser. Selten sieht man am Ufer einen Garten; ein solcher gehörte gewöhnlich zu einem der alten Daimioschlösser. Wirths- und Theehäuser sind meistentheils für die Japanesen da, und Europäer haben, obgleich sie viel mehr bezahlen als die Eingeborenen, keinen Zutritt. Die Ursache ist in den Augen der Japanesen die Rohheit und Unlauterkeit unserer Manieren. „Der Europäer geht mit seinen schmutzigen Stiefeln auf den Matten herum, speit auf den Fußboden, ist unhöflich gegen die Mädchen“ u. s. w. In Folge der Empfehlungsbriefe von Eingeborenen, die mit den Wirthshaushältern bekannt waren, bin ich doch mehrmals an diesen exklusiven Orten gewesen, und man muß eingestehen, daß hier Alles so rein, sauber und ordentlich ist, daß sich auch das beste europäische Gasthaus nicht damit messen kann. Wenn man in ein japanisches Wirthshaus tritt, das nur für Japanesen bestimmt ist, muß man stets an der Treppe die Stiefel ausziehen sonst wird man gleich mißliebig. Man wird mit Kniebeugungen vom Wirthe und allen Dienern oder richtiger: Dienerinnen begrüßt, und dann ist man fast beständig von einer Anzahl fortwährend lachender und schwatzender Mädchen umringt. Diese haben sich gewöhnlich dem Wirthe auf eine gewisse Zeit, während welcher sie ein nach europäischen Sittenbegriffen, eben nicht sehr lobenswerthes Leben führen, verdungen. Ist die kontraktlich abgemachte Zeit verflossen, so kehren sie nach Hause zurück oder verheirathen sich, ohne bei ihren Anverwandten irgendwie an Ansehen verloren zu haben. Wehe aber Denen, die in einer der den Fremden nicht geöffneten Städte, mit einem Europäer eine Liebesintrigue anknüpfen. Sie werden dann öffentlich, ja sogar in den Zeitungen, als unsittlich denuncirt, und ihr guter Ruf ist unrettbar verloren. Früher wurden sie deswegen sogar streng bestraft.

Am 20.—21. September hatte der Gouverneur von Jokohama mir, dem Dr. Stuxberg und Lieutenant Nordqvist zu Ehren eine Spazierfahrt nach der nicht sehr weit von der Stadt gelegenen heiligen Insel oder Halbinsel Enoshima arrangirt. Wir fuhren zuerst einige englische Meilen den schönen Weg Tokaido, der einer der wenigen fahrbaren in Japan ist — dann in einer Ginrikischa*) zu dem berühmten Buddha-bilde (Dai-Butsu)**) bei Kamakura, und besuchten einen in der Nähe wohnenden Oberpriester der Sintos***) und seinen Tempel.

Der Priester war ein Freund von Alterthümern und besaß eine, wenn auch nicht besonders große, aber aus lauter Seltenheiten bestehende Sammlung. Unter anderen zeigte er uns außerordentlich theuere Säbel, einen großen Kopfschmuck von einem einzigen Stück Nephrit, den er auf 500 Yen†) taxirte, eine Menge alter Bronzen, Spiegel u. s. w. Wir wurden wie gewöhnlich mit japanischem Thee und Konfekt traktirt. Der Priester führte uns selbst in seinem Tempel umher. Bilder waren nicht da, aber die Wände waren reich geschnitzt und mit vielen Zeichnungen und Vergoldungen versehen. Die innerste Mauer des Tempels war mit schweren, fest verschlossenen und verriegelten Thüren abgesperrt, innerhalb derer „der göttliche Geist weilte“ hinter denen wie die Worte des Priesters ein anderes Mal lauteten — „sich ganz und gar nichts vorfand.“

Enoshima ist eine kleine bergige durch eine niedrige sandige Landzunge mit dem Festlande zusammenhangende Halbinsel. Diese Landzunge ist mitunter weggerissen oder überschwemmt, und die Halbinsel dann in eine Insel verwandelt worden. Sie wird als heilig ange-

---

*) Eine zweiräderige, von Menschen gezogene Kalesche.

**) Der große Buds d. i. der indische Buddhas. Sein berühmtester Tempel (garan), war der von Fô-kwôsi. Im Tempel Kafudera wurden das besonders heilige Amulet Singbok, und eine Sammlung anderer Reliquien in einer Lade Sinja im Tempel von Fi-jeï-san aufbewahrt. In diesen Tempeln werden die Götterbilder und Reliquien aus den Laden in denen sie liegen nur bei großen Feierlichkeiten herausgenommen. Manche Tempel enthalten keine Götterbilder. — Anmerk. d. Bearb.

***) Die Sinto- oder Kamimitsi-Religion (die Religion der Götter) ist die älteste Landesreligion; der Buddhismus (Buds do) fand erst im 6. Jahrh. n. Chr. Eingang in Japan. — Anmerk. d. Bearb.

†) Ein Yen = 3½ (schwedische) Kronen.

sehen und ist voll von Sinto-Tempeln. Auf der Seite der Halbinsel die nach dem Festlande zu liegt, findet sich ein kleines Dorf das aus Wirthshäusern, Theehäusern und Handelsläden mit Pilger- und Touristenwaaren, darunter hübschen Muscheln und Versteinerungen einer Spongie besteht. Hier wohnte ich zuerst in einem japanischen Wirthshause der Kategorie, zu denen Europäer unter gewöhnlichen Verhältnissen keinen Zutritt haben. Ich wurde von zwei Beamten der Kanzlei des Gouverneurs in Jokohama begleitet, und auf ihre Versicherung hin, daß ich nicht zu der gewöhnlichen Gattung roher und übermüthiger Fremden gehöre, machte der Wirth keine Schwierigkeiten uns aufzunehmen.

Nachdem wir beim Eintritte die Wirthsleute begrüßt und eine Zeitlang mit gegenseitigen Komplimenten hingebracht hatten, kam ein Mädchen und lud uns in knieender Stellung auf japanischen Thee ein, der in sehr kleinen und halbgefüllten Tassen herumgereicht wurde. Darauf entledigten wir uns unseres Schuhzeugs und wurden nachher in die Gastzimmer geführt. Diese sind in den japanischen Gasthäusern gewöhnlich sehr groß und blendend rein; an Möbeln fehlt es ihnen vollständig, aber die Fußböden sind mit Strohmatten bedeckt. Die Wände werden mit mehren, der Lage des Platzes angepaßten Gedichten oder Denksprüchen und mit japanischen Malereien geschmückt. Die Zimmer sind vermittelst dünner Schiebwände, die in Fugen laufen, welche an Boden und Decke angebracht sind und nach Belieben weggenommen oder eingesetzt werden können, von einander getrennt. Man kann also, wie es mir einmal geschah, sich in einem sehr großen Zimmer niederlegen und, im Fall man einen tiefen Schlaf hat, Morgens in einem ganz kleinen erwachen. Das Zimmer liegt gewöhnlich nach einer japanischen Gartenumfriedigung oder, wenn dasselbe in der oberen Etage ist, nach einem Balkon hinaus. Oft ist die eine Seite der Stube mit einem Wandschrank versehen, in dem die Betten bewahrt werden. Diese, die einzigen Hausgeräthgegenstände im Zimmer bestehen aus einer dicken Matte, die über den Fußboden gebreitet wird, einem runden Kopfkissen oder statt dessen aus einem, an der oberen Seite ausgepolsterten Holzklotz, um den Hals beim Schlafen zu stützen, so wie aus einem dicken wattirten Schlafrock, der als Decke dient.

Sobald man eingetreten ist, theilen die Dienerinnen viereckige Sitzkissen aus, welche nun auf dem Fußboden um eine hölzerne Kiste

herumgelegt werden, an deren einen Ecke eine kleine Feuerkieke und an der anderen ein hohes, flaches Thongeschirr mit Wasser auf dem Boden steht, das als Spucknapf und Tabaksschale dient. Dabei wird von Neuem Thee in den oben beschriebenen Täßchen, deren Untertasse nicht von Porzellan sondern von Metall ist, servirt. Die Pfeifen werden angesteckt und eine lebhafte Konversation beginnt. Mit dem Thee werden auch Konfitüren gebracht, die aber für Europäer ungenießbar sind. Die Kohlenbecken bilden den wichtigsten Hausrath für die Japanesen; sie sind an Größe und Gestalt sehr verschieden, so wie auch oft außerordentlich schön und geschmackvoll aus Gußeisen oder Bronze mit Vergoldungen und Figuren in erhabener Arbeit verfertigt; oft aber bestehen sie auch nur in einer gewöhnlichen Thonkruke. Die Japanesen besitzen eine große Geschicklichkeit lange Zeit das Feuer darin zu unterhalten, ohne daß sich der geringste Brandbunst im Zimmer verbreitet. Das Brennmaterial besteht in einigen gut ausgebrannten Stücken Kohle, die in einer weißen Strohasche mit welcher das Kohlenbecken fast bis zum Rande gefüllt ist, liegen. Werden glühende Kohlen in solche Asche gelegt, so behalten sie ihre Hitze stundenlang, bis sie selbst ganz und gar ausgebrannt sind. In jedem gut eingerichteten Hause findet sich eine Menge Feuerbecken von verschiedener Größe, und oft sind im Fußboden viereckige Luken angebracht, welche die Steinfliesen verdecken die als Unterlage der größeren Feuerbecken, über welchen das Essen gekocht wird, dienen sollen.

Bei Mahlzeiten werden alle Gerichte gleichzeitig auf kleinen lackirten Tischchen von ungefähr ½ Fuß hoch und 4 Quadratfuß Oberfläche servirt. Sie werden in lackirten Tassen, seltener in porzellanenen Tassen aufgegeben, und mit Stäbchen ohne Zuhülfenahme von Messer, Gabel oder Löffel zum Munde geführt. Ich wagte, aus Ekel vor dem Fischthran, der statt Butter gebraucht wird, nie ordentlich die Produkte der japanischen Kochkunst zu probiren, aber Dr. Almqvist und Lieutenant Nordqvist, die vorurteilsfreier waren, sagten, daß sie denselben sehr gut vertragen könnten. Die folgende Speisekarte gibt einen Begriff von dem was ein japanisches Wirthshaus höheren Ranges darbietet:

Gemüsesuppe,
Gekochten Reis, zuweilen mit zerschnittenem Hühnerfleisch,
Gekochten Fisch oder rohen Fisch mit Merrettig,

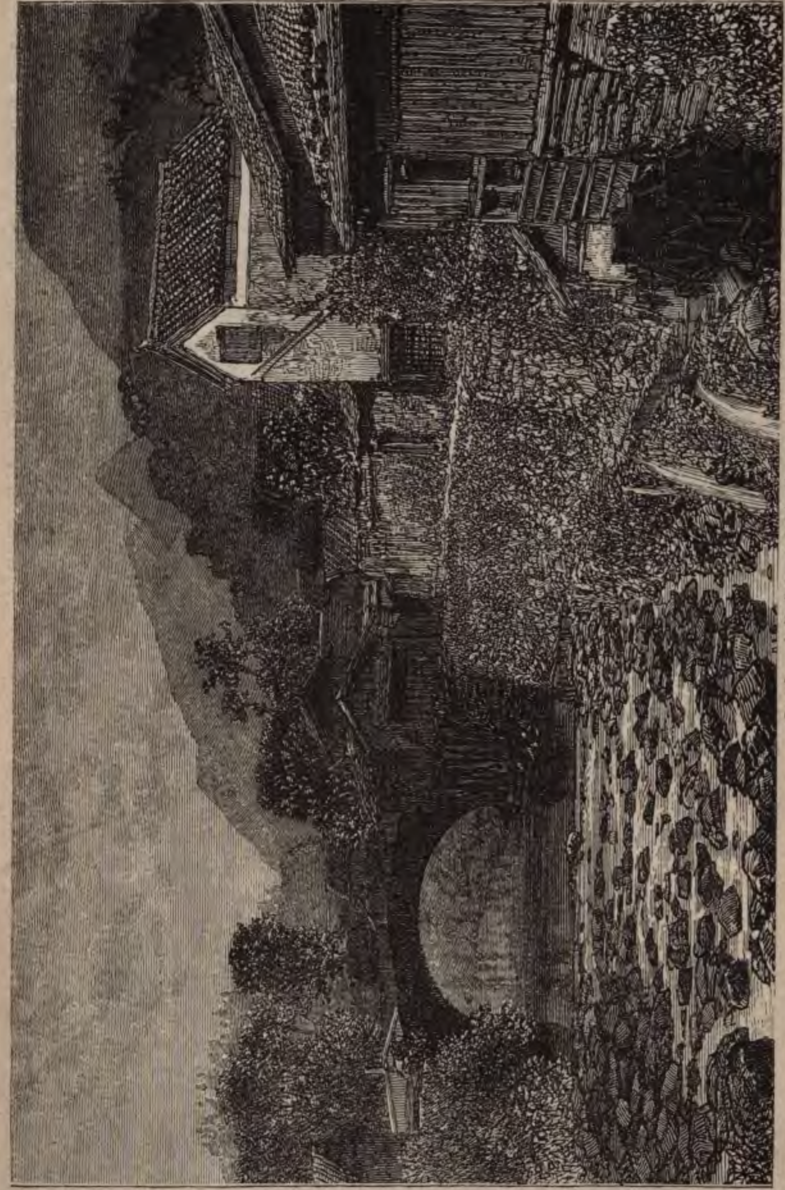
Gemüse mit Fischsauce,
Thee.

Soya wird zu den Fischen genommen Der Reis wird warm in einem großen Holzgefäß mit Deckel aufgetragen und in größerer Menge, die übrigen Gerichte dagegen nur in sehr kleinen Portionen gereicht. Nach der Mahlzeit trinken die Japanesen, besonders Abends, heißen Saki oder Reisbranntwein, aus eigenthümlichen Porzellanflaschen und kleinen eigens dazu bestimmten Tassen.

Während der Mahlzeit ist man gewöhnlich von einem zahlreichen, auf dem Fußboden zusammengekauerten weiblichen Dienstpersonal umgeben, das mit dem Gast, wenn er ihre Sprache versteht, eine lebhafte, mit herzlichem Gelächter untermischte Konversation führt. Die Mädchen bleiben, wenn der Fremde sich Abends entkleidet, im Zimmer und erlauben sich oft Anmerkungen über die Verschiedenheit des Körperbaues der Europäer und Japanesen, die nach unseren Begriffen nicht nur ziemlich unpassend für junge Mädchen, sondern auch dem Gaste gegenüber höchst zudringlich sind. Von der männlichen Dienerschaft bekommt man, wenigstens in den inneren Gemächern, wenig zu sehen.

Die jetzt gebräuchliche japanische Tabakspfeife gleicht der der Tschuktschen, ist sehr klein und wird in ein paar Zügen ausgeraucht. Als Ersatz rauchen sie ohne Unterbrechung zwanzig Pfeifen nach einander. Das Rauchen ist jetzt bei Hoch und Niedrig beider Geschlechter ganz allgemein. Es wurde gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts, ob von Korea oder von den portugiesischen Besitzungen in Asien ist ungewiß, eingeführt und verbreitete sich äußerst schnell. Wie bei uns rief dasselbe Anfangs strenge Verbote und Schriften dafür und dagegen hervor. In einer Schrift des gelehrten Japanologen Mr. E. M. Satow (The introduction of tobacco into Japan. Transactions of the Asiatic Society of Japan, vol. VI. Part. 1. S. 68) wird unter Anderen das Folgende darüber mitgetheilt.

„Im Jahre 1609 gab es in der Hauptstadt zwei Klubs, deren Hauptvergnügen es war mit friedliebenden Bürgern Streit anzufangen. Mehr als fünfzig von den Mitgliedern dieses Klubs wurden plötzlich aufgegriffen und ins Gefängniß geworfen, aber der Gerechtigkeit war Genüge geschehen, nachdem vier oder fünf der Anstifter hingerichtet worden waren; die Uebrigen wurden begnadigt. Da diese Gesellschaften ursprünglich Rauchklubs waren, kam der



Dorf und Brücke auf Kiusiu.

Tabak durch die schlechte Aufführung der Klubmitglieder in üblen Geruch und der Gebrauch desselben wurde verboten. Man rauchte damals aus langen Pfeifen, die wie Schwerter in den Gürtel gesteckt, oder zum Rauchen von einem Diener nachgetragen wurden. Im Jahre 1612 wurde eine Bekanntmachung erlassen, welche das Rauchen und jeden Handel mit Tabak bei Strafe des Eigenthumsverlustes untersagte. Das Verbot wurde mehrmals, aber mit eben so geringem Erfolg wie in Europa, wiederholt."

Ferner führt Mr. Satow folgende Auszüge aus einer japanischen Schrift an, welche die Vortheile und die Unbequemlichkeiten die mit dem Tabaksrauchen verbunden sind, aufrechnet.

A. Vortheile.

1. Das Tabakrauchen befördert die Verdauung und gibt mehr Kräfte.
2. Es ist beim Beginne eines Festes nützlich.
3. Es ist eine Gesellschaft in der Einsamkeit.
4. Es gibt uns einen Vorwand dann und wann die Arbeit liegen zu lassen, wie um Athem zu schöpfen.
5. Es ist ein Vorrathshaus für das Nachdenken und gibt den Stürmen des Zorns Zeit, sich zu legen.

B. Unbequemlichkeiten.

1. Es findet sich bei den Leuten eine große Lust, einander, wenn sie gereizt sind, mit der Pfeife gegen den Kopf zu schlagen.
2. Man kommt dahin, zuweilen die Pfeifen zum Anschüren des Kohlenfeuers in der Feuerkieke zu gebrauchen.
3. Ein hartgesottener Raucher ist bei einem Feste zwischen den Tischen mit der Pfeife im Munde umherwandernd gesehen worden.
4. Mancher schlägt die noch glimmende Asche aus der Pfeife und vergißt das Feuer auszumachen,
5. dadurch brennt die glühende Asche oft Löcher in Kleider und Matten.
6. Die Raucher spucken ohne Unterschied in die Feuerkieke, die Fußwärmer und den Kochherd.
7. Item in die Fugen zwischen den Fußbodenmatten.

8. Sie schlagen die Pfeife mit Gewalt gegen die Ecken des Feuerbeckens aus.
9. Sie vergessen den Aschbecher zu leeren, bis er über die Ränder hinaus voll ist.
10. Sie bedienen sich des Aschbechers als Nasenpapier (d. h. sie schnäuzen sich in den Aschbecher.)

Da wir während unseres Aufenthalts in Enoshima als Gäste des Gouverneurs beständig von zwei Bediensteten aus seiner Kanzlei begleitet waren, hielt ich es für meine Pflicht mich durch ein reichliches Austheilen von Trinkgeldern, dieser Ehre würdig zu zeigen. Diese werden nicht etwa den Dienstleuten, sondern in Papier eingewickelt und mit einigen gewählten, artigen Worten dem Wirthe selbst eingehändigt. Dieser hält nun seinerseits noch eine höfliche Rede voll Entschuldigungen, daß nicht Alles so gut gewesen war, wie es der geehrte Gast zu fordern das Recht gehabt hätte. Bei der Abreise begleitet er den Reisenden ein größeres oder kürzeres Stück Weges nach Maßgabe der Höhe der Trinkgelder und der Art und Weise wie der Gast sich aufgeführt hat.

Eine sehr lobenswerthe Sitte der Japanesen ist die, die Bäume in der Nähe der Tempel unberührt stehen zu lassen. Fast jeder Tempel, selbst der unbedeutendste ist daher von einem kleinen, aus den herrlichsten Nadelholzbäumen bestehenden Hain umgeben, der oft das kleine, verfallene und schlecht gepflegte hölzerne Schauer, das einer der Gottheiten des Buddhismus oder der Sintoreligion geweiht ist, verdeckt.

Am 23. September gaben uns Europäer und Japanesen in Jokohama ein Diner mit Ball im schön erleuchteten und geschmückten Hause des englischen Klubs. An einer Wand sahen wir die von grünen Kränzen umrahmten Portraits von Berzelius und Thunberg.*)

---

*) Karl Peter Thunberg, geb. in Jönköping 1743 berühmt durch seine Reisen in Südafrika, Japan u. s. w. und durch viele wichtige wissenschaftliche Werke, schließlich Professor in Upsala, gest. 1828. — Engelbrecht Kämpfer, geb. in Westphalen 1651, war Sekretär bei der Gesandtschaft die von Schweden im Jahre 1683 nach Persien abging. Er kehrte aber nicht mit derselben zurück, sondern setzte seine Reisen durch die südlichen und östlichen Gegenden Asiens, unter anderen nach Japan fort, welches er 1690—1692 besuchte. Er starb 1716. Kämpfer's und Thunberg's Schriften nebst dem großen Werke, welches der Errichter des Monuments, v. Siebold, herausgab, sind die wichtigsten Quellen für die Kunde des damaligen Japan.

Letzterer steht bei den Japanesen in hohem Ansehen. Eine seiner Schriften über die Flora des Landes wurde kürzlich in japanischer Bearbeitung mit einem in Japan gearbeiteten, durchaus nicht schlechten Holzschnittportrait des berühmten schwedischen Naturforschers herausgegeben; und ein Monument zum Andenken an ihn und Kämpfer wurde auf v. Siebolds Veranlassung in Nagasaki errichtet.

Der Vorsitzende beim Feste war Dr. Geertz, ein Holländer, der sich lange Zeit im Lande aufgehalten und mehre werthvolle Arbeiten über dessen Naturprodukte veröffentlicht hat.

Am 26. September fuhr ich nach Tokio, um von da aus eine, vom dänischen Konsul, Herrn Bavier vorgeschlagene und arrangirte Reise nach Asamajama, einem noch thätigen Vulkan im Inneren des Landes zu unternehmen. In Folge eines unvermutheten Todesfalls eines der europäischen Konsuln in Jokohama konnte sich Herr Bavier jedoch uns nicht eher als den Tag nach dem zur Abreise festgesetzten anschließen. Den 27. September brachten wir also in Tokio zu, um u. a. die schönen Alterthümer die vom Attaché bei der österreichischen Gesandtschaft, Herrn v. Siebold, dem Sohne des berühmten Naturforschers gleichen Namens, gesammelt waren, zu besehen. Wie die meisten anderen Länder hat auch Japan sein Steinalter gehabt, von welchem noch Ueberbleibsel an mehren Orten des Landes, sowol auf Jesso wie auf den südlicheren Inseln gefunden werden. Werkzeuge und Geräthschaften aus jener Zeit werden jetzt, sowol von Eingeborenen wie von Europäern, fleißig gesammelt. Im Allgemeinen haben diese japanischen Geräthschaften Aehnlichkeit mit denen, deren sich die Eskimos noch jetzt bedienen, und auch in diesem fruchtbaren Lande lebte das Urvolk, wie die Knochenüberbleibsel in dem Küchengemülle zeigen, anfangs hauptsächlich von der Jagd und dem Fischfang.

Siebenzehntes Kapitel.

Ausfahrt nach Asamajama. — Die Landstraße von Nakasendo. — Takasaki. — Schwierigkeiten ein Nachtquartier zu erhalten. — Der Badeort Ikaho. — Das Massiren in Japan. — Schwedische Zündhölzchen. — Die Fahrt im „Kago“. — Sawawatari. — Ringkämpfer — Kusatsu. — Die heißen Quellen und deren Heilkraft. — Rast bei Kotsuriga-Hara. — Der Asamajama-Gipfel. — Das Hinabsteigen. — Fahrt über Usui-toge. — Japanische Schauspieler. — Bild aus dem japanischen Volksleben. — Rückkehr nach Jokohama. —

Am 28. September, früh Morgens trat ich nebst Lieutenant Hovgaard, Herrn Bavier, einem Dolmetsch und einem in europäischer Speisenzubereitung erfahrenen japanischen Koch, die Reise nach Asamajama an. Anfangs fuhren wir in zwei sehr klapprigen und unbequemen Wagen, jeder mit einem paar Pferden bespannt, nach der an der großen Straße „Nakasendo“ liegenden Stadt Takasaki. Diese über das Innere des Landes führende, Tokio und Kioto verbindende Straße wird von den Japanesen als etwas Großartiges betrachtet; in Schweden würde sie ein nicht besonders gut unterhaltener Vicinalweg genannt werden. Mit Ausnahme der Postwagen, welche seit einigen Jahren eine regelmäßige Verbindung zwischen Tokio und Takasaki unterhalten, trifft man hier Kaleschen (Ginrikischa's) zu Tausenden, so wie eine große Menge Pferde, Ochsen und Menschen, die schwere Lasten tragen, aber kein einziges von Pferden oder Ochsen gezogenes Fuhrwerk, und obgleich der Weg durch eine fortlaufende Reihe stark bevölkerter, von wohlbestellten Reisfeldern und Gärten umgebener Dörfer geht, gewahrt man doch kein Arbeitspferd und keinen Zugochsen. Der gesamte Boden wird nämlich mit der Hand bestellt, und Viehzucht wird wenig betrieben.

Die meisten Wege hier zu Lande bestehen aus Fußsteigen, die so schmal sind, daß zwei beladene Pferde nur schwer bei einander vorbeikommen können. Die Waaren werden deshalb, wo kein Kanal oder keine Flußgelegenheit sich findet, meistentheils von Menschen transportirt. Das flache Land ist außerordentlich gut angebaut, und besonders muß man den Fleiß bewundern, mit dem die Wasserleitungen angelegt und unebene Abhänge in wagerechte Felder verwandelt sind.

Die Postpferde auf Nakasendo waren so mager und sahen so erbärmlich aus, daß man in Schweden wegen Thierquälerei bestraft werden würde, wenn man sich solcher Fuhren bediente. Trotzdem liefen sie munter und schnell zu. Pferdewechselstationen fanden sich regelmäßig jede 15 oder 20 Kilometer. Außerdem hielt der Kutscher oft unterwegs an irgend einem Wohnhaus, um aus einem vor demselben befindlichen Wassergefäß den Pferden ein paar Kannen Wasser in den Mund und zwischen die Hinterbeine zu gießen. Diese Gelegenheit wurde immer von den Mädchen im Hause benutzt, heranzukommen und den Reisenden ein Täßchen japanischen Thee anzubieten — eine Aufmerksamkeit, die mit einigen freundlichen Worten und einem Kupferheller bezahlt wurde.

Bei Besuchen die wir in einigen an der Landstraße belegenen Bauerhöfen machten, wurden wir stets sehr artig aufgenommen. Der Unterschied zwischen den Schlössern der Reichen (wenn man überhaupt ein Gebäude in Japan „Schloß" nennen darf) und den Wohnungen der Unbemittelten ist nicht so groß wie in Europa; Bettler sahen wir während der ganzen Reise im Innern des Landes nicht.*) Auch der Klassenunterschied scheint nicht so gewaltig zu sein, wie man ihn in einem Lande wo der Rang-Unfug so weit ging wie früher in Japan wol erwarten dürfte. Wir sahen mehre Male in den Wirthshäusern am Wege Standespersonen, die in einer Kalesche fuhren, ihren Reis und ihren Saki mit den Kulis, die ihre Wagen gezogen hatten, gemeinschaftlich genießen.

Nach der Schaar von Kindern zu urteilen von denen es überall längs der Wege wimmelte, muß dies Volk sehr fruchtbar sein. Selten sah man ein Mädchen von 8 bis 12 Jahren das nicht ein jüngeres auf den Rücken gebunden hatte. Diese Bürde schien der Schwester oder Pflegerin nicht besonders beschwerlich zu fallen. Ohne sich um das Kind oder dessen Dasein zu bekümmern nahm das Mädchen lebhaft an den Spielen Theil, lief Boten u. s. w.

Auch im Innern des Landes werden die Fremden höchst freundlich empfangen. Die unteren Klassen können wol Ursache dazu haben, denn welchen Einfluß die jüngsten politischen Veränderungen auch auf die Kuge-Daimio- und Samuraifamilien des alten

*) Dagegen gewahrten wir eine Menge Bettler auf den Landstraßen in der Nähe von Jokohama.

Japan gehabt haben mögen, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Stellung des Landmanns jetzt viel sicherer ist als früher, da er von Hunderten von kleinen Tyrannen ausgesogen wurde. Seine Tracht ist dieselbe wie früher, doch mit dem Unterschiede, daß ein großer Theil der männlichen Bevölkerung, selbst tief hinein ins Land, die alte beschwerliche Mode, das Haar in einen Knoten über einem kahlrasirten Fleck auf der Stirne zusammenzuwickeln, abgelegt hat. Statt dessen tragen sie ihr dichtes, rabenschwarzes Haar kurz geschoren nach europäischer Art. Wie bezeichnend für die neue Zeit diese Veränderung ist, geht aus dem Eifer hervor, mit welchem die japanischen Behörden Golowin*) wegen der religiösen und politischen Umwälzungen befragten, welche, wie sie annahmen, in Verbindung mit der veränderten Haartracht der Europäer zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts standen; der bei den Japanesen sehr beliebte russische Gesandte Laxman hatte nämlich den steifen Zopf und gepudertes Haar getragen, während Golowin und seine Begleiter das Haar ungepudert und kurz geschnitten hatten. Wenn es sehr warm ist, tragen die Arbeiter eine schmale, gewöhnlich hellblaue Binde um den Leib und zwischen den Beinen — sonst sind sie nackt, und man sieht alsdann, daß Viele über den größten Theil des Körpers stark tätowirt sind; Frauenzimmer habe ich nie bei der Arbeit nackt gesehen, was sie vielleicht in der heißesten Jahreszeit thun. Wenigstens scheuen sie sich nicht, sich beim Baden mitten zwischen vielen bekannten und unbekannten Männern vollständig zu entkleiden, ein Benehmen das in Folge der Macht des Vorurteils, dem Europäer sehr anstößig ist, woran sich aber auch der früher Prüde schneller als man vermuthen sollte, gewöhnt. Man bekommt sogar europäische Damen zu Gesicht, die in einer Kalesche von einem, bis auf die blaue Binde, vollkommen nackten jungen Menschen gefahren werden. Gar mancher, besonders unter den jüngeren Männern ist so schön gebaut, daß der Bildhauer

*) Voyage d. M. Golovine; Paris 1818, I. S. 176. Golowin, der Kapitän auf der russischen Flotte war, brachte die Jahre 1811—13 in Gefangenschaft bei den Japanesen zu. Er und seine Unglücksgefährten wurden vom Volke sehr freundlich aufgenommen und von den Behörden gut behandelt, d. h. wenn man die höchst langwierigen Verhöre ausnimmt, die sie zu bestehen hatten, um den Japanesen die bis in die kleinsten Details eingehenden Nachrichten über Europa und besonders über Rußland mitzutheilen.



Fliegende Brücke.

der ihren Körper in Marmor gelungen darstellen könnte, sich einen weltberühmten Namen erwerben würde.

Takasaki ist eine Lehensresidenz mit ungefähr 20,000 Einwohnern, aber wie die meisten Städte in Japan unterscheidet es sich wenig von den Dörfern durch die wir gekommen waren. Wir gelangten spät Abends dorthin und erfuhren hier zum ersten und letzten Male eine Unbequemlichkeit, über welche Europäer auf Reisen durch Japan oft klagen, die sie aber selbst durch die anstößige Art wie sie nicht selten auftreten, veranlassen. Wir klopften nach unserer Ankunft an die Thüren eines Wirthshauses nach dem anderen an, ohne daß man uns aufnahm. An einer Stelle „war das Haus überfüllt" an einer anderen „wurden die Zimmer reparirt" an einer dritten „waren die Wirthsleute fort" u. s. w. Schließlich mußten wir uns an die Polizei wenden. Nachdem wir unseren Paß vorgezeigt hatten, gelang es uns mit dessen Hilfe ein Nachtquartier bei einem älteren Gastwirth zu erzwingen, der uns mit einer Miene empfing, die deutlich verrieth, daß er uns lieber mit einem der zwei Schwerter welche er als Samurai früher zu tragen berechtigt war, in Stücke gehauen hätte, als daß er uns unter seinem Dache beherbergte. Noch nach unserem Eintritt ins Haus, wandte er sich mit der Klage: „muß ich denn wirklich diese Barbaren aufnehmen?" an den Polizeidiener. Wir rächten uns aber auf edle Art. Wir zogen nämlich, als wir die Gemächer betraten, die Stiefel aus, warfen mit Reden, Höflichkeiten und Verbeugungen um uns, und benahmen uns überhaupt so höflich daß unser vorher so rabbiater Wirth uns bei unserer Abreise nicht nur bat ihn wieder zu besuchen, sondern uns auch einen Empfehlungsbrief an die Besitzer der Gasthäuser, wo wir später einkehren würden, gab mit der Erklärung: daß wir bei Vorzeigung dieses Briefes ähnliche unangenehme Vorfälle wie die eben beschriebenen, nicht wieder zu befahren brauchten.

Die meisten Häuser in den japanischen Städten sind von dünnem, sorgfältig zusammengezimmertem Holzwerk. Man sieht aber außer diesen hier und da kleine Häuser mit sehr dicken Mauern, die Fenster mit starken Eisengittern versehen und Thüren die mit großen Schlössern und Riegeln verschlossen werden können. Diese Häuser sind feuerfest, und werden bei Feuersgefahr als Aufbewahrungsräume für Kostbarkeiten und Hausgeräth benutzt. Feuersbrünste sind in Japan so häufig, daß man behauptet, in jeder Stadt würde jährlich ein zehnter Theil

derselben vom Feuer verzehrt. Die Löschmannschaft ist zahlreich und von alten Zeiten her gut eingerichtet, kühn und tüchtig. Während unseres Nachtlagers in Takasaki waren wir in einem solchen feuerfesten Hause mit großen bequemen Zimmern, deren Fußboden theilweise mit Matten nach europäischem Muster bedeckt war, einquartiert. Die Mauern waren sehr stark und bestanden aus Ziegeln, dagegen waren die Einrichtung und die Treppen von Holz.

Ich erwähnte vorhin, daß wir genöthigt waren die Polizei um Beschaffung eines Nachtquartiers zu ersuchen. Die Polizeidiener sind in Japan, sowol in den Städten wie auf dem Lande sehr zahlreich. Größtentheils sind sie der früheren Samurai-Klasse entnommen. Sie sind auf europäische Weise gekleidet und gehen mit einem ziemlich langen Stock in einer bestimmten Lage unter dem Arm, still und ruhig auf Straßen und Wegen umher, ohne außer im Nothfall, ein Zeichen ihrer Amtswürde zu geben. Gewöhnlich sind sie (oder scheinen zu sein) junge Männer, und ihr Aussehen ist durchgängig gentlemanlike — mit einem Worte sie können jeden Vergleich mit der besten Polizeimannschaft in Europa aushalten, und stehen unendlich hoch über dem Sicherheitswächter oder dem Aergernißerwecker wie sich dieser vor einigen Jahrzehnten auf dem europäischen Kontinent zeigte. Bei dem jüngsten Aufruhr wurde die Polizeimannschaft von der Regierung als Infanterie verwendet und erregte durch den „Elan", den Muth und die Todesverachtung die sie, mit ihrer alten Lieblingswaffe, dem japanischen Schwerte, kämpfend bewies, die allgemeine Bewunderung.

Man bedarf noch immer eines Passes um im Innern des Landes zu reisen, aber auf Begehren des Consuls wird ein solcher mit Leichtigkeit erhalten, wenn man als Grund der Reise Gesundheit oder Forschungslust, worunter man auch gewöhnliche Reiselust mitverstehen kann, angibt. Handelsreisen ins Innere des Landes sind bis auf Weiteres nicht gestattet, und eben so wenig erhält ein Europäer die Erlaubniß sich dort niederzulassen und Geschäfte zu treiben. Die fremden Gesandten haben oft mit der japanischen Regierung wegen einer darauf bezüglichen Aenderung unterhandelt, aber bis jetzt ohne Erfolg, weil die Regierung als Bedingung für die vollständige Eröffnung des Landes die Abschaffung der unvernünftigen „Extra-territorial-Verfassung" fordert, welche heute in Kraft besteht und laut welcher der Ausländer nicht unter den gewöhnlichen, japanischen Gesetzen und

Gerichten, sondern unter den, durch einen vom Konsul präsidirten, zusammentretenden Ausschuß ausgeführten Gesetzen seines Landes steht. Wandel wird hierin doch geschafft werden, da Japan bald stark genug sein dürfte, um alle für die Ehre des Landes beleidigenden Artikel in den Verträgen mit den europäischen Kulturländern zu kündigen. Ueberdies haben sich jetzt die Gesandten der ausländischen Mächte die früher stets gemeinsam auftraten, in zwei Lager getheilt, von denen das eine — Rußland und Amerika — Japan nach und nach von jeder Vormundschaft befreien und es auf eine Stufe mit anderen kultivirten Staaten stellen will oder wenigstens so thut als wolle es dies; das andere dagegen — England, Deutschland, Holland und Frankreich — wünscht die aufgezwungene und vor mehren Jahren durch Verträge festgesetzte Vormundschaft beizubehalten.

Kurz vor unserer Ankunft erhob sich ein Streit zwischen Japan und den europäischen Mächten oder, wie die Japanesen sagten, eine Verletzung des Völkerrechts, welche große Erbitterung im Lande hervorrief. Auf Anrathen des deutschen Gesandten brach nämlich ein von dem cholerabehafteten Nagasaki kommendes deutsches Schiff die von der Regierung vorgeschriebene Quarantäne und löschte ohne weitere Vorsichtsmaßregeln im Hafen von Jokohama. Daß die Cholera in letzterer Stadt dadurch schlimmer ward ist allerdings nicht nur unbewiesen, sondern auch gewiß ganz und gar unrichtig, obgleich viele Japanesen in ihrer Erbitterung mit Bestimmtheit behaupten, daß dem so wäre; aber die von Japans gefeiertem Gaste, dem Expräsidenten General Grant, ausgesprochenen Worte, daß es das Recht der japanischen Regierung gewesen wäre, jenes Schiff ohne Weiteres in den Grund zu bohren, haben doch eine Erinnerung im Geiste der Regierung sowie des Volkes zurückgelassen, die sie zukünftig zu einer unklugen aber vollberechtigten Kraftäußerung vermögen kann, im Fall etwas Aehnliches sich wiederholte.

Ein Stück Weges jenseits Takasaki's führt der Pfad zum Vulkan, den wir besuchen wollten, nicht mehr Nakasendo entlang, und wir konnten also die Fahrt in unseren von Pferden gezogenen Wagen nicht fortsetzen, sondern mußten uns mit Ginrikischas begnügen, in welchen wir am 29. September den äußerst unebenen Weg zu dem siebenhundert Meter über dem Meere belegenen Badeort Ikaho in $5^1/_2$ Stunden zurücklegten. Die Landschaft nimmt hier einen ganz

anderen Charakter an. Der Weg der vorher über eine fortlaufende, reich bevölkerte und wie ein Garten gepflegte Ebene ging, wird nun hier von steilen, unkultivirten, mit hohem, ungemähtem, gelbgewordenem Grase bewachsenen Anhöhen umgeben, die von Thalwegen durchschnitten sind, in denen muntere, von üppigen Gebüschreihen fast verborgene Bäche hervorsprudeln. Ikaho ist durch seine warmen oder richtiger heißen Quelladern, welche von den vulkanischen, die kleine, an einem Abhang reizend belegenen Stadt umschließenden Bergen hervorquillen, bekannt. Wie in europäischen Badeorten suchen die Kranken hier Heilung für ihre Gebreste und daher besteht die Stadt fast ausschließlich aus Gasthäusern, Bädern und Kaufläden für die Badegäste. Die Bäder befinden sich theils in ziemlich großen, offenen, hölzernen Schuppen, wo Männer und Frauen unabgesondert zusammen baden, theils in Privathäusern. In jedem Bade ist ein Bassin von einem Meter Tiefe, in das ein ununterbrochen laufender Wasserstrahl von einer der Adern der heißen Quellen geleitet wird. Das Quellwasser ist natürlich sehr abgekühlt ehe es zum Gebrauch kommt, ist aber trotzdem so heiß, daß es mir sehr schwer wurde nur ein paar Augenblicke im Bade zu bleiben.

In den Straßen der Stadt trifft man oft blinde Leute, die mit großer Sicherheit ohne Führer einherwandelten, indem sie sich nur vermittelst eines langen Bambusstockes zurecht fanden. Sie bliesen auch dann und wann auf einer kleinen Pfeife um die Vorübergehenden dadurch zu mahnen, Acht zu geben. Ich glaubte Anfangs, daß diese Unglücklichen durch die heißen Quellen ihr Augenlicht wieder zu gewinnen suchten, erhielt aber auf meine Frage: ob das Wasser sich in dieser Beziehung wirksam zeige? die Antwort, daß dieselben nicht als Gesundheitssuchende sondern als „Massageure"*) hier wären. Seit mehren Jahrhunderten ist die Massage in Japan im Gebrauch gewesen, und man findet deshalb in den Städten Leute, welche ihre Dienste als Massageure anbieten, indem sie ungefähr in

---

*) Ihr japanischer Name ist Feki; sie bilden eine besondere Gilde welche das Geschäft der Massage (des Knetens) welche als ein Mittel gegen Nervenleiden, Rheumatismus u. s. w. gilt, betreiben. Ihr Gründer war ein Daimio, Namens Feki der sich selbst geblendet hatte, und nach dem sie heißen. — Anmerk. d. Bearb.

derselben Art wie die Fruchtverkäufer in Rußland, auf den Straßen schreien.

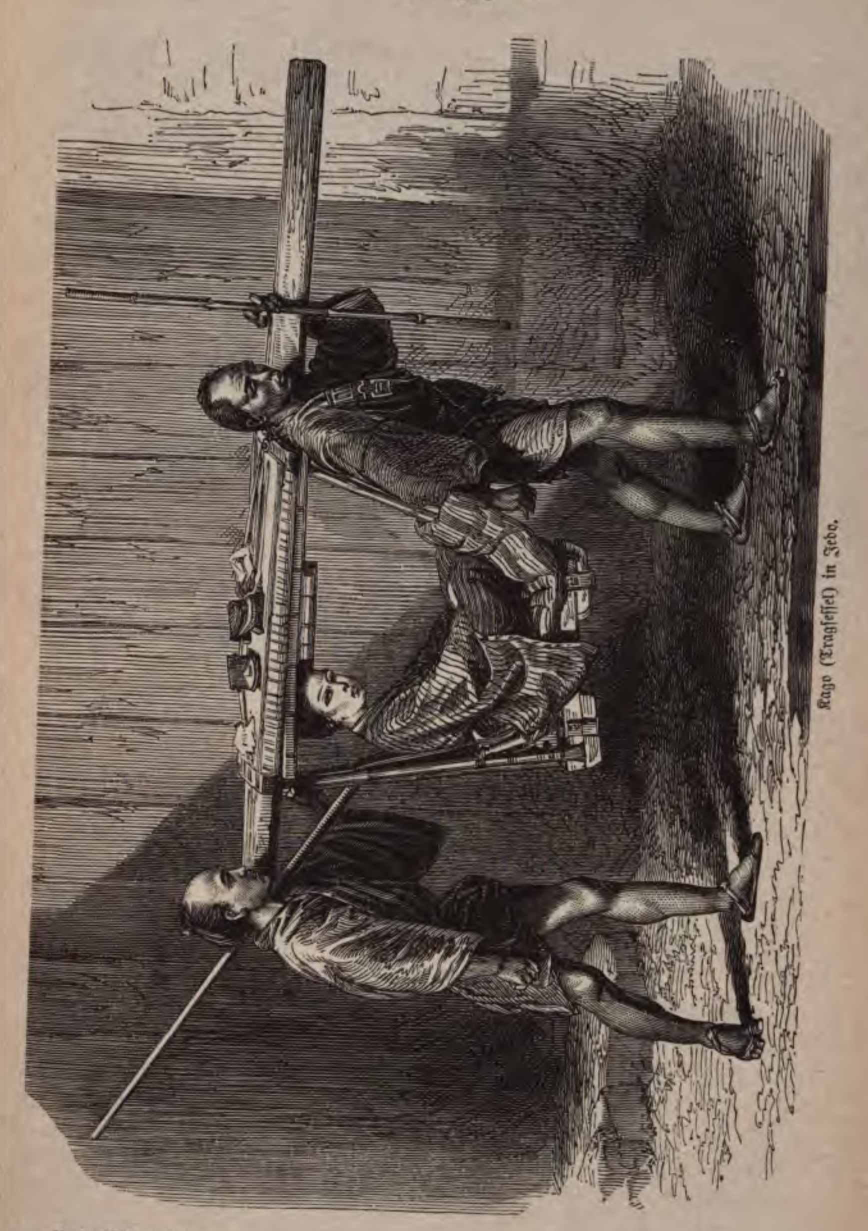
Das Wirthshaus, in welchem wir unser Nachtquartier genommen hatten, bestand wie gewöhnlich aus einer Menge sehr reinlicher mit Binsenmatten bedeckten Zimmer, ohne Möbel, aber ringsum an den Wänden mit Gedichten und Denksprüchen geschmückt. Man wohnte daselbst ausgezeichnet gut, falls man sich darein finden konnte, gleich den Japanesen, ganz und gar auf dem Fußboden zu leben und die für diese Lebensart unumgänglich nothwendigen Ordnungsregeln zu beobachten, was übrigens schon deshalb erforderlich ist, weil man sich sonst einer sehr unfreundlichen Behandlung sowol abseiten der Wirthe wie der Dienstboten aussetzt. Eine Unannehmlichkeit auf Reisen in Japan ist für Europäer die Schwierigkeit sich an die Speisenzubereitung der Japanesen zu gewöhnen. Brot gebrauchen sie eben so wenig wie Rindfleisch, ihr Mahl besteht hauptsächlich aus Reis, Fisch, Hühnern, Früchten, Schwämmen, Konfekt, japanischem Thee u. s. w. Fische werden meistentheils roh gegessen und sollen, was den Geschmack betrifft, nicht sehr von unserem gelaugten Lachs verschieden sein. Nicht selten wird das Essen mit Fischthran von nichts weniger als angenehmem Geschmack zubereitet. Will man sich dieser Zubereitung der Speisen nicht fügen, so muß man auf Reisen in Japan seinen eigenen Koch mit sich führen. In solcher Eigenschaft begleitete uns ein Japanese, Namens Senkiti-San, der aber von seinen Landsleuten Kok-San (Herr Koch) genannt wurde. Er hatte die europäische (französische) Kochkunst in Jokohama gelernt, und widmete sich unterwegs seinem Beruf mit so großem Eifer, daß er selbst in der Wüstenei am Fuße des Asamajama nicht eher ruhte, als bis er uns einen Mittagstisch aus fünf Gerichten bestehend, von Hühnersuppe, Eierkuchen mit Hühnern, gebratenem Huhn, Hühnerfricassée und omelette aux confitures, also Alles nur von Hühnern oder Hühnereiern auf verschiedene Art zubereitet, bieten konnte.

Schon seit einigen Jahren sind Zündhölzchen eine nothwendige Waare in Japan geworden, und für uns Schweden war es erfreulich zu sehen, daß schwedischen Zündhölzern der Vorzug vor denen anderer Länder gegeben wurde. Fast in jedem kleinen Kaufladen, selbst im Innern des Landes, sieht man die wohlbekannten Kästchen mit der Aufschrift: Säkerhets Tändstickor utan svafvel och fosfor." Untersucht man aber die Schachteln näher, so findet man auf vielen

derselben, neben der den Japanesen unverständlichen Zauberformel, eine Aufschrift mit der Angabe, daß sie von einem japanischen Fabrikanten verfertigt sind. Auf anderen fehlt diese Angabe gänzlich, aber statt ihrer wird die Fälschung durch einen unglücklichen Druckfehler auf den Etiquetten verrathen. Hieraus geht hervor, daß die schwedischen Streichhölzer nicht nur in großem Maßstabe nach Japan ausgeführt sondern auch nachgemacht werden, wobei sie mit schwedischen Etiquetten und Umschlägen, die den bei uns gebrauchten vollständig gleichen, versehen sind.

Auch die Photographie hat sich so rasch im Lande verbreitet daß man mehrfach in kleineren Städten und Dörfern im Innern des Reichs japanische Photographen antrifft, die gar nicht so üble Arbeit liefern. Die Japanesen scheinen besonders dazu geneigt ihre keineswegs besonders bemerkenswerthen Wohnungen photographiren zu lassen. So z. B. erhielten wir mehrmals, wenn wir einen Ort verließen, von unserem Wirthe eine Photographie seines Hofes oder Gasthauses als Abschiedsgabe.

Zwischen Ikaho und unserer nächsten Station Sawawatari war der Weg so erbärmlich, daß die Ginrikischa nicht mehr gebraucht werden konnte, und wir uns deswegen des „Kago“, eines aus Bambu verfertigten japanischen Tragsessels bedienen mußten. Ein solcher ist für Europäer höchst unbequem da sie nicht wie die Japanesen mit untergeschlagenen Beinen sitzen können, und es zuletzt ermüdend wird sie ohne weitere Stütze seitwärts vom Sessel schlenkern zu lassen. Selbst für die Träger ist, wie mir scheint, dieser Stuhl von keiner passenden Form, was unter Anderem dadurch bewiesen wird, daß sie jede zweihundert, oder beim Hinaufsteigen auf eine Anhöhe jede hundert Schritte einen Augenblick stehen bleiben um mit den Schultern unter der Bambu-Tragstange zu wechseln. Dennoch geht es bergauf und bergab ziemlich rasch vorwärts, so daß wir den 6 Ri (23,6 Kilometer) langen Weg zwischen Ikaho und Sawawatari in zehn Stunden zurücklegten. Der recht schöne Weg ging blumenreiche, mit üppigen Bambureihen und einer Menge verschiedenartiger Laubhölzer bewachsene Bachufer entlang. Nur um die alten, meist kleinen, unansehnlichen Tempel sah man mächtige uralte Kryptomerien und Ginko-Bäume. Die Grabstätten lagen gewöhnlich, nicht wie bei uns, in der Nähe der größeren Tempel, sondern innerhalb der Dörfer. Sie waren nicht eingehägt, sondern mit steinernen Denkmälern von



Kago (Tragsessel) in Jedo.

$^1/_3$ bis $^1/_2$ Meter Höhe bezeichnet, auf deren einer Seite mitunter ein Buddha-Bild ausgehauen war. Neuere Gräber waren oft mit Blumen geschmückt, und bei einem Theil derselben hatte man kleine fußhohe Sinto-Tempel von Pflöcken errichtet.

Sawawatari ist, ebenso wie Ikaho am Gelände eines Berges erbaut, die Straßen zwischen den Häusern bestehen fast nur aus Treppen oder steilen Hügeln. Aus den vulkanischen Bergschichten quellen auch hier Sauerbrunnen hervor, an welchen Kranke die Gesundheit wieder zu erlangen suchen. Dieser Badeort ist jedoch weniger angesehen als Ikaho und Kusatsu.

Während wir des Abends im Dorfe umhergingen, sahen wir an einem Platze einen Volkshaufen, der sich wegen eines daselbst stattfindenden Wettkampfes versammelt hatte. Zwei junge Leute die keine anderen Kleider als einen schmalen um den Leib und zwischen die Beine geschlungenen Gürtel trugen, rangen miteinander innerhalb eines auf einem ebenen Sandplatz gebildeten Kreises von zwei bis drei Meter Durchschnitt. Der wurde als Sieger angesehen, welcher den Anderen zu Boden warf oder aus dem Kreise hinausdrängte. Ein besonderer Schiedsrichter bestimmte in zweifelhaften Fällen das Resultat des Kampfes. Höchst eigenthümlich war der Beginn des Kampfes, wobei die Kämpfer in der Mitte des Kreises auf den Knieen niedergehockt saßen, einander scharf ins Auge fassend, um auf das vom Schiedsrichter gegebene Zeichen zum Kampfe zu achten, da ein einziger Sprung dem Wettkampf mit einem Male ein Ende machen konnte. An diesem Kampfe betheiligte sich hier etwa ein Dutzend, sämtlich gut gewachsener junger Leute, die abwechselnd mit einigen herausfordernden Rufen oder Geberden in den Kreis traten, um ihre Kräfte zu prüfen. Die Zuschauer bestanden aus Greisen, alten Frauen, Knaben und Mädchen von jedem Alter. Die meisten waren reinlich und gut gekleidet und hatten ein recht einnehmendes Aeußere.

Hier war es die Dorfjugend selbst die am Wettkampfe Theil nahm. Es gibt aber in Japan auch Leute welche diese Kampfspiele als Geschäft betreiben und sich für Geld sehen lassen.*) Diese sind gewöhnlich außerordentlich fett.

*) Unter dem elften Dairi, Namens Szeï nin ten o wurde zuerst der Ringkampf zu einer Kunst erhoben, wie im 11. Kapitel des historischen

Am nächsten Tage, dem 1. Oktober wurde die Reise nach Kusatsu fortgesetzt. Der Weg ging zuerst eine Strecke von 550 Meter bergan und dann fast eben so lang bergab, und dann abermals bergan, oft ohne schützende Sperrbäume, an tiefen Abgründen vorbei und über hohe Brücken der abenteuerlichsten Bauart. Dieser Weg war also für alle Arten von Fuhrwerk nicht zu benutzen und wir mußten daher theils „Kagos" theils Reitpferde nehmen. Leider ist der hohe japanische Sattel für Europäer nicht gut zu gebrauchen und wenn man ein Pferd dem Kago vorzieht, so muß man, falls man nicht selbst einen Sattel mitführt, sich entschließen auf ungesatteltem Pferde zu reiten, etwas was bei den abscheulichen Mähren die einem hier zu Gebote stehen, bald so unangenehm wird, daß man sich zuletzt lieber noch die Beine auf einem Tragsessel einschlafen läßt. Eine Eigenthümlichkeit in Japan ist, daß der Reiter selten sein Pferd selbst regiert. Gewöhnlich wird es von einem neben dem Reiter hertrabenden Läufer beim Halfter geführt. Diese Läufer sind sehr schnellfüßig und ausdauernd, so daß sie beim scharfen Traben nicht zurück bleiben. Auch das Fuhrwerk der vornehmen Leute in den Städten und die Postwagen auf Nakasendo werden von Läufern begleitet. Wenn vor dem Wagen ein Gedränge entsteht, so springen sie herab und verjagen die Leute unter furchtbarem Schreien. Vom Postwagen blasen sie außerdem das Posthorn, eben nicht zum Vortheil der Gehörorgane der Reisenden.

Die Umgebungen des Weges waren außerordentlich schön. Bald waren es wilde Thäler voll üppiger Vegetation welche den am Grunde murmelnden krystallhellen Strom gänzlich verdeckte; bald grasreiche Ebenen oder mit einzelnen Bäumen, hauptsächlich Kastanien und Eichen, dünn bewachsene Hügelabhänge. Die Bewohner waren mitten

---

Werkes Nippon o dai itsi ran erzählt wird. Der genannte Kaiser hatte zwei durch besondere Kraft und Geschicklichkeit ausgezeichnete Ringer; der eine hieß Tafema-no kuja saja, der andere Nowi-no ßukune, die vor ihm ringen mußten, wobei einmal Ersterer ein Bein brach und an den Folgen dieses Beinbruchs starb, während der Zweite eine Pension nnd ein Grundstück erhielt, auch später zum Intendanten der öffentlichen Arbeiten ernannt wurde, eine Würde die in seiner Familie erblich blieb. Klaproth erzählt, daß die Ringkunst in Japan so allgemein verbreitet und beliebt wurde, daß die japanischen Fürsten sich auf ihren Reisen von Ringkämpfern begleiten ließen. — Anmerk. d. Bearb.

in der Kastanienernte. Vor jeder Hütte lagen Matten ausgebreitet, auf welchen Kastanien in hohen Schichten zum Dörren lagen. Korn und Baumwolle wurden auf dieselbe für uns Europäer kleinliche Weise getrocknet. Auf den ebenen Gegenden standen außerdem in der Nähe der Wohnung große Mörser, in denen das Getreide gekörnt wurde. In den Gebirgsgegenden aber wurden die Trittstampfen theilweise durch kleine, von den Holländern eingeführte Mühlen von einer sehr einfachen Bauart ersetzt.

Den 2. Oktober brachten wir in Kusatsu zu, dem japanischen Aachen, wie dieses durch seine heißen, schwefelhaltigen Quellen berühmt. Unzählige Kranke suchen hier Linderung ihrer Leiden. Die Stadt lebt von ihnen, und besteht deshalb hauptsächlich aus Badehäusern, Gasthäusern und Kaufläden für die Badegäste.

Die Wirthshäuser sind auf die in Japan gebräuchliche Art eingerichtet: geräumig, luftig, reinlich, ohne Möbel aber mit guten Kohlenbecken, kleinen Theegeschirren, reinen Matten, Wandschirmen mit poetischen (uns selbst in der Uebersetzung nicht recht verständlichen) Denksprüchen verziert, freundlichen Wirthsleuten und einem zahlreichen, weiblichen Dienstpersonal. Wenn man wie wir, seinen eigenen Koch mitführt, so hat man es, wie bereits oben gesagt, in solchem Gasthause ganz gut.

Die heißen Quellen, welche Kusatsu seine Bedeutsamkeit gegeben haben, kommen am Fuße eines ziemlich hohen Berges vulkanischen Ursprungs hervor. Die Gebirgsarten der umliegenden Gegend werden ausschließlich von Lava und vulkanischen Tofstein gebildet, und eine Strecke von der Stadt befindet sich ein erloschener Vulkan, in dessen Krater, wie die Einwohner der Stadt behaupten, Schwefellager vorkommen. Unmittelbar neben der Stelle, wo die Hauptquelle hervorsprudelt, sieht man einen mächtigen von Tof umgebenen erstarrten Lavastrom, der nahe dem äußeren Tageschacht in eine Menge löcherichter Blöcke zerklüftet ist. Von da wird das Wasser in langen offenen Holzrinnen nach den Badehäusern in der Stadt oder nach verschiedenen, theils längs des Weges, theils mitten in der Stadt selbst befindlichen Abdampfungspfuhlen, welche die festen, nachher im Lande als Heilmittel verkauften Bestandtheile des Wassers aufsammeln, geleitet. Die starke Abdampfung von diesen Becken, von den offenen Wasserleitungen und den heißen Bädern hüllen die Stadt

beinahe unausgesetzt in eine Wolke von Wasserdunst, wobei ein gewaltiger Geruch von Schwefelfeuchtigkeit daran erinnert, daß dieser Bestandtheil in die Gesundbrunnen eindringt.

Der Weg zwischen den Quellen und der Stadt scheint die vornehmste Promenade des Badeortes zu sein. Längs desselben sieht man unzählige kleine Denksteine von einem halben bis zu einem Meter Höhe, und von übereinander gewürfelten Lavastücken. Diese Miniaturdenkmale bilden durch ihre Kleinheit einen eigenthümlichen Kontrast zu den Bautasteinen und den Riesenhügeln unserer Vorfahren, und sind eines der vielen Beispiele von dem Geschmack dieses Volkes für das Kleine und Niedliche, das man so oft in Japan findet. Sie sollen von den Badegästen als Dankopfer für irgend einen der buddhistischen oder Sinto-Gottheiten errichtet worden sein.

Von einem dortigen Arzt erhielt ich folgende Aufschlüsse über die Quellen von Kusatsu und deren Heilkraft. In und neben der Stadt befinden sich 22 Quellen von ungefähr dem gleichen Wasser, aber mit verschiedenem Gebrauch für die Kur bei den verschiedenen Krankheiten. In der heißesten Quelle hat das Wasser an der Stelle wo es hervorbricht eine Temperatur von 162° F. (= 72° C.) Die größte Zahl der Kranken die im Bade Genesung suchen leidet an Syphilis. Diese Krankheit wird heutigen Tages in Japan auf „europäische Art" mit Merkur, Jodkali und Baden kurirt. Hundert Tage nimmt die Kur in Anspruch; 70 bis 80 Prozent von den Kranken werden vollständig geheilt, obgleich purpurfarbige Flecken auf der Haut zurückbleiben. Die Krankheit bricht nicht von Neuem aus. Auch eine Menge Aussätziger besucht das Bad. Der Aussatz ist verschiedener Art; der mit Geschwüren sich zeigende wird vom Baden besser und wo möglich in zwei Jahren kurirt; der ohne Geschwüre mit Unempfindlichkeit der Haut verbunden ist unheilbar, wird aber doch durch fleißiges Baden gemildert. Alle wirklich Aussätzige kommen aus den Küstenprovinzen. Durch den Genuß verdorbener Fische und Vögel wird auch in den Gebirgsgegenden eine ähnliche Krankheit erzeugt, die darin besteht, daß die Haut unempfindlich, das Nervensystem unthätig und dem Kranken der sich sonst ganz munter fühlt das Gehen sauer wird. Diese Krankheit wird selbst in schweren Fällen durch Baden und Ammoniakwasser zu innerem Gebrauch, Kastorium, China u. s. w. gänzlich geheilt. Eine hieher gehörende Krankheit ist das Knochenübel „Kake", das in Japan ganz

allgemein ist und durch ein beständiges Einerlei in der Nahrung und durch Mangel an Bewegung entstehen soll; sie ist sehr hartnäckig wird aber oft in zwei bis drei Jahren durch Eisenchlorid, Weißes vom Ei, Vertauschung der japanischen Speisezubereitung gegen die europäische als: Rothwein, Milch, Brot, Erbsen u. n. a. kurirt. Diese Krankheit beginnt mit Knochengeschwulst, worauf die Haut zuerst an den Beinen, dann an Leib, Gesicht und Handgelenk empfindungslos wird. Darauf tritt die Geschwulst zurück und Fieber und Tod erfolgen.

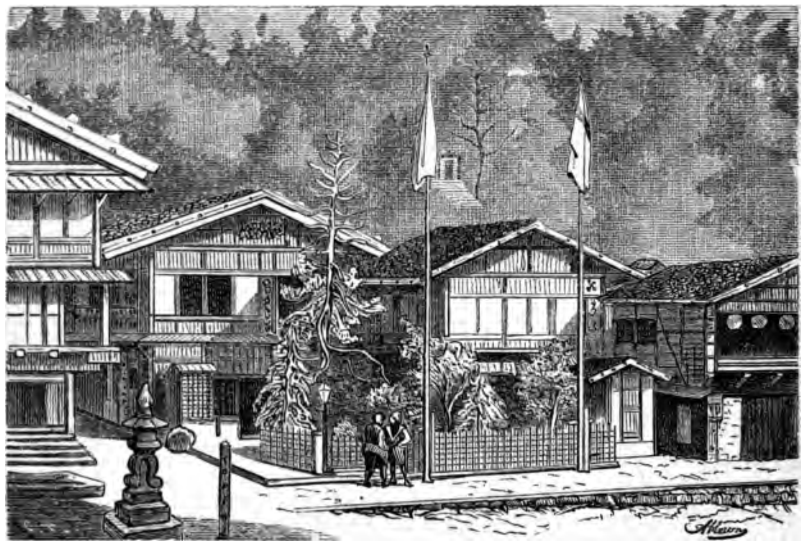
Ferner gibt es besondere Quellen für die Heilung des Rheumatismus, wozu zwei bis drei Jahre gebraucht werden, für Augenkrankheiten und für Kopfweh, welches unter den Uebeln die in Kusatsu geheilt werden, eine hervorragende Rolle spielt. Dieses Kopfweh befällt vorzugsweise Frauenzimmer zwischen 20 und 30 Jahren. Sehr wirksam dafür soll eine von den Quellen in Kusatsu sein, deren Wasser zu einen besonderen, gegen die Straße hin offenen, eigens für Männer und Frauen die an dieser Krankheit leiden bestimmten Badeschuppen hingeleitet wird.

Viele von den Bädern in Kusatsu werden so heiß genommen, daß besondere Vorsichtsmaßregeln angewendetwerden müssen ehe man in das Wasser hineinsteigt. Diese bestehen darin, daß die empfindlichsten Körpertheile mit baumwollenen Tüchern umwickelt werden, und daß man, ehe das Bad genommen wird, dafür sorgt, daß der Körper in starken Schweiß geräth, was dadurch bewirkt wird, daß die Badenden unter Rufen und Schreien in einem gewissen Tempo das Wasser im Bassin mit großen schweren Brettern umrühren. Dann steigen sie alle auf ein Zeichen des im Hintergrunde des Badeschuppens sitzenden Arztes ins Bad hinab und zugleich wieder herauf. Ohne diese Anordnung würde es vielleicht schwierig sein, die Patienten zu vermögen hineinzusteigen, denn angenehm muß, nach den ernsten Mienen der Badegäste während sie im Wasser sitzen und nach der feuerrothen Farbe ihrer Körper wenn sie wieder herauskommen, zu urteilen, das Bad eben nicht sein.

Die Bäder sind von offenen Schuppen umgeben. Alle, Männer und Frauen baden gemeinsam und im Beisein einer Menge männlicher und weiblicher Zuschauer. Diese machen rückhaltlos ihre Bemerkungen über die Anfälle der Kranken, selbst wenn dieselben der Art, sind daß man bei uns nicht gerne davon sprechen würde, nicht

einmal vor dem Arzte. Oft ist das Badebassin auf keine andere Weise geschlossen, als daß es durch ein auf vier Pfeilern ruhendes Dach gegen Regen und Sonnenschein geschützt wird. In solchem Falle kleidet man sich auf der Straße aus und an.

In Folge der Lage Kusatsus auf einer Höhe von 1050 Meter über der Meeresfläche, ist der Winter daselbst sehr kalt und stürmisch, und es wird alsdann die Stadt nicht nur von den Badegästen, sondern auch von den meisten übrigen Bewohnern verlassen. Schon bei



Wirthshaus in Kusatsu.

unserer Ankunft war die Zahl der ersteren nur gering, und auch diese schickten sich zur Abreise an. In der zweiten Nacht, welche wir in Kusatsu zubrachten, wurde unsere Nachtruhe durch ein lautes Gelärme aus dem Zimmer unter uns gestört. Es kam von einem Badegast, der am folgenden Morgen den Ort verlassen wollte, und seine Genesung jetzt mit Saki (Reisbranntwein) und Saitenspiel feierte.

Die Umgegend von Kusatsu ist beinahe unbebaut, obgleich die Vegetation daselbst sehr reich ist und theils aus Bambusfeldern, theils aus hohem, üppigem Gras besteht, aus dem vereinzelte Nadel-

holzbäume nebst hin und wieder einmal eine Eiche oder Kastanienbaum hervorragen.

Am 3. Oktober reisten wir weiter, dem Fuße des Asamajama zu. Der Weg war im höchsten Grade erbärmlich so daß sogar die Kago-Träger Mühe hatten vorwärts zu kommen; er führte zuerst über zwei, mehr als dreihundert Meter tiefe, von üppigen dichten Gebüschen besetzte Thäler. Darauf gelangten wir zu einer weiten, von ungemähtem Grase bedeckten, mit schönen Eichen und Kastanien sparsam bewachsenen Hochebene. Die Ebene war unbenutzt, wiewol hier Tausend und aber Tausende von der so fleißigen Bevölkerung des Landes ihr reichliches Auskommen durch Viehzucht hätten finden können. Weiter hinan waren die Kastanien- und Eichbäume hier und da mit einer, den unsrigen ähnlichen, Birke vermengt, und darauf kamen wir zu völliger Einöde, wo der Boden aus Lavablöcken und Lavagrus bestand, die kaum mit etwas Gras bewachsen waren und nur einzelnen verkrüppelten Fichten Nahrung gaben. Dieser Boden hatte die gleiche Beschaffenheit bis nach Rokurigahara hin, dem Orte wo wir übernachten und von da aus am folgenden Morgen den Gipfel des Asamajama besteigen wollten.

Rokurigahara liegt auf einer Höhe von 1270 Meter über der Meeresfläche. Ein Wirthshaus oder einen des Jahres über bewohnten Hof gibt es hier nicht, sondern nur ein großes, offenes, in der Mitte durch einen Gang in zwei Hälften getheiltes Schauer. Auf der einen Seite ließen wir uns nieder, indem wir unser Lager, so gut es eben ging, auf dem erhöhten Fußboden bereiteten, und uns mit Decken, welche unser aufmerksamer Wirth in Kusatsu uns geliehen hatte, gegen die kalte Nachtluft schützten. Auf der anderen Seite des Ganges brachten unsere Führer und Kago-Träger die Nacht zu, indem sie sich um ein, auf den Steinfliesen inmitten des Fußbodens angemachtes Feuer zusammendrängten. Die Kago-Träger verwahrten sich nur mit dünnen baumwollenen Blousen gegen die sehr fühlbare Nachtkälte. Um sie zu wärmen ließ ich reichlichst Saki unter sie austheilen, eine Liberalität die mir nicht sonderlich theuer kam, mir aber offenbar die ungetheilte Bewunderung aller unserer Kulis gewann. Sie brachten den größten Theil der Nacht ohne zu schlafen unter Sang und Scherzen bei ihren Sakiflaschen und Tabakspfeifen zu. Wir unsererseits schliefen gut und warm unter unseren Decken, nachdem wir eine, von unserem Kok-San mit seinem gewöhn-

lichen Talent und eben so gewöhnlichem Gerichte-Ueberfluß von Hühnerfleisch und Eiern in verschiedener Gestalt hergerichtete, reichliche Abendmahlzeit zu uns genommen hatten.

Man hatte uns erzählt, daß wir von hier aus ein beständiges Getöse von dem nahe gelegenen Vulkan würden hören können, und daß schädliche Gase (vermuthlich Kohlensäure) sich zuweilen in solcher Menge in dem benachbarten Walde angesammelt hätten, daß Menschen und Pferde, welche dort übernachtet hatten, erstickt wären. Wir lauschten vergeblich auf das Getöse und merkten nichts von Gasen; Alles war still und ruhig, als ob der Gluthheerd im Innern der Erde Hunderte von Meilen entfernt wäre. Dagegen brauchten wir weder ein Zeugniß von der Rauchsäule, die wir vom Berggipfel, dem Ziele unserer Reise aufsteigen sahen, noch von den Einwohnern, welche den jüngsten Ausbruch erlebt hatten, um zu gewahren, daß wir hier in der unmittelbaren Nähe eines ungeheuren, erst vor Kurzem thätigen Vulkans waren. Ueberall um unseren Lagerplatz befanden sich Haufen von kleineren Lavastücken (sogenannten lapilli) die der Vulkan ausgeworfen hatte und die noch nicht genugsam verwittert waren, um als Grundlage für Vegetation irgend einer Art dienen zu können, und in geringer Entfernung vom Hause sah man einen gewaltigen, erkalteten Lavastrom.

Tages darauf (am 4. Oktober) bestiegen wir den Gipfel des Berges. Anfänglich ließen wir uns in Kago's über eine ziemlich dicht bewaldete Thalsenkung tragen, nachher aber wurde der Marsch den steilen, mit kleineren Lavablöcken und Lapilli bedeckten Kegel des feuerspeienden Berges hinan, zu Fuße fortgesetzt. Der Weg war durch kleine, in einer Entfernung von ungefähr hundert Meter von einander aufgerichtete Steinhaufen bezeichnet. Neben dem Krater selbst war an einem dieser Haufen ein kleiner aus Stecken bestehender Sinto-Tempel errichtet, dessen Seiten-Flügel nur $^1/_2$ Meter lang waren. Unsere Führer verrichteten hier ihre Andacht. Einer derselben hatte, in Folge meines Versprechens, wenn wir auf dem Gipfel gutes Wetter hätten, einen Extra-Rothwein zu vertheilen, bereits vorher bei einem niedrigen liegenden Steinhaufen, mit großer Ernsthaftigkeit verschiedene Beschwörungen angestellt.

Wie auf dem Vesuv konnte man auch auf dem Asamajama einen größeren, äußeren, von einer älteren Eruption herstammenden Krater erkennen, der jetzt ganz und gar von einem neuen Vulkankegel, in

dessen Spitze der jetzige Krater mündet, zugefüllt ist. Dieser hat einen Umkreis von einem paar Kilometer, der alte Krater oder wie die Geologen früher sagten: der Elevationskrater ist viel größer gewesen. Der Vulkan ist fortwährend in Thätigkeit. Er stößt nämlich beständig einen aus Wasserstoffgas, Schwefelsäure und wahrscheinlich auch Kohlensäure bestehenden Rauch aus. Zu Zeiten spürt man auch einen unverkennbaren Geruch von feuchtem Schwefeldunst. Man kann ohne große Schwierigkeit an mehren Stellen bis an den Rand des Kraters hinkriechen und in dessen Inneres hinuntersehen. Er ist sehr tief. Die Wände sind jäh abschüssig und am Boden des Abgrundes sieht man einige Höhlen aus denen Dämpfe emporsteigen. Auf mehren Stellen am Rande des Kraters dringt ebenfalls durch kleine nicht merkbare Spalten im Berge Rauch hervor. Sowol am Rande des Kraters, wie an dessen Seiten und seinem Boden gewahrt man gelbe Verwitterungen, welche an den Stellen die ich untersuchen konnte, aus Schwefel bestanden. Der Rand des Kraters besteht aus dichten Zerklüftungen: einem nur wenig verwitterten Augitandesit von ganz ungleichartiger Beschaffenheit an den verschiedenen Stellen. Dieselben oder ähnliche Gebirgsarten kommen auch auf mehren Stellen des alten Kraterrandes zu Tage; übrigens besteht die Oberfläche des Vulkankegels durchgängig aus kleinen losen Lavastückchen ohne die mindeste Spur von Vegetation; nur an einer Stelle ist der Kraterrand von einem dünnen Fichtengehölz umgeben. Der Vulkan hat auch noch kleinere Seitenkrater aus denen Gasausströmungen stattgefunden haben. Dieselbe rohe Phantasie, welche noch unter den gebildetsten Völkern der Welt in der Gestalt der Lehre von der Hölle herrscht, hat den Aufenthaltsort für die zu ewiger Strafe Verdammten unter den Bekennern Buddha's in die Gluthenheerde im Innern des Berges, wohin diese Krateröffnungen führen, verlegt. Weder beim Hauptkrater noch bei einem der kleinen Seitenkrater kann man eigentliche Lavaströme sehen. Augenscheinlich sind daraus nur Gase, vulkanische Asche und Lapilli ausgeworfen worden. Dagegen haben gewaltige Lavaausbrüche an mehren Orten neben dem Berge stattgefunden, obgleich die Eruptionsstellen jetzt mit vulkanischer Asche bedeckt sind.

Nachdem wir unser Frühstück in einer dem rauchenden Krater so nahe gelegenen Höhle verzehrt hatten, daß die geleerten Flaschen unmittelbar in die bodenlose Tiefe hinabgeschleudert werden konnten,

traten wir die Rückfahrt an. Anfangs ging es denselben Weg wie bei der Ersteigung entlang, nachher aber bogen wir rechts ab, einen bei weitem steileren und beschwerlicheren Pfad als den wir vorher benutzt hatten. Der Bergabhang senkte sich hier fast 45 Grade abwärts und bestand aus einem ganz lockeren von keiner Pflanzendecke verbundenen vulkanischen Sand. Den Gipfel des Berges zu ersteigen war also kaum möglich gewesen, aber hinab ging es rasch, oft in schwindelnder Fahrt, ohne andere Unannehmlichkeiten als daß man dann und wann umfiel und über Kopf die steilen Stellen hinabrollte, und daß unser Schuhzeug vollständig an dem scharfkantigen Lavaschutt zerriß. Oben über dem Gipfel des Berges war der Himmel wolkenleer, aber zwischen dem Gipfel und der Erdoberfläche breitete sich eine dicke Wolkenbank aus, die von oben gesehen, einem nicht von Land begränzten, sturmdurchwühlten, schäumender Brandung vollen Meer glich. Die weite Aussicht über umliegende Bergrücken, und Ebenen, die man sonst von der Kuppe des Asamajama gehabt hätte, wurde so verdeckt. Nur dann und wann zeigte sich ein Riß wie ein Sonnenflecken, durch den man einen flüchtigen Schimmer der unten liegenden Landschaft hatte. Als wir an den Fuß des Berges kamen, gingen wir lang an einem grünbewachsenen Gelände hin, das von einem gewaltigen, aus einer jetzt wieder geschlossenen Seitenöffnung des Berges, hervorgebrochen gewesenen Lavastrom gebildet worden war. Wahrscheinlich war dies während des furchtbaren Ausbruchs im Jahre 1783 geschehen, als nicht nur gewaltige Lavaströme ganze am Fuße des Berges liegende Wälder und Dörfer zerstörten, sondern auch die gesamte umliegende früher so fruchtbare Gegend zwischen Oiwake und Usui-toge durch Aschenregen in eine weite Wüstenei verwandelt wurde. Ueber diese Wüste, die noch jetzt eine große, wenig bebaute und nicht sehr fruchtbare 980 Meter über dem Meere liegende Ebene bildet, gingen wir ohne Führer nach dem Dorfe Oiwake, wo wir unser Nachtquartier in einem geräumigen, am Wege von Nakasendo gelegenen Wirthshause nahmen, einem der reinlichsten und bestgehaltenen unter den vielen guten Gasthöfen, die ich auf unserer Reise im Innern des Landes gesehen hatte.

Von hier aus schickte ich einen Eilbotenläufer nach Takasaki um einen Wagen nach Tokio zu bestellen. Ein früherer Samurai übernahm es gegen eine Bezahlung von 3 Yen (etwa 10 schwedische Kronen) die Botschaft auszurichten. Oiwake liegt allerdings an der großen

Heerstraße von Nakasendo, die aber nur schwer von Wagen befahren werden kann da man zwischen diesem Dorf und Takasaki die Anhöhe von Usui-Toge überschreiten muß, wo der Weg trotz der bedeutenden Absenkungen, welche während der letzten Jahre bewerkstelligt wurden, bis 1200 Meter aufwärts steigt. Wir mietheten deshalb hier Ginrikischa's, ein für Touristen ganz besonders angenehmes Fuhrwerk, das trotzdem es erst in der jüngsten Zeit aufkam, doch bereits in allen Landestheilen in Gebrauch ist.

Jeder der Sinn für Naturschönheiten und Interesse am Leben und den Sitten fremder Völker hat muß eine Fahrt in einer Ginrikischa über Usui-Toge im höchsten Grade angenehm finden. Die Landschaft ist außerordentlich schön und hat vielleicht nicht ihres Gleichen auf der ganzen Erde. Der Weg ist mit großer Mühe zwischen wilden, dunklen Bergpartieen, längs tiefer Schluchten, deren Rand oft mit der üppigsten Vegetation bedeckt ist, angelegt. Kein Geländer schützt die an deu Anhöhen rasch vorbeieilenden Ginrikischa gegen die bodenlosen Abgründe zur Seite des Weges. Will man aber einen Genuß von der Fahrt haben, so darf man nicht nervenschwach sein, und muß sich auf den scharfen Blick und den sicheren Fuß der Kuli's verlassen. Ueberall sieht man sich von einem Gewirre hoher zerrissener Bergkuppen umgeben, und tief drunten in den Thälern sprudeln Gebirgsbäche hervor, deren krystallhelle Gewässer sich hier und da zu kleinen, von grünenden Anhöhen eingeschlossenen Seeen sammeln. Bald fährt man auf einer durchaus baufälligen Brücke über einen schwindelnden Abgrund hin, bald sieht man einen Wasserstrahl sich von einer riesigen Höhe neben dem Wege herabstürzen. Tausende von Fußgängern, Schaaren von Pilgern, lange Reihen von Kuli's, Ochsen und Pferden schwere Lasten tragend, begegnen dem Reisenden, der bei öfterem Ausruhen am Fuße emporsteigender Hügel Gelegenheit hat das bunte Volksleben zu studiren. Er ist hier stets von frohen und freundlichen Gesichtern umgeben, und der wohlthuende Eindruck wird nie durch Ausbrüche von Rohheit in Sprache und Benehmen, denen wir so oft in Europa begegnen, gestört.

Erst wenn man den Bergrücken überstiegen hat und beim Dorfe Matsuida zu einer Höhe von nur dreihundert Meter über der Meeresfläche gekommen ist, wird der Weg wieder für Wagen fahrbar. Während wir hier unsere reinlichen, eleganten Ginrischikas nicht ohne Bedauern

gegen zwei mit Pferden bespannte schlechte Wagen vertauschten, sah ich ein paar Männer von Laden zu Laden wandern, einige Augenblicke an jeder Stelle verweilen, mit einer Glocke läuten und als ihnen keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde, weiter gehen. Auf meine Frage was das für eine Art von Leuten sei, erhielt ich den Bescheid, daß es herumziehende Schauspieler wären. Für mich läuteten sie natürlich nicht vergebens. Gegen eine Abgabe von 50 Cent waren sie alsbald bereit auf offener Straße Proben ihrer Kunst zu geben. Der eine Mann legte eine gut gearbeitete Maske, welche den Kopf eines Ungeheuers mit großem, beweglichen Rachen und schrecklichen Zähnen darstellte, an. An der Maske war ein Mantel befestigt, in den der Schauspieler sich während der Aufführung hüllte. Er stellte mit größter Fertigkeit und geschmeidigen eleganten Bewegungen, welche einer europäischen Tänzerin Ehre gemacht haben würden, das Ungeheuer dar, wie es bald schwänzelnd daher kroch, und bald wild heran stürzte, um sein Opfer zu verschlingen. Eine zahlreiche Kinderschaar versammelte sich um uns; die Kleinen folgten der Vorstellung mit großem Jubel, und belebten das Schauspiel, oder besser gesagt: bildeten dessen wahren Hintergrund, indem sie das Entsetzen darstellten, mit welchem sie flohen, wenn das Ungeheuer sich mit offenem Rachen und rollenden Augen näherte und dann, sobald dasselbe den Rücken kehrte, es eifrig verfolgten und verhöhnten.

In wenigen Ländern sind dramatische Vorstellungen aller Art so beliebt wie in Japan; besondere Schauspielhäuser gibt es selbst in kleineren Städten; die Schauspiele werden fleißig besucht, und obgleich die Vorstellungen den ganzen Tag dauern, nehmen die Zuschauer mit der größten Aufmerksamkeit daran Theil. Man hat Anschlagzettel wie bei uns und zahlreiche Schriften über Theaterangelegenheiten. Unter den japanischen Büchern, die ich einkaufte, befand sich z. B. eine große Arbeit mit unzähligen Holzschnitten, deren Tendenz es war zu zeigen, wie die bedeutendsten japanischen Künstler die Hauptscenen in ihren Rollen aufgefaßt hatten, ein paar Theile zusammengebundener Theaterzettel u. s. w.*)

---

*) In der japanischen Literaturgeschichte nehmen die, nicht nach dem Chinesischen bearbeiteten Schauspiele keinen besonders hohen Rang ein, da sie meist nur diagolisirte Erzählungen oder Gaukelspiele und Pantomimen sind. Jedenfalls stehen in dem (wie es in dem Werke Szin-Kagami-gusa heißt)

Allerdings kommen die japanischen Stücke einem Europäer kindisch und ungeheuerlich vor, man muß aber doch viele lobenswerthe Züge in der Darstellung selbst bewundern, wie z. B. die Natürlichkeit mit welcher der Schauspieler oft Monologe von einer Viertel- oder halben Stunde vorträgt. Die Sonderbarkeiten, an denen wir uns hier stoßen, sind vielleicht im Ganzen genommen nicht unvernünftiger als die Scenen in einer modernen Oper oder als die Kothurne, Larven und eigenthümlichen Trachten, welche die Griechen bei der Aufführung ihrer großen dramatischen Meisterwerke für unumgänglich nothwendig erachteten. Wenn die Japanesen sich erst vollständig das Gute der europäischen Bildung zu eigen gemacht haben werden, so dürfte die Schauspielkunst bei ihnen eine große Zukunft haben, falls nur die jetzt verlangte Entwicklung mit der Vorsicht geschieht, daß die Eigenthümlichkeiten des Volks nicht allzusehr verwischt werden.

Uebrigens gleichen die großen japanischen Theater in ihrer Einrichtung oft den europäischen. Die Eintheilung zwischen Bühne und Zuschauerplätzen ist dieselbe wie bei uns. In den Zwischenakten wird erstere vom Publikum durch einen Vorhang geschieden. Die Bühne ist mit gemalten Wandschirmen versehen, welche Häuser, Wälder, Berge u. s. w. vorstellen und auf drehbaren Scheiben stehen, so daß ein vollständiger Scenenwechsel des jeweiligen Orts der Handlung in einigen Augenblicken vor sich gehen kann. Das Orchester hat, wie bei uns, seinen Platz zwischen der Bühne und dem Zuschauerraum. Das Publikum ist gleichfalls wie bei uns, theils auf ein langsam aufsteigendes Amphitheater theils auf mehre übereinander liegende Reihen, „Logen" vertheilt. Von diesen wird die unterste Reihe als die vornehmste betrachtet. Die Japanesen sitzen nicht nach derselben Art wie wir. Weder das Amphitheater noch die Logenreihen sind daher mit Stühlen oder Bänken versehen, sondern in viereckige, einen bis zwei Fuß tiefe Abtheilungen jede zu etwa vier Personen, getheilt. Diese Personen sitzen nach japanischem Brauch mit gekreuzten Beinen, auf Polstern hockend. Die Abtheilungen sind durch breite Zwischenbalken getrennt, welche die Gänge bilden, die von den Zuschauern benutzt werden um zu ihren Plätzen

---

„Studium der kleinen Worte" d. h. in der leichten, nicht ethischen und historischen Literatur, die Lyrik und der Roman hoch über den sogenannten dramatischen Erzeugnissen der japanischen Muse. — Anmerk. d. Bearb.

zu gelangen. Während der Vorstellung sieht man Aufwärter mit Thee, Saki, Tabakspfeifen und kleinen Kohlenbecken hin und her laufen. Jeder kann nämlich während des Stückes rauchen und sich in seiner Logenabtheilung so bequem wie möglich einrichten. Das Stück wird mit großer Aufmerksamkeit angehört, beliebte Schauspieler und gefallende Stellen im Stück werden mit lebhaftem Beifallsrufe begrüßt. Auch Frauen und Kinder besuchen das Theater, und erstere habe ich gesehen, wie sie ganz ungenirt ihren Kindern vor Tausenden von Zuschauern die Brust gaben. Außer den großen, für das große Publikum bestimmten Schauspielen gibt es noch eine Menge anderer Arten dramatischer Vorstellungen, wie z. B. Gesellschaftsschauspiele, eigenthümliche Familienstücke für die alte Feudalfürsten-Heimstätte, Galaschauspiele die vor dem Mikado aufgeführt werden und eine halb religiöse Bedeutung haben u. a. m.

Am Abend des 5. Oktober kamen wir nach Takasaki, um sogleich weiter nach Tokio zu reisen. Obgleich der Bote den wir gesandt hatten, seinen Auftrag richtig vollzogen hatte, waren doch kaum Pferde vor Mitternacht zu bekommen. Wir brachten den Abend bei unserem früheren Wirth zu, der uns bei unserem ersten Besuch so widerwillig aufgenommen hatte, uns jetzt aber sehr freundlich empfing. Wir würden uns leicht mit dieser Verzögerung versöhnt haben, da eine kleine japanische Stadt wie Takasaki einem Europäer viel Sehenswerthes bietet, aber ein großer Theil der Zeit wurde mit nichtigen Verhandlungen verschwendet, den Wagenhalter zu vermögen, daß er uns die Pferde ein paar Stunden früher verschaffe. Die Zeit mit langen von Komplimenten und Verbeugungen unterbrochenen Unterhaltungen zu vergeuden, darin sind die Japanesen Meister. Man dürfte aber doch über diese Unsitte, die noch oft einen Europäer zur Verzweiflung bringen kann, nicht mehr lange Zeit zu klagen haben, denn Alles deutet darauf hin, daß auch die Japanesen bald genug mit in die endlos sausende Fahrt des Dampfzeitalters hineingezogen werden.

Nachdem wir endlich Pferde erhalten hatten, wurde die Reise fortgesetzt, zuerst im Wagen nach Tokio, dann auf der Eisenbahn nach Jokohama, wo wir am 6. Oktober Nachmittags ankamen. Von dieser Reise will ich nur eine Begebenheit mittheilen, die einen kleinen Beitrag zur Beleuchtung des Lebens in Japan bilden kann.

Als wir am Morgen des 6. Oktober eine kleine Weile bei einem



Geheiligte Pforte in Jokohama.

größeren Wirthshause am Wege anhielten, sahen wir ein halbes Dutzend junger Bauerdirnen ihre Toilette im Hofe des Wirthshauses beenden. Im Vorbeigehen muß ich erwähnen, daß ein japanisches Bauermädchen wie alle anderen Mädchen häßlich oder schön sein kann, daß sie aber meistentheils, was man nicht immer von unseren Bauermädchen sagen kann, reinlich und von einnehmendem Wesen ist. An einer auf dem Hofe befindlichen Wasserleitung wuschen sie sich, strählten ihr künstlich aufgerolltes aber von den japanischen Schlafpolstern etwas in Unordnung gebrachtes Haar, und putzten ihre blendend weißen Zähne. Zum Waschen wird keine Seife sondern ein mit Kleie gefülltes baumwollenes Säckchen in Gebrauch genommen. Die Zähne wurden mit einem hölzernen Stift geputzt, dessen eines Ende durch Klopfen in eine bürstenähnliche Menge von Holzfasern verwandelt worden war. Das Zahnpulver bestand aus feingeriebenen Muschelschalen und Korallen, und war in kleinen niedlichen Holzdosen verwahrt, welche neben den Zahnbürsten und kleinen viereckigen Päckchen eines sehr starken und billigen Papiers, Alles offenbar zum Gebrauch für die Bauern bestimmt, in den meisten der unzähligen Kramläden an der Landstraße, für einen Spottpreis verkauft wurden. Hochweise Verordnungen, wie die waren, welche früher in Europa den Landhandel erschwerten und oft den Landmann zwangen sich in die nächste Stadt zu begeben um Hufnägel oder eine Rolle Zwirn zu kaufen, scheinen sich in Japan nicht vorzufinden, weshalb denn auch die meisten an der Heerstraße wohnenden Bauern im Handel mit kleineren für die ländlichen Arbeiten nothwendigen und angenehmen Sachen ein Nebenverdienst suchen.

Scenen der oben erwähnten Art hatten wir bereits früher so oft gesehen, daß wir diesesmal keine weitere Notiz davon genommen haben würden, wären wir nicht dadurch gemahnt worden, gleichfalls für unser Aeußeres zu sorgen, ehe wir in die Hauptstadt Japans einziehen konnten. Wir nahmen daher unsere Körbe mit Leinenzeug, Rasirgeräth und Waschsachen, ließen uns um die Wasserleitung, an welcher die Mädchen standen, nieder und fingen sogleich an uns zu waschen und zu rasiren. Nun erhob sich ein allgemeiner Aufstand; die Mädchen hörten schnell mit ihrer eigenen Toilette auf und schaarten sich um uns, um zu sehen wie Europäer sich bei einer solchen Gelegenheit benähmen und uns den etwa nöthigen Beistand zu leisten. Einige liefen lachend und lärmend einander um,

uns das augenblicklich herbeizuschaffen, was wir verlangten. Die Eine hielt den Spiegel, eine Andere den Rasirpinsel, eine Dritte die Seife u. s. w. Um sie versammelten sich andere, ältere Frauenzimmer, deren geschwärzte Zähne zeigten, daß sie verheirathete Personen waren. Etwas entfernt davon standen Männer jeden Alters. Der Zufall hatte uns hier unvermuthet ein Bild der schönsten Art aus dem Volksleben gezeigt. Die fröhliche Laune hielt an, als wir gleich darauf im Beisein Aller, unser Frühstück am Eingang der Diele des Erdgeschosses zu uns nahmen, von unseren vorherigen dienstbaren Geistern, die jetzt um uns her auf den Knieen hockend beständig das Haupt zu Boden neigend, uns lachend und schwatzend umgaben. Eben so munter ging es zu als ich bald darauf einige lebende Süßwasserfische kaufte und in Spiritus legte, doch mit dem Unterschied daß die Mädchen unter Ausrufungen die ihren Widerwillen die lebendigen Thiere anzufassen, darthun sollten — obgleich das Ausnehmen von Fischen sonst in ihr Fach schlug — den Männern das Amt überließen die Fische zu greifen und in die Spiritusgefäße zu legen. Vor einer in Spiritus gelegten Schlange stellten sie sich, trotz deren Spiritus- und Glasumhüllung außerordentlich scheu, und liefen schreiend weg, wenn ihnen Jemand plötzlich die Flasche mit der Schlange vorhielt. Zur Ehre der Japanesen muß bemerkt werden, daß, obgleich wir keineswegs von einer gewählten Gesellschaft umgeben waren, doch unter der dichten Zuschauermenge die ganze Zeit über kein einziges grobes oder beleidigendes Wort gehört wurde, ein Benehmen welches einen Begriff von dem ausgezeichneten gesellschaftlichen Ton gibt, der selbst unter der niedrigsten Volksklasse herrscht, und der beweist, daß die Japanesen, wenn sie auch viel von den Europäern zu lernen haben, doch nicht Alles von ihnen annehmen müssen. In Japan findet sich viel Gutes, Altes und Nationales zu beobachten, vielleicht mehr als die Japaner selbst heutigen Tages ahnen, und sicherlich mehr als so Mancher von den europäischen „Residenten" zugeben will.

Achtzehntes Kapitel.

Abschiedsdiner in Jokohama. — Die Chinesen in Japan. — Reise nach Kobe. — Einkauf japanischer Bücher. — Eisenbahnfahrt nach Kioto. — Der Biwa-See und die Sage von dessen Entstehung. — Das Dreggen daselbst. — Japanische Tänzerinnen. — Die Merkwürdigkeiten von Kioto. — Das kaiserliche Schloß. — Tempel. — Schwerter und Schwerttragen. — Sintoismus und Buddhismus. — Porzellanfabrikation. — Japanische Dichtkunst. — Fest in einem Buddhatempel. — Fahrt durch Japans Binnenmeer. — Landung bei Hirosami und Shimonoseki. — Nagasaki. — Ausflug nach Mogi. — Sammeln von Pflanzenversteinerungen. — Abschied von Japan.

Die letzten Tage unseres Aufenthalts in Jokohama wurden von Abschiedsbesuchen daselbst und in Tokio in Anspruch genommen; die Muße eines Nachmittags am letzten Tage den ich in der Hauptstadt von Japan zubrachte, benutzte ich zu einer Ausfahrt um von einem japanischen Boot aus in dem neben der Stadt mündenden Flusse zu dreggen. Die japanischen Böte unterscheiden sich von den europäischen darin, daß sie nicht durch Ruder sondern durch Drehen fortbewegt werden. Gewöhnlich sind sie mit einem über dem Wasserspiegel befindlichen blendend weißen, reinen und wie die Zimmer in den Häusern der Japanesen mit Rohrmatten belegten Verdeck versehen. Das Dreggen lieferte eine Masse Anodonten, große Paludinen*) und mehre kleinere Muscheln.

Nachdem der schwedisch-holländische Gesandte uns noch ein prächtiges Abschiedsdiner im Grand Hôtel gegeben hatte, zu welchem, wie bei dem vorhergehenden, die japanischen Minister und die Repräsentanten der fremden Mächte in Japan eingeladen waren, lichteten wir endlich am 11. Oktober die Anker um weiter zu fahren. Bei dem erwähnten Abschiedsdiner sahen wir zum ersten Male die chinesische Gesandtschaft, die eben Japan besuchte, um die delikate Liu-kiu-Angelegenheit, welche einen Krieg zwischen den beiden Großmächten Ostasiens veranlassen konnte, abzumachen. Die chinesischen Gesandten waren wie gewöhnlich zu Zweien, welche den Auftrag hatten, einander zu überwachen. Von diesen Beiden lachte der Eine unmäßig über Alles was bei Tische gesagt wurde, ohne

*) eine Gattung Süßwasser- resp. Sumpfmuscheln. — Anmerk. d. Bearb.

jedoch ein einziges Wort davon zu verstehen. Nach dem was ein in den Sitten des himmlischen Reiches wohlbewanderter Mann sagte, that Jener es nicht deshalb weil das, was er hörte oder auffaßte etwas Lachenswerthes enthielt, sondern weil er glaubte, daß das Lachen zum guten Ton gehöre.

Merkwürdig war das Interesse, welches die in Jokohama ansässigen chinesischen Handwerker an unserer Reise nahmen, über die sie in ihren oder den japanischen Zeitungen etwas gelesen hatten. Wenn ich einen unserer Matrosen mit irgend einem Auftrage ans Land schickte, und ihn fragte, wie er sich, ohne die Sprache zu kennen, zurecht finden konnte, antwortete er: „o, das hat keine Noth, ich finde immer einen Chinesen, der Englisch spricht, und mir hilft." Die Chinesen standen unseren Seeleuten nicht allein unentgeltlich als Dolmetscher bei, sondern begleiteten sie stundenlang, ertheilten ihnen guten Rath beim Handel und gaben ihre Theilnahme an Allem, was wir während unserer Ueberwinterung im hohen Norden zu erdulden gehabt hatten, zu erkennen. Sie waren stets reinlich, groß und stattlich gewachsen, und entsprachen in keiner Beziehung den verläumderischen Schilderungen dieses Volkes, die wir so oft in den europäischen und amerikanischen Schriften lesen.

Von Jokohama nahmen wir den Kurs nach Kobe, einem der größeren japanischen Häfen, die für die Europäer geöffnet waren. Kobe ist besonders dadurch bemerkenswerth, daß die Stadt durch Eisenbahnen mit Osaka, Japans wichtigster Fabrikstadt, und mit Kioto, der alten Hauptstadt und dem Sitze des Mikado-Hofes während mehrer Jahrhunderte, verbunden ist. Mein Wunsch die letztgenannte Stadt zu sehen, vermochte mich, einige Tage bei Kobe anzulegen.

Schon in Jokohama hatte ich angefangen japanische Bücher, besonders solche, welche vor der Eröffnung der Häfen für die Europäer gedruckt waren, aufzukaufen. Um dieses mit größerem Erfolg zu können hatte ich mir die Beihülfe eines jungen, in der französischen Sprache ganz wohl heimischen Japanesen, des Herrn Okuschi, Assistenten an dem chemisch-technischen Laboratorium des Dr. Geertz in Jokohama verschafft. Da aber der Vorrath an alten Büchern in dieser, noch vor einigen Jahren ziemlich unbedeutenden Stadt sehr gering war, hatte ich Anfangs, um den Ankauf in größerem Maßstabe zu betreiben, Herrn Okuschi zu wiederholten Malen und noch einige Wochen vor der Abfahrt der Vega von Jokohama

nach Tokio, der Residenz der vormaligen Shiogun-Herrschaft, und dem früheren Sitze der Gelehrsamkeit in Japan, entsandt. Ich lief auch Kobe an, um die von Herrn Okuschi gemachten bedeutenden, über tausend Werke aus verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und Kunst zählenden Einkäufe abzuholen. Die Anzahl der einzelnen Theile belief sich auf 5 bis 6000 Exemplare, von denen manche aber nicht stärker waren als bei uns Bücher von hundert Seiten.

Kobe oder, wie der alte japanische Theil der Stadt heißt: Hiogo ist ein Ort mit etwa 40,000 Einwohnern, und liegt sehr schön am Eingang von Japans inneren Meer „Inland sea“ d. h. an der Meerenge welche die Hauptinsel*) von den südlicheren Sikok und Kiusiu trennt. Ziemlich hohe Bergrücken laufen hier gegen die Seeküste hin. Ein Theil der Wohnungen der europäischen Kaufleute ist an den unteren Abhängen dieser Berge erbaut, mit hohen, reizenden, bewaldeten Hügeln als Hintergrund und einer herrlichen Aussicht über den draußen gelegenen Hafen. Der japanische Stadttheil besteht, wie gewöhnlich, aus niedrigen Häuschen, welche nach der Straße zu meist Kaufläden oder kleinere Werkstätten haben, wo die Familie sich den Tag über aufhält. Die Straßen gewinnen dadurch viel Leben und gewähren dem Fremden eine endlose Abwechselung von merkwürdigen und lehrreichen Bildern aus dem Volksleben. Der europäische Theil der Stadt enthält dagegen stattliche, zum Theil an der Strandstraße selbst liegende Häuser. Hier findet man u. A. treffliche europäische Hotels, europäische Klubhäuser, Comptoire, Kaufläden u. s. w.

Nicht weit von Kobe und durch eine Eisenbahn mit ihm verbunden liegt Osaka**) Japans größte Fabrikstadt, durch ihre Theater und Tänzerinnen berühmt. Leider konnte ich diese Stadt nicht besuchen. Ich reiste nämlich einige Stunden nachdem die Vega vor Anker gegangen war und nachdem ich, um mir den noch immer zu Reisen in das Innere des Landes nöthigen Paß zu verschaffen, dem Statthalter meine Aufwartung gemacht hatte, nach der alten Haupt-

*) Diese Hauptinsel ist Nippon oder Jamâto; nach ihr wird auch eine Provinz so wie das ganze Reich (letzteres außerdem noch Akitzu sima, Aki tzu çu, Dschapon und Fusang) benannt. — Anmerk. d. Bearb.

**) früher hießen Osaka und die Provinz in der es liegt: Naniwa s. Nipon o dai itzi ran, Kap. 1. — Anmerk. d. Bearb.

stadt Kioto. Besagter Herr empfing mich in Folge eines Empfehlungsbriefes von einem der Minister in Tokio auf das Zuvorkommendste. Sein Empfangssalon lag in einem europäischen, massiv gebauten Hause, mit einem geschmackvoll auf europäische Art eingerichteten und mit einem in bunten Farben prunkenden brüsseler Teppich belegten Vorzimmer. Beim Besuche wurde japanischer Thee herumgereicht, wie dies in Japan überall, im Palast des Kaisers nicht minder als in der Hütte des armen Bauern, Brauch ist.

Der Gouverneur war, wie jetzt alle höheren Beamten in Japan, wie eine europäische Standesperson gekleidet, konnte aber keine einzige europäische Sprache sprechen, dennoch bezeugte er ein lebhaftes Interesse an unserer Reise und befahl alsbald einem des Englischen kundigen Beamten seiner Kanzlei, dem Herrn Yanimoto, mich nach Kioto zu begleiten.

Die Reise dahin wurde auf der, ganz nach europäischem Muster eingerichteten Eisenbahn unternommen. Auf mein besonderes Verlangen führte mich mein Begleiter in Kioto nicht in den dortigen europäischen Gasthof, sondern in eine japanische Herberge die sich wie gewöhnlich durch Reinlichkeit, zahlreiche, gesprächige, weibliche Dienerschaft und die besonders große Freundlichkeit der Wirthsleute gegen die Gäste auszeichnete, wenn diese durch Ausziehen der Stiefeln gleich an der Thür, ihre Absicht, nicht auf beleidigende Weise gegen japanische Sitten und Gebräuche zu verstoßen, an den Tag gelegt hatten. Eine Visitenkarte und ein Brief von dem Marineminister Herrn Kawamura, den ich vom Gasthof aus an den Gouverneur von Kioto schickte, verschaffte mir noch einen zweiten Adjutanten, einen munteren und gesprächigen jungen Mann, Herrn Koba-Yaschi, aus dessen Blicken Verstand und Lebendigkeit strahlten. Man hätte ihn eher für einen beliebten und gefeierten Wortführer von Studenten irgend einer nordischen Universität, als für einen japanischen Beamten halten können. Es war bereits spät am Tage, so daß ich vor Einbruch der Nacht nur noch das Bad, das in jedem nicht zu schlechten japanischen Wirthshause stets dem Reisenden zu Gebote steht, nehmen, und die Anstalten zur Dreggungs-Fahrt die ich am nächsten Tage mit Lieutenant Nordqvist auf dem Biwa-See unternehmen wollte, treffen konnte.

Der Weg zwischen Kioto und Biwa wurde am folgenden Morgen in einer Ginrikischa zurückgelegt. In Kurzem werden diese Orte durch

eine ausschließlich von einheimischen Ingenieuren und Arbeitern angelegte Eisenbahn verbunden sein. Auf einer bedeutenden Strecke Weges wird sie durch einen Tunnel gelegt, der jedoch, wie einige Europäer in Kioto behaupteten, leicht vermieden werden konnte „wenn es die Japaner nicht in der Ordnung gehalten hätten, daß Japan gleichfalls einen Eisenbahntunnel aufzuweisen haben müsse, da sich dergleichen auch in Europa und Amerika vorfänden.“ Jedenfalls ist anzunehmen, daß die Biegungen welche zur Vermeidung des Tunnels nothwendig gewesen wären, auf die Länge mehr gekostet haben würden als der Tunnel selbst, daß also dies Unternehmen der Japanesen wohlbedachter war als ihre europäischen Neider zugeben wollen. Unter den in Japan wohnenden Europäern scheint wirklich ein gewisser Neid über die Leichtigkeit vorhanden zu sein, mit welcher das in industrieller Beziehung vor Kurzem noch so weit zurück seiende Land sich die Kunstfertigkeit und Industrie der Europäer aneignet und über die Eile mit der die Bevölkerung sich dadurch von den Waaren der fremden Kaufleute unabhängig macht.

Am Biwa-See angelangt, wurden wir von Herrn Koba-Yaschi in ein unmittelbar am Strande gelegenes Gasthaus mit herrlicher Aussicht auf den südlichen Theil des Sees gebracht. Wir wurden in schöne japanische Zimmer geführt, welche augenscheinlich zur Aufnahme von Europäern hergerichtet und in denen also Tische und Stühle aufgestellt waren. Auf dem Tische standen bei unserer Ankunft Schalen mit Früchten und Konfekt, japanischem Thee und Kohlenbecken. Die Wände wurden theilweise von geschmackvoll vergoldeten, mit, an die herrliche Aussicht erinnernden Denksprüchen geschmückten Papierschirmen gebildet.

Von der kurzen, mir zum Studium der Sehenswürdigkeiten Kiotos vergönnten Zeit, widmete ich einen ganzen Tag dem Biwa-See, da Binnenseeen im Süden sehr selten sind. Diese kommen nämlich nur in den Ländern vor, welche während der letzten geologischen Periode entweder mit Gletschern bedeckt, oder in Folge der Einwirkung vulkanischer Elemente der Schauplatz gewaltsamer Störungen in den Höheverhältnissen der Erdrinde gewesen waren. Ich glaubte, aber wahrscheinlich mit Unrecht, daß der Biwa-See eine Ausnahme davon mache. Die Sage meldet nämlich, daß dieser See in einer einzigen Nacht zur selben Zeit als sich der hohe Vulkankegel des Fusijama bildete, entstand. Diese Sage stimmt im Allgemeinen

mit den Lehren der Geologie so sehr überein, daß kaum irgend ein Geologe deren Wahrheit in Abrede stellen dürfte.

Bei unserer Ankunft im Gasthause mußten wir lange auf das von mir bestellte Dampfboot warten. Ich erging mich deshalb unüberlegter Weise in Vorwürfen gegen meine trefflichen japanischen Adjutanten, welche aber meine harten Worte nur mit freundlichem Lächeln erwiderten, was meine Ungeduld über den mir so zuwege gebrachten Zeitverlust noch erhöhte. Erst später am Tage als ich bereits fort war und von einem kleineren Dampfer aus dreggte, erhielt ich den Aufschluß über die Ursache der Verzögerung. Auf Verlangen des Gouverneurs hatte mir nämlich die Dampfschifffahrtskompagnie ein sehr großes mit Kohlen reich versehenes Boot zur Verfügung stellen wollen, das aber nachdem es die Kohlenladung an Bord genommen hatte durch deren Schwere auf den Schlammgrund des Hafens gerathen war und daselbst fest saß. Wir waren mit dem kleinen Dampfer schon sehr weit gekommen, als sich der größere endlich los machte. Ich wurde nun genöthigt das Schiff zu wechseln, um „auf würdigere Art" aufgenommen zu werden. Erst nachdem dieses geschehen, erfuhr ich, daß ich nicht der Herr sondern der Gast war, weshalb ich den übrigen Theil des Abends damit zubringen mußte, mein voriges heftiges Benehmen zu entschuldigen, was mir auch, nach der heiteren Stimmung die sich bei meinen, jetzt sehr zahlreichen, japanischen Begleitern zeigte, zu urteilen, vermittelst freundlicher Worte, Bier und Rothwein ziemlich wohl gelang.

Auf dem kleinen Dampfer hatte ich von zweien meiner aus der Vega mitgenommenen Leute, ein Mittagessen für die Japanesen und uns zubereiten lassen. Dadurch wurde das ohne mein Vorwissen auf dem großen Dampfschiffe für uns hergerichtete Diner überflüssig. Dagegen mußte ich, gegen Abgabe einer förmlichen Quittung, die für das Mittagbrot eingekauften, aus Hühnern, Eiern, Kartoffeln Rothwein und Bier bestehenden Eß- und Trinkwaaren als Geschenke annehmen.

Während der Fahrt auf dem See stießen wir auf mehre Böte mit Seegras beladen, das man zur Düngung der umliegenden Aecker vom Grunde des Wassers heraufgeholt hatte. Um allerlei interessante Süßwassermuscheln, Fische u. a. m. zu sammeln, blieb Lieutenant Nordqvist noch bis zum folgenden Tage auf dem See,

während ich nach Kioto zurückfuhr, wo ich Abends nach Anbruch der Dunkelheit eintraf.

Nachdem ich, nebst meinen beiden japanischen Begleitern ein tadelloses europäisches Mittagessen in einem von Japanesen gehaltenen, aber nach europäischem Muster eingerichteten Wirthshause eingenommen hatte, besuchten wir eine Gesellschaft japanischer Tänzerinnen.

Kioto macht Osaka den Besitz der schönsten Tänzerinnen streitig. Diese bilden eine besondere, aus jungen durch ein eigenatirges buntes Kostüm ausgezeichneten Mädchen bestehende Innung. Diese Mädchen tragen außerdem einen eigenthümlichen Kopfputz, sind stark geschminkt und haben schwarz und goldig gefärbte Lippen. In den vornehmsten Tanzlokalen wird kein Europäer zugelassen, außer in Begleitung eines bekannten Einheimischen, der sich für dessen anständiges Benehmen verbürgt. Nachdem man beim Eintreten die Fußbekleidung abgelegt hat', wird man in ein besonderes Zimmer geführt wo der Fußboden mit Matten belegt ist, und dessen Wände mit japanischen Zeichnungen und Denksprüchen geziert sind, das im Uebrigen aber ohne Möbel ist. Ein kleines viereckiges Kissen wird jedem Besucher gegeben. Hat dieser sich nach japanischer Weise, d. h. mit gekreuzten Beinen hingehockt, niedergelassen, so wird der Rauchapparat und Thee hereingebracht, worauf denn eine ganze Schaar junger Mädchen eintritt und sich, fröhlich plaudernd um die Gäste umher setzt, und das Alles mit, selbst nach strengsten europäischen Begriffen, vollkommenster Wahrung des Anstands. Irgend welche Spuren der Frechheit und Rohheit die man an dergleichen Orten in Europa antrifft, sieht man hier nicht. Man möchte fast glauben unter einer Schaar junger, den mürrischen Moralpredigten ihrer Aufseherinnen entwischter Schulmädchen zu sein, die an nichts Anderes dachten als einige Stunden unschuldig zu verplaudern. Nach einer Weile beginnt der von einer eintönigen Musik und Gesang begleitete Tanz. Die langsamen Bein- und Armbewegungen der Tänzerinnen erinnern an gewisse langweilige, schleppende Scenen aus europäischen Balleten. Etwas Anstößiges findet sich in diesem Tanze nicht, doch sollen auch wildere und weniger sittliche Tänze vorkommen.

Die Tänzerinnen rekrutiren sich ausschließlich aus jungen schönen Mädchen der ärmeren Klassen, welche, um ihre Eltern zu unterstützen oder selbst einige Kreuzer zu verdienen, sich für eine gewisse Zeit an die Wirthe von Tanzlokalen verkaufen, und nach Ablauf dieser

kontraktlich stipulirten Zeit wieder in ihre Heimath zurückkehren, wo sie sich trotzdem ohne Schwierigkeit verheirathen. Alle Tänzerinnen sind daher jung und manche sogar nach europäischen Begriffen schön obgleich ihr Aussehen in unseren Augen durch die geschmacklose Art, wie sie sich schminken und ihre Lippen färben, entstellt wird. Leider hatte ich keine Zeit, die Gelegenheit zu benutzen, welche Kioto den Fremden bietet, um mit Sicherheit ein Urteil über den Geschmack der Japanesen was weibliche Schönheit betrifft, zu fällen. Hierorts so wie in verschiedenen anderen japanischen Städten gibt es nämlich eine Anzahl Mädchen welche offiziell, um als die schönsten unter den dort lebenden zu gelten, ausgewählt werden. Die Japanesen können diese gegen eine bestimmte Abgabe besuchen; vor Europäern zeigen sie sich nicht gern und dann nur gegen hohe Bezahlung. Wenn dieses mitunter geschieht, so ist es nur eine stumme Vorstellung auf einige Augenblicke, wobei kein Wort gewechselt wird.

Der Gouverneur hatte versprochen mich am folgenden Tage herumzuführen und mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Ich war nicht besonders erbaut davon, da ich befürchtete, der ganze Tag würde vom Ansehen ganz oder halb europäischer öffentlicher und Schulanstalten die alle kein Interesse für mich hatten, in Anspruch genommen werden. Meine Besorgniß war jedoch grundlos. Der Statthalter war ein geistvoller Mann der, wie meine Begleiter behaupteten, zu den ausgezeichnetsten japanischen Dichtern der Neuzeit gerechnet wurde. Er erklärte mir alsbald: er vermuthe die neuen öffentlichen Anstalten und Schulen würden mich weniger interessiren als der alte Palast, die Tempel, so wie Porzellan- und Fayencefabriken der Stadt, er wolle daher lieber den Tag, den ich unter seiner Führung verbrachte, benutzen, mir letztere zu zeigen.

Wir machten den Anfang mit dem alten kaiserlichen Schlosse Gosho, dem prächtigsten Wohngebäude des früheren Japans, das aber doch nach europäischem Maßstabe nicht besonders großartig ist. Ein sehr großes Stück Land ist mit einer Menge für den Kaiser, die kaiserliche Familie und deren Dienerschaft bestimmter einstöckiger, hölzerner Häuser bedeckt. Die Wohnungen sind, wie alle japanischen Häuser durch Rollschirme in eine Menge, an Gemälden und Vergoldungen reicher, aber von Mobilien gänzlich entblößter Zimmer eingetheilt. Das Schloß ist nämlich jetzt, nachdem der Mikado die Shiogun-Herrschaft gestürzt und sich nach Tokio über-

siedelt hatte, unbewohnt, gibt aber schon ein anschauliches Bild von der im Lande stattgehabten Veränderung. Nur der kaiserlichen Familie und den Großen des Landes war früher der Eintritt in den geheiligten Bezirk von Gosho gestattet, jetzt steht es den neugierigen Inländern oder Fremden offen, und ist sogar als Ausstellungsgebäude in die Dienste der Industrie getreten. Neben den großen Gebäuden befinden sich verschiedene kleinere, von denen eines dazu bestimmt war den Kaisergott bei Erdbeben zu beschützen; die anderen bildeten Spielwohnungen für die Gesellschaft großer Kinder, welche vordem scheinbar das Land regierten.

Bei weitem merkwürdiger und belehrender als das jetzt öde liegende kaiserliche Schloß sind die zahlreichen Tempel in Kioto, von denen wir viele besuchten. Wir wurden meist von den Priestern in einem großen Vorgemach empfangen, dessen Fußboden mit einer schönen wollenen Decke belegt und auf europäische Weise mit Tischen und Stühlen versehen war. Zuerst boten die Geistlichen japanischen Thee, Cigarren und Konfekt an; darauf wurden einige in dem Gemach aufgestellte, aus Bronze, Arbeiten von Edelmetallen, prachtvollen alten lackirten Waaren und einer Anzahl dem Tempel geweihter berühmter Schwerter bestehende Kostbarkeiten besehen. Letztere waren das Einzige was der Gouverneur, ein Freidenker, mit Ehrfurcht behandelte, im Uebrigen schien er weder vor den Priestern noch vor deren Reliquien besondere Achtung zu hegen.

Wenn ein kostbares japanisches Schwert gezeigt wird, so berührt man weder Griff noch Scheide und natürlich noch viel weniger die Klinge mit der bloßen Hand, sondern faßt es entweder mit Handschuhen an oder nachdem man ein Taschentuch oder einen Zipfel des Rockschooßes um die Hand gewickelt hat. Die Klinge wird nur zur Hälfte entblößt; die Verstählung wird gegen das Licht besehen und bewundert; auf den oft sehr theueren, nicht eingestoßenen sondern nur zum Schutz gegen Rost mit einem Holzfutteral versehenen Klingen wird der Fabrikstempel u. s. w. untersucht. Wie bei uns in alten Zeiten, ist das Waffenschmiedehandwerk das einzige welches früher in Japan hochangesehen war, und oft wurden ungeheure Summen für Schwertklingen, die von berühmten Meistern gearbeitet waren, bezahlt. Unter alten japanischen Schriften finden sich viele, die speziell die Waffenschmiedearbeiten behandeln. Seitdem es aber den Schwertträgern (samurai) verboten ist, sich öffentlich bewaffnet zu zeigen,

werden alte japanische Schwerter in allen Städten zu Hunderten und Tausenden, oft für eine Kleinigkeit, verkauft. Während unseres Aufenthalts im Lande erstand ich für eine verhältnißmäßig geringe Summe eine schöne Sammlung von dergleichen Waffen. Selbst der, welcher die künstliche Schmiedearbeit, Verstählung und Härtung nicht zu würdigen versteht, muß den ausgezeichnet geschmackvollen Guß und die getriebene Arbeit der Schwertverzierungen besonders die der Parirstangen bewundern. Es sind dies oft wahre, in Styl und Ausführung unübertroffene Kunstwerke.

Es ist noch nicht sehr lange her daß die, der Samurai-Klasse angehörenden Männer nie ohne mit ihren zwei Schwertern bewaffnet zu sein, ausgingen. Selbst die Schuljugend fand sich in den ersten dort eingerichteten europäischen Schulen bewaffnet ein. Diese Mode veranlaßte kurz nach der Eröffnung der Häfen, einzelne Gewaltthätigkeiten, weshalb die europäischen Gesandten nach einigen Jahren darauf antrugen, daß das Tragen von Schwertern in Friedenszeiten verboten werden sollte. Die japanische Regierung entgegnete darauf, daß es um den Minister, der es unternähme ein solches Verbot zu erlassen, bald gethan sein würde. Bald darauf gab man doch Denjenigen welche wünschten ohne Waffen zu gehen, die Erlaubniß dazu, und in kurzer Zeit kam das Schwerttragen derartig aus der Mode, daß man es endlich wagte ein bestimmtes Verbot dagegen zu erlassen. Während unseres Aufenthalts in Japan sahen wir daher keinen mit den früher gebräuchlichen zwei Schwertern Bewaffneten.

Nachdem wir die Schätze im Tempel-Vorgemach besehen und bewundert hatten, wurde der Tempel selbst besucht. Dieser ist stets von Holz und reich mit Holzschnitzereien und Vergoldungen geschmückt. Im Fall er der Sinto-Religion geweiht ist, finden sich keine Bilder in demselben und nur wenige Verzierungen, ausgenommen ein Spiegel und ein großer verschlossener Schrank mit durchbrochenen Thüren, der zuweilen die nach dem Eingange zugewandte Wand einnimmt, und in welchem der Geist Gottes wohnen soll. Die Sinto-Tempel sind im Allgemeinen ärmlich, und mancher ist so unansehnlich, daß er wie ein Taubenschlag aussieht. Oft sind sie ganz und gar öde, so daß man Mühe hat sie zwischen den prächtigen Bäumen von denen sie umgeben sind, zu entdecken. Der Eingang zum Tempel wird durch ein hölzernes, steinernes oder kupfernes Thor (torryi) angedeutet, und hier und da sind Stricke, an welchen

geschriebene Gebete oder religiöse Gelübde hangen, über dem Tempelwege angebracht.*)

Selbst diejenigen welche lange Zeit Japan und dessen Literatur studirt haben, scheinen nur geringe Kenntnisse von dem inneren Wesen des Sintoismus zu besitzen. Diese Religion wird von Einigen als ein reiner Deismus, von Anderen als eine zu politischen Zwecken dienende Sekte betrachtet, in der man die verstorbenen Volksheroën anbetete.**) An einer ausgebildeten Sittenlehre soll es dieser reli-

*) Diese Tempel, Mijá's (Mia's) genannt, gehören dem Sinto- oder Kami mitsi- Kultus an, und zeichnen sich durch ihre schöne Lage inmitten herrlicher Gärten mit breiten Alleen aus. Am Thore befindet sich ein Stein mit dem Namen des Gottes dem der Tempel geweiht ist; im Vorhof des Tempels steht ein Becken für Abwaschungen, und über der Tempelthüre hangt eine Glocke, an welche Diejenigen, welche ihre Andacht verrichten wollen, schlagen. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Tempeln der Sintos besteht darin, daß während sich in einigen gar kein Götterbild findet, in anderen das Bild des Gottes dem der Tempel geweiht ist, nebst einigen Reliquien sich in einer Lade befindet, die nur bei besonderen Feierlichkeiten herausgenommen und geöffnet wird. Vor vielen dieser Tempel stehen zwei riesige fabelhafte Thiergestalten, von denen die eine Koma inu und die andere Korai inu (aus letzterer ist wahrscheinlich der Kirin, oder umgekehrt entstanden) heißt. Im Innern des Gebäudes befindet sich auch der sog. heilige Spiegel, eine Gabe der letzten der sieben Hauptgottheiten, nämlich des Isanagino-Mikoto und seiner Gattin Isanamino Mikoto. Mikoto hießen im Allgemeinen die Götter, deren es 800,000 gab, und von denen die oben genannten Sieben die erste Reihe bilden. Es gibt von diesen Tempeln eine sehr große Anzahl von denen einige den verschiedenen Gottheiten, ja sogar einzelnen vergötterten Thieren geweiht sind, wie z. B. den weißen Füchsen, (Kito ni) die Tempel: Inari. Besonders berühmt als Wallfahrtsplatz ist der Tempel der Tensio Daisin (Tochter des Gottes Isomazi, der Beherrscherin des Firmaments und Mutter der Menschen, zu Issé, neben dem sie noch eine außerordentlich große Anzahl ihr geweihter Heiligthümer hat, wo sie mit ihrem Begleiter, dem achtfüßigen Raben Jabano kras, Repräsentanten der acht Weltgegenden, verehrt wird. — Anmerk. d. Bearb.

**) Die Sinto-Religion, auch Religion der Götter oder Genien (Kami mitsi) genannt, war die ursprünglich in Japan herrschende, über die hinaus man keine andere kennt, so weit die Geschichte und die Sagen dieses Landes reichen. Dieser Ansicht ist auch Itsi ßjono Kanajossi der japanische Verfasser des Werkes Sinto (eines Lehrbuchs dieser Religion), der auch ein Werk

giösen Sekte vollständig mangeln. Eben so scheint man ungewiß zu sein, ob der Sintoismus ein Ueberbleibsel der ursprünglichen Gottheitslehre des Landes oder vom Auslande her eingeführt ist.

Der Buddhismus ist hier aus China über Korea eingeführt; seine Tempel sind schmuckreicher als die Sinto-Tempel, und enthalten Götzenbilder, Glocken, Trommeln, heilige Bücher und eine Menge Altarzierrathen. Die Lehre von der Seelenwanderung und von Belohnungen und Strafen in einem jenseitigen Leben bildet einen Bestandtheil des Buddhismus. Neben den eigentlichen Tempeln findet man an mehren Orten auch größere oder kleinere Buddhabilder aus Stein oder Bronze, deren größte kolossale Bildsäulen von Bronze sind, welche Buddha (Dai Buds) in einem Tempel sitzend und von kleineren Götterbildern umgeben darstellen. Ein derartiges

---

über die Lehren des Buddhismus unter dem Titel Budsgakf geschrieben hat. Die Unhaltbarkeit der Thesis von dem Deismus in der Sinto-Religion geht schon daraus hervor, daß außer den drei, die japanische Dreieinheit: Kunitoko-Tätzino Mikoto (göttliche Personifikation der Luft) Kuni Sa tzutzino Mikoto (Wasser) und Tojakun Nuno Mikoto (Feuer) bildenden Göttern, die japanischen Werke noch eine unzählige Menge von Göttern, Genien, vergötterten Heroen, Weisen, Sternbildern u. s. w. mit Namen nennen, welche ihrer Länge wegen (wie z. B. um nur zwei anzuführen, den Gott Masa ja ja katzu katzuno saja fi amano osiwo mimino Mikoto und den zweiten Fiko-na ki sa bake uka ja fuki awa fesuno Mikoto) fast unaussprechbar sind und daher in Gebeten mit verkürzten Namen angerufen werden müssen, so daß der erstgenannte (ein Nachkomme der Tensio Daïsin) in dieser Form als Osiwo, und der zweitgenannte als Awafesu (der Vater des Sinmuteno, Gründers des japanischen Reichs, und Stammvaters der Dairi's oder Mikado's) bei den Andachtsübungen gefeiert wurde. Die Kami's, gleichfalls Götter der Sinto's, nach denen auch ihre Religion Kamimitsi (s. oben) genannt war, stammen von dem ersten Kami, Namens Kunitokotatzino Mikoto her, der sich aus dem Chaos, nachdem das zeugende männliche Prinzip „Ô“ sich von dem weiblichen, gebärenden „Me“ getrennt hatte, zwischen Himmel und Erde entwickelte, und durch die Kreisung der Himmel und aller Elemente die 7 Hauptgötter erzeugte. Die Anzahl der folgenden Kamis beläuft sich auf 80 himmlische und eine übergroße Menge irdischer Kamis die im Sinto-Kultus göttlich verehrt werden. Die Anhänger der Sintoreligion theilen sich in zwei Sekten: die Dschwit's (Orthodoxe) und Riobu's, Anhänger der neuen Lehre, halb Sinto halb Buddhismus — Anmerk. d. Bearb.



Japanischer Bauer in Wintertracht.

Bild ist bei Kamakura, ein anderes in Tokio, ein drittes bei Nara unfern von Kioto u. s. w.*) zu sehen.

Einige wurden während der letzteren Jahre für den Metallwerth verkauft, wodurch eines derselben nach London gekommen und jetzt im Kensington-Museum aufgestellt ist. Das Metall soll eine Legirung von Kupfer, mit Zinn und etwas Gold sein; letzteres hat zu dem Gerüchte von dem außerordentlich großen Werthe der Bildsäule Anlaß gegeben. Um einen Begriff von der Größe einiger Bilder des Daï-Buds zu geben sei hier erwähnt, daß die von Nara dreiundfünfzig und einen halben Fuß hoch ist und daß man durch die Nasenlöcher in das Innere des Kopfes kriechen kann.

Fast alle Daïbudsbilder sind nach ungefähr gleichem Muster gemacht, das im Laufe der Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht verbessert wurde, bis das Antlitz des Gottesbildes schließlich einen Ausdruck von Milde, Ruhe und Majestät erhalten hat, der wahrscheinlich nie von den Erzeugnissen der europäischen Kunst übertroffen ward.

Wie ich vorhin schon angedeutet habe, herrschte sonst in Japan der abendländische Geschmack für das Riesige nicht vor, und ersichtlich

*) Der Buddhismus wurde über Sjön-Korai (Korea) aus Indien mittelbar durch China unter der Regierung des Daïri Kin meïteno im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch den Minister, Injama in Japan eingeführt, der Name Buds ist anerkanntermaßen der indische: Buddha und auch seine anderen, in Japan bei den Buddhisten gebräuchlichen Namen sind dem Sanskrit entlehnt, wie Siaka (Sanskrit Çakja-Muni,) Rusiana (S. rotschana der Glänzende) Amidaba (S. amitâbhâs der unermeßlich Glänzende) u. s. w. Auch die Benennung für Tempel und Klöster: Garan stammt wol vom Sanskrit agâra, Haus und Tempel ab. Nach Kämpfer (Beschreibung von Japan) wäre Buds in der Provinz Magatta koff geboren, welches nicht wie Einige meinen ein fabelhaftes Land, sondern die Provinz Magadha, das heutige Behar ist, und im Lande Tensik (im Japanischen bedeutet dieses: heiliges oder himmlisches Land) liegt, was Kämpfer für Ceilon hält, aber viel eher Indien (Sanskrit ârjawarta, heiliges Land) sein dürfte. Er hat eine große Menge Tempel und Klöster von denen die zweiundzwanzig Haupttempel in dem Werke: Nippon o Dai itsi ran namentlich angeführt werden. Der berühmteste unter denselben war der von Fô-kwôsi. — Anmerk. d. Bearb.

war das Zierliche und Niedliche, nicht aber das Großartige der Zweck des Strebens der Künstler, Architekten und Kunstgärtner. Nur die Daïbudsbilder, mehre Glocken*) und andere Kirchenutensilien machen eine Ausnahme hiervon. Während unserer Kreuz- und Querfahrten in Kioto kamen wir jedoch bei einer Einzäunung vorbei, wo die Mauern von so kolossalen Steinblöcken aufgeführt waren, daß man kaum begreifen kann, wie es möglich gewesen war dieselben mit den Hülfsmitteln, welche damals den Japanesen zu Gebote standen, zu heben und fortzuschaffen. In der Nähe dieses Platzes befindet sich ein Grabmal, wahrscheinlich das einzige in seiner Art. In einer von einem Einheimischen verfaßten Beschreibung der Sehenswürdigkeiten Kioto's, heißt es darüber: „Mimisuka oder das Grab der Nasen und Ohren, wurde von Hideyoshi Taiko, der um das Jahr 1590 nach christlicher Zeitrechnung lebte, errichtet. Als die Kriegeshauptleute dieses berühmten Mannes mit einmal hundert und fünfzig tausend Soldaten einen Einfall in Korea machten, gab er Befehl, man solle alle Ohren und Nasen der im Kampf erlegten Feinde mitnehmen und sie ihm vorzeigen, denn es war altherkömmlich in Japan den gefallenen Feinden die Köpfe abzuschneiden und dem Könige oder Feldherrn zu zeigen. Nun war es aber nicht möglich die Köpfe der getödteten koreanischen Krieger nach Japan zu schaffen indem die Entfernung doch zu groß ist. Hideyoshi erließ daher den oben erwähnten Befehl, und die nach Japan gebrachten Nasen und Ohren wurden sämtlich an dieser Stelle begraben. Das Grabmal hat 730 Fuß im Umfang und ist 30 Fuß hoch."

Kioto ist einer der Hauptplätze für Fabrikation von Fayence, Porzellan und „Cloisonné." Die Erzeugnisse der japanischen Ceramik zeichnen sich bekanntlich durch geschmackvolle Form und schöne Farben aus, und haben für Kenner einen großen Werth, weshalb sie denn auch in großen Massen nach Europa und Amerika ausgeführt werden. Die vielen und kleinen Fabriken sind meistentheils im

---

*) So wird namentlich die große Glocke im Tempel des Kwangon (Beherrscher des Paradieses Gokurakf, der in Japan 33 Haupttempel besitzt) zu Jedo als ein Gewicht von 15000 Zentnern und eine Höhe von 22 Meter habend erwähnt, während die größte Glocke in Europa: die bei einem Brande 1701 zerbrochene und halb in die Erde versunkene in Moskau nur 4400 Ztr. wog und 6 Meter hoch war; s. Kühne's „Japan." — Anmerk. d. Bearb.

Besitz von Familien, welche in einer langen Reihenfolge von Geschlechtern das nämliche Geschäft betrieben haben. Die Waare wird in sehr kleinen Oefen gebrannt und gewöhnlich in einem, unmittelbar mit der Fabrik verbundenen Laden verkauft. Die Porzellanarbeit trägt daher in Japan mehr den Stempel des Handwerks, als der Fabrik-Industrie, wodurch die Waare unglaublich in künstlerischer Beziehung gewinnt. Sie verhält sich zu den Produkten der großen europäischen Fabriken wie die Zeichnung eines Künstlers zu einem bunten Farbendruck. Der Preis aber richtet sich auch danach, und das japanische Porzellan ist für den täglichen Gebrauch, sogar im eigenen Lande viel zu theuer. Fast alle größeren Aufsätze von Tischporzellan, die ich in Japan sah, waren daher vom Auslande herverschrieben. Die Tassen welche die Eingeborenen zum Reis, Thee und Saki gebrauchen, sind dagegen inländischer Arbeit; so gibt es selbst in einer gut eingerichteten japanischen Haushaltung kaum so viele Porzellangefäße, als bei uns zu einer ordentlichen Kafeklatschgesellschaft nöthig sind.

Des Abends hatte der Gouverneur uns zu einem Diner eingeladen, welches in einer, einer belletristischen Gesellschaft in der Stadt gehörenden Wohnung gegeben wurde. Die Zimmer waren theilweise in europäischem Styl, mit Tischen, Stühlen, Brüsseler Teppichen u. a. m. möblirt. Bei Tafel herrschte europäische Speise- Wein- und Redeordnung. Speisen und Weine wurden in reichem Maße und großer Abwechselung herumgereicht. Die Stimmung war eine recht muntere, und der Wirth schien sehr vergnügt, als ich erwähnte, ich hätte an einem der Plätze, die im Laufe des Tages von mir besucht worden waren, eine, mit einem von ihm verfaßten Denkspruch geschmückte Wand gesehen. Er versprach mir sogleich, einen ähnlichen für mich, auf meinen Besuch in der Stadt bezüglichen zu verfassen, und als er einige Augenblicke darauf die erste Zeile fertig hatte, forderte er seine japanischen Gäste auf, die andere zu schreiben. Sie versuchten nun eine Zeit lang unter munteren Scherzen einen passenden Schluß zu finden — aber vergeblich. Endlich gaben sie den Versuch auf, aber der Gouverneur sagte uns zu, noch vor meiner Abreise, selbst auch den Schluß zu verfassen. Ganz früh am nächsten Morgen kam denn auch Herr Koba-Yaschi zu mir und brachte mir einen breiten Seidenstreif, auf dem das Folgende mit schönen Zügen gezeichnet war.

Umi-harano hate-made
Akiwa. Sumi-watare;

was in der Uebersetzung also heißt:

So weit das Meer reicht
Gießt der Herbstmond seinen wohlthuenden Schimmer aus.

Der mir gewordenen Erklärung zufolge, sollte das Distichon darauf hindeuten, daß der herbstliche Mond seinen glückbringenden Schein selbst bis zu dem Platze im hohen Norden verbreitet, wo wir überwintert hatten. Den oben angeführten Versen war noch Folgendes auf japanisch hinzugefügt. „Geschrieben von Machimura Masanawo, Gouverneur von Kioto-Fu für Professor Nordenskiöld, bei Gelegenheit eines ihm im Herbste 1879 gegebenen Diners." Das Ganze war außerdem sowol mit des Verfassers gewöhnlichem, sowie mit seinem poetischen Namen und seinem Siegel unterzeichnet*). Letzterer Name war Rio-San, welcher ins Deutsche wörtlich „Drachenberg" übersetzt werden kann.

Die Poesie der Japanesen ist der occidentalischen so unähnlich, daß es uns schwer wird, die Erzeugnisse der japanischen Dichter zu verstehen. Vielleicht dürften sie richtiger: „poetische Denksprüche" genannt werden. Sie spielen eine große Rolle in dem geistigen Leben der Japanesen. Ihre Verfasser stehen in hohem Ansehen, und selbst bei den Unbemittelteren findet man oft die Wände mit Seiden- oder Papierstreifen geschmückt auf denen Gedichte mit dicken, festen Schriftzügen zu lesen sind. Unter den Büchern die ich mitgebracht habe befinden sich viele, welche Sammlungen von Gedichten einzelner Dichter und Dichterinnen oder Anthologieen aus den berühmtesten poetischen Werken der japanischen Literatur enthalten.**) Eine sehr

---

*) Das im schwedischen Original abgezeichnete Siegel enthält eine Art Arabeske, welche einen Drachen vorstellen soll; Rio Sin wird aber in dem Annalenwerke Nippon o Daï itsi ran als „Meerdrachengott" und Vater der Tojo tama fime und der Tomajori fime genannt, die aber nach einer anderen Version Töchter des Meeresgottes Toja tama fiko oder Webatzumi wären. Auf diese Sagen bezieht sich auch das Wort „Drachenberg." — Anmerk. d. Bearb.

**) Eine Sammlung japanischer Poesieen edirte Dickens unter dem Titel: Japanese lyrical odes; translations of the Hyak Nin Is' Shin u. s. w. Text und metrische englische Uebersetzung, London 1866; Pfizmaier gab eine japanische Chrestomathie heraus, deren erster Band den berühmte Roman „Sechs Wandschirme" japan. Text mit deutscher Uebersetzung und Originalholzschnitten enthält, Wien 1847. — Anmerk. d. Bearb.

häufig vorkommende Rolle mit Zeichnungen stellt das traurige Geschick einer berühmten Dichterin dar. Ganz oben ist sie, eine japanische Schönheit in Jugend und Anmuth blühend, abgebildet, wie sie mit ihrem Schreibpinsel in der Hand sitzt, um eine ihrer poetischen Eingebungen aufzuzeichnen; darauf wird sie in verschiedenen Stufen des Verwelkens, dann als Todte, als eine halbvermoderte, von Raben zerfleischte Leiche und schließlich als Knochengerippe dargestellt. Die Reihenfolge der Bilder schließt mit einem herrlich blühenden Kirschbaum, in welchen die Heldin, nachdem der Leib alle Grade der Zerstörung durchgemacht hatte, verwandelt worden war. Der blühende Kirschbaum wird von den Japanesen als Ideal des Schönen im Pflanzenreiche betrachtet, und während der Zeit seines Blühens werden oft Ausflüge nach berühmten Kirschenwäldern unternommen, wo Stunde auf Stunde in stiller Bewunderung der Blüthenpracht dieser Bäume hingebracht wird. Zu meinem größten Leidwesen erhielt ich die Erklärung des schönen poetischen Gedankens der dieser, zum Theil mit widerlicher Naturtreue ausgeführten Bilderreihe zu Grunde lag, so spät, daß ich die Gelegenheit versäumte mir eine solche Rolle zu kaufen.

Ich war genöthigt Kioto gar zu bald zu verlassen, um einem Feste beizuwohnen, das uns zu Ehren in Kobe von dort wohnenden, sich für unsere Reise interessirenden Japanesen, Europäern und Chinesen, gegeben wurde. Die Festlichkeit fand in einem außerstädtischen Buddha-Tempel statt, und es ging daselbst sehr froh und heiter zu. Die Japanesen scheinen durchaus nicht der Meinung zu sein daß ein Tempel durch solche Veranstaltung entweiht werde. Im Verlauf des Abends kamen z. B. mehre Pilger zum Tempel. Ich beobachtete sie genau und konnte in ihrem Antlitz keine Spur von Mißvergnügen darüber entdecken, daß eine Menge Fremder in dem schönen Tempelhain, zu welchem sie gewallfahrtet waren, banketirten. Sie schienen eher anzunehmen, daß sie zu einer guten Stunde ihr Ziel erreicht hatten, und nahmen mit Vergnügen die ihnen dargebotenen Erfrischungen an.

Am 18. Oktober Morgens lichtete die Vega wieder Anker zur Weiterfahrt, die durch das innere japanische Meer nach Nagasaki gehen sollte. Als ich den Statthalter in Kobe um die Erlaubniß ersuchte, unterwegs an einigen Orten ans Land gehen zu dürfen, willigte er nicht nur sogleich in mein Begehren, sondern schickte sogar

denselben der englischen Sprache mächtigen Kanzleibeamten, der mich vorher nach Kioto begleitet hatte, mit der Vega. Das Wetter war schön und klar, so daß wir die beste Gelegenheit hatten, die herrlichen Umgebungen des inneren Meeres zu bewundern, Klippeninsellandschaften die den nordischen Schären ähneln, nur daß die Aussicht, in Folge der minder abwechselnden Gestaltung der Berge, monotoner ist. Hier, ebenso wie bei Kobe bestehen die Berge hauptsächlich aus einer Granitart, welche der Verwitterung so sehr ausgesetzt ist, daß die harte Bergfläche fast überall zu einem gelben, dem Pflanzenwuchs nicht fördersamen Sand zermorscht ist. Die schönen, wilden Formen der Granitfelsen des Nordens werden hier also vermißt. Alle Berggipfel sind flach abgerundet und überall, wo sich keine Sandstürze gebildet haben, mit einer reichen Vegetation bedeckt, die in Folge der gleichen Höhe der Bäume, der Landschaft welche sonst zu den schönsten der Erde gehören würde, wenig Abwechslung gibt.

Wir landeten an zwei Plätzen; zuerst bei Hirosami. Einige Fischerhütten und Bauerhöfe bildeten daselbst ein kleines Dorf am Fuße eines hohen verwitterten Granithaufens. An einem Hause nächst dem Strande lag der Friedhof. In einem Umkreise von einigen hundert Ellen ins Gevierte befand sich eine Menge theils aufrechtstehender, theils umgestürzter Grabsteine. Einige waren mit frischen Blumen bekränzt, bei einem war ein Sinto-Tempel aus Holzpflöcken errichtet, und bei einem anderen stand eine Schale mit Reis nebst einer kleinen Sakiflasche. Die Zoologen hatten hier eine ziemlich reichliche Ernte von Strandthieren, unter denen ein in den nassen Sand hineingekrochener Tintenfisch zu erwähnen ist, ein Thier das von den Eingeborenen eifrig gesucht und gegessen wird. Unter den angebauten Pflanzen sahen wir, eben so wie vielfach vorher in den hochliegenden Theilen des Landes, einen alten Bekannten aus der Heimath, nämlich: Buchweizen.

Das andere Mal ankerte die Vega bei einem Bauerndorfe Shimonoseki gerade gegenüber. Als wir gelandet waren kam ein Beamter an Bord, und erklärte uns höflich daß wir kein Recht hätten hier ans Land zu gehen. Nachdem er jedoch erfahren hatte. daß wir die Erlaubniß des Statthalters hatten und daß, statt des sonst gebräuchlichen Passes, ein Beamter aus Kobe dem Schiffe als Geleitsmann diene, gab er sich zufrieden und machte keine weiteren Schwierigkeiten. In der europäisch-japanischen Geschichte hat Shi-

Beamtenfrauen in Japan.

monoseki eine traurige Berühmtheit durch die Gewaltthaten erlangt, welche eine kombinirte englisch-französisch-holländisch-amerikanische Flotte daselbst am 4. und 5. September 1864 verübte, um die Japanesen zu zwingen den Fremden die Meerenge zu öffnen, und den unvernünftig schweren Schadenersatz zu leisten, welchen jene Mächte nach gewonnenem Siege von den Besiegten verlangten. Obgleich erst fünfzehn Jahre seitdem verflossen sind, schien doch jede Spur von Bitterkeit gegen die Europäer in den Bewohnern jener Gegend verwischt zu sein, wenigstens wurden wir überall in dem Dorfe, wo wir ans Land gingen mit ausgesuchter Freundlichkeit empfangen. Das Dorf liegt am Fuße eines, längs des Meeres hinlaufenden Bergrückens und besteht aus einer Menge, zu beiden Seiten einer einzigen Straße sich hinziehenden Reihe von Häusern, deren der Straße zugewendete Front wie gewöhnlich von Kaufläden, Sakischanklokalen und Werkstätten für inländische Fabrikation eingenommen wird. Die einzigen Sehenswürdigkeiten welche das Dorf übrigens aufzuweisen hat, bestehen aus einem von schönen Bäumen umgebenen Sinto-Tempel und einer bedeutenden Saline, welche aus langen, seichten, gut nivellirten, jetzt fast trockenen Lehmdämmen gebildet wird, wo das Seewasser zur Abdampfung hingeleitet, und von denen die verstärkte Salzlake abermals in Salztiegel abgelassen wird um vollständig einzutrocknen. Merkwürdig ist daß mehre Schneckenarten in der sehr starken Salzbrühe ganz gut fortkommen.

Auf den umliegenden Berggipfeln sieht man Reihen von japanischen Wachs-Pflanzen (Rhus succedaneus). Das Wachs wird mit Benutzung der Wärme aus den Beeren des Busches gepreßt, und in großem Maßstabe zur Bereitung der Lichte gebraucht, welche von den Eingeborenen selbst gebrannt, auch gebleicht und veredelt nach Europa ausgeführt werden, wo man sie zuweilen in den Kerzengießereien verwendet. Jetzt wird jedoch diese Art von Wachslichten immer mehr und mehr von dem amerikanischen Kerosin-Oel verdrängt. Der Preis ist daher so gesunken, daß die Fabrikation von Pflanzenwachs kaum noch lohnend ist.*)

Am nächsten Morgen fuhren wir von dort ab, und am 21. Okt.

---

*) Nähere Aufschlüsse hierüber liefert Henry Gribble in: The preparation of vegetable wax (Transactions of the Asiatic Society of Japan vol. III part. 1. S. 94. Yokohama 1875.)

ging die Vega im Hafen von Nagasaki vor Anker. Mein hauptsächlichster Zweck beim Besuche dieses Ortes war die Einsammlung von Pflanzenversteinerungen, welche meiner Vermuthung nach in der Kohlengrube von Takasima oder in der Nähe des Kohlenfeldes zu finden sein mußten. Um nun recht bald den Fundort zu entdecken rechnete ich auf die Lust der Japanesen, allerlei merkwürdige Gegenstände aus dem Thier- Pflanzen- und Mineralreiche zu sammeln. Ich hoffte also in den Läden, wo alte Bronzen, Porzellanwaaren, Waffen u. dgl. feilgeboten wurden, auch Pflanzenversteinerungen aus der Gegend mit Angabe des Fundortes zu finden. Am ersten Tage lief ich daher tüchtig, wiewol vergeblich bei den Kuriositätenhändlern umher. Endlich theilte mir einer von den Japanesen, mit welchen ich über die Sache sprach, mit: daß man eben im Begriff sei eine Ausstellung von Natur- und Kunstprodukten der Gegend anzuordnen, und daß ich möglicherweise unter den auszustellenden Gegenständen das Gesuchte finden könne.

Natürlich benutzte ich sogleich die Gelegenheit um eine der vielen japanischen Lokalausstellungen zu sehen, von denen ich so viel gehört hatte. Dieselbe war noch ungeordnet, aber ich ward jedenfalls wohlwollend eingelassen und bekam so Vieles, was für mich lehrreich war, unter Anderem eine Sammlung Steinarten aus der Umgegend, zu sehen. Zwischen diesen entdeckte ich endlich zu meiner großen Freude auch einige schöne Pflanzenpetrefakte von Mogi, einer unfern Nagasaki's liegenden Ortschaft. Neben der Anhöhe, wo die Ausstellung statthaben sollte, hatte man gewaltige Monumente von Steinkohlen aufgerichtet, um Zeugniß von der Beschaffenheit der japanischen Kohlenfelder abzulegen, und nach dem zu urteilen, was ich hier sah, scheint die Mächtigkeit der Lager sehr zufriedenstellend zu sein.

Gleich am folgenden Morgen reiste ich, in Begleitung des japanischen Genossen, den ich von Kobe mitgenommen hatte und des, mir von dem so außerordentlich zuvorkommenden Gouverneur von Nagasaki mitgegebenen Adjutanten nach Mogi. Die Reise sollte zu Pferde über das Gebirge unternommen werden. Mein Gefolge bestand, außer meinen beiden japanischen Begleitern und einem Manne von der Vega, sämtlich beritten, aus einer Menge Kulis um Proviant und andere Effekten zu tragen. Der Gouverneur hatte mir sein eigenes Pferd geliehen, das von den Japanesen als etwas ganz Ausgezeichnetes angesehen wurde. Es war nicht besonders groß,

aber sehr schön, ein gelbbrauner Hengst, fast wie ein Pferd norwegischer Race, außerordentlich fromm und sicher auf den Füßen. Letzteres war auch sehr nöthig, denn die Reise begann mit einem Ritt hundert nicht besonders bequeme, schlüpfrige, steinerne Stufen empor. Auch weiterhin ging der sehr schmale, oft mit glatten Steinen belegte Weg zu wiederholten Malen hinauf und herab, ähnliche, nicht eben für Reiter bestimmte Stufen unmittelbar am Rande mehrer hundert Fuß tiefer Abgründe hin, wo ein einziger Fehltritt dem Pferde wie dem Reiter das Leben gekostet haben würde. Aber, wie gesagt, unsere Pferde waren fest auf den Füßen und hatten ein sicheres Auge, und die Reiter hüteten sich wohl bei dem Ritte über dergleichen Stellen die Zügel zu fassen.

Keine von allen den Gebirgsgegenden, die ich in Japan gesehen hatte, ist so gut angebaut wie die Umgebungen von Nagasaki. Jede ebenere Stelle von einigen hundert Quadratellen im Umfang ist zum Anbau irgend einer der unzähligen Kulturpflanzen des Landes, besonders des Reises benutzt; da aber dergleichen leicht bebaubare Plätze nur in geringer Anzahl vorkommen, so haben die Bewohner durch Fleiß und unermüdete Arbeiten die steilen Seitenabhänge der Berge in eine Reihe horizontal über einander gelegener, durch Wasserleitungen sorgfältig bewässerter Aecker verwandelt.

Mogi, ein ansehnliches Fischerdorf, liegt am Meere, 20 Kilometer in gerader Linie südlich hinter Nagasaki, jenseits einer bergigen, von Lavalagen und vulkanischem Tuff vollen Halbinsel, welche aus dem, in dieser Gegend von tiefen Buchten fast zerrissenen Kiusiu-Eiland herausragt. An diesem Orte wohnt kein Europäer, und natürlich findet man hier auch kein europäisches Gasthaus. Wir quartierten uns aber bei einem der vornehmsten oder vermögendsten Leute ein, einem Sakifabrikanten und Sakiverkäufer oder, wie wir sagen würden, einem Branntweinbrenner und Schankwirth. Hier wurden wir sehr freundlich in reinlichen und stattlichen Zimmern aufgenommen und von der jungen, recht hübschen an der Spitze einer Schaar von Dienerinnen stehenden Tochter des Wirths bedient. Man muß aber nicht glauben, daß dieses Wirthshaus einen Anstrich von unseren Schankwirthschaften hatte. Das wüste Treiben einiger mehr oder minder verkommener Individuen gewahrten wir hier nicht und eben so wenig andere, an das Schankwirthsschaftleben in Europa erinnernde Begebnisse. Alles ging in der Brennerei und in der Schankstube mit

derselben Ruhe und Gleichmäßigkeit, wie die Arbeit bei einem vermögenden, nicht fluchenden und nicht zänkischen Landjunker von Statten.

Saki ist ein durch Gähren und Brennen des Reises bereitetes Getränk, sehr verschieden von Geschmack und Stärke, bald wie Rheinwein niederer Qualität bald mehr einem schwachen Kornbranntwein ähnelnd. Außer Saki braute unser Wirth auch Essig aus Reis und Sakiresten, die mit dem Zusatz verschiedener anderer Pflanzenstoffe in großen, auf dem Hofe in Reihen aufgestellten Kruken stehen und säuern mußten.

Nachdem meine Ankunft bekannt wurde, erhielt ich Besuche von den Honoratioren des Dorfes. Wir wurden bald vermittelst freundlichen Entgegenkommens, Cigarren und Rothweins sehr gute Freunde. Von besonderem Nutzen war mir der Dorfarzt, der, als er die Ursache meines Ausflugs erfahren hatte, mir mittheilte, daß Versteinerungen wie ich sie suchte, wirklich in der Gegend vorkämen, aber daß man nur bei niederem Wasserstande zu ihnen gelangen könne. Sogleich besuchte ich mit dem Doktor und meinen Nagasakischen Begleitern die Stelle und fand bald verschiedene, die herrlichsten Pflanzenversteinerungen die man sich nur denken konnte enthaltende Lager. Während dieses und des folgenden Tages brachte ich eine reiche Kollektion zusammen, zum Theil mit Beihülfe einer zahlreichen Schaar von Kindern, die mir beim Sammeln halfen, und von denen die Mädchen immer ein Kleines auf dem Rücken trugen. Nach den Untersuchungen des Dr. A. G. Nathorst gehören die von mir an dieser Stelle gefundenen Pflanzenversteinerungen, die ich mit heimbrachte, der jüngeren Tertiärzeit an.

Nach der Rückkehr von Mogi unternahm ich einen Ausflug nach der Kohlengrube bei Takasima, die sich auf einer, einige Kilometer von der Stadt entfernten Insel befindet. Auch hier gelang es mir einige fernere Beiträge zu der früheren Flora der Gegend zusammenzubringen.

Nachdem auch die Bewohner von Nagasaki uns ein großartiges Abschiedsfest gegeben hatten, bei welchem Reden in japanischer, chinesischer, englischer, französischer, deutscher, italiänischer, holländischer, russischer, dänischer und schwedischer Sprache gehalten wurden — ein Beweis von der hier herrschenden Vermischung der verschiedenen Nationalitäten, lichtete die Vega am 27. Oktober wieder die Anker

zur Weiterfahrt. Wir verließen nun Japan um ernstlich die Heimkehr zu beginnen, und wurden beim Fortschiffen von zwei im Hafen vor Anker liegenden englischen Kanonenböten „Hornet" und „Sylvia" salutirt, indem sie ihre Wanten und Regelingen bemannten. Es ist natürlich, daß der Stunde der Abreise nach fünfzehnmonatlicher Trennung vom Vaterlande mit Freuden entgegen gesehen wurde; aber in diese Freude mischte sich doch ein Gefühl der Wehmuth, so bald gezwungen zu sein, vielleicht für immer, von diesem herrlichen Lande und edlen Volke zu scheiden, in welchem eine Entwickelung vor sich geht, die nicht allein Ostasiens altes Kulturvolk zu neuem Leben erweckt, sondern auch europäischer Wissenschaft, Kunst und Industrie einen neuen Boden bereitet.

Neunzehntes Kapitel.

Hongkong und Kanton. — Die Steinschleifereien in Kanton. — Politische Zustände in einer englischen Kolonie. — Behandlung der Eingeborenen. — Reise nach Labuan. — Die dortigen Kohlengruben. — Ausflug nach der Küste von Borneo. — Malajendörfer. — Singapore. — Fahrt nach Ceilon. — Point de Galle. — Edelsteingruben bei Ratnapura. — Besuch im Tempel. — Kauf von Manuskripten. — Ceilons Bevölkerung. — Almqvists Ausflug ins Innere der Insel.

Einige Tage nach unserer Ankunft in Jokohama wurde die Vega auf das Werft von Jokosuka gebracht um dort durch Kupferbeschlag vor den, dem Schiffsrumpfe so schädlichen Bohrmuscheln der warmen Meere gesichert zu werden, wobei die Gelegenheit benutzt wurde, einige kleinere Reparaturen und Aenderungen der Schiffseinrichtung vorzunehmen wie sie wünschenswerth waren, indem wir den übrigen Theil der Reise nicht in kalten sondern in tropischen Klimaten zurückzulegen hatten. Diese Arbeit hatte etwas länger gedauert als berechnet war, so daß die Vega erst am 21. September das Dock verlassen und nach Jokohama zurückkehren konnte, wo sich die Naturforscher während des größten Theils der Reparaturzeit niedergelassen hatten. Es war ursprünglich meine Absicht gewesen nur so lange Zeit zu bleiben, als zur Beendigung dieser Arbeiten nöthig war, wobei inzwischen Offiziere und Mannschaft Gelegenheit nehmen

konnten, sich von den Strapazen des Winters zu erholen, Briefe aus der Heimath zu erhalten und dahin abzuschicken, so wie aus den Zeitungen die wichtigsten Begebenheiten zu ersehen, welche sich während unserer vierzehnmonatlichen Abwesenheit von den Gegenden, die von dem Getümmel der Weltereignisse berührt werden, zugetragen hatten. Dieser Aufenthalt in Japan beruhte freilich einigermaßen auf der Schwierigkeit sich nach einigen wenigen Tagen von einem so merkwürdigen, so liebenswürdigen und so gastfreien Volke wie die Japanesen sind und von einem, mit einer so herrlichen Natur gesegneten Lande loszureißen. Außerdem waren wir, wenn die Vega wieder seetüchtig war, der Zeit des Monsunwechsels*) so nahe, daß es nicht klug und mit geringer Zeitersparung verbunden gewesen wäre, gleich weiter südwärts zu fahren. Furchtbare Stürme rasen gewöhnlich um diese Jahreszeit auf den Meeren hier, und der dann herrschende Wind ist für die Seefahrt von Japan nach Süden so ungünstig, daß ein Fahrzeug mit so geringer Dampfkraft wie die Vega sehr leicht die bei einer zeitigeren Abfahrt gewonnenen Tage, durch ein Kreuzen bei Gegenwind zwischen Japan und Hongkong wieder verloren hätte. Dagegen konnten wir während der Reise nach Hongkong zu Ende Oktobers und Anfang Novembers auf guten und beständigen Wind rechnen. Das war auch der Fall, so daß wir, nachdem wir am Vormittage des 27. Oktobers Nagasaki verlassen hatten, bereits am 2. November Nachmittags im Hafen von Hongkong vor Anker gehen konnten.

Einige Aussichten während eines Aufenthalts von einem paar Tagen etwas für die Wissenschaft Nutzenbringendes auszurichten, hatten wir natürlich nicht, und das in einer Gegend, die schon unzählige Male früh er von Naturforschern untersucht worden war; trotzdem lief ich auf alle Fälle diesen Hafen an, um einem von den Theilnehmern an der Expedition ausgesprochenen Wunsch entgegen zu kommen, nämlich: Ostasien nicht zu verlassen, ohne etwas von dem so viel besprochenen, allen anderen Ländern so unähnlichen „himmlischen Reiche"**) gesehen zu haben.

---

*) Der Monsun, Muson oder richtiger (malajisch:) Musîm wird in zwei Stationen getheilt, nämlich in den Musîm Hudschan, oder Musîm dîngin die Regenzeit, und in den Musîm pânas die trockene, (die gute oder Sommer-)Saison. — Anmerk. d. Bearb.

**) Der eigentliche Namen ist: „Reich der Mitte" Dsun-ho. — Anmerk. d. Bearb.

Für diesen Zweck ist aber Hongkong selbst ein nicht sehr tauglicher Ort. Diese reiche und blühende, durch Englands chinesische Politik und Opiumhandel geschaffene Handelsstadt ist eine britische Kolonie mit europäischem Charakter, die nur wenig von dem ursprünglichen chinesischen Volksleben aufzuweisen hat, wenn auch der größte Theil der Bevölkerung aus Chinesen besteht. Einige wenige Stunden Weges jedoch von Hongkong mit dem Dampfboot liegt die alte große Handelsstadt Kanton, die, trotzdem sie schon so lange den Europäern offen stand, dennoch mit ihrer ameisenhaufenähnlichen Bauart, ihrer zahllosen Bevölkerung, ihren Tempeln, Gefängnissen, Blumendschunken, Mandarinen, bezopften Gassenjungen u. s. w. rein chinesisch ist. Der größte Theil der Mitglieder der Expedition machte einen Ausflug dahin und wurde dafür durch unzählige, unbeschreibliche Eindrücke die sie von dem chinesischen Stadtleben mitnahmen, belohnt. Wir wurden überall von den Eingeborenen freundlich aufgenommen*), und so kurz unser Aufenthalt auch war, genügte er doch, das Zerrbild, welches eine Menge europäischer Schriftsteller von der zahlreichsten Nation der Welt zu entwerfen beliebten, zu beseitigen. Man merkt bald, daß man es hier mit einem ernsten und strebsamen Volke zu thun hat, das allerdings Vielerlei „Tugend und Laster, Trauer und Genuß auf eine andere Art auffaßt wie wir," das lächerlich machen zu wollen, wie die Europäer so gern den farbigen Racen gegenüber zu thun pflegen, wir keinerlei Recht haben.

Den größten Theil meines kurzen Aufenthalts in Kanton benutzte ich, in einem Tragsessel (Pferde kann man in der Stadt selbst nicht gebrauchen) in den schmalen, von offenen Kaufläden eingefaßten und zum Theil bedeckten Straßen, die sicherlich von allen Merk-

*) Doch mit eimer höchst lächerlichen Ausnahme! Ich wollte zu zoologischen Zwecken eine von den gewöhnlichen chinesischen Ratten haben, und deshalb ließ ich durch meinen Dolmetscher in einem an der Straße befindlichen Schuppen wo, wie es hieß, Ratten für chinesische Gourmands zubereitet wurden, Nachfrage halten. Kaum war aber die Anfrage geäußert, so brach der alte, ernsthafte Wirth in einen Strom von Grobheiten, besonders dem Dolmetscher gegenüber aus, und überhäufte diesen mit den heftigsten Vorwürfen: daß er einem „ausländischen Teufel" beistände, die eigenen Landsleute zum Narren zu haben. Alle meine Widerreden halfen zu nichts, und ich mußte mich unverrichteter Sache entfernen.

würdigkeiten die es hier zu sehen gibt das Merkwürdigste sind, umherzustreifen. Nur eine besondere Merkwürdigkeit will ich hier erwähnen, die mich als Mineralogen speziell interessirte, nämlich: die Steinschleifereien in Kanton.

In einem so bevölkerten und reichen Lande wie China, in welchem das Haus und das häusliche Leben eine so große Rolle spielen, ist es natürlich, daß viel Geld für Schmucksachen ausgegeben wird. Man dürfte also erwarten, daß geschliffene, edle Steine hier in reichem Maße gebraucht werden, aber nach dem was ich in Kanton gesehen habe, scheinen die Chinesen weniger Werth darauf zu legen als die Inder und Europäer. Es scheint außerdem als setze man noch immer mehr Werth auf Steine von altem „orientalischem Schliff" d. h. mit polirten, rundlichen Flächen als auf die nach der jetzt in Europa gebräuchlichen Schleifart geformten mit flachen Facetten. Dafür fassen die Chinesen mit großer Vorliebe eigenthümliche, oft sehr gut ausgeführte Schnitzarbeiten in eine Menge verschiedener Steinarten, unter denen sie den höchsten Werth auf den Nephrit oder, wie sie ihn nennen „Yii*)" legen, der zu Ringen, Armbändern, allerlei Zierrathen, Vasen, kleineren Tischgefäßen u. s. w. verarbeitet wird. In Kanton gibt es sehr viele Steinschleifer und Händler, die sich hauptsächlich damit beschäftigen aus diesen, oft höher als wirkliche Edelsteine geschätzten Steinen gemachte Schmucksachen zu verfertigen und zu verkaufen. Der Nephrit war lange Zeit ein so wichtiger Handelsartikel, daß die Orte, wo er gefunden wurde das Ziel für besondere Karawanenzüge, welche durch das Yii-Thor nach China kamen, waren. Ebenso scheint der Bernstein, — besonders Stücke in denen sich Insekten finden — sehr geschätzt zu werden. Den Bernstein findet man in China nicht, sondern er wird aus Europa, oft verfälscht und große chinesische Käfer mit den Spuren

---

*) Wie hochgeschätzt dieser Stein, der oft als Bezeichnung alles Prächtigen und Schönen dient, war, geht auch aus folgenden Worten des berühmten Religionslehrers und Philosophen Lao-Tsé (oder Lao-kiün) — „Wer nicht wie ein Nephrit hochgeschätzt sein will, der wird wie ein (gewöhnlicher) Stein gering geschätzt." Tao-te-King; Buch I. Spruch 39 — hervor. Er ist auch unter dem Namen Jade in Europa bekannt. In dem Roman: Ping-schän-ling-jen (die zwei jungen Dichterinnen) wird im zweiten Kapitel von einer derselben gesagt: Schän-tai war schön wie Perlen und Jade. — Anmerk. d. Bearb.

von Nadeln an denen sie aufgespießt waren enthaltend, eingeführt. Andere, einheimische oder aus fremden Ländern importirte, minder edle Steine werden gleichfalls verwendet, unter anderen häufige Varietäten theils von Talk oder Saponit (Seifenstein) theils von Pyrophyllit. Arbeiten, aus diesen Steinarten fabrizirt, stehen aber in einem niedrigen, mit dem des Nephrit gar nicht zu vergleichenden Preise. In dem nämlichen Laden, wo man mir sorgfältig in besondere Schachteln gelegte Nephritstücke verkaufte, fand ich am Boden eines mit Sandstaub gefüllten Kastens neben Stücken Quarz und allerlei anderem alten Plunder, große zum Theil wunderschön gebildete Krystalle von hellem, durchsichtigem Topas, die als Quarz für eine Kleinigkeit verkauft wurden. Außerdem erstand ich ein paar Stücke gravirten Topas von denen das eine ein großer, sehr schöner natürlicher Krystall war, auf dessen Oberfläche eine chinesische Inschrift eingeschnitten war, die in der Uebersetzung also lautete: „Studien aus Büchern bringen Ehre und Ruhm und machen den Mann hoffähig." Das andere war ein bläulicher, zollanger Krystall auf dessen einer Seite eine Menschenfigur, vielleicht irgend ein buddhistischer Heiliger gravirt war. Die Steinschleiferei wird als eine Haus-Industrie betrieben, vorzüglich in einem besonderen Theile der Stadt. Die Werkstatt befindet sich gewöhnlich neben einer kleinen Handelstoonbank, in einem nach der Straße zu offenen Zimmer zu ebener Erde. Das Schneiden und Schleifen geschieht wie bei uns, vermittelst metallener Scheiben und Schmirgels oder gestoßenen Korunds, der in großer Menge unweit Kantons gefunden werden soll.

Man fährt jetzt zwischen Hongkong und Kanton in großen, bequemen und gut eingerichteten aber im Aeußeren unbeholfenen, nach amerikanischem Muster gebauten Flußdampfern. Sie werden von Europäern geführt. Die Kost an Bord ist europäisch und vortrefflich. Europäer und Chinesen halten sich in getrennten Salons auf. Ueberall auf dem Achterdeck und in der Achterkajüte hangen Waffen um zur Hand zu sein, im Falle das Fahrzeug von Seeräubern angefallen würde oder wenn, wie das vor einigen Jahren geschah, eine größere Anzahl derselben sich, um das Schiff zu plündern, unter die chinesischen Passagiere mit eingeschlichen haben sollte.

Hongkong wurde in Folge des Krieges von 1842 an England abgetreten. Das damalige, unansehnliche Fischerdorf ist jetzt einer

der bedeutendsten Handelsplätze der Welt. Der Hafen ist geräumig, hat einen guten Ankergrund, und ist durch eine Menge größerer und kleinerer Granitwerder gut geschützt. Auf dem größten derselben liegt die Stadt an Terrassen, die vom Strande nach dem Innern der Insel zu emporsteigen, und auf deren höchster die reichsten europäischen Bewohner ihre von schönen Gärten umgebenen Sommersitze gebaut haben. Im Winter leben sie in der Stadt. Wir wurden hier sowol von dem Gouverneur Mr. Pope Hennessy wie von den übrigen Einwohnern der Stadt sehr gut aufgenommen. Ersterer lud den Kapitän Palander und mich ein, in dem schönen Gouvernementsgebäude zu wohnen, gab uns ein Diner, veranstaltete einen feierlichen offiziellen Empfang für uns, und verehrte der Expedition eine schöne Sammlung getrockneter Pflanzen aus dem von der Stadt sehr reichlich unterhaltenen botanischen Garten, der unter der Direktion des Mr. Charles Ford steht; Letzterer überreichte mir eine Beglückwünschungsadresse vor einer speziell dazu eingeladenen und von den Honoratioren der Stadt zahlreich besuchten Versammlung im City-Hall, bei welcher Gelegenheit uns eine mit 414 Unterschriften (worunter mehre chinesische) versehene, in rothe Seide gebundene und mit Schwarz, Gold und Roth gedruckte Gratulation überreicht wurde. Bald nach unserer Rückkehr in die Heimath erhielten wir, Palander und ich, von den Mitgliedern der Gemeinde zu Hongkong jeder eine prachtvolle silberne Vase. — —

Wir kommen jetzt zur Schilderung der weiteren Reise der Vega:

Von den Segenswünschen vieler neugewonnener Freunde begleitet verließen wir am Morgen des 9. November den Hafen von Hongkong. Ursprünglich hatte ich beabsichtigt den Kurs nach Manilla zu nehmen, aber der Zeitverlust während des langen Aufenthalts in Japan zwang mich von diesem Reiseplan Abstand zu nehmen. Der Kurs wurde daher mittelbar über Labuan (eine kleine englische Besitzung am nördlichen Theil von Borneo) nach Singapore genommen. Die nördliche Spitze (die Kohlengrube) liegt bei 5° 23′ nördl. Breite und 115° 12′ östl. Länge von Greenwich. England hat Labuan in Besitz genommen, wegen der dort vorkommenden Kohlenlager, die in Folge der Lage dieses Eilandes fast mitten zwischen den großen, vielen und fruchtbaren ostasiatischen Inseln von besonderer Bedeutung sind. Auch mich hatten die Kohlenlager dorthin geführt. Ich wollte nämlich

versuchen, ob ich nicht dort in der Nähe des Aequators selbst, werthvolle Beiträge zur Erörterung der Beschaffenheit des früheren Aequatorialklimas sammeln könne.

Anfangs ging es, Dank sei einem frischen und günstigen Monsunwinde, rasch vorwärts. Als wir aber in die sogenannte windstille Zone kamen, flaute der Wind vollständig ab, und wir mußten den Dampf in Anspruch nehmen, der uns in Folge der äußerst schwachen Maschine der Vega und einer starken Gegenströmung so langsam vorwärts brachte, daß wir erst am 17. November im Hafen von Labuan Anker werfen konnten.

Die größte der zur Kolonie gehörenden Inseln hat bei einer ziemlich bedeutenden Breite eine Länge von 10′ von Nordosten nach Südwesten. Sie wird von einigen tausend (im Jahre 1863 waren es 3,300) Chinesen und Malajen nebst einigen wenigen Engländern, welche letztere entweder Staatsbeamte oder bei den Kohlengruben Angestellte sind, bewohnt. Der nördliche Theil der Insel liegt 140 Meter hoch über dem Meere, gegen Süden aber senkt sich das Land zu einer weiten, mit dichten Reihen von Gebüschen bewachsenen und von niedrigen, sumpfigen Wiesen durchschnittenen Sandebene herab. Die meisten Einwohner wohnen längs des Hafenstrandes, der am südlichen Theile der Insel liegt und jetzt den für englische Kolonien unvermeidlichen, also bedeutungslosen Namen Victoria führt. Die bequeme Wohnung des Gouverneurs liegt ein Stück von der Hafenstadt entfernt im Innern der Insel, die Kohlengrube auf der Nordseite der Insel. Bei unserem Besuch hatte die Kohlengesellschaft vor Kurzem Konkurs gemacht, und die Grubenarbeit war daher eingestellt worden, aber man hoffte, daß sie bald wieder aufgenommen werden würde. Die sandige Ebene selbst ist im Vergleich mit den benachbarten tropischen Ländern nicht sehr fruchtbar. Sie war vor nicht langer Zeit abgeschwendet und daher größtentheils mit einzelnem Buschwerk bedeckt, aus welchen sich Stämme hoher, verdorrter, halbverbrannter Bäume erhoben und der Landschaft Aehnlichkeit mit einer nordischen, von einer Feuersbrunst verheerten Waldgegend verliehen. In Folge des Abschwendens, das sich über die Insel verbreitet hatte, konnte man gewahren, daß die Ebene, welche aus der Entfernung gesehen vollkommen flach zu sein schien, überall voll kraterförmiger Vertiefungen im Sande war, vollkommen wie die Ackerrückenlöcher in den skandinavischen Sandgrubenfirsten. Auf der nördlichen

Seite sah man Sandsteingebirge, die mit einem steilen, 6 bis 15 Meter hohen Abhang nach dem Meere zu abfielen. Hier zeigte sich die tropische Natur in ihrer ganzen Ueppigkeit, besonders in den Thälern, welche kleinere Bäche aus den Sandsteinlagern gehöhlt hatten.

Die Kohlengrube ist in Kohlenlager eingesenkt, welche auf der nördlichen Seite der Insel zu Tage kommen. Die Flötzlager sind, wie mir am Orte selbst mitgetheilt wurde, vier an der Zahl mit einer Dicke von 3,8, 0,9, 0,4 und 1,0 Meter. Sie streichen 30° gegen den Horizont und sind durch Lager von Thon und hartem Sandstein, die zusammen eine Mächtigkeit von ungefähr 50 Meter haben, geschieden. Ueber dem obersten Kohlenlager trifft man ferner sehr mächtige Lager von schwarzem Thonschiefer, weißem harten Sandstein mit Thonstreifen, so wie losen Sandstein und mit Kohlen gemischten Sandstein, die Versteinerungen von Seemuscheln, welche denen der Jetztzeit ähneln, enthalten. Die Lager, die zwischen den Kohlenflötzen oder in deren unmittelbaren Nähe liegen enthalten dagegen keine anderen Versteinerungen als die von Pflanzenresten. Dreizehn Kilometer südlich von der Grube springt, nahe dem Hafen, ein fast senkrechtes Kohlenlager zu Tage, das vermuthlich einer viel früheren Zeit als der oben erwähnten angehört, und außen im Meere 18 Kilometer vom Strande nördlich von der Grube quillt aus dem Meergrunde Steinöl hervor. Der Grubendirektor vermuthete daher, daß die Kohlenlager auf dieser Stelle wieder bis an die Oberfläche der Erde fortgingen. Die Kohlenlager von Labuan sind übrigens, ungeachtet ihrer Lage fast in der Mitte einer ungeheuren kreisförmigen Kettenreihe von Vulkanen merkwürdigerweise frei von Abschiebungen — was einen Beweis dafür liefert, daß die Gegend während der unermeßlichen Zeit, die seit derjenigen in welcher diese Lager sich abgesetzt hatten, von Erdbeben verschont geblieben war. Auch jetzt weiß man, wie Wallace sagt, kaum etwas von Erdbeben in diesem Theile von Borneo.

Auf Labuan findet man, wiewol ziemlich spärlich, Pflanzenversteinerungen in Klumpen von Eisenthonstein aus den Lagern über den beiden untersten Kohlenflötzen. Außerdem sind die oberen Kohlenlager sehr reich an Harz, welches in größeren Adern die Kohle durchzieht. Aus der Mächtigkeit der zwischen und über den Kohlenflötzen liegenden Sandlager und von ihrer Verwandlung in harten Sandstein kann man schließen, daß eine sehr lange Zeit, wahrscheinlich Hundert-

tausende oder Millionen von Jahren, seit der Bildung dieser Kohlenlager verflossen ist. Sie gehören gleichwol einer ganz neuen Periode an, in welcher die Vegetation dieser Gegenden wenig von der der Jetztzeit verschieden gewesen sein mochte.

An den steilen Strandterrassen der Nordküste sieht man sehr hübsche Durchschnitte der Sandsteinlager welche über und unter den Kohlen liegen. Während ich den Strand entlang ging um dieselben zu betrachten, besuchte ich ein paar auf Pfählen gebaute malajische Hütten, die zur Fluthzeit von Wasser, bei der Ebbe von trocknem, aller Vegetation barem Strandboden umgeben sind. Um in diese Hütten zu gelangen muß man eine nach dem Meere zu liegende, 2 bis $2^1/_2$ Meter hohe Stiege hinauf klettern. Das Haus sah aus wie ein Wasserspeicher bei uns, und war von leichtem Holze aufgeführt. Der Fußboden bestand aus undichten, lose liegenden, knarrenden Bambusschindeln und war so dünn, daß ich fürchtete sie würden als ich darüber hinging entzwei brechen. Das Hausgeräth bestand nur aus einigen Rohrmatten und einem paar Kochgeschirren. Einen Feuerherd sah ich nirgends; vermuthlich wurde das Feuer am Strande angemacht. Einen Grund warum man diesen Platz zur Wohnung gewählt hatte, statt des nahen, grünen aber durchaus nicht sumpfigen Strandes, kann ich nicht finden, wenn es nicht wegen der Kühlung war, welche die luftige Lage am Strand mit sich bringt, und wegen des Schutzes den die Pfähle vor den Tausenden von Reptilien gewähren, von denen das Gras in den tropischen Gegenden wimmelt. Wahrscheinlich sind auch die Mücken draußen am Rande der See minder beschwerlich als weiterhin im Innern des Landes.

Aehnliche Wohnungen sahen auch einige meiner Begleiter während einer Ausfahrt, die sie auf der Dampfschaluppe nach der Mündung eines größeren, sich an der benachbarten Küste von Borneo ergießenden Flusses, machten. Hierüber theilt Dr. Stuxberg Folgendes mit:

„Am 19. November unternahmen wir, Palander, Bove und ich nebst zwei Mann in der Dampfschaluppe der Vega einen Ausflug nach dem, gerade Labuan gegenüber mündenden Flusse Kalias. Wir machten uns mit Tagesanbruch, gleich nach 6 Uhr auf den Weg. Wir fuhren zuerst nördlich jenseits Pappan Island, dann durch die vielen Untiefen hindurch, die sich zwischen dieser und der bedeutend größeren Insel Daat-Island befinden, und schließlich südlich um letztgenanntes Eiland herum.

Pappan Island ist ein kleiner hübscher Werder, der bis an den Saum des Hochwassers hinab mit dunkelgrünem, tropischem Urwald bewachsen ist. Auf Daat-Island dagegen ist der Urwald auf der Ostseite gelichtet und hat einer Neupflanzung von Kokusbäumen Platz gemacht — dem Werke des früheren Arztes zu Labuan, welches seinem jetzigen Eigenthümer einen bedeutenden Ertrag geliefert hat.

Es war uns ziemlich schwer geworden einen Weg über die Sandbarre zu finden, welche in einer Entfernung von anderthalb bis drei Seemeilen von der Küste von Borneo, gerade vor der Mündung des Flusses liegt. Nach mehrfachen Versuchen gelang es uns endlich nach einer Stunde Zeit die tiefe Rinne zu entdecken, welche in den Fluß führt. Dieselbe geht dicht das feste Land entlang auf der Nordseite von Kalias-Point bis zur eigentlichen Flußmündung. An der Barre betrug die Tiefe nur ein Meter, in der tiefen Rinne wechselte sie zwischen 3,5 und 7 Meter, in der Mündung selbst zwischen 14 und18 Meter und mitunter noch darüber.

Auf der südlichen Seite der nördlich jenseits der Kalias'-Mündung hervortretenden Landzunge, lagen zwei Malajendörfer, deren Bewohner unsere Fahrt mit neugierigen Blicken zu beobachten schienen. Eine Schaar halb oder ganz nackter Kinder begann, sowie sie die rasch dahin schießende Schaluppe gewahrte, einen Wettlauf längs des Strandes, offenbar um uns so lange wie möglich in Sicht zu behalten. Wir hatten jetzt tiefes Wasser und dampften ohne Aufenthalt den Fluß hinauf, behielten uns also den ersehnten Besuch eines der Malajendörfer bis zu unserer Rückfahrt vor.

Wir fuhren ungefähr anderthalb oder zwei schwedische Meilen einen der vielen sich schlängenden Flußarme hinauf, da die geringe Tiefe uns immer zu wenden zwang. Die Vegetation war an den Ufern des festen Landes, ebenso wie an denen der in der Nähe der Flußmündung liegenden Inseln überall so dicht, daß es fast unmöglich war eine Stelle zum Landen herauszusuchen — rings herum nichts als undurchdringlicher Urwald der, zunächst dem Auslauf des Flusses, aus hohen schattenreichen Laubhölzern sämtlich mit dunkelgrünen, glänzenden und vollen Blättern bestand. Einige standen in Blüthe andere trugen Früchte. Die Hauptmassen

dieser Bäume waren Feigenbäume, deren zahlreiche, sich dicht umeinander schlingende freie Wurzeln ein undurchdringliches Hemmniß bis dicht zum Rande des Flusses bildeten. Für den Zuwachs und das Vordringen des Landes in das Gebiet des Wassers spielen diese in der Luft Wurzel schlagende Bäume eine sehr wichtige Rolle. Sie entsenden ihre kräftigen Luftwurzeln von den Zweigen und Stämmen ins Wasser und wenn dieselben den Boden erreicht haben und in die Sumpferde eingedrungen sind, so stellen sie durch das dichte Geflecht, welches sie bilden, ein ausgezeichnetes Verbindungsmittel für allen neuen Schlamm den der Flußarm von dem höher gelegenen Binnenlande mit sich führt, her. Es scheint mir, als würden die in der freien Luft Wurzel schlagenden Bäume eines der kräftigsten Mittel für die Zunahme des Alluviallandes auf Borneo ausmachen. Den Fluß weiter hinauf begannen große Strecken mit einer Palmenart, die in ihren etwas helleren, grünen und langen, scheidenförmigen Blättern scharf gegen die übrige Waldung abstachen. Stellenweise waren die Ufer an einer Seite einzig mit Palmen, an der anderen einzig mit Feigenbäumen bewachsen. Die Palmen-Dschangeln*) waren nicht ganz so undurchdringlich wie die Reihen von Feigenbäumen; letztere wuchsen lieber auf sumpfigem Boden, während die Palmen mehr an den sandigeren und wasserärmeren Stellen fortkamen. Von Pflanzen und Unterholz war keine Spur zu entdecken.

Während der Fahrt auf dem Flusse sahen wir dann und wann einzelne grünfarbige Eisvögel und Königsfischer und hin und wieder einen Kolibri umherfliegen; sie waren aber bei weitem nicht so zahlreich wie man in der ganz tropischen Gegend wol hätte erwarten dürfen. Wir sahen auch einige Affen, welche paarweise in den Bäumen umhersprangen, und von denen Palander ein Männchen zu schießen gelang. Alligatoren von 1 bis $1^1/_2$ Meter Länge stürzten sich, von dem Gerassel des Propellers erschreckt kopflängs vom Uferrand hinab ins Wasser. Kleine Landeidechsen mit Schwimmhäuten zwischen den Zehen hüpften mit erstaunlicher Schnelligkeit auf dem Wasser dicht am Strande umher.

Nach einer Fahrt von zwei Stunden, während welcher wir

*) Die Dschangels (engl. jungle) sind dicht verwachsene Waldungen.

die Ufer genau durchforschten, um einen Landungsplatz auszusuchen, legten wir bei der am wenigsten unzugänglichen Stelle an, um zu sehen, was die niedere Fauna zu bieten hatte. Es war keine leichte Sache ans Land zu gelangen. Der Boden war so sumpfig, daß wir bis an die Kniee einsanken; und nur indem wir auf dazwischen gelegte Palmblätter und herabgefallene Zweige traten, konnten wir uns durch den Wald hindurch winden. Das Suchen nach niederen, wirbellosen Thieren ergab kein sonderliches Resultat. Etwa zehn Arten von Mollusken, unter denen eine merkwürdige nackte Schnecke von derselben Farbe und rauhen Beschaffenheit wie die Baumrinde, worauf sie saß, war alles was hier zu bekommen war. Es kam mir sehr eigenthümlich vor, nicht eine einzige Insektengruppe repräsentirt zu finden. Die merkbare Armuth an Thieren ist, wie ich glaube, dem vollständigen Mangel an Kräutern und Unterholz zuzuschreiben. Das Thierleben war ebenso dürftig, wie das Pflanzenleben reich und stellenweise manchfaltig. Ueber der Landschaft lag eine eigenthümliche Stille.

Auf dem Rückwege besuchten wir eines der eben erwähnten Malajendörfer, welches aus etwa zehn einzelnstehenden Häusern bestand, die auf langen, starken Pfählen in das Wasser an der Mündung des Flusses, ungefähr 6—10 Meter vom Strande gebaut waren. Sämtliche Häuser standen auf einer gemeinsamen, großen Plattform von dickerem Bambus, der etwa in Mannshöhe über dem Wasserrande lag. Winkelrecht vom Strand liefen lange, schwimmende Stämme, deren eines Ende mit dem Lande zusammenhing, während das andere dicht bei der Plattform verankert war. Von dieser ging ein kurzer steil abschüssiger Block hinab zu dem verankerten Ende des langen, schwimmenden Stammes. Auf solche Art wurde die Verbindung mit dem Lande unterhalten. Die Häuser waren alle beinahe viereckig und enthielten ein einziges Zimmer, hatten ein gebrochenes, nicht plattes Dach, und waren auch an einer der kürzeren Seiten näher dem einen Winkel, mit einer langen, rechtwinkligen Thüröffnung, und an einer der langen Seiten mit einer Luke oder viereckigen Oeffnung versehen. Das Bauholz war Bambus von 8—11 Centimeter Dicke, meistentheils ganz, mitunter gespalten. Das Dach hatte von draußen eine dünne Lage von Palmblättern um den Regen abzuhalten. Das Haus im Ganzen zeigte Aehnlichkeit mit einem Lattenbau, in den der leiseste Luftzug überall

freien Zutritt hat. Der Fußboden war sehr biegsam und nachgebend, aber zugleich so schwach, daß man nicht darauf gehen konnte ohne befürchten zu müssen, durchzufallen. Die eine Hälfte des Fußbodens, der Thüröffnung gegenüber war mit einer dünnen Matte von irgend einer Pflanze belegt, und offenbar der Ruheplatz der Familie. Einige zerrissene Lappen waren die einzigen Kleidungsstücke die wir entdecken konnten. Von Hausgeräth sah man kaum eine Spur; auch keine Waffen, Pfeile oder Bogen waren vorhanden. Der Feuerherd war ein gewaltiger Aschenhaufen auf einigen niedrigen Steinen, stand in der einen Zimmerecke, und dicht daneben ein höchst schmutziger, eiserner Topf. Alle Abfälle von den Mahlzeiten, Knochen und Molluskenschalen, waren in das unter dem Fußboden befindliche Wasser hinabgeworfen, so daß daselbst ein förmliches Bodenkulturlager einige Fuß höher als der umgebende Meergrund und meistentheils aus großen Muschelschalen bestehend, lag. Der Boden des Zimmers war in hohem Grade unsauber und schwarz, und sah aus als ob er nie mit einem Tropfen Wasser in Berührung gekommen wäre. Das ganze Innere kam uns ebenso elend und ärmlich vor, wie das eines tschuktschischen Zeltes. Die Bewohner schienen kaum mehr zu besitzen als das womit sie gingen und standen d. h. für jede Person einen Schurz um den Leib zu hängen. An der Plattform lagen zwei kleine Böte angebunden, die aber nur ausgehöhlte Baumstämme waren, ohne besonderen Bord an den Seiten, höchstens 2 und $2^1/_2$ Meter lang und nur fähig zwei Männer zu tragen. Wir hatten ein solches Boot etwas flußhinauf getroffen, das von zwei jungen Leuten gerudert war und Palmblätter geladen hatte; es lag nur 5—8 Centimeter über Wasser und schien bei der kleinsten unvorsichtigen Bewegung der Schiffer kentern zu müssen. Auf der Plattform gingen einige Hunde von mittlerer Größe frei umher; sie waren anfänglich scheu und mißtrauisch gegen uns, und knurrten ein wenig, ließen sich aber bald schmeicheln.

Von eingeborenen Malajen bekamen wir in kurzer Entfernung leider nur zwei Männer in mittlerem Alter zu sehen. Als wir uns einem der langen schwimmenden Balken näherten, die zur Plattform führten, flohen die Weiber und Kinder über Hals und Kopf aus den nächsten Häusern, und als wir die Plattform betraten, hatten sie sich in einem entfernt liegenden Hause verschanzt,

wo sie uns unruhig und neugierig durch eine Luke beguckten. Die Kinder gaben die ganze Zeit über ihre Furcht durch ein lautes Gejammer zu erkennen. Als wir versuchten uns den Flüchtenden zu nähern, flohen sie noch weiter fort. Einige Männer blieben jedoch stehen; wir gewannen uns ihre Gunst durch Cigarretten, die Palander unter sie vertheilte, womit sie denn ersichtlich zufrieden waren. Sie hatten ein ernstes, verschlossenes, vielleicht eher noch gleichgültiges Aussehen.

Bei dem malajischen Dorfe welches wir besuchten, hatten einige Chinesen eine Sagoplantage, und waren eben mit Beihülfe mehrer malajischer Arbeiter damit beschäftigt Sagomehl, wovon sie eine große Niederlage zu besitzen schienen, in ein flaches Fahrzeug zu laden. Ein anderes Fahrzeug war erst vor Kurzem befrachtet worden, und war eben im Auslaufen begriffen. Die Chinesen hatten auf mich denselben angenehmen Eindruck gemacht wie ihre Landsleute die ich früher in Japan und Hongkong gesehen hatte und die ich später in Singapore zu Gesicht bekam — den Eindruck sehr arbeitsamer, wohlhabender, genügsamer und reinlicher Leute.“ —

Labuan scheint mir ein sehr passender Ausgangspunkt für einen Naturforscher zu sein, der Borneo untersuchen will. Dieser Distrikt dürfte wol einer der am wenigsten gekannten Theile der Sunda-Inseln sein, und man braucht sich nicht weit von der Küste zu entfernen, um in Gegenden zu kommen, die noch nie von Europäern besucht worden sind. Labuan selbst und dessen nächste Umgebungen haben dem Forscher ein außerordentlich großes Interesse zu bieten, und kürzere Ausflüge können leicht und ohne große Kosten in das Gebiet des gegen Fremde so freundlichen Sultans von Bruni und nach dem 4,175 Meter hohen, von Labuan aus sichtbaren Kinibalu-Berg an der Nordspitze von Borneo unternommen werden. Als ich vor der Ankunft in Japan den Plan zur Heimkehr entwarf, schloß ich in denselben den Besuch dieses Berges mit ein, auf dessen Gipfel ein verhältnißmäßig strenges Klima herrschen, und dessen Thier- und Pflanzenwelt deshalb, trotz seiner Lage in der Nachbarschaft des Aequators, viele interessante Vergleichungspunkte mit der Flora und Fauna der nordischen Länder darbieten mußte. Als es sich aber herausstellte, daß ein solcher Ausflug Wochen in Anspruch nehmen würde, unterblieb derselbe.

Am 21. November lichtete die Vega wieder die Anker, um ihre

Fahrt über Singapore nach Point de Galle auf Ceilan fortzusetzen. Zwischen Labuan und Singapore ging es, in Folge der Windstille die, wie man voraussehen konnte, in der See westlich hinter Borneo herrschte, nur sehr langsam vorwärts.

Singapore liegt, wenn man von Schweden aus Asien und Europa umfährt, gerade auf der Hälfte des Weges. Wir hielten uns hier vom 28. November bis zum 4. Dezember auf, und wurden von den europäischen sowol wie von den asiatischen Bürgern der Stadt, welche im Enthusiasmus für die Reise der Vega mit den Bewohnern von Hongkong zu wetteifern schienen, außerordentlich gastfrei aufgenommen. In der Stadt herrscht durch die Menge der hier sich aufhaltenden Nationen eine babylonische Sprachenverwirrung: Chinesen, Malajen, Klings, Bengalen, Perser, Singhalesen, Neger, Araber u. s. w.

In Galle kamen wir am 15. December an, nachdem unsere Reise von Singapore aus von einem ziemlich anhaltenden, guten Monsunwind begünstigt worden war. Während der Fahrt über die Meerenge von Malakka wurde oft, etwas nach Sonnenuntergang, starkes Wetterleuchten gesehen; die elektrischen Entladungen schienen hauptsächlich von den zu beiden Seiten des Sundes gelegenen Berghöhen her zu kommen.

Ich ließ die Vega bis zum 22. Dezember im Hafen von Point de Galle stillliegen, theils um Posten abzuwarten, theils um Dr. Almqvist Gelegenheit zum Einsammeln von Flechten an den Bergspitzen im Innern der Insel und dem Dr. Kjellman zu einer Untersuchung der Algenflora zu geben, und für mich selbst Zeit zum Besuch der berühmten Edelsteingruben von Ceilan zu gewinnen.

Die Edelsteine auf Ceilan kommen hauptsächlich in Sandlagern vor, besonders an solchen Stellen, wo Wasserströme hervorgeflossen waren und einen großen Theil der weicheren Bestandtheile des Sandes fortgerollt, zerbröckelt und fortgeschwemmt hatten, so daß ein Grus übrig blieb, der mehr von den härteren edlen Steinlagern enthält als das ursprüngliche Sandlager oder dessen Muttergänge. Wo die Ausschwemmung der Natur aufhört, fängt der Edelsteinsammler an. Er sucht ein passendes Thal aus, gräbt sich auf eine größere oder geringere Tiefe unter der Erdoberfläche bis zu dem, dem Bergplateau nächstbefindlichen Lager von einem mit grobkörnigem Sand gemischten

Thon, das wie er aus Erfahrung weiß, edelsteinhaltig ist.*) Bei den Wäschen, die ich sah, wurde der mit Thon vermischte Griessand aus diesem Lager herausgenommen und neben die Edelsteingrube herum gelegt bis es gelang, drei oder vier Kubikmeter davon einzusammeln. Dieser wurde darauf in flachen, schalenförmigen Körben von 1/2 bis 1 Meter Durchschnitt zu einem nahen Flusse getragen, wo er gewaschen wurde bis aller Thon vom Sande weggespült war. Aus diesem wurden dann die Edelsteine herausgezogen indem ein Individuum mit einem Blicke die Oberfläche des nassen Sandes durchforschte, und das was mehr oder minder den Anschein von Edelstein hatte, herausklaubte. Darauf rieb er mit der flachen Hand die oberste Sandschicht fort und dann auf dieselbe Weise auch die darunter befindliche, bis die ganze Masse durchsucht war. Die Sicherheit mit welcher er in einem einzigen Augenblicke beurteilte, ob sich zwischen den vielen tausenden Griessandkörnern etwas Brauchbares befand, war bewundernswürdig. Vergebens suchte ich in einem bedeutenden Haufen des auf diese Art durchsuchten Gruses einen einzigen kleinen, den Blicken des Forschenden entgangenen, Edelstein zu entdecken.

Die Ausbeute ist verschieden, bald reichlich bald sehr gering, und obgleich man auf Ceilan jährlich für sehr große Summen Edelsteine entdeckt, so ist doch der Betrieb im Ganzen nicht sehr lohnend, wenn auch hin und wieder ein vom Glück Begünstigter dabei ein Vermögen erworben hat. Die englischen Behörden sehen dies Gewerbe daher mit vollem Recht für demoralisirend und der Benutzung der auch

*) Emerson Tennent sagt hierüber: Die Edelsteinsammler bringen bis zu einer Tiefe von 10—20 Fuß hinunter, um auf eine tiefere „Nellan" genannte Erdschichte zu stoßen, in welcher sich Edelsteine finden. Diese ist so alt, daß sie die Unterlage der jetzigen Flußbette bildet, und wird von dem darüber liegenden Grus durch eine, wenige Zoll dicke „Kabua" genannte, Rinde getrennt, die so hart ist daß sie in der Sonne gebrannten Ziegeln gleicht. Die Nellan-Schichten liegen meistentheils horizontal, mitunter stehen sie jedoch in der Nähe der Berglehnen ein wenig aufrecht. Sie bestehen aus gerollten kleinen, in der Erde fest liegenden Steinen. Zuweilen findet man darin auch große Blöcke von Granit und Gneus. Unter diesen und in besonderen Vertiefungen im Thon, welche die Eingeborenen „Elephantenfährten" nennen, findet man Edelsteine an einer Stelle zusammen und gleichsam von Wasserströmungen dahingeschwemmt (E. Tennent's: Ceylon; London 1860 I. S. 34.)

im Uebrigen reichen Naturprodukte des Landes hinderlich an. Ein großer Theil der Edelsteine wird von besonderen Steinschleifern in Ratnapora*) geschliffen, aber die Bearbeitung ist sehr schlecht, so daß die Steine welche in den Handel kommen, oft unregelmäßig sind und unebene, krumme, schlecht polirte Flächen haben. Die größte Menge dürfte wol nach der östlichen und westlichen indischen Halbinsel und nach anderen Gegenden Asiens verkauft werden, viel wird aber auch nach Europa ausgeführt. Die hauptsächlichst bei Ratnapora gewonnenen Edelsteine bestehen aus Saphiren, gewöhnlich blauen, doch auch mitunter gelben, violetten, ja sogar ganz und gar farblosen; letztere haben einen diamantenähnlichen Glanz**) Rubinen sah ich hier nur in geringen Quantitäten. —

Auf der Ausfahrt von Galle nach Ratnapora besuchte ich eine Menge Tempel um mir Pali-***) Singalesische†) oder Sanskrit-Manuskripte zu verschaffen, und setzte mich zu diesem Behufe in Verbindung mit einigen Eingeborenen welche, wie man glaubte, der-

*) Diese Stadt scheint ihren Namen (Ratnapura Stadt der Edelsteine) von diesen Steinen zu haben. — Singapore heißt die Stadt der Löwen (Sinhapura), ob von diesen Thieren oder von der den Fürsten gegebenen Ehrenbezeichnung „Löwe" (sinha) die Stadt ihr Namen erhalten hat wage ich nicht zu entscheiden. — Anmerk. d. Bearb.

**) Diamanten gibt es auf Ceylon nicht, auch scheinen weder Gold noch Platina in nennenswerther Menge in dem Edelsteingrus vorzukommen.

***) Pali ist nur eine entartete oder verweichlichte Schwester des Sanskrit, aber in sofern interessant als diese Sprache sich mit dem Buddhismus über einen großen Theil Indiens, wenn auch nicht als gesprochener Dialekt, sondern nur in den historischen, philosophischen und religiösen Schriften, selbst der nicht den arischen Stämmen angehörenden Völker wie z. B. der Siamesen, Birmanen, u. s. w. verbreitet hat. Der eigentliche Stammsitz des Pali scheint die Provinz Mâgadhî gewesen zu sein, weshalb es auch u. A. Mâgthâ d. i. die Sprache von Mâgadhî, dem heutigen Behar, genannt wird. — Anmerk. d. Bearb.

†) Das Singalesische oder richtiger Sinhalesische — von der Insel Sinhala-Dwîpa, Serendîb, Selandip, (die Insel Selan, woher der Name Ceylon oder Ceilan) früher Lanka — gehört dem Drawidischen Sprachstamm an, und nur die historischen und religiösen Werke die dem Buddhismus entstammen, enthalten mehr oder minder verstümmelte Namen und andere dem Sanskrit entnommenen Wörter. Man vgl. die vorhergehende Anmerkung. — Anmerk. d. Bearb.

gleichen besaßen. Solche Handschriften sind jetzt schwer zu bekommen, und meine Ernte war nicht sonderlich groß. Die Bücher, welche die Tempel abstehen wollten, sind schon seit geraumer Zeit von früheren Privatsammlern aufgekauft oder öffentlichen Museen z. B. der in Colombo errichteten: Ceylon Government Oriental Library überlassen. Der Sammler, welcher längere Zeit in der Gegend verweilt, dürfte dennoch eine reiche Nachernte halten können, weniger unter den in den Tempeln verwahrten klassischen Arbeiten, als unter den bei Privatleuten aufbewahrten kleineren Volksschriften.*)

Freilich sieht man auf Ceylon unzählige Nachkommen der Völker, welche im Lauf der Zeiten größere oder kleinere Theile der Insel unterworfen oder daselbst Handel getrieben hatten, wie Mohren (d, h. Mauren, Araber), Hindu's, Juden, Portugiesen, Holländer, Engländer u. s. w. aber der Hauptheil der Bevölkerung ist jedenfalls von einem und demselben Stamm, und besteht immer noch aus den zwei nah verwandten Völkerfamilien Tamulen und Singalesen, die sich vor Jahrtausenden hier niedergelassen hatten. Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel, fast schwarz, das Haar ist nicht wollig, die Gesichtszüge sind regelmäßig und der Körperbau ganz außerordentlich schön. Besonders sind die Kinder die, wenn sie noch klein sind, meist ganz vollkommen nackt einhergehen, mit ihren regelmäßigen Zügen, ihren großen Augen, frischen vollen Körpern, wirkliche Schönheitstypen, und dasselbe gilt von der Mehrzahl der jungen Leute. Die hiesige Tracht ist gewöhnlich bequem und geschmackvoll. Bei den Singalesen besteht sie aus einem um die Taille gewickelten Stücke Zeuges welches bis auf die Kniee hernieder hangt. Die Männer, selbst die vermögenden, welche die bequeme Nationaltracht der europäischen vorziehen,

*) Zu diesen klassischen Werken gehören u. A. der Mahâwanso, ein genealogisches, historisches und religiöses Werk in 100 Kapiteln, der Pitakattajo, ein buddhistisch-orthodoxes Buch in 3 Theilen, das Kammawâkjam, ein religiöses, dogmatisches Buch, die Lokanîti ein moralisches Buch in 169 Sentenzen (von mir übersetzt) u. s. w. sämtlich in der Pali-Sprache. Zu den klassischen Werken der Singalesen gehören Râdschâ-Ratnakari und Râdschâwali zwei historisch-religiöse Bücher, Pûdschawalîja, ein berühmtes religiöses Gedicht und zwei theilweise vorbuddhistische Gedichte: Jakkun Nattannawa und Kolan-Nattannawa; letzteres eine Art Drama oder Maskenspiel dürfte seinem Inhalte nach aber eher zu den, von Nordenskiöld erwähnten Volksschriften gehören. — Anmerk. d. Bearb.

tragen die Oberkörper nackt. Das lange Haar wird durch einen Kamm zusammengehalten, der quer über den Kopf geht, und bei den Vornehmeren ein großes, viereckiges über den Scheitel liegendes Vorstück hat. Die Frauen bedecken den oberen Theil des Leibes mit einer dünnen, baumwollenen Jacke. Die Priester tragen ein gelbes



Bilder in einem Tempel auf Ceylon.

Stück Zeug schräg über die Achsel. Die nackten Kinder sind mit metallenen Armringen und einer Metallkette um den Leib, von der eine kleine Platte zwischen den Beinen herabhangt, geputzt. Diese Platte ist oft von Silber oder Gold und wird als Amulet betrachtet.

Die Hütten der Arbeiter sind gewöhnlich sehr klein von irdenen oder Kabôk- (porösem Sandstein) Ziegeln, und eher als Schauer zum Schutz gegen Regen oder Sonnenhitze wie als Häuser nach

europäischem Begriff zu betrachten. Die reichen Singalesen wohnen in weitläufigen, beinahe offenen, nur durch dünne Wandschirme in Zimmer eingetheilten Veranda's, ähnlich den Häusern in Japan. Den Schönheitssinn, den Geschmack und die Kunstfertigkeit der Japanesen vermißt man hier, muß aber zugeben, daß letztere in dieser Beziehung über allen Völkern der Erde stehen.

In den Hafenstädten sind die Singalesen unerträglich durch ihre Bettelei, ihre Geschwätzigkeit und die unangenehme Sitte beim Handeln anfänglich das Zehnfache von dem zu verlangen, als womit sie sich schließlich begnügen. Im Innern des Landes ist das Verhalten in dieser Beziehung bei weitem besser.

Unter den Tempeln die ich besuchte um mir Palibücher zu verschaffen war auch der sogenannte „Teufelstempel" bei Ratnapora*)

*) Damit ist wol ein, dem Kapuismus (vom finhalesischen „Kapua" Zauberer, Geisterbeschwörer) geweihter Tempel gemeint. Dieser Glaube, der später vom Buddhismus, aber nur zum Theil, verdrängt wurde, ist der wilde, finstere Dämonendienst. Der oberste dieser Dämonen war der „große schwarze Gott" als dessen Mutter eine fabelhafte Königin Karandu Bânâ genannt wird, die aber jünger ist als die Urgöttin, Omawanganawa. Dieser große schwarze Gott erhielt aber seine Gewalt die Menschen krank zu machen, und überhaupt zu peinigen durch den Urdämon Ribbi, der, wie es in den finhalesischen Schriften heißt „als wüthender Dämon in einer Blutlache lebt und Blut liebt," weshalb ihm denn auch blutige Opfer gebracht werden, und seine Verehrer sich selbst Hals und Brust blutig schneiden. Nicht minder schrecklich und blutdürstig ist die Planetengöttin Riri, die aus Blut (riri) entstanden ist, einen Affenkopf von rother Farbe mit schwarzen Haarbüscheln hat und auf einem Bullen reitet. Diese sowie der Dämon Mangirre u. a. m. sind, oder bedeuten unglückbringende Planeten und Gestirne, denn der Kapuismus den man als Teufelsglauben bezeichnet, ist weiter nichts als sinnlich grober Sternendienst. Dieser vorbuddhistische Glaube kennt aber auch günstige Gestirne, die er als Göttinnen: Pattini's genannt (von Einigen trotz des Namens als männliche Geister und als die 4 Welthüter betrachtet) für Beschützer und Wohlthäter der Menschheit hält, und welche von einer „durch Zufall entstandenen" Göttin Pattinî abstammen, die, obgleich verheirathet, ihre Jungfräulichkeit bewahrte, und in Ceilan so verehrt wird, daß man auf den Schmuck den sie trägt und der Hallambe heißt, die Eide ablegt. Ausführliches, wenn auch nicht immer Richtiges findet man in Uphams history of Buddhism. London 1810, der auch das buddhistische, die Geschichte Ceilans und seiner Fürsten enthaltende Pali-Werk Mahâwanso herausgegeben hat.

das stattlichste Götterhaus das ich auf Ceylon gesehen hatte. Die meisten Tempel waren von Holz aber alle höchst unansehnlich und ohne den mindesten Baustyl.*) Die zahlreichen Priester und Tempeldiener wohnten in ziemlich unsauberen und unordentlichen Behausungen in der Nähe des Tempels. Sie nahmen mich freundlich auf, und zeigten mir ihre Bücher, von denen sie zuweilen einige verkauften. Mehre Male endete meine Unterhandlung damit, daß der Priester mir das Buch, das ich zu kaufen wünschte, schenkte, und sich auf das Bestimmteste weigerte irgend welche Erstattung dafür anzunehmen. Bei einer Gelegenheit deutete mir der Priester an, daß er nach den Geboten der Religion die Kaufsumme, über welche wir uns geeinigt hatten, nicht annehmen dürfe, daß ich dieselbe aber irgend einem der umstehenden Leute geben könne. Vor einigen Priesterwohnungen wimmelte es von Schulkindern, welche ämsig mit ihren Schreibbüchern von Palmblättern und Schreibgriffeln hin und her liefen.

In ihrer Einrichtung waren die Tempel sehr verschieden, wahrscheinlich in Folge der von einander abweichenden Gebräuche der einzelnen buddhistischen Sekten, zu denen sie gehörten. Ein Tempel in der Nähe von Colombo enthielt eine Menge hölzerner Bildsäulen und Gemälden von Gottheiten oder Menschen in übermenschlicher Größe. Die meisten standen aufrecht, gleichsam als Wächter um einen sitzenden Buddha herum und hatten einen auffallend ägyptischen Charakter**). Ich konnte bei den Priestern keine Unlust merken

---

Diese Dämonen werden von den Buddhisten Jakseja (die indische Geisterklasse: Jakscha's) genannt; besonders wird der Dämone Oddy der sich in drei Wesen verwandeln kann, und durch gewisse magische Formeln beschwören läßt, in den sinhalesischen Gedichten, wie z. B. im Jakkun-Nattannawâ erwähnt. — Anmerk. d. Bearb.

*) Dieser im Text erwähnte Tempel ist einer von den, „Bodhisthana's“ oder Siddhisthana's genannten Götterhäuser; diejenigen in oder neben welchen die Priester ihre Wohnungen haben heißen Wihâri's; die in welchen die Priester den Kindern Religionsunterricht ertheilen sind größtentheils hölzerne Kapellen oder Pavillons und heißen Pançila's; andere Kapellen sind für die Ceremonieen beim Todtendienst bestimmt und heißen Pratscheta's. Die Pattini's (s. d. vor. Anmerk.) werden in den, Dewala's (d. i. Götterwohnungen) verehrt, und wenn diese Tempel klein sind werden dieselben Kawile's genannt. — Anmerk. d. Bearb.

**) Die erwähnten Figuren welche einander in Stellung, Gewandung

Fremde in ihrem Tempel umherzuführen, doch fehlte mitunter der Schlüssel zu irgend einem Aufbewahrungsbehälter, dessen Inhalt man vielleicht dadurch nicht entweihen wollte, daß man ihn Ungläubigen zeigte. Dies war z. B. der Fall mit dem Schrank, der im Tempel von Ratnapora den Bogen und die Pfeile des Teufels enthielt.*) Die Tempelgefäße waren übrigens sehr häßlich, geschmacklos und schlecht unterhalten. Nur selten sah ich irgend etwas das von Geschmack, Kunst- und Ordnungssinn zeugte. Wie anders dagegen in Japan, wo alle in den besseren Tempeln verwahrten Schwerter, lackirte Waaren, Feuerpfannen, Theetassen u. dgl. im ersten besten europäischen Kunstmuseum einen Platz verdient hätten.

In der Beschreibung der ersten Reise von Nowaja Semlja nach Ceylon darf man wol nicht unterlassen für Lidner's**) Landsleute ein Bild von „Ceylons verbrannten Thälern" zu entwerfen. In dieser

---

u. s. w. vollständig gleichen, würde man vielleicht, wenn nicht die offene rechte Brust sie als männliche Wesen bezeichnete, für drei der in dem sinhalesischen Maskenspiel Kôlan-Nattannawa (S. 40—43) erwähnten fünf zusammengebundenen Frauen mit ihren Blumenkrügen auf dem Kopfe, und den bunten Kleidern, halten können. So aber scheint es, nach Nordenskiölds leider zu kurzer Beschreibung, als ob es die Gestalten entweder von: Thero's, (d. h. Geistliche, welche die buddhistischen Klöster und die Bilder Buddha's bewachten) oder von Arhat's (einer anderen Klasse Buddhapriester, welche sich auf Beschwörungen und Zauberkünste aller Art verstanden) sein könnten. Auf letztere würde die, wie zum Beschwören erhobene rechte Hand deuten; doch ist dieses Alles nur Conjectur, da, wie gesagt, die Beschreibung im schwedischen Original zu kurz in näherer Beschreibung der Gewänder (tschinara) und des Kopfschmucks ist, um daraus die eigentliche Bedeutung der Figuren mit einiger Gewißheit angeben zu können. Daß dieselben um den sitzenden Buddha herumstehen, läßt indessen darauf schließen, daß dieser göttliche Heilige der in Ceilan besonders verehrte Buddha Lautora, und von einer bestimmten Klasse seiner Diener oder Priester umgeben ist. Ueber diese Priester und ihre Gewänder, die Ceremonieen bei ihrer Weihe u. dgl. m. enthält das Pali-Werk Kammuwam oder Kammawâkjam Näheres. — Anmerk. d. Bearb.

*) Mit dem Teufel scheint hier Çamadewa, einer der vier in Ceilan besonders heilig gehaltenen sogenannten Berggötter gemeint zu sein. Auf den Bildern die man von ihm hat, wird er mit einer großen Krone, auf einem Elephanten sitzend, und Pfeil und Bogen in der Hand haltend, dargestellt. — Anmerk. d. Bearb.

**) ein schwedischer Dichter, Vf. des Gedichtes „Spartara's Tod."

Beziehung kann folgender Auszug aus einem Briefe des Dr. Almqvist, der seine Reise in das Innere der Insel schildert, aufklärend und lehrreich sein:

„Drei Stunden nach unserer Ankunft in Point de Galle saß ich geziemend in der Diligence nach Colombo eingepackt. Als Reisegesellschafter hatte ich einen Europäer und zwei Singalesen. Da der Abend schon ziemlich hereindämmerte war nicht besonders viel von der Gegend umher zu sehen. Die ganze Nacht über ging der Weg durch einen Wald von gewaltigen Kokusbäumen, deren Kronen hoch oben in der Luft gegen den etwas helleren Himmel dunkel abstachen. Einen eigenthümlichen Eindruck machten die vielen Feuerfliegen, die nach allen Richtungen hin und her flogen, und bei jedem Flügelschlag einen starken Schein von sich gaben. Die Nachtluft athmete die laue Feuchtigkeit welche in den Tropenländern so sehr angenehm ist. Dann und wann drang der Laut des Meeresbrausens zu unseren Ohren, da wir die Westküste der Insel entlang nach Norden zu fuhren. Mehr konnten wir in der Nacht nicht beobachten, und bald hatte sich tiefer Schlaf auf die ganze Gesellschaft herab gesenkt.

Nach sieben Stunden raschen Trabens kamen wir zu einer Eisenbahnstation und setzten die Reise mit dem Bahnzuge nach Colombo, der Hauptstadt Ceylon's fort. Da dort nichts Besonderes zu sehen oder zu thun war, fuhr ich ohne Aufenthalt weiter mit der Eisenbahn, die hier von der Küste ab und ins Innere des Landes nach Kandy und anderen Orten hinführt. Bald wurde die Gegend immer herrlicher. Wir hatten allerdings schon früher an mehren Orten tropische Vegetation gesehen, aber von einer Ueppigkeit wie sich hier dem Auge darbot hatten wir keine Vorstellung. Im Unterlande sah ich einige Zimmetbaumplantagen. Der hiesige Kaneel ist sehr theuer; in Europa verbraucht man fast ausschließlich billigere und schlechtere Sorten die aus anderen Gegenden kommen, und die meisten Anpflanzungen in Ceylon sind schon seit vielen Jahren eingegangen. Bald hatte der Bahnzug das Unterland verlassen, und wir fuhren stark bergan. Das flache Küstenland, wo die Kokosbäume vorherrschend waren, wurde jetzt zu einer sehr unebenen Gegend, zuerst Anhöhen und dazwischen große, offene Thäler, bald immer höhere, zusammenstoßende Berge mit unbedeutenderen tiefen, kesselähnlichen Thälern, oder offene Hochebenen. In den Thälern wurde gewöhnlich Reis gebaut. Höhen und Berglehnen waren allerdings ursprünglich vom üppigsten Urwald

bedeckt, jetzt aber sind alle Abhänge bis zu den Berggipfeln gelichtet und mit Kaféanpflanzungen bedeckt. Der Kafébaum ist allerdings sehr zierlich, aber so dünn gewachsen, daß der Boden überall durchscheint, und das ist für das üppige Ceylon ein ärmlicher Schmuck.

Um zwei Uhr Nachmittag kamen wir zur Station Peradeniya, der letzten vor Kandy. In der Nähe ist der berühmte botanische Garten, dessen Direktor, Dr. Thwaites mich sehr liebenswürdig aufnahm.

Ein botanischer Garten auf Ceylon muß selbstverständlich etwas ganz Außerordentliches sein. Man kann aber auch in der That nie und nirgends eine großartigere und üppigere Vegetation sehen als hier. Dieser Garten ist ganz besonders wegen der Menge verschiedener Baumarten von den gewaltigsten Dimensionen, die er enthält, berühmt. Außerdem findet man hier alle möglichen, bekannteren Gewächse in den prächtigsten Exemplaren gezogen. Gewürze und Spezereien waren besonders schön repräsentirt. Hier schlängelten sich lange Ranken von schwarzem Pfeffer an den dicken Baumstämmen hinauf, dort kamen Kardamompflanzen und Ingwer fort, hier prunkten herrliche Zimmet- Kampfer- China- Muskatnuß- und Vanillenbäume und dort sah ich noch eine neue Ernte von Vanille. Unglaublich viel war also hier zu sehen, zu lernen und zu genießen. Doch schon am nächsten Tage beschloß ich, auf Anrathen des Dr. Thwaites eine Tour in die eigentliche Gebirgsgegend hinauf zu unternehmen, um daselbst die ceylonische Moosflora besser zu untersuchen.

Theils auf der Eisenbahn theils mit der Post reiste ich nun südwärts und befand mich Abends in einem „Rasthause" zu Rambodde, tausend Meter über der Meeresfläche, ungefähr in der gleichen Höhe mit der Baumgränze im südlichen Norwegen. Dieses tropische Bergland erinnert, was die Formation der Gegend betrifft, etwas an die norwegischen Gebirgsgegenden. Auch hier gibt es meilenlange, tiefe Thäler, von hohen Berggipfeln und Bergrücken umgeben, die ihre scharfen Umrisse gegen den Horizont abzeichnen; aber hier war Alles mit Kafébäumen oder möglicherweise mit Cinchona-Pflanzen überwachsen. Die Berglehnen waren von unten bis oben so ausgereutet, daß man kaum einen Baum gewahr werden konnte; überall so weit das Auge reichte, nichts als Kafé.

Am folgenden Tage, früh Morgens ging — oder richtiger gesagt:

kletterte ich, von einem Singalesen begleitet, die steilen Kaféplantagen hinan. Bei 1300 Meter Höhe über der Meeresfläche kam der Kafébaum nicht mehr fort, wir trafen dann nicht sehr bedeutende Theepflanzungen an, und hinter diesen begann Urwald. Auf einer Höhe von 1900 Meter über der See liegt eine weite, freie Hochebene, wo sich ein nicht unansehnlicher Ort Nowara Elliya befindet, an dem während der Hitze des Sommers der Gouverneur residirt und eine Anzahl Truppen kasernirt ist. Einer der Berggipfel, welche diese Hochebene umgeben ist Pedrotalegalla, der höchste Punkt von Ceylon, der 2,500 Meter über der Meeresfläche hoch ist.

Ich habe ziemlich viele Berge bestiegen aber bei keinem ist mir das Ersteigen so leicht gewesen wie bei diesem, denn ein breiter Fußweg führte bis zum Gipfel hinauf. Ohne diesen Weg wäre das Ersteigen unmöglich gewesen, denn man würde eine Stunde gebraucht haben ehe man sich durch die Dschangels hätte durcharbeiten können, so dicht ist nämlich der Boden bis zur Spitze des Berges von Gebüschen, Schlingpflanzen oder Bambus bewachsen. Abends kehrte ich in mein voriges Nachtquartier zurück, wo ich nach einer kleinen netten Promenade von 36 englischen Meilen recht gut schlief.

Da ich mich am nächsten Tage ganz außer Stand fühlte noch eine andere Excursion zu Fuß zu machen, setzte ich mich wieder in den Postwagen und fuhr nach Peradeniya zurück. Auf dieser Fahrt hatte ich einen Singalesen als Reisegefährten, den in der Nähe zu studiren mir ein besonderes Vergnügen machte. Seine eine große Zehe war mit einem breiten silbernen Ring geschmückt, beide Ohren waren nach oben zu durchbohrt und mit irgend einem Bimmelbammelkram versehen, der eine Nasenflügel war gleichfalls durchstochen um hier Gelegenheit zu geben, sich auch an dieser Körperstelle mit irgend einem Zierrath zu putzen. Auf dem Kopfe trug er, wie alle Singalesen einen Kamm, mit dem das gerade hinauf gestrichene Haar in seiner Lage befestigt wurde, gerade wie bei uns die kleinen Mädchen ihr Haar gekämmt zu haben pflegen. Da dieser Mann kein einziges Wort Englisch zu verstehen schien so war es unmöglich nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen.

Mittags am nächsten Tage sah ich mich, in Folge eines ganz unvorhergesehenen Ereignisses genöthigt über Hals und Kopf wieder zur Küste zurückzukehren. Dr. Thwaites und ich wurden nämlich vom Herrn Gouverneur zum Diner eingeladen. Da ich nun nach

meiner langen Fußwanderung beim Gehen hinkte und außerdem nicht die Vorsicht gebraucht hatte schwarze Kleider mitzunehmen, so glaubte ich doch nicht, wie viel es mir auch kostete, die ehrenvolle Einladung annehmen zu müssen, sondern fuhr statt dessen meines Weges. Auf diese Art kehrte ich nach sechs der angenehmsten Tage die ich verlebt hatte, wieder nach Point de Galle und zur Vega zurück."

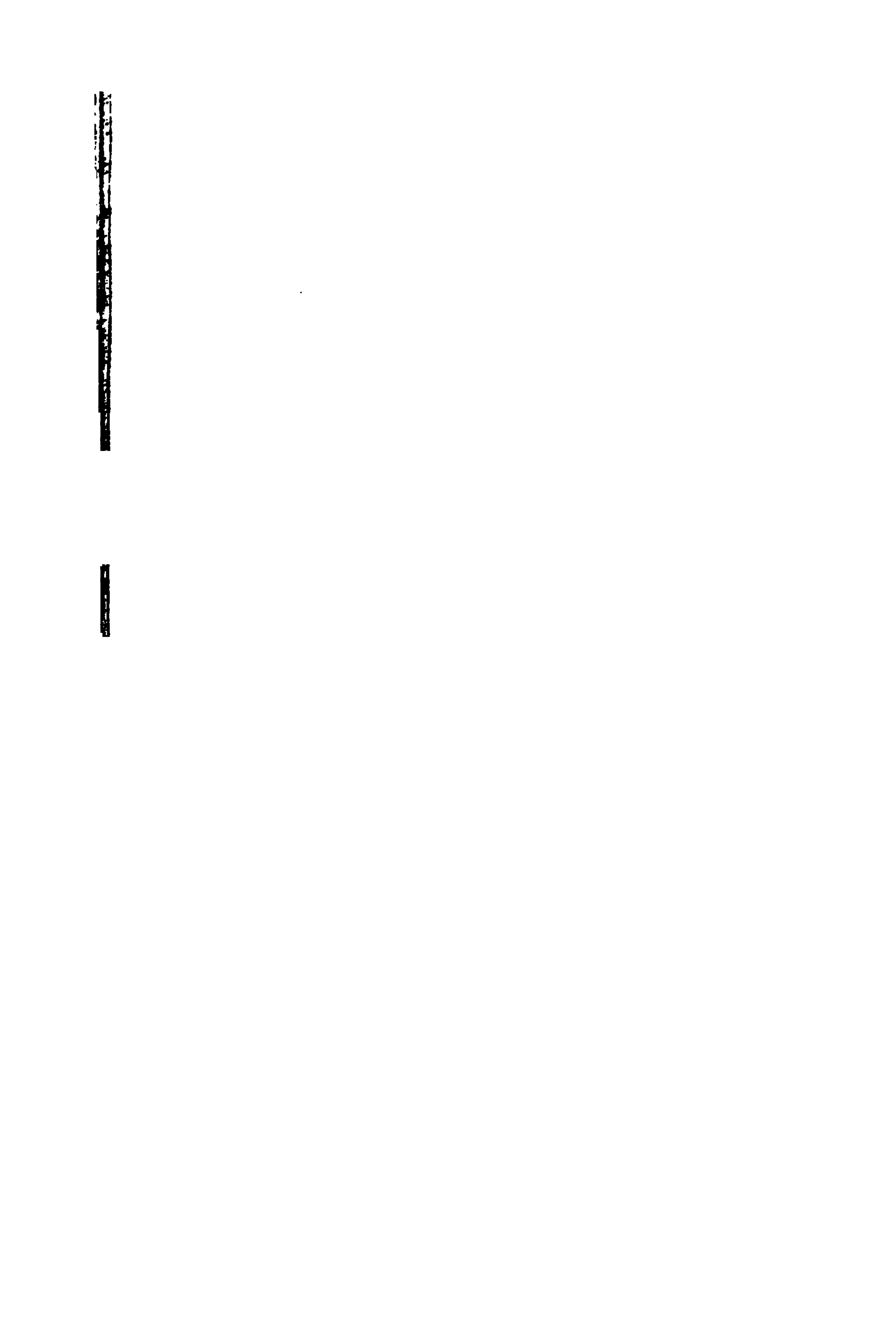
Zwanzigstes Kapitel.

Heimkehr. — Weihnacht 1879. — Aden. — Sueß. — Kairo. — Fahrt nach den Pyramiden und den Mokattambergen. — Versteinerte Baumstämme. — Der Sueß-Kanal. — Nächtliche Landung in Sizilien. — Neapel. — Rom. — Die Theilnehmer an der Expedition trennen sich von einander. — Lissabon. — England. — Paris. — Kopenhagen. — Feierlicher Einzug in Stockholm. — Festlichkeiten daselbst. — Schlußwort.

Noch während unseres Aufenthalts in Japan und auf der Reise von da nach Ceylon hatte ich versucht die Eigenschaft der Vega-Fahrt als einer wissenschaftlichen Expedition wenigstens in gewissem Maße beizubehalten, ein Versuch der in Anbetracht der kurzen Zeit, welche wir an jeder Stelle uns aufhielten keine besonders bedeutenden Resultate ergeben konnte, und auch außerdem, wenngleich auf eine für uns höchst schmeichelhafte und angenehme Art, durch die, ich kann beinahe sagen stürmische Gastfreundschaft, mit welcher man die Vegafahrer überall während ihrer Besuche in den japanischen und ostasiatischen Häfen aufnahm, erschwert wurde. Schwer war es übrigens irgend ein neues, unberührtes Forschungsgebiet in den Gegenden zu finden, welche weit vor der Zeit ehe im skandinavischen Norden Waldungen zuerst ausgereutet und Saaten gestreut wurden, angebaut und kultivirt waren, und Jahrhunderte lang das Ziel der Forschungsreisen aus allen Ländern Europa's gewesen waren. Dennoch hoffe ich, daß die Vega durch Stuxberg's, Nordqvist's, Kjellman's und Almqvist's Beiträge zur ostasiatischen Evertebratenfauna, Algen- und Flechtenflora, so wie durch meine Sammlungen japanischer Bücher, versteinerter Pflanzen aus Mogi und Labuan u. a. m., auch in



Der Einzug der Vega in Stockholm am 24. April 1880.



diesem Theil ihrer Fahrten ein bleibendes Andenken hinterlassen haben wird. Unter den neuen, überwältigenden Eindrücken, welche Natur und Menschen auf Diejenigen unter uns, die jetzt zum ersten Male Japan, China, Indien, Borneo und Ceylon besuchten, machten, war es jedoch sehr schwierig, bei einem Aufenthalt von einigen wenigen Tagen an jedem Ort, diese Seite der Vega-Expedition festzuhalten. Deshalb beschloß ich nach der Abreise von Ceylon heimzukehren.

Wir verließen Point de Galle am 22. December und kamen am 7. Januar in Aden an. Die Ueberfahrt ging der flauen Winde oder der Windstille halber nur langsam von Statten. Weihnachtabend feierten wir diesmal, der Schmausereien müde, nicht so festlich wie bei Pitlekaj sondern nur mit einigen Weihnachtsgeschenken und einer Extra-Beköstigung. Am Neujahrsabend dagegen wurden die Offiziere von einer, durch dicke Pelzjacken in Tschuktschen verwandelten Glückwünschungs-Deputation vom Achterdeck überrascht.

In Aden, wo wir von dem italiänischen Avisodampfer „Esploratore“ mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurden, blieben wir nur ein paar Tage und verließen dasselbe oder besser gesagt seinen Hafenplatz Steamer Point am 9. Januar, und fuhren durch die Straße Bab-el-Mandeb ins rothe Meer. Die Reise durch dieses schmale aber zweitausend zweihundert Kilometer lange Meer ging, besonders in dessen nördlichem Theil, wo wir starken, widrigen Wind hatten, nur langsam vor sich. Dieser Wind verursachte ein so beträchtliches Fallen des Thermometers, daß sich eine dünne Eisdecke auf den Süßwasserlachen in Kairo bildete, und wir, trotzdem wir Polarfahrer waren, in Aegypten Winterkleider anlegen mußten.

Der Anker wurde am 27. Januar in der, an der südlichen Mündung des Sueß-Kanals liegenden, jetzt unbedeutenden Hafenstadt Sueß, vor Anker gegangen. Der größte Theil der Gelehrten und Offiziere der Vega machte einen Ausflug nach Kairo und den Pyramiden, und wurde überall auf das Zuvorkommendste aufgenommen. Einen Tag benutzten Einige von uns zu einem kurzen Abstecher nach den, durch ihre in Kiesel verwandelten Baumstämme bekannten Mokattambergen, auf denen die versteinerten Bäume in ungeheuren Massen, in der Wüste theils in kleinere Stücke zersplittert theils als lange, niedergestürzte, wurzel- und zweiglose, wunderbar gut erhaltene Stämme umherliegen.

Von Kairo kehrten wir am 2. Februar nach Sueß zurück und

Tages darauf lichtete die Vega abermals Anker, um durch Lessep's Riesenwerk, den Sueßkanal, ins Mittelländische Meer zu dampfen. Port Said wurde am 5. Februar auf einige Stunden angelaufen, worauf die Fahrt nach Neapel, dem ersten europäischen Hafen den wir besuchen wollten, fortgesetzt wurde.

In Aden und Aegypten hatte ich mehre Briefe und Telegramme erhalten, in denen mir mitgetheilt wurde, daß in Neapel große Vorbereitungen zu unserem Empfang getroffen waren. Man hoffte die Vega von der Meerenge von Messina aus signalisiren zu können, aber wir trafen erst nach Untergang der Sonne am Eingange dieses Sundes an. Ich ließ deshalb die Vega auf einige Stunden dort beilegen, während deren wir, Lieutenant Bove und ich ans Land ruderten um Telegramme mit der Nachricht von unserer Ankunft in Europa nach Schweden, Neapel, Rom und anderen Orten abzusenden. Bis zum Strande war es aber doch weiter als wir berechnet hatten, und die Dunkelheit war vollständig hereingebrochen ehe wir ihn erreichten. Unter diesen Umständen war es mit Schwierigkeiten verbunden auf der uns vollständig unbekannten, offenen Rhede durch die Brandung ans Land zu kommen, und dazu noch im tiefstem Dunkel, ohne irgend eine Leuchte, uns vom Strande aus durch stachlichte Gebüsche hindurch nach der, hier die Küste entlang geführten Eisenbahn zurecht zu finden. Wir mußten dann ein gutes Stück Weges der Bahn folgen ehe wir an eine Station kamen, wo die Telegramme abgegeben werden konnten. Kaum hatten wir das Bahnhofsgebäude betreten, so wurden wir schon von mißtrauischen Eisenbahn- und Küstenwächtern umringt, und wir konnten von Glück sagen, daß sie uns nicht unterwegs dorthin bemerkt hatten, sonst hätten sie uns sicher für Schleichhändler gehalten, welche mit scharfen Schüssen zu begrüßen die Küstenwacht das Recht besaß; aber auch so wurden wir zuerst mit lärmenden, in befehlshaberischem Tone gethanen Fragen überhäuft und erst als sie sahen, an welche hohe Persönlichkeiten unsere Telegramme gerichtet waren, und von ihrem in Uniform gekleideten Landsmann Bove Aufschlüsse über das Schiff zu dem wir gehörten erhielten, wurden sie außerordentlich zuvorkommend. Einer von ihnen begleitete uns bis an unser Boot zurück, nachdem er uns mit prachtvollen Fackeln versehen hatte, die ein helles Licht über unseren Pfad verbreiteten. Es war dies auch nöthig, denn wir mußten das Erstaunen unseres Führers darüber theilen, daß

wir im Dunkel glücklich über die mit Kaktuspflanzen und Strauchwerk bedeckten unfruchtbaren Hügel zwischen der Bahn und der Seeküste und über einen Eisenbahnviadukt, den wir auf dem Wege hierher ahnungslos überschritten hatten, hinüber gekommen waren. Das war das letzte Reiseabenteuer der Vega und mein erstes Betreten des herrlichen italiänischen Bodens.

Am 14. Februar, um 1 Uhr Nachmittags kam die Vega in Neapel an. Bei Capri kam uns ein reichbeflaggter Dampfer von Sorrento und etwas später ein anderer von Neapel entgegen, die uns bis an den Hafen begleiteten, wo die schwedische Expedition von dem amerikanischen Kriegsschiff Wyoming mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde. Im Hafen wimmelte es von flaggengeschmückten Böten.

Am 20. reisten wir, nachdem wir in Neapel von einer Menge gelehrter Deputationen begrüßt, zu vielen Festen eingeladen worden waren, unsere Gegenbesuche abgestattet, mehre Konzerte und Theater besucht, einen Ausflug nach Pompeji und dem Vesuv gemacht und die meisten Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend in Augenschein genommen hatten, nach Rom, wo wir um 2 Uhr Nachmittags ankamen, und, gleichfalls nach einer Reihe von Einladungen, Festmahlen, Besichtigung der Merkwürdigkeiten, am 25. unsere Abschiedsbesuche machten.

Am 29. Februar verließ die Vega den Hafen von Neapel aber nicht mehr mit vollzähligem Stabe. Die Doktoren Kjellman, Almqvist und Struxberg so wie Lieutenant Nordqvist hatten den Weg nach Kopenhagen zu Lande dem langen Umwege zur See vorgezogen, und Lieutenant Bove wurde durch Familienverhältnisse vermocht hier die Vega zu verlassen; doch trafen wir Alle einander in Stockholm wieder. Es blieben also bei der Abreise von Neapel vom Vorderdeckpersonal nur Kapitän Palander, so wie die Lieutenants Brusewitz, Hovgaard und ich am Bord zurück.

Eine Einladung nach Marseille mußte ich leider abschlagen, da wir uns beeilen mußten heimzukehren, und ich einige Tage für einen Besuch im Vaterland des Prinzen Heinrichs des Seefahrers und Vasco da Gama's aufsparen wollte.

Am 9. März passirten wir die Meerenge von Gibraltar und warfen am 11. um 2 Uhr Nachmittags im Hafen von Lissabon Anker. Gleich am nächsten Tage machten wir einen Ausflug nach dem schönen

Schlosse Cintra; Tags darauf wurden wir vom Könige Dom Luiz der, selbst ein Seemann, sich sehr für die Fahrt der Vega interessirte, empfangen. Wir blieben, von allerlei Ehrenbezeugungen überhäuft bis zum 16. März, nachdem ich inzwischen die große Freude gehabt hatte den berühmten Afrikareisenden Major Serpa Pinto zu treffen. Nachdem wir am genannten Tage Portugal mit günstigem Winde verlassen hatten, bekamen wir im Kanal anhaltenden Gegenwind, so daß wir erst am 25. März statt in Portsmouth, wie ursprünglich beabsichtigt war, im Hafen von Falmouth Anker werfen konnten. Palander und ich reisten in der Nacht zu Charfreitag nach London, wo wir am Bahnhof vom schwedischen Minister Graf Piper und einer großen Anzahl in London sich aufhaltender Landsleute empfangen wurden. Nachdem wir manchen ehrenvollen und angenehmen Einladungen gefolgt waren und viele interessante Bekanntschaften gemacht hatten, reisten wir am 1. April über Boulogne sur-mer nach Paris, wo wir am 2. April um 7 Uhr Vormittags ankamen; dort wurden wir, trotz der frühen Morgenstunde von einer großen Anzahl angesehener ausgezeichneter Leute, Schweden wie Franzosen (unter diesen waren auch der berühmte Madagaskar-Reisende Grandidier, die gesamte schwedisch-norwegische Gesandtschaft, eine Delegation der Pariser Geographischen Gesellschaft, u. s. w.) am Bahnhof feierlich begrüßt. Die Aufnahme in Paris war großartig. Es ist mir eine angenehme Pflicht für alles Wohlwollen, welches uns während der Tage unseres Aufenthalts in dieser Weltstadt von Seiten des Präsidenten der Republik, des Unterrichtsministers Herrn Jules Ferry, des Präsidenten der geographischen Gesellschaft, Admiral La Roncière Le Noury, seines Coadjutors Herrn Hecht, des Sekretärs der Gesellschaft Herrn Maunoir, der Mitglieder des Instituts Herrn Quatrefage und Daubrée und vieler Anderer, erwiesen wurde. Aus der Reihe von Festlichkeiten mögen nur die hauptsächlichsten erwähnt werden. Am Freitag dem 2. April öffentliche séance de réception der geographischen Gesellschaft. Am Sonnabend dem 3. Einladung zu einer Festversammlung im großen Saal der Sorbonne von 28 gelehrten Gesellschaften in Frankreich, Verleihung des Kommandeur- resp. des Offizierkreuzes der Ehrenlegion, Offizielles Diner bei Herrn Jules Ferry. Sonntag den 4. Ueberreichung einer Adresse abseiten des skandinavischen Vereins und Festdiner, dem u. a. auch Prinz Oskar von Schweden, der Wort-

führer des Komités Herr Jensen, Frau Christine Nilson-Rouzeaud, der dänische Gesandte, die Mitglieder der schwedischen Gesandtschaft, Mitglieder der russischen Botschaft, eine Menge skandinavischer Künstler, viele Repräsentanten der französischen und ausländischen Presse und schließlich ein Blumenflor von Damen beiwohnten. Montag den 5. Begrüßung im Versammlungssaal des Instituts. Festlicher Empfang abseiten des Stadtraths in der „Salle des Etats“ in den Tuilerieen, Ueberreichung einer großen, künstlerisch schön gearbeiteten goldenen Medaille im Namen der Stadt Paris, Abends Festdiner von der Société de Géographie gegeben, mit vielen glänzenden Reden. — Dienstag den 6. Diner vom Präsidenten der Republik, Herrn Grévy, zu Ehren des Prinzen Oskar und der in Paris anwesenden Vegafahrer. — Mittwoch den 7. Diner bei dem früheren Präsidenten der geographischen Gesellschaft und des Instituts, Herrn A. Daubrée. — Donnerstag den 8. Diner in einem kleineren Kreise bei Victor Hugo und Abends Empfangssoirée bei dem nämlichen.

Hiermit schloß der Besuch in der Hauptstadt von Frankreich, und am nächsten Tage reisten wir auf der Eisenbahn nach Vlissingen, wohin die Vega unter Brusewitz's Befehl von Falmouth abgegangen war. Herzliche und dringende Einladungen aus Holland und Belgien mußten wir, wegen Mangels an Zeit und Kräften noch ferner zu banketiren, ablehnen. Gleich nach unserer Ankunft an Bord wurde der Anker gelichtet, und der Kurs nach Kopenhagen genommen. Am 15. April um die Mittagszeit passirten wir das, bei der Gelegenheit reich beflaggte Helsingborg. Schon bei Kullaberg waren uns das Dampfboot „H. P. Prior“ mit Studenten aus Lund am Bord, und noch acht andere Dampfer von Kopenhagen, Malmö, Helsingborg und Helsingör mit, wie es heißt, 1500 Passagieren, worunter eine Menge Damen begegnet. Nachts lagen wir auf der Außenrhede von Kopenhagen vor Anker, so daß wir erst am nächsten Vormittag, die Festung mit neun Schüssen aus unserer kleinen Kanone grüßend und mit eben so vielen wieder gegrüßt, in den Hafen dampften. Während des Einfahrens und nachdem der Anker geworfen war, kamen der schwedische Gesandte Freiherr Beck Friis und viele andere hochstehende und angesehene Männer, unter denen sich auch der Konseilspräsident Graf Holstein-Holsteinborg befand, an Bord, um uns im Namen der verschiedenen Korporationen die

sie repräsentirten, zu begrüßen. Nachdem wir an der „Zollbude“ gelandet, und vom Oberpräsidenten, den Wortführern des Magistrats, der Kaufmannschaft, der schwedischen Vereine in Kopenhagen willkommen geheißen worden waren, fuhren wir, von einer zahllosen Menschenmenge mit Lebehoch's empfangen, in das uns zur Wohnung bestimmte Hôtel d'Angleterre. Am 17. fand ein Fest im Kasinosaal statt, dem der König, der Kronpinz, Prinz Johann von Glücksburg, und fast Alles was Kopenhagen an Sommitäten in Wissenschaft, Geschäftsverkehr und Politik hegt, beiwohnten. Dem darauf folgenden fröhlichen Bankett präsidirte der Kronprinz von Dänemark. Am 18. April große Tafel beim Könige. — Am 19. Glänzendes Bankett der Grossirer in der Börse, deren Lokalitäten mit Blumen, Fahnen, Büsten und Gemälden zu dieser Gelegenheit von hervorragenden Künstlern hergestellt. Beim Feste waren der Kronprinz, die Minister, die Sprecher und Vicesprecher des Folke- und Landstings, eine große Anzahl bedeutender Gelehrter, Beamter und Militärpersonen zugegen. Der Kronprinz, der Vorstand der großen nordischen Telegraphen-Aktiengesellschaft Etatsrath Tietgens, Admiral Bille, Professor Madvig,*) Etatsrath Melchior u. s. w. hielten Festreden. Zu gleicher Zeit wurde in einem anderen Lokale der Mannschaft ein Fest gegeben. Abends Fest des Studentenvereins, des schwedischen National- und des norwegischen Vereins.

Einer Einladung nach Lund hatte ich nicht Folge geben können, da S. Majestät König Oskar den Wunsch ausgesprochen hatte, daß wir zuerst am Stockholmer Schlosse schwedischen Boden betreten möchten.

Es war die Uebereinkunft getroffen, daß unser Einzug in Stockholm erst am Abend des 24. April stattfinden solle; wir reisten aber von Kopenhagen schon in der Nacht zum 20. ab, um die Gewißheit zu haben, nicht etwa in Folge von widrigem Wind oder anderen unvorhergesehenen Widerwärtigkeiten zu spät zu den Festen in Schwedens Hauptstadt zu kommen. Durch diese Vorsichtsmaßregel kamen wir bereits am 23. an den Stockholmer Insel-Schären an, so daß wir gezwungen waren in der Nacht vom 23. zum 24. bei Dalarö still zu liegen. Hier traf uns der kommandirende Admiral

*) Der berühmte Philolog, früher Oberbibliothekar an der Universitäts- oder sog. Runden-Thurms-Bibliothek und in späterer Zeit Konferenzrath und Minister. — Anmerk. d. Bearb.

Lagercrantz, der auf Befehl des Königs mit dem Dampfer „Sköldmön“ uns unsere Familien zuführte.

Am 24. Morgens 8 Uhr lichtete die Vega Anker um langsam Vaxholm vorbei nach Stockholm hinein zu dampfen. Wir trafen unzählige mit Flaggen geschmückte von Jubelrufen widerhallende Dampfböte auf unserem Weg. Je näher wir Stockholm kamen, desto mehr wuchs die Anzahl der Dampfer, welche je zwei zu zwei, die Vega voran, sich langsam dem Hafen näherten. Bunte Laternen schimmerten auf den Schiffen, Feuerwerkskörper wurden abgebrannt, und der Donner der Kanonen mischte sich unter die schallenden Hurrah's von Tausenden von Zuschauern. Nachdem wir dann beim Kastellholm mit Salutschüssen begrüßt worden waren, wurde um 10 Uhr Nachmittags auf dem Strome von Stockholm der Anker geworfen.

Die Königin des Mälarsees, Stockholm, hatte bei der Gelegenheit ein Festgewand von unvergleichlicher Pracht angelegt. Die Stadt, vorzüglich die den Hafen umgebenden Gebäude — waren illuminirt. Besonders hatte S. Majestät der König Alles aufgeboten um den Empfang der von ihm seit Anfang an so warm und huldreich begünstigten Vega-Expedition so großartig wie möglich zu machen. Das ganze königliche Schloß schwamm bei unserer Ankunft in einem Meer von Licht und Flammen, und war mit Emblemen und Namenschiffern, unter denen auch der Namen des jüngsten Matrosen der Vega nicht vergessen war, geschmückt.

Vom Logård war eine zum Landungsplatz führende Estrade errichtet worden, wo der Oberstatthalter an der Spitze der Stadtbevollmächtigten uns mit einer kurzen Anrede begrüßte. Darauf wurden wir ins Schloß geführt, wo wir in Gegenwart Ihrer Majestät der Königin, der Mitglieder des königlichen Hauses, der höchsten Staats- und Hofbeamten, von Schwedens Könige auf das Großartigste im Namen des Vaterlandes willkommen geheißen wurden. Am 28. April wurde im königlichen Schlosse die Reihe der Wochenlang dauernden Feste mit einem Galadiner eröffnet.*)

*) Da die spezielle Aufführung dieser Feste für das deutsche Publikum im Allgemeinen wol von keinem Interesse sein dürfte, so habe ich mich auf obige kurze Auszüge beschränken zu müssen geglaubt. — Anmerk. d. Bearb.

Ich kann aber meine Leser nicht mit neuen Festverzeichnissen ermüden, und nur nochmals meiner Kameraden und meine eigenen Danksagungen für alle Ehrenbezeugungen und Huldverweisungen die wir sowol in fremden Ländern wie im skandinavischen Norden erhalten haben, aussprechen. Zum Schlusse aber will ich meiner Hoffnung Worte geben, daß die Art wie die Nachricht von der glücklichen Fahrt der Vega überall aufgenommen wurde, zu neuen Feldzügen im Dienste der Forschung aufmuntern möge, bis die Naturverhältnisse des sibirischen Eismeeres vollständig erörtert, bis die Schleier, welche noch heute die unermeßlichen Land- und Seegebiete am Nord- und Südpol umhüllen, vollkommen gelüftet sind, und bis der Mensch endlich, wenigstens die Hauptzüge des ganzen Planeten, welcher ihm zum Wohnsitz im Weltall angewiesen ist, kennt.

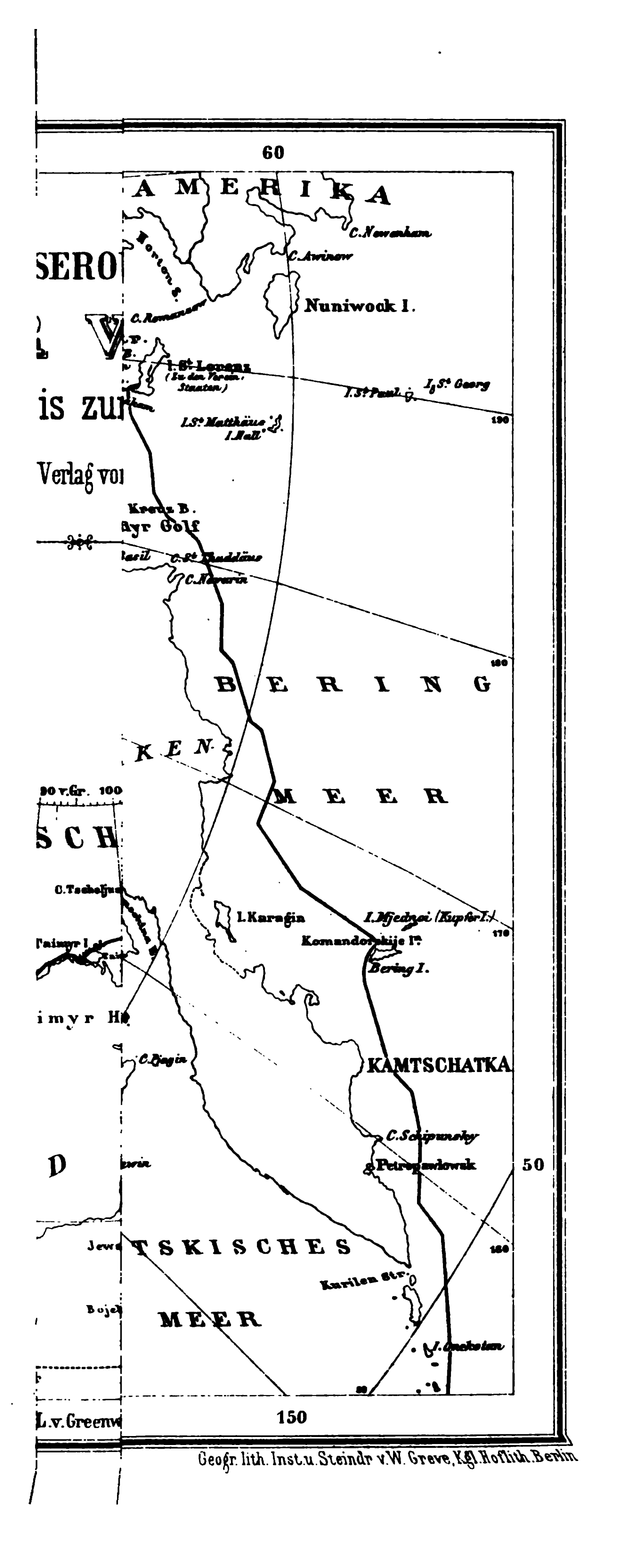
Schließlich herzlichen Dank meinen Begleitern auf der Fahrt der Vega, ihrem ausgezeichneten Befehlshaber Louis Palander, ihren Gelehrten und Offizieren, ihren Subalternen und Matrosen! Ohne ihren Muth und ihre Hingebung an die Sache der es galt, hätte die Frage der Nordost-Durchfahrt vielleicht noch auf ihre Lösung warten können.

Druckfehler.

Seite 167 Zeile 11 lies 1838 statt 1828.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Ludwig, Otto, **Zwischen Himmel und Erde.** 5. Aufl.	1 M.
— — **Reden oder Schweigen. — Der Todte von St. Anna's Kapelle.** Zwei Erzählungen	1 M.
— — **Die Heiterethei und ihr Widerspiel.** 3. Aufl.	2 M.
Möllhausen, B., **Vier Fragmente.** Roman. 2. Aufl.	3 M.
— — **Die Töchter des Consuls.** Roman. 2. Aufl.	3 M.
Raimund, Golo, **Gebrüder Spalding.** Erzähl. 2. Aufl. . .	1 M.
— — **Gesucht und Gefunden.** 2. Aufl.	1 M.
— — **Ein deutsches Weib.** Erzählung. 3. Aufl.	1 M.
— — **Kein Vertrauen.** Erzählung. 2. Aufl.	1 M.
— — **Liebesfreud und Liebesleid.** Erzählung. 2. Aufl. . .	1 M.
— — **Bauernleben.** Erzählung. 2. Aufl.	1 M.
— — **Ein hartes Herz.** Roman. 2. Aufl.	1,50 M.
— — **Zwei Bräute.** Roman. 2. Aufl.	1,50 M.
— — **Bürgerlich Blut.** Roman. 2. Aufl.	1,50 M.
— — **Ein Familienschmuck.** Roman. 2. Aufl.	1,50 M.
— — **Ein neues Geschlecht.** Erzählung. 2. Aufl.	1,50 M.
— — **Schloß Elkrath.** Roman. 2. Aufl.	2 M.
— — **Zweimal vermählt.** Roman. 2. Aufl.	2 M.
— — **Zwei Menschenalter.** Roman. 2. Aufl.	2 M.
— — **Verwaist.** Roman. 2. Aufl.	2 M.
Rau, Heribert, **Der Raub Straßburgs.** Roman. 2. Aufl. . .	2 M.
— — **Alexander v. Humboldt.** 3. Aufl.	2 M.
Roquette, Otto, **Der Maigraf.** Erzählung.	50 Pf.
Samarow, G., **Die Römerfahrt d. Epigonen.** 2. Aufl. . . .	2 M.
Schwartz, M. S., **Der Hänfling.** Roman. 2. Aufl.	2 M.
Schweichel, R., **Der Wunderdoctor.** Erzählung. 3. Aufl. . .	1 M.
— — **Der Krämer von Illiez.** Erzählung. 2. Aufl. . . .	1,50 M.
— — **Der Bildschnitzer vom Achensee.** 3. Aufl.	2 M.
Turgéniew, Iwan, **Dunst.** Erzählung. 3. Aufl.	1 M.
— — **Der König Lear der Steppe.** Erzählung	1 M.
— — **Tagebuch eines überflüssigen Menschen**	1 M.
— — **Eine Unglückliche.** Erzählung. 3. Aufl.	1 M.
— — **Neuland.** Roman. 3. Aufl.	1 M.
— — **Erzählungen eines alten Mannes.** 2. Aufl.	1 M.
— — **Väter und Söhne.** Roman.	2 M.
Wachenhusen, Hans, **Die ruhelose Seele.** Erzählung. 2. Aufl.	1 M.
— — **Der rothe Theo.** Erzählung. 2. Aufl.	1 M.
— — **s' Dorche.** Erzählung. 2. Aufl.	1,50 M.
— — **Die Gnädige.** Roman. 2. Aufl.	1,50 M.
— — **Der türkische Kosak.** Erzählung	1,50 M.
— — **Die Gräfin v. d. Nadel.** Roman. 8. Aufl.	1,50 M.
— — **Nur ein Weib.** Roman. 5. Aufl.	2 M.
— — **Um schnödes Geld.** Roman. 2. Aufl.	2 M.
— — **Die bleiche Gräfin.** Roman. 5. Aufl.	2 M.
— — **Die Hofdamen Ihrer Hoheit.** Roman. 2. Aufl. . .	2 M.
— — **Des Herzens Golgatha.** Roman. 3. Aufl.	2 M.
— — **Des Königs Ballet.** Roman. 4. Aufl.	3 M.
Winterfeld, A. v., **Garnisongeschichten**	1 M.



Geogr. lith. Inst. u. Steindr. v. W. Greve, Kgl. Hoflith. Berlin

a·14

Dies mai: hō: 20

Dies hō: 19 ½

a·13

Dies lon: hō: 19

Dies hō: 18 ½

a·12

Dies lon hō: 18.

Dies prolix hō 17 ½ ¼

a·11

FW 1567

63	
62	
61	85
60	
59	
58	
57	80

70 75